

**CORRESPONDENZ-
BLATT FÜR DIE
GELEHRTEN- UND
REAL-SCHULEN
WÜRTTEMBERGS**



HARVARD UNIVERSITY



**LIBRARY OF THE
GRADUATE SCHOOL
OF EDUCATION**

Educ P
181.1
v. 28
1881

HARVARD UNIVERSITY
GRADUATE SCHOOL OF EDUCATION
LIBRARY

Correspondenz-Blatt

für die

Gelehrten- und Realschulen

Württembergs.

Herausgegeben

unter der provisorischen Redaction von

Rector Dr. Ramsler
in Tübingen.

Achtundzwanzigster Jahrgang.

1881.

**Oberschule
Öhringen
Lehrerbücherel**

Z 12

T ü b i n g e n,
Verlag und Druck von Franz Fues
(L. Fr. Fues'sche Sortiments-Buchhandlung)

1881.

~~100-151-28~~

✓

UNIVERSITY
LIBRARY
Sept. 7, 1961

Heller (d.)

Inhaltsübersicht zum Jahrgang 1881.

A. Amtliche Mittheilungen.

Statistische Nachrichten über den Stand des Gelehrtenschulwesens in
Württemberg auf den 1. Januar 1881. S. 21 ff.

Statistische Nachrichten über den Stand des Realschulwesens in
Württemberg auf den 1. Januar 1881. S. 34 ff.

Statistische Nachrichten über den Stand der öffentlichen Elementar-
schulen in Württemberg auf den 1. Januar 1881. S. 27. 28.
51 f.

Übersicht über die der Kultmin.-Abtheilung f. Gel- und Realsch.
untergeordneten höheren Lehranstalten Württembergs und deren
Beamte und Lehrer etc. pro 1. April 1881. S. 53 ff.

Prüfungen und deren Ergebnisse. S. 110 ff. 289 f.

Erlass, betr. die Geographischen Bilder von A. Oppel und A. Ludwig,
S. 203.

Thema zu der Probeabhandlung für die philol. Professoratsprüfung.
S. 204.

B. Prüfungsaufgaben.

Bei der Abiturientenprüfung im Frühjahr 1881 am Gymnasium in
Heilbronn. S. 142 ff.

Bei der real. Prüfung im Frühjahr 1881. S. 260 ff. 336 ff.

C. Philologisches.

Die Traditionen über die Stiftung der olympischen Spiele, von Dr. P.
Knapp in Tübingen S. 1 ff.

Zu Tacitus Germania Cap. 30, I. v. K. in C. S. 72 ff.

- Bemerkungen zu Caes. bell. Gallicum I, I, von Repetent V. Wenning in Stuttgart. S. 77 ff.
- Ein grammatikalischer Skrupel über die tragbaren und tragfähigen Bäume, von J. W. L. in E. S. 80 ff.
- Vortrag über Thukydides von Prof. Dr. Ableiter in Ulm. S. 121 ff.
- Grammatikalisches von Oberreallehrer Reuter in Gmünd. S. 146 ff.
- Wie sind die alten Klassiker zu übersetzen? Von Dekan Krauss in Cannstatt. S. 175 ff.
- Zu Tacitus Germania von Dekan Krauss in Cannstatt. S. 185 ff.
- Über das von J. M. Schleyer erfundene System einer Weltsprache von Prof. Büchler in Öhringen. S. 211 ff.
- Zur älteren griech. Geschichte von Prof. Egelhaaf in Heilbronn. S. 218 f.
- Französisches von J. W. in L. S. 229 ff.
- Zu Tacitus Germania Cap. II. von Hochstetter. S. 237.
- Horaz, de arte poetica von Präc. Feucht in Tuttlingen. S. 237 ff. 329 ff.
- Zur Rettung des Tacitus von G. Fehleisen in Weinsberg. S. 245 ff.
- Einleitung in die historische Chronologie von Edmund Jäger. S. 295 ff. Nachtrag S. 373.
- Goethe's Faustdichtungen von O. Umfrid S. 381 ff. 489 ff.
- Schwache Punkte der Bäumlein'schen Grammatik von Prof. Graf in Stuttgart. S. 449 ff.
- Zu Horaz Oden IV, 12 von Rector Österlen in Stuttgart. S. 459 ff.
- Einige Familiennamen. S. 469 ff.
- Ein Beitrag zur Erklärung des König Ödipus von Geib in Geislingen. S. 480 ff.
- Vergleichung der lateinischen Schulgrammatik von Middendorf mit der von Hermann, von Prof. Dr. Ilg in Ellwangen. S. 514 ff.
- Aus Tibull III, 3, von Prof. Ludwig in Geislingen. S. 525 f.
- Bemerkungen zur Bacmeisterschen Übersetzung der Germania von Krauss in Cannstatt. S. 526 ff.
- Verbesserungen zum Regeln- und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung. S. 531.

D. Mathematisches.

- Geometrisches, von C. W. Baur in Stuttgart. S. 16 ff.
- Beweis hiezu von Binder in Ulm. S. 274 f.

- Vorschläge zu einer consequenteren Bezeichnungsweise in der Stereometrie von Seybold in Ludwigsburg. S. 160 ff.
- Zum Tactionsproblem. S. 163 ff.
- Geometrisches von J. W. in L. S. 233 ff.
- Arithmetische Aufgabe von Th. Sch. in R. S. 267.
- Geometrisches von Th. Sch. in R. S. 267.
- Der allgemeine oder verallgemeinerte Pythagoräer, von J. W. in L. S. 267 ff.
- Frage aus der Geometrie von G. Baur, Stud. d. Ingen.fachs. S. 479.
- Geometrische Aufgaben und Lehrsätze von Prof. Baur in Saulgau. S. 479 f.
- Zum Satz des Pythagoras, von Hertter in Calw. S. 521 ff.

E. Pädagogisches und Didaktisches.

- Über einen Missbrauch bei Nachhilfestunden von — R. — S. 167 ff.
- Der Sprachunterricht in den Unterklassen der Gelehrtschulen, von Fick in Blaubeuren. S. 169 ff. 452 ff.

F. Literarische Berichte.

- Amthor und Issleib's Volksatlas. S. 95.
- Andèl, das polychrome Flachornament. S. 88.
- Andrä, Erzählungen aus der griechischen und römischen Geschichte. S. 284.
- Armknacht, Eklogen. S. 368.
- Baisch-Elsässer, Lesemaschine. S. 532.
- Bauer, Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik, bearb. von Dr. K. Duden. S. 537.
- Bellermann, griechische Schulgrammatik. S. 536.
- Beyttenmiller, deutsche Sprach- und Stillehre. S. 90.
- Bohm, das Princip der Anschauung. S. 286.
- Bohm, französische Sprachschule. Ausg. für Schüler. S. 286.
- Bohm, französische Sprachschule. Ausg. für Lehrer. S. 286.
- Brehme, Briefe über Petersburger Erziehung. S. 87.
- Brenner, Lautz und Schmidt, Vorschule zur Zeichenschule. S. 88.
- Brenner, Lautz und Schmidt, Zeichenschule. S. 88.
- Brunnemann, ausgewählte Lustspiele von Molière. S. 371.

- Budde, Lehrbuch der Physik. S. 365.
- Callin, thierfreundliche Geschichten. S. 282.
- Cholevius, praktische Einleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze.
S. 89.
- Couard, der Brief Pauli an die Römer. S. 94.
- Dederling, Auswahl von Märchen. S. 280.
- Döhring, Lehrbuch der Geschichte der alten Welt. S. 535.
- Dressel, Enrico, di una antichissima iscrizione latina. S. 104.
- Dronke, Leitfaden für den Unterricht in der Geographie. S. 96.
- Eble, Mich., graphische Trigonometrie. S. 201.
- Eisert, Vorträge über darstellende Geometrie. S. 363.
- Frangenheim, Linearperspective. S. 85.
- Frauer, neuhochdeutsche Grammatik. S. 288.
- Glauning, Lehrbuch der engl. Sprache. II. Theil. S. 199.
- Gelbe, deutsche Sprachlehre. S. 279.
- Gräser, Louis XI par Casimir Delavigne. S. 371.
- Hädicke, vocabulaire française. S. 285.
- Hecker, résumé de l'histoire de la littérature française. S. 284.
- Heimer, Lehrbuch der französ. Sprache. S. 287.
- Hell, Liederbuch für Mittelschulen. S. 284.
- Henzler, Schulwandkarte von Württemberg. S. 369.
- Hohl, elementare geometrisch-algebraische Übungen. S. 467.
- Jaep, Britannia. S. 102.
- Ján, Dr. C. v., Übungen zur Erlernung und Repetition der latein.
Syntax. S. 198.
- Kapff, Studienkalender. S. 533.
- Keller, Elementarbuch für den Unterricht in der französischen
Sprache. S. 101.
- Klaiber, der Krieg gegen Frankreich. S. 92.
- Knauer, Naturgeschichte des Thierreichs. S. 281.
- Knauer, Naturgeschichte der Lurche. S. 281.
- Knörich, Friedrich d. Gr., histoire de mon temps. S. 371.
- Krähe, Bibelkunde des Neuen Testaments. S. 93.
- Kuenen, die deutschen Klassiker. S. 280. 366.
- Laun, Molière's Werke mit Commentar. S. 282.
- Leybold, mineralogische Tafeln. S. 282.
- Linning, der deutsche Aufsatz. S. 87.
- Marschall und Gutmann, deutsch. Sprachbuch. S. 86.

- Mehlhorn, die Bibel, ihr Inhalt und geschichtlicher Boden. S. 540.
- Meyer, der evangelische Religionsunterricht. S. 95.
- Michaelis, über die Entwicklung der Archäologie in unserem Jahrhundert. S. 361.
- Müller, D., Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volks. S. 280.
- Nagel, Schulgesangbuch. S. 369.
- Naumann, Göthes Götz von Berlichingen. S. 369.
- Rheinhard, Herm., C. Julii Caesaris commentarii de bello Gallico. S. 190.
- Ruthardt und Böhm, Hilfsbüchlein zu Holzers Übungsstücken. S. 534.
- Sachs, la petite Fadette von George Sande. S. 371.
- Sauer-Cattaneo, italien. Schul- und Conversations-Grammatik. S. 276.
- Schmitz, deutsch-französische Phraseologie. S. 372.
- Schridde, the Spectator. II. Theil. S. 372.
- Schulze, au coin du feu. S. 286.
- Schwegler's neue Rechenmaschine. S. 275.
- Sering, Auswahl von Gesängen für Gymnasien und Realschulen. S. 284.
- Sprechübungen, systematische französische. S. 102.
- Staiger, die Anwendung der Decimalrechnung. S. 466.
- Steup, Petits Contes pour les Enfants. S. 370.
- Swift, Gulliver's Travels. S. 372.
- Thümer, épîtres de Boileau. S. 371.
- Vöhringer, deutsches Rechtschreib- und Aufsatzbuch. S. 533.
- Völcker, ausgewählte Lieder des I. P. de Béranger. S. 370.
- Volz, Lehrbuch der Erdkunde. S. 540.
- Wallentin, Lehrbuch der Physik. S. 366.
- Warnke, Pflanzen in Sitte, Sage und Geschichte. S. 280.
- Weidmanusche Sammlung französ. und engl. Schriftsteller. S. 98.
- Werner, G., mineralog. und geolog. Tabellén. S. 364.
- Werner, H. A., the Spring by James Thomson. S. 103.
- Werner, H. A., Bibliothèque instructive des Écoles secondaires. S. 370.
- Werner, H. A., Histoire Générale de la civilisation en Europe par Guizot. S. 370.
- Wiemann, engl. Schülerbibliothek. S. 283.
- Wilcke, Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen in's Französische. S. 101.
- Wilke, the Vicar of Wakefield by Oliver Goldsmith. S. 539.
- Zirwik, Studien über griech. Wortbildung. Allgemeiner Theil. S. 194.

G. Lehrerversammlungen.

Die Jahresversammlung des Lehrervereins vom unteren Neckar.
S. 75 ff.

Bericht über die Versammlung der Lehrer an humanist. Anstalten
vom untern Neckar. S. 207 ff.

Metzinger Lehrerversammlung 1881. S. 359 ff.

H. Dienstnachrichten.

S. 109 f. 203. 289. 549.

An unsere Leser.

Vorgerücktes Alter und was den einen von uns betrifft auch schweres körperliches Leiden veranlassen uns die Redaktion des Correspondenz-Blattes mit dem neuen Jahre jüngeren Kräften zu überlassen. Indem wir somit von unsern Lesern freundlich Abschied nehmen und für die uns zutheilgewordene Unterstützung danken, bitten wir dem Blatte auch in Zukunft werththätiges Interesse zu bewahren.

Stuttgart 31. Dezember 1880.

Frisch. Kraz.

In Folge des im März d. J. eingetretenen Todes des Oberstudienrathes Dr. von Frisch und des Austritts des Herrn Prof. Dr. Kraz aus der Redaktion hat sich die Herausgabe des ersten Doppelheftes des neuen Jahrgangs und damit die Veröffentlichung vorstehender Kundgebung der beiden seitherigen Redakteure zu unserem grossen Bedauern über Gebühr verzögert. Es soll das Bestreben der neuen Redaktion wie des Verlegers sein, von jetzt ab für ein regelmässiges Erscheinen des Blattes Sorge zu tragen. Alle Lehrer an Gelehrten- wie die an Realschulen werden dringend

ersucht, auch fernerhin das Correspondenz-Blatt durch geeignete Beiträge zu unterstützen und solche gefälligst an einen der Unterzeichneten einzusenden.

Tübingen, 12. Juni 1881.

Die provisorische Redaktion: **Dr. Ramsler**

Die Verlagsbuchhandlung: **Franz Fues**
in Tübingen.

V o r w o r t.

Mit dem Jahre 1881 beginnt für das *Correspondenz-Blatt* ein neuer Abschnitt. Oberstudienrath **Dr. v. Frisch**, welcher vom Jahre 1837 (1855) an, seit 1858 im Verein mit dem verdienten Professor **Dr. Kraz** die Redaktion geleitet und die Besorgung des realistischen Theils des Blattes übernommen hatte, ist am 29. März 1881 von seinen langen Leiden durch den Tod erlöst worden. Es wird die Aufgabe einer berufeneren Feder sein, die Bedeutung des unvergesslichen Mannes für die Wissenschaft, um die er sich durch die Herausgabe der gesammten Werke unseres grossen Landsmanns **Kepler** so hoch verdient gemacht hat, in das gebührende Licht zu setzen. Ebenso kann es wohl kaum in unserer Absicht liegen, Frischs Verdienste um die Realschule in Stuttgart, welcher er gegen zwei Jahrzehnte vorstand und die sich unter ihm zu seltener Blüte hob, oder seine Bedeutung für das württembergische Realschulwesen überhaupt, dem er mit Leib und Seele angehörte, jetzt schon klar legen zu wollen. Es wird sich Zeit und Gelegenheit finden, auf die eine wie auf die andere Thätigkeit des Verstorbenen zurückzukommen. Vorerst beabsichtigen wir nichts weiter, als der Pflicht der Dankbarkeit zu genügen, indem wir rühmend und anerkennend des Mannes gedenken, der mit seltenem Takte und mit warmem Interesse, mit nicht genug anzuerkennender Milde und Rücksichtnahme und doch mit sicherer, fester Hand bis in sein spätes Alter hinein unser einheimisches *Correspondenz-Blatt* in denjenigen Bahnen leitete, die ihm sein eigenartiges Gepräge unter den Fachzeitschriften Deutschlands aufgedrückt haben.

Unterstützt von dem mit ihm einig gehenden, jetzt leider auch aus der Redaktion scheidenden Professor **Dr. Kraz** wusste **Frisch**, unbeirrt durch das anderwärts erschallende

Kampfgeschrei des Humanismus und des Realismus in unserer Zeitschrift leeres Gezänk zu vermeiden und in ihr dem Geiste der wahren Duldung eine Heimstätte zu sichern, jenem Geiste, der gleich weit entfernt ist von schwächlichem Aufgeben seiner Grundsätze, wie von blindem Anstürmen gegen andere Anschauungen, andere Bestrebungen. 'Noli turbare circulos meos', den Ruf jenes alten Mathematikers machte er nicht zu dem seinigen, so streitbar er auch seiner Natur nach sein mochte. Wir danken ihm das und achten ihn darob.

Auch das dürfen wir wohl auf der seitherigen Redaktoren Rechnung schreiben, dass bei der Bücherschau in unserem Blatte wenigstens bis in die neueste Zeit hinein nicht jener einschneidende, gehässige Stegreifritter-Ton, jener kaustische Kriticismus und Grobianismus sich breit machte, der zur Schande der deutschen Gelehrten- und Schriftstellerwelt an andern Orten beliebt wird und der seines Zweckes immer verfehlt.

Mögen Frisch und Kraz, welch letzterem hier gebührender Dank ausgesprochen sei für die Förderung, die er dem Correspondenz-Blatt angeeignet liess und für seine alleinige Mühewaltung während der Krankheit Frischs, in den oben berührten Punkten auch uns, die wir hiemit in die Redaktion des Blattes eintreten, ein Vorbild bleiben zu Nutz und Frommen der deutschen Lehrerwelt!

Tübingen im Juni 1881.

Rector Dr. Ramsler.

I. Die Traditionen über die Stiftung der olympischen Spiele.

Im Zusammenhang mit Forschungen über ältere peloponnesische Staatenverhältnisse und die Bedeutung von Olympia für dieselben sind die Traditionen über die mythische Stiftung der olympischen Spiele auch neuestens wieder — wenigstens theilweise — zum Gegenstand der Erörterung gemacht und in verschiedenem Sinne gedeutet worden. So von E. Curtius in einem Aufsatz „Sparta und Olympia“ Hermes 1878, S. 129 ff., und, die Aufstellungen von Curtius bestreitend, von G. Busolt in dem ersten Abschnitt seiner „Forschungen zur griechischen Geschichte“ (1880). Auch von einer Seite, von der es weniger zu erwarten war, wurden jene Traditionen angerufen; wenigstens eine derselben wurde mit archäologischen Beobachtungen, zu denen die deutschen Ausgrabungen zu Olympia Anlass gegeben, in Verbindung gebracht, um alte Zusammenhänge von Olympia mit dem Osten, mit Kreta zu erweisen (Furtwängler, „die Bronzen von Olympia“). Eine Zusammenstellung der reicher und mannigfaltiger als bei den übrigen griechischen Festspielen entwickelten Traditionen über die mythische Stiftung der olympischen Spiele — nur von dieser soll hier die Rede sein — hat Krause in seinem „Olympia“ (1838) S. 26 ff. gegeben ¹⁾, indess ohne irgend genügende kritische Verarbeitung. In den Darstellungen der griechischen Geschichte wie in den Handbüchern der griechischen Alterthümer und der Mythologie ist der Gegenstand, eingehender oder flüchtiger, behandelt; eine besondere, zusammenfassende und die hauptsächlichsten Erörterungen, die an ihn geknüpft worden sind, berücksichtigende Darstellung, die meines Wissens nirgends gegeben ist, mag doch von einigem Nutzen sein, abgesehen von dem Interesse, auf das in unsern Tagen alles rechnen darf, was sich auf Olympia bezieht; eine solche Darstellung ist darum im Folgenden versucht, soweit sie ohne weiter ausholende Erörterungen möglich ist.

Diejenige Überlieferung über die Stiftung der olympischen Spiele, welcher Pindar in der zehnten olympischen Ode den be-

1) Vgl. auch Meier in Ersch und Gruber's Encyclopädie III, 295 ff.

kanntesten Ausdruck verliehen hat, lässt sich bis in eine recht frühe Zeit hinauf verfolgen. Zwar dass Archilochus mit dem Hymnus, der in Olympia gesungen zu werden pflegte: „ὦ καλλίνικε χαῖρ' ἀνὰ ζῆ' Ἡράκλειε;“ κτλ. (Schol. Pindar Ol. IX, 1) Herakles als Stifter der Olympien bezeichnet habe (Busolt Forsch. I, 10 A.), lässt sich nicht erweisen; denn die Notiz des Scholion's, dass Archilochos diesen Hymnus in Olympia gedichtet habe, lässt sich in ihrer Entstehung zu einfach erklären, als dass sie Glauben beanspruchen könnte. Dagegen ist ganz glaubhaft, was Ephorus Fragm. 15 (Müller Fragm. hist. Graec. I, 237) berichtet: König Pheidon von Argos habe seine Ansprüche auf die olympische Agonothese mit der Berufung auf Herakles, den Ahnherrn seines Hauses, begründet. Es war aber die achte Olympiade (748/45 v. Chr.), in welcher König Pheidon mit Anmassung der Agonothese die olympischen Spiele feierte (Pausan. VI, 22, 2) ¹⁾. Damit ist also gegeben, dass diese Tradition 30 Jahre nach der ersten gezählten Olympiade, die ohne Zweifel identisch ist mit der Olympiade, in welcher Iphitos das Fest reorganisirte, bereits bestand ²⁾. Genau ein Jahrhundert später, in der 33. Olympiade (648/45) lässt sie sich durch Combination einiger Stellen nachweisen, was bisher übersehen worden zu sein scheint. Pausanias (V, 8, 8) berichtet, Lygdamis, der erste Sieger im Pankration, habe nach der Versicherung der Syrakusaner, die ihm ein Grabmal bei den Steinbrüchen gesetzt, den thebanischen Herakles an Grösse erreicht ³⁾. Die nähere Ausführung gibt die Notiz bei Eusebius (ed. Schöne I p. 198), dass Lygdamis („ὑπερμεγέθης“) das Stadion mit seinen Füssen ausmessen konnte, indem er ihr Mass sechshundertmal auf der Bahn abtrug. Eben dadurch erwies er sich an Grösse dem Herakles gleich, der das Stadion mit seinen Füssen ausgemessen und 600 Fuss lang gemacht hatte. Galt aber Herakles

1) Wir folgen damit der überlieferten Zahlangabe bei Pausan. a. O., die sich gegenüber der von Weissenborn vorgeschlagenen und vielfach (u. a. von Busolt) angenommenen Substituierung der 28. Olympiade als Lebenszeit des Pheidon mit vollkommen genügenden Gründen vertheidigen lässt.

2) Über die Identificirung derersten gezählten Olympiade mit der des Iphitos vgl. die Litteratur bei Busolt a. O. S. 7.

3) Dass diess auf dem Grabmal des Lygdamis gestanden sei, sagt zwar Paus. nicht ausdrücklich, es ergibt sich aber aus dem Zusammenhang mit grosser Wahrscheinlichkeit.

als Begründer des Stadionagon's, des unbezweifelten ältesten aller Agone, so ist klar, dass in dieser Überlieferung kein anderer Stifter der olympischen Spiele vor dem thebanischen Herakles Platz hatte. Dass Pythagoras die Tradition von der Ausmessung des Stadion's durch Herakles gekannt hat, berichtet Plutarch bei Gellius N. A. I, 1 (vgl. Hultsch Metrologie S. 32); das Angeführte zeigt, dass sie schon ein Jahrhundert früher lebendig war. Die Stiftung der olympischen Spiele durch Herakles wird nun in unsern Quellen von Anfang an mit seinem Sieg über Augeas in Verbindung gebracht. Diese Beziehung liegt schon darin, dass nach Ephorus a. O. Pheidon von Argos nicht bloss Anspruch auf die Agonothese, sondern auch auf die von Herakles eroberten Städte erhob. Ausdrücklich werden die beiden Thatsachen in Zusammenhang gesetzt von Apollodor II, 7, 2; Paus. V, 8, 3 (vgl. 3, 1) ¹⁾. Den glänzenden Mittelpunkt von Pindar's zehnter olympischer Ode bildet die Schilderung, wie Herakles „ἀρχαίῳ σάματι παρ Πέλοπο“ („an des Pelops Hünengrabe“ M. Schmidt) den Boden von Olympia weihte und pentaeterische Spiele stiftete, welche zum ersten Mal gefeiert wurden von den Helden, die ihm Heerfolge geleistet; — es war die Siegesfeier, nachdem die Molioniden Kteatos und Eurytos gefallen und Augeas selbst getödtet war. Dass indess das, was dieser Siegesfeier vorangegangen, nicht durchaus ehrenvoll für Herakles war, wird von Pindar nicht verschwiegen. Das Heer des Herakles war von den Molioniden geschlagen worden (V. 32 f.); auch Pausanias (V, 2, 1) gibt diess an und die Darstellung bei Apollodor a. O., sowie die bei Diodor (IV, 33) sind nur Versuche, diese Überlieferung abzuschwächen ²⁾.

Hat nun Pindar und seine Zeit nur den thebanischen Herakles, den Sohn der Alkmene, als Stifter der olympischen Spiele gekannt? Als solchen finden wir den idäischen Herakles zuerst erwähnt bei Strabo und Diodor. Als „ἡκίστα φιλομυθῶν“ (X p. 474) weist Strabo in seiner Erörterung über den Ursprung der olympischen Spiele (VIII p. 354) zunächst die auf denselben bezüglichen mythischen Traditionen zurück; „man muss“, bemerkt er, „die alten

1) Die weiteren Zeugnisse s. bei Krause, Olympia S. 29, 6; Hermann, Gottsed. Alterth. § 49, 2.

2) Vgl. Grote, Griech. Geschichte (übers. v. Meissner) I, 113.

Sagen über die Gründung des Heiligthum's und über die Stiftung des Agon's bei Seite lassen, welche theils Herakles, einen der idäischen Daktylen, für den Stifter desselben erklären, theils den Sohn der Alkmene und des Zeus, der auch der erste Wettkämpfer und Sieger gewesen sei; denn derartiges wird vielfach erzählt, aber nicht sehr geglaubt“. Die Zurückführung der olympischen Spiele auf den idäischen Herakles umgab dieselben mit dem Nimbus eines noch höheren, ehrwürdigeren Alters; denn die idäischen Daktylen galten für älter, als der thebanische Herakles; von Eusebius (I p. 183) werden sie in die Zeit des vierten attischen Königs Erichthonios, die *ἄθλοι* des thebanischen Herakles in die Zeit des neunten Königs Ägeus gesetzt (vgl. auch Paus. IX, 27, 8). Diodor gibt in einem Abschnitt über die idäischen Daktylen (V, 64) die Erörterung gewisser Schriftsteller wieder, welche gegen die Tradition von der Stiftung der Olympien durch den thebanischen Herakles polemisirten und sich zum Erweis ihrer Annahme, dass es der idäische gewesen sei, auf die magisch-telestische Bedeutung des Heros beriefen, die mit dem Charakter des thebanischen Herakles unvereinbar (dagegen für einen idäischen Daktylen passend) sei — eine freilich ganz unhaltbare Voraussetzung, wie schon Wesseling (z. d. St.) und eingehend Lobeck *Aglaopham.* p. 1171 ff. nachgewiesen.

In der von Pausanias als Einleitung zu seiner Beschreibung von Olympia gegebenen Geschichte der Entstehung und allmählichen Entwicklung der olympischen Spiele (V, 7, 6 ff.) steht der idäische Herakles an der Spitze der mythischen Ordner der Spiele. Kronos — so erzählten „*Ἡλείων οἱ τὰ ἀρχαιότατα μνημονεύοντες*“ — habe zuerst die Herrschaft im Himmel gehabt, und von den damaligen Menschen, welche das goldene Geschlecht hiessen, sei ihm ein Tempel in Olympia erbaut worden. Als Zeus geboren wurde, habe Rhea die Bewachung des Kindes den idäischen Daktylen, auch Kureten genannt, anvertraut; diese seien von dem kretischen Ida gekommen, Herakles, Paionaios, Epimedes, Jasios und Idas oder Akesidas (c. 14, 7); Herakles, der älteste, habe einen Wettlauf unter seinen Brüdern veranstaltet und den Sieger mit einem Kranz von wildem Ölbaum bekränzt; auch die penteterische Wiederkehr der von ihm gestifteten Spiele habe er festgesetzt, sintemal er und seine Brüder fünf an der Zahl waren. Zeus selbst soll hier mit Kronos um die Herrschaft gerungen oder

zur Feier der Besiegung desselben (? der Titanen? — die Lesart ist nicht ganz sicher) die Kampfspiele angeordnet haben (vgl. Paus. VIII, 2, 1).

An diesen verheissungsvollen Anfang wird dann zunächst die weitere Mähr von einem Nachkommen des idäischen Herakles angeknüpft (V, 8, 1); Klymenos, etwa im fünfzigsten Jahr nach der deukalionischen Überschwemmung aus Kreta, und zwar aus Kydonia (VI, 21, 6) gekommen, ordnete die Spiele und errichtete sowohl den andern Kureten, als seinem Ahnherrn Herakles, den er Parastates nannte, einen Altar in Olympia, er wurde aber später von Endymion, des Aethlios Sohn, vertrieben.

Diese eileische Tradition, die den Ursprung der olympischen Spiele bescheiden an den Anfang der Welt anknüpft, hat schon Lobeck Aglaoph. p. 1168 ff. in seiner classischen Weise gewürdigt und in die Elemente zerlegt, aus denen sie entstanden zu denken ist. Wurde der Ruhm der Auferziehung des Zeus für Olympia in Anspruch genommen ¹⁾, so durfte es auch nicht wohl an einem Lokal fehlen, wohin sie verlegt wurde. In der That wird in der in die Sammlung pindarischer Gedichte aufgenommenen 5. olympischen Ode eine idäische Höhle (Ἰδαίων ἄντρον) für Olympia bezeugt ²⁾. Dieser Höhle wurden Bewohner in den fünf Daktylen gegeben, die den Zeus auferzogen. Von jenen Namen derselben sind Paionaios, Jasios und Akesidas durchsichtig genug, sie be-

1) Nicht gerade der Geburt des Zeus, wie Welcker Gr. Götterl. II, 242 mit Recht hervorhebt.

2) Welcker Gr. Götterl. a. O. bestreitet, dass durch die Worte V. 17 f.: „σωτήρ ὕψινοφῆς; Ζεῦ Κρόνιόν τε ναίων λόφον τιμῶν τ' Ἄλφειόν εὐρὸ βέροντ' Ἰδαίων τε σεμνὸν ἄντρον“ eine idäische Höhle in Olympia bezeugt werde. Darin hat W. ohne Zweifel Recht, dass Demetrios von Skepsis (s. Schol. Böckh p. 125) nicht als Gewährsmann dafür angeführt werden darf. Aber die von Welcker angenommene Beziehung auf die idäische Höhle in Kreta erscheint sehr gezwungen und ist ausserdem auf eine zweifelhafte Vermuthung über die Abstammung des Siegers Psaumis gegründet. Eine unbefangene Betrachtung jener Worte wird sich nicht davon überzeugen können, dass das Ἰδαίων ἄντρον, eng verbunden mit dem Kronoshügel und dem Alpheios, ein anderes als ein olympisches Local bezeichnen soll. „Dass schon Pindar ein Zeugniß ablege für eine idäische Höhle in Olympia“ (W.), müsste allerdings überraschen; indess wird ja die 5. olympische Ode, die erst von Didymos in die Sammlung der pindarischen Gedichte aufgenommen wurde, von den meisten neueren Forschern für unächt erklärt.

zeichnen ihre Träger als heilende Dämonen, — sei es nun, dass sie ad hoc fingirt oder von gewissen Localheroen wohlthätigen Charakters übertragen wurden. Eben der Charakter magischer Heilkraft, eine besonders in späterer Zeit ausgebildete Seite in dem Wesen der Daktylen, erklärt auch die Verbindung des Herakles mit diesem Verein (vgl. die Erörterung von Diodor a. O.), und gerade an den Altar, an welchem Herakles als Parastates verehrt wurde, mochte die Erfindung von jenen fünf Daktylen oder Kureten anknüpfen, die von Kreta nach Olympia ausgewandert. Dass nun Pindar und seine Zeit die Tradition von dem idäischen Herakles als Stifter der olympischen Spiele noch nicht gekannt haben, hat ebenfalls Lobeck schlagend nachgewiesen. Unmöglich hätte Pindar den Ruhm dieser Stiftung auf den thebanischen Herakles in der Weise übertragen können, wie er es in der zehnten olympischen Ode gethan hat, wenn eine solche Tradition bereits vorhanden gewesen wäre. Auch Herodot kennt nur zwei Herakles, den thebanischen und den tyrischen, und gegen Herodot sucht Plutarch (*περὶ κλαυθ. Ἡρ.* c. 14) auf Grund seiner ausgebreiteten Belesenheit zu erweisen, dass den alten Dichtern nur Ein Herakles bekannt gewesen sei. Man könnte etwa auch noch ein specielles Argument daraus entnehmen, dass Pindar in jener Ode den Herakles dem vorher namenlosen Kronoshügel diesen Namen beilegen lässt; das konnte er doch nur dann, wenn er die mit der Beziehung auf Kronos eng verbundene Tradition vom idäischen Herakles noch nicht kannte.

Wie die Erzählung von der Aufziehung des Zeus und der damit zusammenhängenden Stiftung der Spiele durch den idäischen Herakles, so trägt auch die in pragmatisirender Weise an dieselbe angeknüpfte Geschichte von seinem Nachkommen Klymenos den Stempel dürftiger und später Erfindung. Wenn derselbe von dem kretischen Kydonia gekommen sein und in der alten Nachbarstadt Olympia's Phrixa das Heiligthum der Athena Kydonia gegründet haben soll, so dürfte es gerathener sein, hierin eine ätiologische Combination nicht ganz unbekannter Art zu erblicken, als' eine ächte alte Tradition (Furtwängler, Bronzen von Ol. S. 104 A. 2). Dass Klymenos auch vom Fluss Jardanos gekommen ist (Paus. a. O.) und nun ein Küstenfluss bei der olympischen Ebene Jardanos hiess, beweist unter diesem Gesichtspunkt höchstens, dass jene Combination

schlau genug war, zwei Dinge mit einem Schlag zu erklären. Es soll damit keineswegs geläugnet werden, dass alte Zusammenhänge, namentlich Kultzusammenhänge zwischen Phöniciern bez. Kreta und Olympia bestanden haben; eine semitische, ohne Zweifel phöniciere Ansiedlung in der Nähe von Olympia bezeugt u. a. gerade der Flussname Jardanos ¹⁾. Nur kehre man nicht auf den schon von Lobeck bekämpften Standpunkt Höck's (in seinem „Kreta“) zurück und benütze nicht zum Erweis solcher realer Zusammenhänge dürftige und abenteuerliche Traditionen, denen die Erfindung und ihre Absicht an der Stirn geschrieben steht ²⁾. An dem hohen Alter des Rhea- und Kronoskults in Olympia darf freilich nicht gerüttelt werden. Zwar der Tempel der Göttermutter, das jüngst aufgedeckte Metroon, ist unter den drei Tempeln Olympia's der späteste, seine Erbauung kann nach den „Ausgrabungen zu Olympia“ IV S. 33 annäherungsweise in das 4. oder 3. Jahrhundert vor Chr. gesetzt werden; aber der Altar des Kronos und der Rhea wird schon von Herodoros bezeugt (Schol. Pind. Ol. V, 10); und eine Bestätigung des hieraus sich ergebenden Alters des Rheakults in der Altis scheint sich von archäologischer Seite durch den Umstand zu ergeben, dass in der Nähe eines Altar's an der Westseite des Metroon's in der tiefsten Schicht mehrere Kymbala gefunden wurden, „die ohne Zweifel dem Kult der *μήτις θεῶν* zuzuschreiben sind, für welchen ihr Gebrauch schon durch ein Zeugnis Pindar's (Fragm. 48 Böckh) feststeht“ (Furtwängler a. O. S. 33). Wenn ferner auf dem Gipfel des Kronion die sog. *Βεσίλας* zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche dem Kronos opferten (Paus. VI, 20, 1), so ist an der Alterthümlichkeit dieses Kults gewiss nicht zu zweifeln.

Mit der im Obigen vertretenen Ansicht über Alter und Werth der bei Pausanias vorliegenden Tradition über die älteste Stiftung der olympischen Spiele ist auch die Schätzung der damit zusammenhängenden Legende gegeben, dass Zeus mit Kronos in Olympia

1) Über Kultzusammenhänge zwischen Phöniciern und dem Peloponnes, namentlich Elis vgl. ausser Curtius Peloponnes II, 10 f. Baudissin, Studien zur semit. Religionsgesch. II, 166. 198 und die dort angegebene Literatur.

2) In denselben will auch Petersen, Kunst des Pheidias S. 346 „bei vielen späteren Zusätzen einen ächten Kern“ erkennen.

gerungen habe (V, 7, 10; VIII, 2, 1¹⁾). Es ist die nachträglich (und zwar spät) gemachte Aufstellung eines mythischen Vorbilds für den gymnischen Agon, und nicht umgekehrt ist der Agon die Nachbildung eines geglaubten mythischen Vorgangs (Petersen Kunst des Pheidias S. 20). Überhaupt in den meisten Fällen, wo Agonen an mythische Vorbilder geknüpft werden, als deren Nachahmung sie erscheinen sollen, ist diese Vorstellung einfach als ein Ausfluss der weitgreifenden griechischen Neigung zu betrachten, menschliche Vorgänge in eine ideale, göttliche Sphäre zu erheben und ihnen so eine höhere Weihe zu verleihen; und die ursprüngliche Beziehung der Agone zur Gottheit darf doch wohl in nichts anderem gesucht werden, als in dem Streben, ausser dem Schönsten und Besten von andern Dingen auch die leibliche Trefflichkeit vor den Göttern darzulegen (so Schömann Gr. Alterth. II, 70; dagegen Petersen a. O.).

Auf den idäischen Herakles und seinen Abkömmling Klymenos von Kreta folgt nun in der mythischen Vorgeschichte der olympischen Spiele bei Pausanias eine längere Reihe von Ordnern derselben. Zunächst des Aethlios Sohn Endymion, der Klymenos vertrieben hatte; etwa ein Menschenalter nach Endymion feierte Pelops die Spiele dem olympischen Zeus zu Ehren glänzender, als alle vor ihm; weiter Amythaon; Pelias und Neleus; sodann Augeas und endlich Herakles, des Amphitryon Sohn, nach der Eroberung von Elis. Bei dieser letzteren Feier ist bereits eine grössere Reihe von Kampfarten vertreten: ausser dem Wettlauf das Ringen, der Faustkampf, das Pankration, das Wagenrennen und das Pferderennen. Mit Oxylos, der die Herakliden in den Peloponnes führte, wird die Geschichte der Spiele in die historische Zeit übergeleitet.

Mit diesem Bericht des Pausanias über die mythische Vorgeschichte der Olympien stimmt nun im Wesentlichen überein der von Sext. Julius Africanus, dem Vater der christlichen Chronographie, seinem Olympionikenverzeichniss als Einleitung vorangestellte Abschnitt „περὶ τῆς θέσεως τοῦ ἀγῶνος τῶν Ὀλυμπίων“

1) Dass die Bemerkung des Pausanias VIII, 2, 1 auf dieselbe Quelle zurückgeht, wie V, 7, zeigt neben der Gleichheit des Überlieferten die Andeutung über die Gewährsmänner, die in dem Satz liegt: ἐπανάγουσι-αὐτόν (den Agon) εἰς τὰ ἀνωτέρω τοῦ ἀνθρώπων γένους, analog dem Ἡλείων οἱ τὰ ἀρχαιότατα μνημονεύοντες V, 7, 6.

(Eusebius ed. Schöne I p. 192). Hiernach lassen „οἱ παρρωτάτω τοῖς γρόνοις τὴν θέσιν αὐτοῦ προάγοντες“ (vgl. die Ausdrücke bei Pausan. oben S. 77 A. 1) die Spiele von einem der idäischen Daktylen gestiftet werden ¹⁾. Dann folgen als Agonotheten Aethlios und sein Sohn Epeios, Endymion, Alexinos, Oinomaos; weiter feierte Pelops die Spiele zu Ehren seines Grossvater's Zeus, endlich Herakles, der Sohn der Alkmene und des Zeus. — Erwägt man diese Ähnlichkeit zwischen Pausanias und Julius Africanus und die Stellung des Stücks bei Pausanias an der Spitze eines Abschnitts, in dem P. unzweifelhaft aus einem Olympionikenverzeichniss geschöpft hat, so lässt sich die Vermuthung nicht abweisen, dass die mythische Vorgeschichte der Olympien (c. 7, 6—8, 4) eben einer solchen ἀνυχραφή (d. h. nicht den Urkunden selbst, sondern einer litterarischen Quelle, einem Handbuch) entnommen ist ²⁾.

Eine von dem Bericht des Pausanias, und ebenso von dem des Africanus abweichende, merkwürdige Tradition ist uns nun bei Phlegon von Tralles Fr. 1 (Müller Fr. h. gr. III, 603) erhalten. Von dem idäischen Herakles ist hier keine Rede, vielmehr werden als erste Begründer der olympischen Spiele aufgeführt: Peisos, Pelops und Herakles, Sohn des Amphitryon. Pelops hält den Agon zu Ehren des Oinomaos, Herakles zu Ehren des Pelops. Sogar das delphische Orakel lässt sich hier herbei, diesen historischen Aufschluss über die Stiftung der Spiele zu geben. Es sieht fast aus, als ob mit der durch die Pythia sanktionirten Erzählung, die in

1) Es ist interessant, dass diese mythische Stiftung durch einen idäischen Daktylen (Herakles) sogar inschriftlich zu einer chronologischen Bestimmung oder vielmehr Spielerei verwendet worden ist. Auf dem 1879 gefundenen Bronzediskus Archäol. Zeitung 1880 S. 64 (n. 356) ist eine Doppeldatirung gegeben, Ol. 255 (d. h. 241.44 n. Chr.) = Ol. 456. Dittenberger hat ohne Zweifel Recht, wenn er annimmt, dass die letztere Zahl an die allererste mythische Einsetzung (durch den idäischen Herakles) anknüpft. Es müsste demgemäss ein chronologisches System existirt haben, wornach jene erste Einsetzung um 201 Olympiaden vor die erste gezählte fiel; ein solches lässt sich freilich, wie es scheint, nicht nachweisen; nach Eusebius (s. ob. S. 4) würden nur etwas über 700 Jahre herauskommen.

2) Diese Vermuthung hat Hirt, de fontibus Pausan. in Eliacis (Greifswald 1878) p. 14 ausgesprochen. Den Abschnitt bei Africanus glaubt Gelzer, Sext. Julius Africanus S. 168 auf den Eleer Aristodemos, einen Olympionikenforscher, zurückführen zu können. Indess reicht „die spezifisch eleische Tendenz“ des Berichts doch nicht aus, um diese Vermuthung zu stützen.

dem Orakelspruch etwas gewaltsam herbeigezogen erscheint, eine oder mehrere abweichende Traditionen beseitigt werden sollten. Weiterhin wird dann berichtet, dass Lykurg, Iphitos und Kleosthenes von Pisa (der sonst nirgends genannt wird) gemeinsam die olympische Panegyris geordnet haben. Es ist unverkennbar, dass in dieser Tradition mit ihrer Zurückführung auf einen mythischen Eponymos von Pisa (nach der Nebenform Πεῖσζ, Πεῖσσι; — bei Paus. V, 17, 9 und VI, 22, 2 Πῆσος) und auf einen König von Pisa eine pisatische Tendenz sich geltend macht. Zweifelhafter ist, ob man den Kreis, in dem diese Tradition entstanden ist, näher bezeichnen kann, wie diess Busolt, Forschg. z. gr. Gesch. I. S. 7 thut, der aus der „ausgeprägt hieratischen Färbung der ganzen bei Phlegon Fr. 1 erhaltenen kurzen Geschichte der Entstehung und ersten Entwicklung der Olympien“ den Schluss zieht, dass der Ursprung der Tradition auf die olympische Priesterschaft zurückzuführen sei. Das Fragment enthält gute, als historisch anzusehende Nachrichten, und es ist darum anzunehmen, dass die Tradition von Peisos (Pisos) eine verhältnissmässig alte ist. Sie liegt übrigens, was bisher nicht beachtet worden, offenbar auch in einer Notiz des Etymolog. Magn. (623, 16) vor, wornach Olympia nach der Gemahlin des Pisos den Namen erhalten hat¹⁾. Indess ist diese Tradition, welche den Ursprung der olympischen Spiele an den schattenhaften Eponymos von Pisa, Pisos oder Peisos, anknüpft, jedenfalls einzelt geblieben und hat es zu keiner Popularität zu bringen vermocht.

Wir haben gesehen, dass die im Alterthum verbreitetste und populärste Tradition, welche die Stiftung der olympischen Spiele auf den thebanischen Herakles zurückführt, nach dem uns vorliegenden Material auch die älteste Tradition gewesen ist. Nun heisst es bei Paus. V, 4, 6, nachdem angegeben, Iphitos habe von dem delphischen Orakel das Geheiss erhalten, die olympischen Spiele zu erneuern: „auch überredete Iphitos die Eleer, dem Herakles zu opfern, sie, die früher den Herakles für ihnen feindselig angesehen hatten“. Dieser Satz ist die Basis, auf welcher Busolt a. O. S. 10 f. folgende historische Folgerungen aufbauen zu dürfen glaubt.

1) So hat auch der als Stifter der Spiele gedachte thebanische Herakles dem Ort derselben den Namen Olympia gegeben, Schol. Pindar Ol. V, 10.

Zunächst werden die Eleer als ätolische Eleer bezeichnet und dabei neben Paus. a. O. Hekataeus (bei Strabo VIII p. 524) citirt, der die Epeer von den Eleern unterscheidet und jene mit Herakles gegen Augeas zu Felde ziehen lässt. „Jene Tradition, dass Herakles, der Begründer der Olympien, den ätolischen Eleern ursprünglich feindselig gewesen sei, hatte ihren guten Grund. Wir finden nämlich in dem Pisatenland Spuren eines alten bedeutenden Herakleskultus Die ätolischen Eleer betrachteten also den H. als einen feindlichen Heros, weil er ein Schutzgott der Pisaten war. Nachdem sie aber den Pisaten den grössten Theil ihres Landes mit Olympia entrissen hatten, übernahmen sie nach hellenischem Gebrauch auch die Pflege der gangbaren Kulte des unterworfenen Landes. Mit andern Worten: Iphitos überredete die Eleer, dem Herakles zu opfern“. Die Grundlage dieser Argumentation Busolt's, ist nun aber keineswegs haltbar. Es ist zunächst principiell verfehlt, als Beleg für den ersten Satz neben Pausanias den Hekataeus zu citiren, dessen Bericht über das Verhältniss der Epeer und der Eleer von der Darstellung des Pausanias (und des Apollodor) vollständig abweicht¹⁾. Die Betrachtung des Zusammenhangs der Erzählung bei Pausanias ergibt eine andere einfache Deutung der Angabe, dass Iphitos die Eleer überredet habe, dem Herakles zu opfern, — eine Deutung, die freilich keine historische Folgerung zulässt. Die Eleer (gerade nicht die ätolischen) mussten mit Herakles versöhnt werden, der sie unter ihrem König Augeas bekriegt hatte; es musste mit andern Worten erklärt werden, warum die Eleer dem H. einen Kult weihen und die olympischen Spiele auf ihn zurückführten, nachdem er ihnen doch feindlich gegenüber gestanden war. Und auch die Pisaten hatten ja nach der Darstellung des Pausanias (V, 3, 1) an dem Krieg gegen Herakles Theil genommen, und H. war nur durch einen Orakelspruch abgehalten worden, sie dafür zu strafen. Wenn Busolt als Spuren eines alten bedeutenden Herakles-Kultus in dem Pisatenland anführt, dass eine der pisatischen Achtstädte Herakleia hiess, und dass an der Grenze

1) Die von Busolt nach dem Vorgang von E. Curtius vertretene Ansicht über die älteren Völkerverhältnisse der Landschaft Elis (Kaukonen [Ureinwohner] — Epeer — ätolische Eleer) sucht B. Niese, Sybel's histor. Zeitschr. 1880, 390 als eine unhistorische Construction nachzuweisen.

zwischen der Pisatis und Arkadien ein zerfallenes („altes“ B.) Heraklesheiligthum stand (Paus. VI, 21, 3), so beweist wenigstens das letztere Zeugniß sehr wenig. Zu Pausanias' Zeit lagen bekanntlich schon viele Tempel in Trümmern, ohne deswegen immer in hohes Alterthum zurückzureichen; wie denn der Perieget unmittelbar nach der Nennung jenes Heiligthums (§ 4) einen ebenfalls in Trümmern liegenden Tempel des Asklepios (also einer verhältnissmässig sehr jungen Gottheit) beschreibt. Eher hätte B. das Schnitzbild des Herakles in Pisa nennen können, das nach Apollodor II, 6, 3 Dädalos verfertigt hatte. Dieses wird denn auch schon von K. O. Müller Dorier I, 447 zu Gunsten seiner Ansicht angeführt, dass die Tradition von Herakles als dem Stifter der Olympien zunächst von den Pisaten ausgebildet wurde. Indess wenn diese Tradition von einem uralten einheimischen Herakleskult ausgegangen wäre, so müsste es doch auffallen, dass in Olympia selbst nach unsern Quellen kein Kult des Herakles von grösserer Bedeutung hervortritt: es ist lediglich der Altar des (mit dem idäischen H. identificirten) Herakles Parastates, von dem wir erfahren (Paus. V, 14, 7) ¹⁾, sowie der Altar des H., von dem es zu Pausanias' Zeit zweifelhaft war, ob er sich auf den „Kureten oder den Sohn der Alkmene“ bezog (V, 14, 9). Und doch übernahmen die ätolischen Eleer die Pflege des Herakleskults des unterworfenen Landes nach antikem Gebrauch (Busolt *a. O.*) ²⁾. Freilich konnte ihnen andererseits die Überlieferung, dass H. der Stifter des olympischen Festes war, „ganz und gar nicht genehm sein, da sie dem ältesten Heraklidenhaus, den Herrschern von Argos, legitime Ansprüche auf die

1) Auch im Gymnasium der Stadt Elis war ein Altar „des idäischen Herakles, mit Beinamen Parastates“ (Paus. VI, 23, 3).

2) Wenn es bei Ephorus fr. 15 (Strabo VIII p. 357) heisst: παραλαβείν δὲ (sc. τοὺς Ἀιτωλοὺς) καὶ τὴν ἐπιμέλειαν τοῦ ἱεροῦ τοῦ Ὀλυμπιασίν, ἣν εἶχον οἱ Ἀρχαῖοι (wobei übrigens die Ἀρχαῖοι ziemlich räthselhaft sind und vielleicht nur auf dem Fehler eines Abschreibers beruhen), so ist damit das Zeusheiligthum gemeint. — Es bleibt übrigens einer künftigen Forschung überlassen, diesen alten Herakleskultus und die damit zusammenhängenden olympischen Spiele für phöniciſchen Ursprungs zu erklären. Es würde ja hiefür die Analogie der isticischen Spiele zu Gebot stehen, die in Beziehung zu Melikertes, welcher der phöniciſche Herakles „Melkart“ ist, gesetzt werden und die in der That demgemäss schon in sehr alter Zeit bestanden haben mögen.

olympische Agonothese gab“ (vgl. oben über Pheidon). Dem gegenüber hätten sich die ätolischen Eleier auf die Tradition der Pelopiden gestützt (vgl. Paus. V, 4, 3; 8, 2). Im Anschluss an Grote nimmt B. weiterhin an, dass die Tradition, die Pelopiden hätten früher in Pisa residirt und wären erst von da nach Mykene gekommen, erst in verhältnissmässig später Zeit erfunden worden sei. Damit dass ein Pelopide als Synoikist des Staates der Eleer galt (Paus. V, 4, 3), hätte dieser Staat sein Recht auf Pisa und die olympische Agonothese begründet. Wir können in dieser neuesten Hypothese nur eine weitere aber nicht empfehlenswerthere Combination erkennen, zu den verschiedenen, die wir bereits über die Entwicklung der Traditionen über die olympischen Spiele besitzen; und namentlich darf wohl ein Bedenken geäussert werden, ob es bei dem Charakter der Erzählung des Pausanias zulässig ist, einzelne Angaben aus derselben in der Weise, wie es B. thut, herauszunehmen, um mit ihrer Hilfe ein Bild von dem wirklichen Gang jener Traditionen zu gewinnen. Im übrigen wird hier keineswegs beabsichtigt, in eine weitgreifende Untersuchung über die Entwicklung der Herakles- und der Pelopsmythen und -kulte mit besonderer Beziehung auf die vorliegende Frage einzutreten, und nur einige Andeutungen mögen diese Darlegung der Traditionen über die Stiftung der olympischen Spiele beschliessen. Schon früher wurde unter der Voraussetzung der Richtigkeit der Überlieferung, dass Iphitos und Lykurg gemeinsam die Olympien geordnet, die Vermuthung ausgesprochen, dass die Tradition von Herakles erst durch Lykurg hereingekommen sei (vgl. Hermann Gottesd. Alterth. § 49, 2); und so hat neuestens auch E. Curtius in dem zu Anfang citirten Aufsatz „Sparta und Olympia“ Hermes XIII, 132 angenommen, dass „der Vertrag des Iphitos mit dem Heraklidenstaat die Einführung des Herakleskultus zur Folge hatte“. Abgesehen davon, dass jene Überlieferung von Iphitos und Lykurg auch aus andern Gründen wahrscheinlich nicht richtig ist, ist aus dem Fehlen von Lacedämoniern in dem Olympionikenverzeichniss des Eusebius bis zur 15. Ol. mit Recht geschlossen worden, dass der dorische Staat in Lakonien zur Zeit der ersten Olympiaden noch gar keinen bemerkenswerthen Einfluss auf Elis ausgeübt hat (Busolt S. 11, 15). Die Hauptfrage ist, ob der Herakles- oder der Pelopstradition die Priorität gebührt. Dass wir die Tradition von Herakles bis wenige Jahr-

zehnte nach der Organisation der Spiele durch Iphitos (= der ersten gezählten Ol. vgl. S. 2) hinauf verfolgen können, ist nun doch eine Thatsache, die schwer ins Gewicht fällt. Es sind oben Bedenken gegen die Ableitung dieser Tradition von einem altpisatischen Herakleskult geltend gemacht worden, und unter dieser Voraussetzung liegt es am nächsten, dieselbe vielmehr als durch die dorische Wanderung und zwar näher in Folge der engen Verbindung der ätolischen Eleer mit den Herakliden entstanden aufzufassen. Was Pelops betrifft, so erscheint wenigstens das einleuchtend, dass die Genealogie, welche den Eponymos der ganzen Halbinsel mit dem bescheidenen Pisa in Verbindung brachte, in Griechenland nicht in Umlauf kommen konnte, wenn sie nicht von der vorher begründeten Verehrung für Olympia unterstützt wurde, mit andern Worten, ehe das Fest eine panhellenische Bedeutung gewonnen hatte ¹⁾. Jedenfalls darf nicht zum Erweis der Priorität der Pelopstradition die hohe Verehrung geltend gemacht werden, welche dem Heros gezollt wurde, nach der Versicherung des Pausanias, er werde von den Eleern in Olympia, soweit vor allen andern Heroen verehrt, als Zeus vor den übrigen Göttern (V, 13, 1) ²⁾. Denn abgesehen davon, dass mit dem Kult des Pelops keineswegs nothwendig die Auffassung des Heroen als Stifters der Spiele gegeben war — woraus geht hervor, dass der Kult in so frühe Zeit zurückreicht, als in jenem Fall angenommen werden müsste? Einige Momente lassen die Vermuthung Duncker's (G. d. A. III, 146. 599 f.) ansprechend erscheinen, dass die Tradition, welche den von Homer als Rossebändiger gefeierten Pelops einführte, mit der in der 25. Ol. (680/77 v. Chr.) erfolgten Hinzufügung des Wagenrennens zusammenhieng und dass damals auch das Pelopion in der Altis errichtet wurde. Die Thatsache, dass auf der Kypseloslade bereits der Wagenkampf des Pelops und des Oinomaos dargestellt war,

1) Diesen Gesichtspunkt hat Grote, Gr. Gesch. I, 126 hervorgehoben.

2) Das Pelopion ist durch die deutschen Ausgrabungen 1879 aufgedeckt worden, ein mit Porosquadern eingebogter Bezirk, dessen Lage genau den Angaben des Paus. (a. O.) entspricht. „Das Innere des Bezirks nimmt ein niedriger Hügel ein, dessen sanft ansteigendem Fuss die Umfassungsmauer in der Form eines unregelmässigen Fünfecks folgt.“ (Arch. Zeitung 1879, 123.) Man darf auf weitere Mittheilungen über dieses wichtige Heroon gespannt sein.

(Paus. V, 17, 7) würde nur in dem Fall jenen Ansatz Duncker's umstossen, wenn die von Pausanias wiedergegebene Tradition richtig wäre, wornach die Lade auf einen Vorfahren des Kypselos zurückgehen würde (womit wir in das achte Jahrhundert kommen würden); allein diese Tradition ist sicher unhaltbar und die Lade vielmehr nach bestimmten Indicien etwa in die Mitte des 6. Jahrh. vor Chr. zu setzen ¹⁾.

Wenn wir mit den vorstehenden Ausführungen der Mahnung Strabo's nicht gefolgt sind: „ἐξοσι γὰρ δεῖ τὰ παλαιὰ . . . περὶ τῆς θέσεως τοῦ ἁγῶνος“, so hat sich uns doch kein Grund gegen seine Ansicht von dem Ursprung der olympischen Spiele ergeben; und es wird überhaupt schwerlich gelingen, durch eine besser begründete und genauere Vorstellung von diesem in mythisches Dunkel gehüllten Ursprung das Urtheil zu ersetzen, das Strabo, auch hier

1) Ich kann es mir nicht versagen, diese Gelegenheit zu benützen, um eine Vermuthung über die Herkunft der Kypseloslade zu äussern. O. Jahn hat Hermes III, 192 aus Paus. VI, 18, 6 ff. den scharfsinnigen und überzeugenden Schluss gezogen, dass die in der Kaiserzeit herrschende Überlieferung von der Beziehung des Kypselos zu der Lade von früheren Exegeten noch nicht vertreten wurde (womit zusammenhängt, dass Paus. über die Kypseloslade die Schriften dieser älteren Exegeten benützte). Jene Überlieferung hat nun als eine sehr späte lediglich keine Glaubwürdigkeit, und wir gewinnen damit die Freiheit, in Bezug auf Zeit wie auf Provenienz der Lade nach andern Indicien zu suchen. In der Technik der Holzskulptur, welche durch die Kypseloslade vertreten wird, haben speziell spartanische Künstler, Schüler des Dipoinos und Skyllis sich ausgezeichnet, die auch mehrfach für Olympia gearbeitet haben (Theokles, Dorykleidas und Dontas, vgl. Paus. V, 17, 1; VI, 19, 14). Diese Künstler sind aber um die Mitte des 6. Jahrhunderts vor Chr. zu setzen (Brunn, Künstlergesch. I, 26); in diese Zeit fällt nun eben nach Indicien, die hier nicht näher erörtert werden können, die Kypseloslade. Man darf hier wohl im Allgemeinen darauf hinweisen, dass das 6. Jahrhundert in Kultur und Kunst offenbar die Glanzperiode von Sparta repräsentirt. Wenn ich vermuthen möchte, dass auch die Kypseloslade in direktem Zusammenhang mit spartanischer Kunst steht und von spartanischer Provenienz ist, so erhält diese Vermuthung, wie ich glaube, durch einen besondern Umstand eine Bestätigung. Im vierten Bildstreifen von unten gerechnet wird die Mitte, also die hervorragendste Stelle, von der Darstellung der Dioskuren mit Helena und Aithra eingenommen — eine Darstellung von eminent spartanischem Charakter: die Dioskuren, Hauptgottheiten der Spartaner, befreien ihre Schwester Helena aus der Gewalt des Theseus und führen die Mutter des Theseus als Gefangene und Sklavin mit sich fort.

seinen gesunden historischen Sinn bewährend, über diese Frage ausgesprochen hat (VIII p. 354): „Der olympische Agon ist eine Stiftung der Ätoler, welche mit den Herakliden unter Oxylos eingewandert waren; wenn er aber je schon früher (zur Zeit des trojanischen Kriegs) bestanden hat — setzt Strabo nachträglich (p. 355) vorsichtig hinzu — so war er jedenfalls kein berühmter Agon“.

Tübingen.

P. Knapp.

II. Geometrisches.

In Folgendem möge die Behandlung einer Aufgabe mitgetheilt werden, welche in neuerer Zeit (in anderer Form) bei einer öffentlichen Prüfung vorgekommen ist, und sowohl um ihrer selbst willen als auch wegen der sich anschliessenden Folgerungen einer öffentlichen Besprechung an diesem Orte nicht unwerth erscheinen wird. Sie lautet:

Die Schnittpunkte einer Ebene mit drei bestimmten Mantellinien eines Drehungskegels sind gegeben, der Schnittpunkt mit irgend einer vierten Mantellinie soll bestimmt werden.

Um die bei der analytischen Behandlung dieser Aufgabe vorkommenden Grössen mit der erwünschten Schärfe zu definiren, bediene ich mich eines Ausdrucks, der sonst meines Wissens nicht angewendet wird, aber vielleicht Beifall bei dem Leser findet. Wie man die zwei sich nach entgegengesetzten Richtungen erstreckenden Theile, in welche eine unbegrenzte Gerade durch einen darauf angenommenen Punkt zerlegt wird, die Zweige der Geraden nennt, so nenne ich die zwei Theile, in welche eine unbegrenzte Ebene durch eine darin gezogene unbegrenzte Gerade zerlegt wird, die zwei Blätter der Ebene. Dieser Ausdruck wird kaum einer weiteren Rechtfertigung bedürfen, wenn man bemerkt, wie kurz und bestimmt man damit bezeichnet was man meint, wenn man etwa von dem $+x$ Blatt der xy Ebene oder dem $+z$ Blatt der xz Ebene spricht.

Es sei ein rechtwinkliges Koordinatensystem zu Grunde gelegt mit dem Ursprung O in der Spitze, und der z Axe in der Axe des (Doppel-)Kegels. Der positive Sinn sei derjenigen Drehung um

die z-Axe zugeschrieben, welche im Betrage von 90° mit dem $+x$ -Blatt der xz -Ebene vorgenommen werden muss, wenn dasselbe dadurch in die Lage des $+y$ -Blattes der yz -Ebene gebracht werden soll. Eine Mantellinie des Doppelkegels werde bestimmt durch die positive Drehung φ , welche mit dem $+x$ -Blatt der xz -Ebene vorgenommen werden muss, wenn dasselbe denjenigen Zweig der Mantellinie in sich aufnehmen soll, der mit der $+z$ -Axe einen spitzen Winkel α macht. Ein Punkt auf der Mantellinie werde bestimmt durch seinen mit positivem oder negativem Vorzeichen eingeführten Abstand r vom Ursprung, je nachdem der Punkt auf dem genannten Zweig der Mantellinie liegt, oder auf dem entgegengesetzten.

Unter diesen Voraussetzungen werden die rechtwinkligen Koordinaten des Punktes

$$x = r \sin \alpha \cos \varphi; \quad y = r \sin \alpha \sin \varphi; \quad z = r \cos \alpha.$$

Führt man in der Gleichung der schneidenden Ebene

$$0 = 1 + xA + By + Cz$$

nach einander sowohl die obigen Werthe von x , y , z als auch diejenigen ein, welche den gegebenen Schnittpunkten auf drei bestimmten Mantellinien entsprechen, und mit $\varphi_1, \varphi_2, \varphi_3$ statt φ und r_1, r_2, r_3 statt r erhalten werden, so hat man vier Gleichungen, von denen die drei letzten dazu dienen, die Koeffizienten A, B, C in $\varphi_1, \varphi_2, \varphi_3, r_1, r_2, r_3$ zu bestimmen, die erste aber liefert nach Substitution der erhaltenen Ausdrücke das Mittel, um zu jedem weiteren Werth von φ den zugehörigen Werth von r anzugeben, womit die Aufgabe aufgelöst ist. Kürzer gesagt: Die Gleichung, welche die Auflösung der Aufgabe enthält, ist das Resultat der Elimination von A, B, C zwischen den vier Gleichungen, und kann mit Benützung der Determinanten-Form so geschrieben werden:

$$0 = \begin{vmatrix} \frac{1}{r} \cos \varphi & \sin \varphi & 1 \\ \frac{1}{r_1} \cos \varphi_1 & \sin \varphi_1 & 1 \\ \frac{1}{r_2} \cos \varphi_2 & \sin \varphi_2 & 1 \\ \frac{1}{r_3} \cos \varphi_3 & \sin \varphi_3 & 1 \end{vmatrix}$$

Die Ausführung der Determinante (oder die Elimination nach den gewöhnlichen Methoden) gibt:

$$\begin{aligned}
 & \frac{1}{r} \left\{ \sin (\varphi_2 - \varphi_1) + \sin (\varphi_3 - \varphi_2) + \sin (\varphi_1 - \varphi_3) \right\} \\
 &= \frac{1}{r_1} \left\{ \sin (\varphi_2 - \varphi) + \sin (\varphi_3 - \varphi_2) + \sin (\varphi - \varphi_3) \right\} \\
 &+ \frac{1}{r_2} \left\{ \sin (\varphi - \varphi_1) + \sin (\varphi_3 - \varphi) + \sin (\varphi_1 - \varphi_3) \right\} \\
 &+ \frac{1}{r_3} \left\{ \sin (\varphi_2 - \varphi_1) + \sin (\varphi - \varphi_2) + \sin (\varphi_1 - \varphi) \right\} \\
 &= \frac{1}{r_1} \sin (\varphi_3 - \varphi_2) + \frac{1}{r_2} \sin (\varphi_1 - \varphi_3) + \frac{1}{r_3} \sin (\varphi_2 - \varphi_1) \\
 &+ \cos \varphi \left\{ \frac{1}{r_1} (\sin \varphi_2 - \sin \varphi_3) + \frac{1}{r_2} (\sin \varphi_3 - \sin \varphi_1) + \frac{1}{r_3} (\sin \varphi_1 - \sin \varphi_2) \right\} \\
 &+ \sin \varphi \left\{ \frac{1}{r_1} (\cos \varphi_1 - \cos \varphi_2) + \frac{1}{r_2} (\cos \varphi_1 - \cos \varphi_3) + \frac{1}{r_3} (\cos \varphi_2 - \cos \varphi_1) \right\}
 \end{aligned}$$

Was vor Allem an diesem Resultat auffällt, ist der Umstand, dass α , die Amplitude des Kegels, nicht darin vorkommt, weil bei der Elimination mit A, B, C auch $\cos \alpha$ und $\sin \alpha$ ausfallen. Man hat daraus zu schliessen:

Wenn gleichzeitig die Amplitude des Kegels und die Lage der schneidenden Ebene sich so ändern, dass doch die Abstände r_1, r_2, r_3 der Kegelspitze von den Schnittpunkten der Ebene mit drei durch die Werthe $\varphi_1, \varphi_2, \varphi_3$ bestimmten Mantellinien sich nicht ändern, so bleibt auch der Abstand der Spitze von dem Schnittpunkte der Ebene mit der durch irgend einen weiteren Werth von φ bestimmten Mantellinie unverändert.

Oder etwa: Wenn man Drehungskegel durch eine Ebene schneidet und auf jeder Mantellinie den Schnittpunkt markirt, so bleiben diese Punkte immer in einer Ebene, auch wenn die Amplitude des Kegels beliebig vergrößert oder verkleinert wird.

Setzt man $\alpha = 90^\circ$, so tritt derjenige Grenzfall der Aufgabe ein, in welchem die Kegelfläche zur xyEbene wird, und die Schnittebene mit ihr zusammenfällt, sobald die drei durch ihre Polarkoordinaten r_1 und φ_1, r_2 und φ_2, r_3 und φ_3 bestimmten Punkte darin nicht in einer Geraden liegen; der Schnitt der Ebene mit einer weiteren Mantellinie, d. h. einer weiteren in der Ebene durch

den Ursprung gezogenen Geraden ist dann an und für sich unbestimmt, unsere obige Gleichung dient aber dessen ungeachtet immer noch dazu, um zu jedem Werthe von φ den zugehörigen Werth von r zu bestimmen; der Schnittpunkt wird ein bestimmter, sobald man den Fall als Grenzfall eines wirklichen Kegels betrachtet. Unsere Gleichung zwischen den Polarkoordinaten r und φ stellt uns eine durch die drei gegebenen Werthpaare von r und φ bestimmte Kurve dar, welche ohne alle Rücksicht auf die Amplitude α des Kegels zur Auflösung der Aufgabe dient. Was für eine Kurve ist diess? Die Antwort ist nicht schwer: Fasst man die durch die gegebenen Grössen bestimmten Glieder unter abgekürzten Bezeichnungen zusammen, so lässt sie sich so schreiben:

$$\frac{P}{r} = Q + M \cos \varphi + N \sin \varphi$$

oder, wenn $\frac{P}{Q} = p$ gesetzt wird, und die Hilfsgrössen e und λ aus

$$e \cos \lambda = \frac{M}{Q} \quad \text{und} \quad e \sin \lambda = \frac{N}{Q}$$

berechnet werden: $r = \frac{p}{1 + e \cos(\varphi - \lambda)}$

gehört also einem Kegelschnitt an mit einem Brennpunkt im Ursprung, dem Parameter p , der (numerischen) Exzentrizität e , und dem Azimuth λ des Radius nach dem nächsten Endpunkt der grossen Axe bei einer Ellipse, der reellen Axe bei einer Hyperbel, oder endlich nach dem Scheitel schlechtweg bei einer Parabel.

Dass diese beim ersten Anblick überraschende Bemerkung ihren selbständigen geometrischen Grund in bekannten Eigenschaften der Kegelschnitte haben muss, lässt sich ja nicht anders erwarten. Die Kurve wird ein Kegelschnitt mit dem Brennpunkt im Ursprung, weil die Schnittkurve im Grenzfall des in eine Ebene übergehenden Kegels mit ihrer Orthogonalprojektion auf die xy Ebene zusammenfällt, und die Orthogonalprojektion irgend einer ebenen Schnittkurve eines Drehungskegels auf eine zur Axe senkrechte Ebene (Basisebene) stets ein Kegelschnitt mit einem Brennpunkt in der Projektion der Kegelspitze oder in dem Mittelpunkte des Basiskreises ist. Dieser Satz ist nicht neu, aber, wie ich mich bei der Umfrage in befreundeten Kreisen überzeugt habe, nicht so bekannt, als sich nach der Menge

der tausend und aber tausend Projektionen dieser Art, die in den Übungen zur darstellenden Geometrie schon konstruirt worden sind, erwarten liesse. Wenn man den Satz weiss, so sieht man ihn jeder solchen Zeichnung an. Aus unserer obigen Gleichung ergibt er sich alsbald, denn mit $\sin \alpha$ durchdividirt zeigt sie sich in ihrer ursprünglichen Form auch noch gültig, wenn man unter r, r_1, r_2, r_3 nicht Abstände von der Kegelspitze, sondern ihre Projektionen auf die Basisebene d. h. Radien der Projektion der Schnittkurve versteht. Rein geometrisch ergibt er sich aber so: Projizirt man einen Punkt P der Schnittkurve selbst sowohl aus der Kegelspitze in P_1 auf den Basiskreis als auch orthogöнал in P_2 auf die Basisebene, so schneidet sich die Schnittkurventangente zu P sowohl mit der Kreistangente zu P_1 als auch mit der Tangente der Schnittkurvenprojektion zu P_2 auf der Spur der Schnittebene in der Basisebene. Nennt man also je zwei auf Einerlei Radius liegende Punkte des Kreises und der Kurvenprojektion einander entsprechende, so zeigt sich, dass auch alle Schnittpunkte je zweier Tangenten in entsprechenden Punkten — d. h. je zweier entsprechenden Tangenten — auf Einer Geraden, nämlich eben jener Spur liegen. Der Kreis und die Schnittkurvenprojektion sind daher zwei perspektivisch kolliniäre Gebilde, welche irgend zwei entsprechend bestimmte Punkte auf Einerlei durch den Kreismittelpunkt (als den Pol der Perspektivität) gehender Geraden ergeben müssen. Da nun die Pole von zwei zu einander senkrechten Geraden in Beziehung auf den Kreis je auf der anderen Geraden liegen, so muss dasselbe auch in Beziehung auf die Projektion der Schnittkurve der Fall sein, diess ist aber bekanntlich vom Standpunkt der projektivischen Geometrie die charakteristische Eigenschaft des Kegelschnittbrennpunkts, der Kreismittelpunkt ist also ein Brennpunkt des Kegelschnitts, in welchem sich die Schnittkurve auf die Basisebene projizirt.

Stuttgart den 8. März 1881.

C. W. Baur.

III. Statistische Nachrichten über den Stand des Gelehrten Schulwesens in Württemberg pro 1. Januar 1881.

A. Statistische Tabelle über den Stand des Gelehrten Schulwesens in Württemberg pro 1. Januar 1881.

Sitz der Gelehrten schule.	Zahl der			Griechisch lernen	Konfession der Schüler.				Gegen den Stand v. 1. Januar 1880 hat die Zahl der Schüler		Anmerkungen.	
	Klassen.	Lehrstellen.	Schüler.		Evang. lische.	Katholiken.	Israeliten.	Eigene Konfession.	zuge- nommen.	abge- nommen.		
I.												
Seminarien.												
Blaubeuren	1	3	46	46	—	—	—	—	—	—	1	—
Manlbronn	1	3	45	45	—	—	—	—	—	—	1	—
Schönthal	1	3	50	50	—	—	—	—	—	2	—	—
Urach	1	3	48	48	—	—	—	—	—	—	—	—
	4	12	189	189	—	—	—	—	—	—	—	—
II.												
Obere Klassen												
1) der Gymnasien u. Lyceen:												
Ehingen, Gymnasium	4	6	139	139	—	—	—	—	—	—	—	—
Ellwangen, "	4	6	83	80	14	68	1	—	—	—	2	Ann. 1.
Hall, "	4	4	74	73	71	3	—	—	—	—	9	—
Heilbronn, "	4	6	132	128	118	6	8	—	—	—	6	—
Ravensburg "	4	4	69	69	11	57	1	—	—	—	18	—

Sitz der Gelehrten- schule.	Zahl der			Griechisch lernen	Konfession der Schüler.				Gegen den Stand v. 1. Januar 1880 hat die Zahl der Schüler		Anmerkungen.
	Klassen.	Lehrstellen.	Schüler.		Evangeli- sche.	Katholiken.	Israeliten.	Eigene Konfession.	zuge- nommen.	abge- nommen.	
Rottweil, Gymnasium	4	6	134	134	8	122	4	—	13	—	Ann. 2.
Stuttgart, „	12	18	303	303	262	19	21	1	29	—	Ann. 3.
Tübingen, „	4	7	106	104	91	13	1	1	5	—	Ann. 1.
Ulm, „	4	5	77	77	57	13	7	—	1	—	Ann. 1.
Cannstatt, Lyceum	1	2	17	14	16	1	—	—	—	10	Ann. 1.
Esslingen, „	2	3	22	19	21	1	—	—	—	11	Ann. 1.
Landwigsburg, „	2	3	42	37	38	3	1	—	5	—	Ann. 1.
Ohringen, „	1	2	4	3	4	—	—	—	—	5	Ann. 1.
Reutlingen, „	3	4	61	60	53	6	1	1	6	—	Ann. 1.
2) der Realgymnasien und Reallyceen:	53	76	1263	1237	764	451	45	3	31	—	
Stuttgart, Realgymnasium	6	11	204	—	174	25	4	1	—	4	Ann. 1.
Ulm, „	4	2	54	—	46	5	3	—	18	—	Ann. 4.
Calw. Reallyceum „	1	2	12	—	12	—	—	—	—	2	
Gmünd, „	1	2	21	10	7	12	2	—	—	10	
Nürtingen, „	1	2	19	—	18	—	1	—	4	—	
	13	19	310	10	257	42	10	1	6	—	

Anmerkung 1 eine Hilfslehrstelle. — Ann. 2 neun Hilfslehrstellen. —
Ann. 3 zwei Hilfslehrstellen. — Ann. 4 siehe Statistik des Realschulwesens.

Sitz der Gelehrten- schule.	Zahl der			Griechisch lernen	Konfession der Schüler.			Gegen den Stand v. 1. Januar 1880 hat die Zahl der Schüler		Anmerkungen.
	Klassen.	Lehrstellen.	Schüler.		Evang. lische.	Katholiken.	Israeliten.	Eigene Konfession.	zuge- nommen,	
III.										
Mittlere und untere Klassen										
1) der Gymnasien u. Lyceen:										
Ehingen, Gymnasium	4	5	87	68	5	82	—	6	—	—
Ellwangen "	6	7	113	50	35	77	1	—	4	—
Hall "	6	6	161	91	146	8	7	12	—	—
Heilbronn "	12	12	373	103	296	32	42	34	—	—
Kavensburg "	5	5	148	57	45	102	1	8	—	—
Rottweil "	5	5	120	78	22	96	2	—	16	Ann. 1.
Stuttgart "	27	31	960	376	828	68	59	53	—	Ann. 1.
Tübingen "	6	6	161	69	143	14	4	16	—	Ann. 2.
Ulm "	6	6	203	92	147	39	16	25	—	—
Cannstatt, Lyceum	6	6	227	100	204	13	7	24	—	—
Esslingen "	6	8	235	90	217	13	5	14	—	—
Ludwigsburg "	7	7	202	73	184	11	7	6	—	Ann. 1.
Ohringen "	3	4	69	17	52	4	13	—	14	Ann. 1.
Reutlingen "	6	6	177	82	168	7	2	—	10	Ann. 3.
	105	114	3236	1346	2492	566	166	154	—	—
2) der Realgymnasien und Reallyceen:										
Stuttgart, Realgymnasium	18	21	671	—	535	76	60	—	—	23

Sitz der Gelehrten Schule.	Zahl der			Griechisch lernen	Konfession der Schüler.			Gegen den Stand v. 1. Januar 1880 hat die Zahl der Schüler		Anmerkungen.
	Klassen.	Lehrstellen.	Schüler.		Evangelische.	Katholiken.	Israeliten.	Eigene Konfession.	zuge- nommen.	
Ulm, Realgymnasium	6	6	241	—	181	32	27	1	27	—
Calw, Reallceum	6	6	139	9	137	2	—	—	—	9
Gmünd	6	7	235	53	59	174	2	—	—	15
Nürtingen "	6	6	148	26	146	2	—	—	—	4
	42	46	1434	88	1058	286	89	1	—	24
	Anmerkung 1 eine Hilfslehrstelle. — Anm. 2 acht Hilfslehrstellen. Anm. 3 zwei Hilfslehrstellen.									
IV.										
1) Lateinschulen.										
Aalen	3	3	88	31	64	24	—	—	10	Ann. 1.
Altensteig	2	2	46	5	45	1	—	—	—	1
Backnang	2	2	49	5	47	2	—	—	—	61
Balingen	2	2	54	3	54	—	—	—	—	11
Beilstein	1	1	25	—	25	—	—	—	1	—
Besigheim	2	2	36	4	36	—	—	—	—	1
Biberach	3	3	79	43	18	61	—	—	—	3
Blaubeuren	2	2	32	6	32	—	—	—	5	—
Böblingen	2	2	35	5	35	—	—	—	1	—
Bönnigheim	1	1	18	—	15	1	2	—	5	—
Brackenheim	2	2	51	6	50	1	—	—	—	6
Buchau	1	1	18	4	—	14	4	—	2	—
Crailsheim	2	2	37	13	32	2	3	—	—	5

Sitz
der
Gelehrten schule.

Gegen den Stand
v. 1. Januar 1880 hat
die Zahl der Schüler

Sitz der Gelehrten schule.	Zahl der			Griechisch lernen	Konfession der Schüler.				Gegen den Stand v. 1. Januar 1880 hat die Zahl der Schüler		Anmerkungen.
	Klassen.	Lehrstellen.	Schüler.		Evangelische.	Katholiken.	Israeliten.	Kirgine Konfession.	zuge- nommen.	abge- nommen.	
Ebingen	2	2	36	9	35	1	—	—	—	2	
Freudenstadt	2	2	35	14	33	2	—	—	3	—	
Friedrichshafen	2	2	18	5	9	9	—	—	2	—	
Gaildorf	2	2	32	5	32	—	—	—	—	2	
Giengen	2	2	40	2	40	—	—	—	—	1	
Göppingen	3	3	135	31	121	3	11	—	5	—	
Grossbottwar	1	1	8	2	8	—	—	—	—	1	
Gügingen	1	1	20	—	20	—	—	—	—	2	
Heidenheim	2	3	58	20	57	1	—	—	—	17	
Herrenberg	2	2	25	4	25	—	—	—	2	—	
Hohenheim	1	1	5	—	5	—	—	—	1	—	
Horb	2	2	41	16	5	34	2	—	9	—	
Kirchberg	1	1	11	1	11	—	—	—	—	—	
Kirchheim	4	4	142	50	141	1	—	—	14	—	
Langenburg	1	1	10	—	9	1	—	—	—	—	
Lauffen	2	2	46	2	45	—	1	—	5	—	
Laupheim	2	2	25	4	3	6	16	—	—	8	
Leonberg	2	2	34	4	34	—	—	—	3	—	
Leutkirch	2	2	29	10	19	10	—	—	4	—	
Marbach	2	2	37	2	35	2	—	—	—	3	
Markgröningen	2	2	28	—	27	—	—	—	—	6	
Mengen	1	1	22	5	—	22	—	—	7	—	

Ann. 3.
Ann. 1.
Ann. 4.
Ann. 1.

Sitz der Gelehrten- schule.	Zahl der			Griechisch lernen	Konfession der Schüler.			Gegen den Stand v. 1. Januar 1880 hat die Zahl der Schüler		Anmerkungen.	
	Klassen.	Lehrstellen.	Schüler.		Evangelische.	Katholiken.	Israeliten.	Eigene Konfession.	zuge- nommen.		abge- nommen.
Mergentheim	4	4	135	73	17	116	—	6	—	Anm. 1.	
Munderkingen	1	1	18	1	1	17	—	—	2		
Murrhardt	2	2	22	1	21	1	—	—	6		
Nagold	2	2	34	6	33	1	—	—	5		
Neckarsulm	1	1	18	8	18	—	—	4	—		
Neuenbürg	1	1	9	1	9	—	—	—	2		
Neuenstadt	2	2	28	2	22	2	—	2	—		
Oberndorf	2	2	38	2	9	29	—	11	—		
Pfullingen	1	1	29	6	27	1	1	—	3		
Rosenfeld	1	1	23	3	23	—	—	—	7		
Rottenburg	3	3	124	85	5	119	—	—	1		
Saulgau	1	1	20	15	—	20	—	—	5		
Scheer	1	1	6	—	—	6	—	—	4		
Schorndorf	2	2	53	18	53	—	—	—	10		
Spaichingen	1	1	15	10	6	9	—	—	2		
Sulz	1	1	12	6	11	1	—	—	5		
Tettngang	1	1	17	6	2	15	—	—	—		
Tuttlingen	2	2	26	8	21	5	—	—	4		
Vaihingen	2	2	30	7	29	1	—	—	2		
Waiblingen	2	2	26	5	26	—	—	—	12		
Waldsee	1	1	15	6	1	14	—	—	3		
Wangen	1	1	34	23	6	28	—	2	—		

Sitz der Gelehrten schule.	Zahl der			Griechisch lernen	Konfession der Schüler.				Gegen den Stand v. 1. Januar 1880 hat die Zahl der Schüler		Anmerkungen.
	Klassen.	Lehrstellen.	Schüler.		Evangelische.	Katholiken.	Israeliten.	Eigene Konfession.	zuge- nommen.	abge- nommen.	
Weikersheim	1	1	25	3	18	2	5	—	—	15	
Weilderstadt	1	1	18	10	7	11	—	—	—	4	
Weinsberg	2	2	32	7	30	1	1	—	—	6	
Wiesensteig	1	1	22	5	3	19	—	—	4	—	
Wildberg	1	1	8	2	8	—	—	—	—	2	
Winnenden	2	2	30	—	30	—	—	—	4	—	
	110	110	2272	630	1303	616	51	2	—	117	
2) Reallateinschulen.											
Bietigheim	3	3	47	9	46	1	—	—	—	13	
Geislingen	5	5	95	9	88	7	—	—	—	4	
Riedlingen	4	4	65	19	2	59	4	—	10	—	
Sindelfingen	3	3	73	6	71	2	—	—	7	—	
Urach	4	4	80	6	78	2	—	—	—	7	
	19	19	360	49	285	71	4	—	—	7	
Anm. 1 eine Hilfslehrerstelle. — Anm. 2 bisher 4klassige Reallateinschule. Anm. 3 Kollaboratorstelle provisorisch. — Anm. 4 provisorische Lateinschule.											
V.											
Elementarschulen.											
Cannstatt	3	3	127	—	102	17	8	—	—	11	
Esslingen	4	4	156	—	148	7	1	—	—	10	
Freudenstadt	1	1	55	—	54	1	—	—	—	13	

Sitz der Gelehrten- schule.	Zahl der			Konfession der Schüler.				Gegen den Stand v. 1. Januar 1880 hat die Zahl der Schüler		Anmerkungen.
	Klassen.	Lehrstellen.	Schüler.	Griechisch lernen	Konfession der Schüler.			zuge- nommen.	abge- nommen.	
					Evangelische.	Katholiken.	Israelliten.			
Gmünd	1	1	44	—	4	37	2	—	6	
Göppingen	2	2	97	—	88	2	7	—	4	
Heidenheim	1	1	41	—	40	1	—	41	—	
Heilbronn	5	5	217	—	177	14	24	—	11	
Kirchheim	1	1	66	—	66	—	—	—	5	
Ludwigsburg	3	3	115	—	106	4	5	—	6	Ann. 1.
Metzingen	1	1	35	—	33	2	—	—	—	
Nürtingen	1	1	32	—	31	—	1	—	—	
Ohringen	1	1	38	—	26	3	9	3	—	
Reutlingen	2	2	109	—	102	5	2	—	11	
Stuttgart, Elementarschule	14	14	622	—	526	73	23	23	—	Ann. 2.
„ der Bürgerschule	6	6	312	—	299	13	—	6	—	Ann. 2.
Tübingen	2	2	95	—	81	12	2	—	13	
Ulm	6	5	296	—	222	51	21	10	—	
Urach	1	1	25	—	24	1	—	—	9	
	55	54	2482	—	2130	243	106	33	—	

Ann. 1 ein Hilfslehrer. — Ann. 2 drei Hilfslehrer. —

Ann. 3 eine Klasse provisorisch.

B. Bemerkungen.

Die Gesamtzahl der Schüler in den öffentlichen Gelehrten-
schulen betrug am 1. Januar 1881 9064

A. Gymnasialschüler 1762

1) in den vier niederen Seminarien 189

2) in den oberen Abtheilungen

a) der Gymnasien und Lyceen 1263

b) der Realgymnasien und Reallyceen 310

B. Lateinschüler 7302

1) in den unteren und mittleren Klassen

a) der Gymnasien und Lyceen 3236

b) der Realgymnasien und Reallyceen 1434

2) a) in den 63 Lateinschulen 2272

b) in den 5 Reallateinschulen 360

9064

Es vertheilen sich dieselben folgendermassen:

I. Der Religion und Konfession nach: A. B.* Zus.

1) Evangelische 1210 5420 6630

2) Katholiken 493 1557 2050

3) Israeliten 55 310 365

4) Sonst einer Konfession 4 15 19

II. Den Kreisen des Landes nach:

1) Neckarkreis 765 3384 4149

2) Schwarzwaldkreis 380 1380 1760

3) Jagstkreis 232 1067 1299

4) Donaukreis 385 1471 1856

III. Dem Wohnort der Eltern nach:

1) Einheimische 686 5430 6116

2) Auswärtige 1076 1872 2948

darunter Nichtwürttemberger 123 189 312

Abgegangen sind aus den oberen Klassen im ganzen 631
darunter

zur Universität 273

in das Polytechnikum 15

auf die Akademie Hohenheim 1

in eine Schullehrerbildungsanstalt 5

in eine militärische Bildungsanstalt	21
in die Baugewerkeschule	1
in eine Oberrealschule	3
in eine sonstige höhere öffentl. Schule	4
zum Gewerbe und Handel	187
zur Landwirthschaft	13
zu einem anderen Beruf	66
in den Privatunterricht	5
in das Ausland	35
gestorben sind	2

Abgegangen sind aus den unteren Klassen der Gymnasien
und Lycen sowie aus den Lateinschulen im ganzen 1095

darunter

in eine Schullehrerbildungsanstalt	19
in eine militärische Bildungsanstalt	5
in die Baugewerkeschule	2
in eine Oberrealschule	11
in eine sonstige höhere öffentl. Schule	12
zum Gewerbe und Handel	333
zur Landwirthschaft	41
zu einem anderen Beruf	121
in eine niedere Realschule	260
(darunter 133 aus Kollaboraturklassen)	
in eine Elementarschule	15
in eine Volksschule	144
in den Privatunterricht	36
in das Ausland	84
gestorben sind	12

zusammen 1726 Schüler.

Eingetreten sind in die oberen Klassen
(ungerechnet die aus unteren Klassen übergetretenen
568 Schüler) im ganzen 86
in die unteren Klassen 1683

zusammen 1769 Schüler.

Es ergibt sich daher vom 1. Januar 1880 bis zum 1. Ja-
nuar 1881 eine Zunahme von 43 Schülern.

In Erledigung kamen in diesem Zeitraum:

- 1 Seminarephorat,
- 1 Seminarprofessorsstelle,
- 4 Gymnasialprofessorsstellen,
- 31 Präzeptorsstellen,
- 7 Kollaboratorsstellen.

Neu errichtet wurden:

- 1 Gymnasialrektorat,
- 5 Gymnasialprofessorsstellen (darunter 2 provisorisch),
- 5 Präzeptorsstellen (darunter 2 provisorisch),
- 2 Kollaboratorsstellen.

Besetzt wurden:

- 1 Seminarephorat,
- 2 Seminarprofessorsstellen,
- 1 Gymnasialrektorat,
- 5 Gymnasialprofessorsstellen,
- 34 Präzeptorsstellen,
- 1 Reallehrerstelle an einer Reallateinschule,
- 11 Kollaboratorsstellen,

wodurch 21 unständige Lehrer, darunter 1 Reallehramtskandidat, auf definitive Stellen kamen und 1 Geistlicher in den Dienst an Gelehrten Schulen übertrat.

Pensionirt wurden 5 Lehrer; in den Kirchendienst übergetreten ist einer; gestorben sind 6.

Die Prüfung auf Professorate haben im Kalenderjahr 1880 erstanden 8 Kandidaten, 7 evangelischer, 1 katholischer Konfession; die Prüfung auf Präzeptorate 16 Kandidaten, 14 evangelischer, 2 katholischer Konfession; die Prüfung auf Lateinkollaboraturen 11 Kandidaten, 8 evangelischer, 3 katholischer Konfession; von denselben sind zugleich auf Realkollaboraturen geprüft 4.

Turnunterricht wird an allen Seminarien, Gymnasien und Lyceen Sommers und Winters ertheilt, ebenso an 44 Lateinschulen; an 20 wird nur im Sommer geturnt. Die Zahl der Turnschüler betrug:

auf den 1. Juli 1880	6017
auf den 1. Januar 1881	5716

An 4 Lateinschulen (Beilstein, Hohenheim, Langenburg, Laupheim) findet kein Turnunterricht statt.

Am griechischen Unterricht nehmen Theil:

an den Oberklassen . . . 1436 Schüler

an den Unterklassen . . . 2100 „

zusammen 3536 Schüler.

An 8 Lateinschulen (Beilstein, Bönningheim, Güglingen, Hohenheim, Langenburg, Markgröningen, Scheer, Winnenden) befand sich auf den 1. Januar 1881 kein griechisch lerpender Schüler.

Was die Berechtigungen der Gymnasien und Lyceen betrifft, so haben

1) sämtliche Gymnasien und Lyceen, Realgymnasien und Reallyceen die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen über die wissenschaftliche Befähigung für den einjährig-freiwilligen Militärdienst, und zwar:

a) die 4 niedern evangelisch-theologischen Seminarien, ferner die 8 Gymnasien in Ehingen, Ellwangen, Hall, Heilbronn, Rottweil, Stuttgart, Tübingen, Ulm (vergl. Reg.-Bl. 1880 S. 96), sowie die 2 Realgymnasien in Stuttgart und Ulm (a. a. O. S. 99)

nach § 90, 2, a der Wehrordnung von 1875, in der Art, dass der einjährige erfolgreiche Besuch der „zweiten Klasse“ d. h. der Klasse VII (oder VIII) jener Gymnasien und Realgymnasien zur Darlegung der wissenschaftlichen Befähigung genügt;

b) das Gymnasium (seither Lyceum) in Ravensburg, ferner die 5 Lyceen in Cannstatt, Esslingen, Ludwigsburg, Öhringen, Reutlingen (a. a. O. S. 100), sowie die 3 Reallyceen in Calw, Gmünd, Nürtingen (a. a. O. S. 101)

nach § 90, 2, b der Wehrordnung, in der Art, dass bei ihnen der einjährige erfolgreiche Besuch der „ersten“ Klasse d. h. der Klasse IV des Lyceums in Öhringen, der Klasse VII (oder VIII) der andern Lyceen und Reallyceen erforderlich ist.

2) Hinsichtlich der Portepeefährichtsprüfung sind laut Verordnung über die Ergänzung der Offiziere des Friedensstandes

vom 11. März 1880,
16. April

- a) die oben unter 1, a aufgeführten Anstalten berechtigt, sowohl vollgiltige Abiturientenzeugnisse, welche von der Ablegung der Portepeefährnrichsprüfung befreien, als auch Reifezeugnisse für die Prima, welche zur Zulassung zu der Portepeefährnrichsprüfung berechtigen, auszustellen;
- b) die oben unter 1, b genannten Anstalten dagegen sind zur Ausstellung von Entlassungszeugnissen berechtigt, welche zur Zulassung zu der Portepeefährnrichsprüfung berechtigen.

3) Das Maturitätszeugniss der humanistischen Gymnasien gewährt ausserdem laut Ministerialverfügung vom 19. Juni 1873 (Reg.-Bl. S. 280) das Recht, bei jeder Fakultät der Universität, bei den theologischen Fakultäten aber nur, wenn es auch ein Zeugniss über Kenntnisse im Hebräischen enthält, inscribirt zu werden; es berechtigt ferner zum Eintritt in die land- und forstwirtschaftliche Akademie zu Hohenheim, mit dem Recht eines ordentlichen Studirenden und gehört bei der Mehrzahl der späteren Staatsdienstprüfungen zu den Erfordernissen der Prüfung.

Die Abiturienten der Realgymnasien berechtigt das Maturitätszeugniss ausser dem unter 2, a Bemerkten zur Inscriptio bei der philosophischen Fakultät für das Studium der Geschichte, der neueren Sprachen und ihrer Literatur, ferner bei der staatswirthschaftlichen, sowie bei der naturwissenschaftlichen Fakultät; sodann zum Eintritt in eine der Fachschulen der K. polytechnischen Schule und in die land- und forstwirtschaftliche Akademie zu Hohenheim mit den Rechten eines ordentlichen Studirenden.

Abiturienten der Realgymnasien, welche später zu einem Fakultätsstudium übergehen wollen, für welches das Maturitätszeugniss eines Gymnasiums erforderlich ist, werden von der K. Kult-Ministerial-Abtheilung für Gelehrten- und Realschulen, an welche sie sich diesfalls zu wenden haben, einem Gymnasium zur Prüfung im Griechischen und im Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische zugewiesen.

Sitz der Realschule.	Klassen der Oberrealschule		Def. Lehr- stellen.		Lehrstell- überhaupt.			Oberrealschüler.		Darunter ausserordentliche.		Realschüler in den niedereren Klassen.		Darunter ausserordentliche.		Schüler in der ganzen Anstalt.						als 1. Jan. 1880.		Anmerkungen.				
	2.	3.	Oberrealschule		Ganze Anstalt.	Oberrealschule		Oberrealschüler.		11.	Realschüler in den niedereren Klassen.		12.	13.	14.	15.	16.	17.	18.	19.								
			4.	5.		6.	7.	8.	9.		10.																	
Ehingen		2		2	2	2	2	2		12	5	62					67	10		16.	17.	18.					19.	
Ellwangen		2		2	2	2	2	2		12	3	35			6		44	4									Ann. 8.	
Essligen		2		2	2	2	2	2			35						35										Ann. 9.	
Freudenstadt	5	12	3	10	3	13	39	6		3	293	27	12			332											Ann. 10.	
Friedrichshafen		3		2	3	3	3	6		4	73	1	12			74											Ann. 11.	
Gaildorf		1		1	1	1	1	1			13	5				18											Ann. 12.	
Göppingen		1		1	1	1	1	1			22	1				23											Ann. 13.	
Göppingen	2	8	2	8	2	9	40	4			24					24											Ann. 14.	
Gundelsheim		1		1	1	1	1	1			208	19	17			244											Ann. 15.	
Hall	3	10	3	9	4	11	40				6	17	24			23											Ann. 16.	
Heidenheim		3		3	3	3	3				182	5				211											Ann. 17.	
Heilbronn	3	15	3	13	3	15	43	2			54					54											Ann. 18.	
Heimsheim		1		1	1	1	1	1			316	26	62			405												
Heilbronn		1		1	1	1	1	1			27	2				27												
*Herrenberg		1		1	1	1	1	1			13					13												
*Horb		1		1	1	1	1	1			17	1				18												
Isny		1		1	1	1	1	1			111	1				111												
Kirchheim		3		3	3	3	3				22	1				23												
Knittlingen		1		1	1	1	1	1			10	2	1			13												
Kochendorf		1		1	1	1	1	1			43	1	2			46												Ann. 19.
Künzelsau		2		2	2	2	2																					

Sitz der Realschule.	Klassen der Oberrealschule		Def. Lehr- stellen.		Lehrstell- überhaupt.		Oberrealschüler.	Darnier ausserordentliche.	Realschüler in den niederen Klassen.	Darnier ausserordentliche.	Schüler in der ganzen Anstalt.					als 1. Jan. 1880.		Anmerkungen.	
	2.	3.	Oberrealschule	Ganze Anstalt.	Oberrealschule	Ganze Anstalt.					12.	13.	14.	15.	16.	17.	18.		
1.																			
Leutkirch		2		2		2			24			5			24	3			Ann. 20.
Ludwigsburg	2	8	2	7	2	8	14		173			14	15		187				Ann. 21.
Mengen		1		1		1			13			13			13				
Mergentheim		2		2		2			52			19	21	12	52				Ann. 22.
Metzingen		3		3		3			68			2			68				
Möckmühl		2		2		2			28	4		28			28				Ann. 23.
Münsingen		2		2		2			21			20			21				Ann. 24.
Neckarsulm		1		1		1			11			1			11				
Neresheim		1		1		1			24			16			24	1			
Neuenbürg		1		1		1			23			2			23				
Neuffen		1		1		1			18			1			18	7			Ann. 25.
Niederstetten		1		1		1			29			1			29	6			Ann. 26.
Plieningen		1		1		1			17			3	14		17				Ann. 27.
Ravensburg	2	7	2	7	2	7	33	2	139			120	2		172				Ann. 28.
Reutlingen	5	14	5	13	6	15	78	3	260	4		305	3		338				Ann. 29.
Rottenburg	2	7	2	2		2			33			2	2		33				Ann. 30.
Rottweil	2	7	2	7	2	7	10	2	92	2		31	64	7	102	10			Ann. 31.
Saulgau		1		1		1			29			1	28		29	1			Ann. 32.
Schorndorf		2		2		2			67			67			67				Ann. 33.
Schramberg		1		1		1			24			22			24				
Schweningen		1		1		1			21			21			21				Ann. 34.

Sitz der Realschule.	Klassen der ganzen Anstalt		Def. Lehr- stellen.		Lehrstell. überhaupt		Oberrealschüler.	Darunter ausserordentliche.	Realschüler in den niedereren Klassen.	Darunter ausserordentliche.	Schüler in der ganzen Anstalt.					als 1. Jan. 1880.		Anmerkungen.
	Oberrealschule	ganzen Anstalt	Oberrealschule	ganze Anstalt.	Oberrealschule	ganze Anstalt.					12.	13.	14.	15.	16.	17.	18.	
							Protestanten.	Katholiken.	Israeliten.	Eigene Konfession.								
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.	16.	17.	18.	19.
Spaichingen	—	1	—	1	—	1	—	—	19	1	4	15	—	—	19	7	—	—
Stuttgart, Realanstalt Bürgersch. 2 Kl. III—VIII	6	35	12	43	12	45	167	—	942	1	921	118	64	6	1109	—	114	Anm. 35.
Sulz	—	17	—	17	—	17	—	—	788	—	743	43	2	—	788	—	22	Anm. 36.
Tettmang	—	1	—	1	—	1	—	—	26	1	26	—	—	—	26	—	—	—
Tübingen	2	8	2	8	2	8	20	3	172	—	177	11	4	—	192	1	—	—
Tuttlingen	—	2	—	2	—	2	—	—	41	—	35	6	—	—	41	—	13	Anm. 37.
Ulm	4	10	5	12	7	14	78	2	213	—	205	65	19	2	291	—	37	Anm. 38.
Untergröningen	—	1	—	1	—	1	—	—	14	—	14	—	—	—	14	—	1	—
Vaihingen	—	1	—	1	—	1	—	—	29	—	29	—	—	—	29	1	—	—
Waiblingen	—	1	—	1	—	1	—	—	37	—	37	—	—	—	37	—	4	Anm. 39.
Waldee	—	1	—	1	—	1	—	—	21	—	1	20	—	—	21	6	—	—
Wangen	—	1	—	1	—	1	—	—	27	—	1	25	—	—	27	—	—	—
Weilderstadt	—	1	—	1	—	1	—	—	20	—	3	17	—	—	20	—	4	—
Welzheim	—	1	—	1	—	1	—	—	16	—	16	—	—	—	16	4	—	Anm. 40.
Wildbad	—	2	—	2	—	2	—	—	76	—	74	2	—	—	76	11	—	Anm. 41.
Winnenden	—	1	—	1	—	1	—	—	13	—	13	—	—	—	13	—	5	Anm. 42.
Summe aus sämtlichen 73 Realschulen	37	252	45	253	49	270	611	25	6152	51	5344	1065	345	9	6763	187	476	289

B. Anmerkungen zu den statistischen Tabellen des Realschulwesens pro 1. Januar 1881.

1. Alpirsbach. Die untere, für 10—12jährige Schüler eingerichtete Klasse ist nach der Dotation der Hauptlehrstelle wie nach dem Lehrplan eine Kollaboraturklasse.

2. Backnang. Ebenso. Die Realklasse ist von der früheren Reallateinschule ausgeschieden, die Kollaboraturklasse neu errichtet worden.

3. Biberach. Über die Berechtigung der Realanstalt ist zu vergleichen Seite 41, Lit. C, I, 1.b und 2.

4. Böblingen. Mit der Lateinschule kombinirt.

5. Bopfingen. Mit einigem Abtheilungsunterricht versehen.

6. Cannstatt. Über die Berechtigung ist zu vergleichen Seite 41, Lit. C, I, 1.b und 2.

7. Ebingen. Wie Alpirsbach.

8. Ellwangen. Die Realschule ist unmittelbar der Aufsicht des Rektorats des Gymnasiums unterstellt.

9. Eningen. Wie Alpirsbach.

10. Esslingen.

a) Berechtigung wie Cannstatt.

b) Die Klasse II ist in zwei Parallelklassen II^a und II^b getheilt. Ebenso die Klasse III in III^a und die provisorische III^b; ebenso besteht IV^b neben IV^a und V^b neben V^a.

11. Freudenstadt. Die unterste (Kollaboratur-)Klasse provisorisch.

12. Friedrichshafen. Einige Kombination mit der Lateinschule.

13. Giengen. Ebenso.

14. Göppingen.

a) Berechtigung wie Cannstatt.

b) Die Reallehrstelle an Klasse VI war am 1. Januar erledigt, im Februar 1881 wieder besetzt.

15. Gundelsheim. Abtheilungsunterricht mit Gelegenheit zur Erlernung des Lateinischen und Griechischen. Reallehrstelle erledigt.

16. Hall.

a) Berechtigung wie Cannstatt.

b) 2 provisorische Parallelklassen VII^b und VI^b. Ausserdem Abtheilungsunterricht an Klasse III.

17. Heidenheim. Die Kollaboratorsstelle war am 1. Januar noch erledigt; wurde bald hernach erstmals definitiv besetzt.

18. Heilbronn.

a) Berechtigung wie Cannstatt.

b) Zu Klasse I bis VII je eine Parallelklasse, wovon die an V und an VI provisorisch.

19. Künzelsau. Wie Alpirsbach. Fakultativer Unterricht im Lateinischen.

20. Leutkirch. Wie Alpirsbach.

21. Ludwigsburg. Berechtigung und Einrichtung wie in Cannstatt, jedoch Klasse III provisorisch.

22. Mergentheim. Wie Alpirsbach.

23. Möckmühl. Ebenso.

24. Münsingen. Ebenso.

25. Neuffen. Vorbereitungsunterricht.

26. Niederstetten. Reallehrstelle erledigt.

27. Plieningen. Ebenso.

28. Ravensburg. Berechtigung und Einrichtung wie in Biberach.

29. Reutlingen.

a) Über die Berechtigung ist zu vergleichen Seite 41, Lit. C, I, 1 bis 6.

b) Von den 4 Parallelklassen VII^b, VI^b, V^b und I^b sind 2 provisorisch.

30. Rottenburg. Dem der Latein- und Realschule gemeinschaftlichen Rektorat unmittelbar, im übrigen unter Anwendung der Instruktion vom 19. Oktober 1876 (Ziffer C, I) für drei- und mehrklassige Schulen, unterstellt. Untere Reallehrstelle erledigt.

31. Rottweil. Berechtigung wie Biberach.

32. Saulgau. Wie Friedrichshafen.

33. Schorndorf. Kollaboraturklasse noch provisorisch.

34. Schweningen. Vorbereitungsunterricht in der Volksschule.

35. Stuttgart, Realanstalt.

a) Berechtigung wie in Reutlingen.

b) Die Klasse I ist getheilt in 5 Parallelklassen (I^a bis I^e), ebenso jede der Klassen II bis V; Klasse VI in 4, Klasse VII in 3.

c) Von den 35 Klassen der Anstalt sind 2, provisorisch.

36. Stuttgart, Bürgerschule.

Unter den 8 Jahresklassen, welche zusammen einen 8jährigen Kurs für 6—14jährige Schüler umfassen, sind die 2 unteren (I und II) in der statistischen Tabelle des Realschulwesens ausser Betracht geblieben, weil sie dem Elementarschulwesen angehören und dort berücksichtigt sind. Einschliesslich dieser Elementarklassen zählt die Anstalt, da die Jahresklassen I bis VII in je 3 (VIII in 2) Parallelklassen zerfallen, im ganzen 23 Klassen mit 1100 Schülern, unter welchen 250 am fakultativen Unterricht im Französischen theilnehmen.

37. Tübingen. Berechtigung wie Cannstatt.

38. Ulm.

a) Berechtigung wie Reutlingen.

b) Unter dem Rektorat der Realanstalt stehen auch die 10 Klassen des Realgymnasiums, welches im März 1879 auch die Berechtigung nach § 90, 2, a erhalten hat (Reg.-Bl. von 1880, Seite 99).

c) Die Anrechnung von 7 Hauptlehrstellen an oberen Klassen der Realanstalt in der Tabelle ist näher dahin zu erläutern, dass die Inhaber dieser Stellen auch an den Oberklassen des Realgymnasiums mitzuwirken haben.

39. Waiblingen. Abtheilungsunterricht in der Realklasse.

40. Welzheim. Reallehrstelle erledigt.

41. Wildbad. Wie Alpirsbach. Gelegenheit zur Erlernung der alten Sprachen wie Gundelsheim.

42. Winnenden. Einige Kombination mit der Lateinschule.

C. Weitere Bemerkungen.

1. Die Zahl der öffentlichen Realschulen belief sich am 1. Januar 1881 einschliesslich der Bürgerschule in Stuttgart auf 73, worunter die 13 Realanstalten (mit Oberklassen versehene Realschulen) in Biberach, Cannstatt, Esslingen, Göppingen, Hall, Heilbronn, Ludwigsburg, Ravensburg, Reutlingen, Rottweil, Stuttgart, Tübingen, Ulm.

Bezüglich der Berechtigung und Einrichtung der 13 Realanstalten ist Nachstehendes zu bemerken:

1) Die 13 Realanstalten haben die Berechtigung zur Aus-

stellung von Zeugnissen über die wissenschaftliche Befähigung für den einjährig-freiwilligen Militärdienst und zwar:

- a) die drei zehnklassigen Realanstalten in Reutlingen, Stuttgart und Ulm (laut Verzeichnisses im Regierungsblatt von Württemberg von 1880, Seite 100, A, c, II, 1—3) nach § 90, 2, a der Wehrordnung von 1875, so dass der einjährige erfolgreiche Besuch der in diesem § sogenannten „zweiten Klasse“ (s. unten, Ziff. 2) zur Darlegung dieser Befähigung genügt;
- b) die übrigen 10 Realanstalten (Reg.-Bl. von 1880, Seite 101, B, b, III, 1. 3. 4. 6—9. 11—13) nach § 90, 2, b der Wehrordnung, so dass hier der einjährige erfolgreiche Besuch der „ersten Klasse“ erforderlich ist.

2) Die im Sinne der Wehrordnung „erste Klasse“ besteht an den Anstalten mit 10 Jahresklassen in Reutlingen, Stuttgart und Ulm aus Klasse X (Oberprima) und IX (Unterprima), an den Anstalten mit 8 Jahresklassen in Cannstatt, Esslingen, Göppingen, Hall, Heilbronn, Ludwigsburg und Tübingen aus Klasse VIII (Oberprima) und VII (Unterprima), an den Anstalten mit 7 Jahresklassen in Biberach, Ravensburg und Rottweil aus Klasse VII (Oberprima) und VI (Unterprima).

Die unterste für die Berechtigung entscheidende Klasse ist also bei den 3 letztgenannten Anstalten die Klasse VI, bei allen übrigen die Klasse VII.

3) Weitere Berechtigungen knüpfen sich an die Reifeprüfungen der zehnklassigen Anstalten und betreffen den Ersatz für die Portepfeefährichtsprüfung, beziehungsweise die Zulassung zu derselben nach erstandener Ergänzungsprüfung im Lateinischen (zu vergl. Regierungsblatt von 1879, Nr. 15, Seite 124), sowie

4) die Zulassung zur Universität und zum Polytechnikum (Reg.-Bl. von 1876, Nr. 7, Seite 64) und

5) zu der realistischen Professoratsprüfung (ebendasselbst Seite 65).

6) Die Reifeprüfung am Schluss des zehnjährigen Realschulkurses und der Lehrplan der letzteren sind überhaupt geregelt durch die Ministerial-Verfügung vom 14. Februar 1876, Reg.-Bl. von 1876, Seite 61, und die Instruktion vom 26. Februar 1876 und 5. Juni 1879 (Correspondenz-Blatt für die Gelehrten- und Realschulen von Württemberg von 1879, Seite 248 ff.).

II. Die 73 Realschulen zählten am 1. Januar 1881 un-

gerechnet die 6 Elementarklassen der Bürgerschule in Stuttgart 252 im Unterricht getrennte Schülerklassen, darunter 17 provisorische. Unter den 252 Klassen waren 37 Oberreal- und 55 Kollaboraturklassen.

In diese 252 Klassen theilten sich die einzelnen Schulen in folgendem Verhältniss.

Es zählten:

38	Schulen je	1	Klasse,	
16	„ „	2	Klassen	(Alpirsbach, Backnang, Crailsheim, Ebingen, Ebingen, Ellwangen, Eningen, Künzelsau, Leutkirch, Mergentheim, Möckmühl, Münsingen, Rottenburg, Schorndorf, Tuttlingen, Wildbad),
4	„ „	3	„	(Freudenstadt, Heidenheim, Kirchheim, Metzingen),
1	Schule	4	„	(Aalen),
3	Schulen je	7	„	(Biberach, Ravensburg, Rottweil),
4	„ „	8	„	(Cannstatt, Göppingen, Ludwigsburg, Tübingen),
2	„ „	10	„	(Hall, Ulm),
1	Schule	12	„	(Esslingen),
1	„	14	„	(Reutlingen),
1	„	15	„	(Heilbronn),
1	„	17	„	(Stuttgarter Bürgerschule, ungerechnet ihre 6 Elementarklassen),
1	„	35	„	(Realanstalt Stuttgart).

III. Lehrstellen zählten die 73 Realschulen am 1. Januar 1881 im ganzen 270, und zwar 253 definitive Hauptlehrstellen, einschliesslich 7 mit pensionsberechtigten Lehrern besetzter Fachlehrstellen. Unter den 270 Stellen befanden sich 49 an Oberrealklassen, 166 an niederen Realklassen, 55 an Realkollaboraturklassen. Im vorigen Jahr waren es 249 definitive Hauptlehrstellen, neben welchen im Jahr 1880 weitere 4 errichtet, beziehungsweise dem Realschulwesen einverleibt worden sind.

Von den 253 definitiven Hauptlehrstellen waren am 1. Januar 1881 11 erledigt.

IV. Die Gesamtzahl der Realschüler belief sich am 1. Januar 1881 (ungerechnet die Elementarklassen der Bürger-

schule in Stuttgart) auf 6763, worunter 611 Oberrealschüler. Am 1. Januar 1880 hatte dieselbe 7052 betragen (worunter 674 Oberrealschüler), wonach sich genau wie im vorigen Jahr wieder eine Abnahme von 289 Schülern im ganzen ergibt.

Nach den 4 Kreisen des Landes und dem Religionsbekenntnisse setzt sich obige Gesamtzahl auf folgende Weise zusammen:

	Neckar-, Schwarzwald-, Jagst-, Donaukreis, zusammen:				
Evangelische	2942	1044	629	729	5344
Katholiken	301	198	104	462	1065
Israeliten	180	29	82	54	345
Angehörige eigener Konfession	7	—	—	2	9
Zusammen	3430	1271	815	1247	6763

Unter den 611 Oberrealschülern waren 329, also 56 Prozent, Auswärtige.

Die besuchtesten Realanstalten und niederen Realschulen bis zu 50 Schülern herab waren am 1. Januar 1881 dieselben 26 Schulen wie 1879, und zwar:

	Zahl der Schüler		
	Getrennte Klassen:	im ganzen:	Oberrealschüler:
Stuttgart (Realanstalt)	35	1109	167
„ (Bürgersch. KL.III—VIII) 17	17	788	KL. I—VIII, 1116. —
Heilbronn	15	405	43
Reutlingen	14	338	78
Esslingen	12	332	39
Ulm	10	291	78
Cannstatt	8	268	30
Göppingen	8	244	40
Hall	10	211	40
Tübingen	8	192	20
Ludwigsburg	8	187	14
Ravensburg	7	172	33
Aalen	4	130	—
Kirchheim	3	111	—
Biberach	7	106	19
Rottweil	7	102	10
Wildbad	2	76	—
Freudenstadt	3	74	—

	Zahl der Schüler		
	Getrennte Klassen:	im ganzen:	Oberrealschüler:
Metzingen	3	68	—
Schorndorf	2	67	—
Ehingen	2	67	—
Crailsheim	2	61	—
Backnang	2	59	—
Ebingen	2	57	—
Heidenheim	3	54	—
Mergentheim	2	52	—

Diese 26 Schulen zählten sonach 196 Klassen (durchschnittlich zu 29 Schülern) und 5621 Schüler, somit 78 Prozent sämtlicher Realschulklassen und 83 Prozent sämtlicher Realschüler. Die übrigen 47 Schulen zählten in 56 Klassen (durchschnittlich zu 20 Schülern) zusammen 1142 Schüler.

V. Was den Wechsel der Schüler im Laufe des Jahres 1880 betrifft, so sind:

A. in die Realschulen neu eingetreten, und zwar:

1. in die unteren Klassen:

aus sogenannten Vorbereitungsklassen	25 Schüler,
„ Elementarschulen (nach Abzug von 7 dahin zurückgetretenen)	582 „
„ lateinischen Kollaboraturklassen.	135 „
„ Präzeptoratsklassen	133 „
„ Obergymnasialklassen	2 „
„ Volksschulen (nach Abrechnung von 233 dahin zurückgetretenen)	394 „
„ dem Privatunterricht (prakt. Beruf, elterlichen Hause)	39 „
„ dem Ausland	47 „
<hr/> zusammen 1357 Schüler;	

2. in obere Realklassen:

aus einem Obergymnasium	3 Schüler,
„ Präzeptoratsklassen	11 „
„ dem Privatunterrichte (prakt. Beruf)	19 „
„ dem Ausland	13 „
<hr/> zusammen 46 Schüler.	

Somit ist die Gesamtzahl der im Jahr 1880 neu eingetretenen Schüler 1403.

B. Aus unteren Klassen in obere übergetreten sind im ganzen 369 Schüler, worunter 329 je an derselben Anstalt.

C. Aus Realschulen ganz ausgetreten sind, und zwar:

1. aus unteren Klassen:

durch den Tod	15	Schüler,
in die K. Baugewerkeschule	4	„
„ eine Volksschullehrerbildungsanstalt	30	„
„ „ militärische Bildungsanstalt	4	„
„ andere höhere Schulen (Handels-, Kunstschule etc.)	8	„
„ eine Lateinschule	28	„
„ „ Elementar- oder eine Volksschule (vgl. A. 1)	—	„
zu Gewerbe und Handel	959	„
zur Landwirthschaft	48	„
zu einem andern Beruf (meistens zum Schreibereifach)	64	„
in den Privatunterricht	22	„
ins Ausland	62	„

zusammen 1244 Schüler;

2. aus Oberrealklassen

durch den Tod	2	Schüler,
auf die Universität	3	„
in das K. Polytechnikum	40	„
„ die K. Baugewerkeschule	2	„
„ eine Präzeptoratsklasse	1	„
„ „ Obergymnasialklasse	10	„
„ „ militärische Bildungsanstalt	1	„
„ „ Volksschullehrerbildungsanstalt	5	„
„ „ andere höhere Schule	5	„
zu Gewerbe und Handel	281	„
zur Landwirthschaft	21	„
zu einem andern Beruf (Schreiberei, Postfach und dergl.)	51	„
in Privatinstiute und ins Ausland	26	„

zusammen 448 Schüler.

Gesammtzahl der ausgetretenen Schüler 1692.

Eine Vergleichung der Gesamtzahl der neu eingetretenen Schüler von 1403 mit derjenigen der ausgetretenen von 1692 ergibt wiederum die unter Ziffer IV erwähnte Abnahme von 289 Schülern.

VI. Was das Lehrpersonal betrifft, so waren an Realschulen (einschliesslich der Bürgerschule in Stuttgart ohne deren Elementarklassen) am 1. Januar 1881 242 Lehrer definitiv mit Pensionsberechtigung angestellt, worunter 7 auf Fachlehrstellen, die übrigen auf Hauptlehrstellen. Neben diesen 242 definitiv angestellten Lehrern waren an den Realschulen des Landes 41 weitere Lehrer in unständiger Weise verwendet, unter welchen 18 als Hilfslehrer an provisorischen oder an überfüllten Klassen, 6 als Amtsverweser oder Hilfslehrer für kranke oder beurlaubte Lehrer, 11 als Amtsverweser auf erledigten Stellen (s. unten) und 6 als Vikare. Diese den oben erwähnten definitiven Lehrern beigezählt ergeben ein Personal von 283 Lehrern. Unter diesen 283 Lehrern sind jedoch nicht eingerechnet: die Hilfslehrer für einzelne Lektionen in Religion, Zeichnen, Schreiben, Singen und Turnen, beziehungsweise die zum Theil pensionsberechtigten Inhaber solcher Zeichen- und Turnlehrerstellen, welche für mehrere Anstalten, z. B. eine Realschule und eine Fortbildungsschule, eine Realanstalt und ein Gymnasium etc. gemeinsam errichtet sind.

Im Jahre 1880 kamen in Erledigung:

- 1 Rektorat,
- 1 Professorat,
- 10 Reallehrstellen,
- 4 Kollaboratorsstellen.

Ausserdem waren zu besetzen an neu errichteten Hauptlehrstellen:

- 1 Kollaboratorsstelle;

ferner an vom vorigen Jahr her erledigten Hauptlehrstellen:

- 1 Professorat,
- 10 Reallehrstellen
- 1 Kollaboratorsstelle.

Besetzt wurden:

- 18 Hauptlehrstellen, nemlich

- 2 Professorate,
- 12 Reallehrstellen,
- 4 Kollaboratorstellen,

davon 9 durch blossen Stellenwechsel oder Beförderung, wogegen in den übrigen 9 Besetzungsfällen ebensoviele Lehrer ihre erstmalige Anstellung auf Lebenszeit im Realschulfach erlangten. Diesen 9 neu Eingetretenen sind noch anzureihen drei früher den Gelehrten-schulen angehörige, nunmehr hier mitgerechnete Lehrer mit Anstellung auf Lebenszeit. Von den 12 neu Eingetretenen haben 3 die Professorsprüfung, 5 die Reallehrerprüfung, 4 die Kollaboratur- oder eine Fachlehrerprüfung erstanden.

Aus obigen Zahlen ergibt sich zugleich, dass am 1. Januar 1881 noch 11 Stellen erledigt waren, welche durch Amtsverweser (s. oben) versehen werden mussten.

Abgegangen sind im Jahre 1880 im ganzen 7 Hauptlehrer, wovon 2 durch Tod, 3 durch Pensionirung, 2 in andere Gebiete des Lehrfaches übergegangen.

Da sich hienach die Zahl der lebenslänglich Angestellten um 5 vermehrt hatte, war die Zahl derselben am 1. Januar 1881 (s. oben) 242 statt 237 im vorigen Jahr.

VII. Im Jahre 1880 haben die Reallehrerprüfung 11 Kandidaten absolvirt, die realistische Professorsprüfung, und zwar in sprachlich-historischer Richtung 1, in mathematisch-naturwissenschaftlicher .6.

Die Realkollaboraturprüfung haben im Jahr 1880 11 Kandidaten erstanden, davon 4 mit Latein.

An der realistischen Professorsprüfung haben sich im Jahre 1880 in einzelnen Fächern, beziehungsweise im Theoretischen, 8 Kandidaten mit Erfolg betheiligt.

Die Vorprüfung (Reg.-Bl. von 1876 S. 64—68) haben im Jahr 1880 4 Kandidaten erstanden.

VIII. Die Zahl der überhaupt vorhandenen geprüften 115 Kandidaten des realistischen Lehramts, welche am 1. Januar 1881 noch nicht auf Lebenszeit angestellt waren, berechnet sich unter Weglassung der nur in einzelnen Fächern der Professorsprüfung betheiligt gewesenen folgendermassen:

A. Realistische Professorskandidaten:

1. der sprachlich-historischen Richtung 0,

2. der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung 13
(von denen 7 noch ohne Lehrprobe).

Diese haben die Prüfung in den Jahren 1871—80 erstanden; 10 derselben waren am 1. Januar 1881 an höheren Lehranstalten des Landes verwendet, 3 in weiterem Studium begriffen.

B. Reallehramtskandidaten:

1. Auf Reallehrstellen vollständig geprüft, ungerechnet die unter A aufgeführten Professoratskandidaten, waren 21, davon 10 im Realschulfach, 3 an Gelehrtenschulen verwendet, 4 noch im Studium begriffen, 1 im Einjährigendienst, 3 in sonstigem Beruf stehend.
2. Kandidaten, welche nur die Vorprüfung (vergl. VII) oder den theoretischen Theil der Reallehrerprüfung ganz oder theilweise erstanden hatten, waren es 57, wovon 19 an Realschulen und 5 an Gelehrtenschulen des Landes verwendet, 2 im Privatdienst, 2 im Einjährigendienst stehend, die übrigen in weiterem Studium begriffen. Nicht einbegriffen ist bei dieser Aufzählung eine Anzahl geprüfter Kandidaten, welche auf weitere Verfolgung der Laufbahn im württembergischen Realschuldienst verzichtet zu haben scheinen.

C. Auf Realkollaboratorstellen waren am 1. Januar 1881 24 Kandidaten geprüft, worunter 3 auch im Lateinischen. Von denselben waren 5 an Realschulen, 1 an einer Lateinschule, 5 an Elementarschulen, 8 an Volksschulen oder an Privatinstitutionen verwendet, die übrigen in weiterem Studium begriffen. Bei dieser Berechnung ist ausser Betracht geblieben eine grosse Zahl geprüfter Kollaboraturkandidaten, für welche eine Verwendung an Gelehrten- und Realschulen weder bis jetzt eingetreten, noch durch eine entschieden gute Prüfungsnote als wahrscheinlich angezeigt ist, oder welche bereits dauernd zu anderem Beruf übergetreten sind.

D. Neben den in A bis C aufgezählten 115 geprüften Kandidaten sind hier noch etwa 70 weitere Kandidaten zu erwähnen, welche theils zum Dienst an Realschulen bei Empfang von Staatsunterstützungen sich verbindlich gemacht haben, theils ohne realistische Lehrerprüfung zur Probe an Realschulen verwendet worden oder sonst angemeldet sind.

E. Um über den voraussichtlichen Bedarf an Reallehr

amtskandidaten in den nächsten Jahren sich ein Urtheil bilden zu können, genügt es nicht, die Notizen aus Ziff. VIII, A—D, sowie Ziff. III mit Ziff. VI, erstem Absatz, zu vergleichen, vielmehr wird die nachstehende

Alterstabelle

zu Hilfe zu nehmen sein. Dieselbe umfasst sämtliche 329 Angestellte (in weiterem Sinne, somit nicht bloss auf Lebenszeit Angestellte, sondern auch Hilfslehrer, Amtsverweser u. s. w.) des Kultdepartements, welche im Fall ihres Ausscheidens aus dermaliger Stellung nothwendig oder doch wahrscheinlich durch realistisch geprüfte Lehramtskandidaten ersetzt werden. In dieser Tabelle enthalten die Rubriken A und a Lehrer an Kollaboratur-, B und b an Mittelklassen von Gelehrten- und Realschulen, C und c Lehrer an Oberklassen, am Polytechnikum und an der Baugewerkeschule und einige andere Beamte der oben bezeichneten Kategorie. Die senkrechten Spalten A B C enthalten die auf Lebenszeit Angestellten, a b c die übrigen. Die erste Horizontalspalte gibt die vor dem Jahr 1810, die zweite die in den 5 Kalenderjahren 1810 bis 1814 einschliesslich Geborenen u. s. w.

	A	a	B	b	C	c	Summe
vor 10	—	—	—	—	1	—	1
10—14	1	—	3	—	1	—	5
15—19	—	—	12	—	7	—	19
20—24	2	—	13	—	13	—	28
25—29	—	—	6	—	12	—	18
30—34	4	—	13	—	8	—	25
35—39	10	—	18	—	14	—	42
40—44	12	—	18	—	8	—	38
45—49	8	—	29	1	8	—	46
50—54	13	4	33	8	7	2	67
55—59	2	4	5	21	—	5	37
60—64	—	—	—	3	—	—	3
Summe	52	8	150	33	79	7	329

Da nun die unter a, b und c aufgezählten 48 Kandidaten in der Gesamtzahl der Kandidaten ($115 + 70 = 185$) einbegriffen sind, so ergibt sich für die noch unverwendeten die Zahl 137, wobei, wie oben (Lit. C) bemerkt worden ist, eine namhafte Zahl geprüfter Kollaboraturkandidaten nicht mitgerechnet ist. Wenn von diesen

137 Kandidaten auch nur 100 ihrem Berufe treu blieben, so müssten denselben, damit sie zur Verwendung kommen könnten, ungefähr so viele der 329 Angestellten oder Verwendeten Platz machen, als unter diesen Männer von über 46 Jahren vorhanden sind. Erst nach Ablauf des hiefür erforderlichen Zeitabschnitts wird ein Zuwachs an weiteren Kandidaten nöthig werden. Eine annähernde Schätzung der Dauer desselben ergibt sich theils daraus, dass in den letzten 6 Jahren aus der mit A + B + C der obigen Tabelle bezeichneten Kategorie von Beamten 48 (davon 12 durch Tod, 31 durch Pensionirung, 5 durch Übertritt zu anderweitigem Beruf oder ins Ausland), somit 8 aufs Jahr, ausgeschieden sind, wogegen die Errichtung neuer Stellen auf Jahre hinaus kaum mehr in Aussicht zu nehmen ist.

Einen weiteren Anhaltspunkt bietet die folgende Tabelle.

F. Über den Ab- und Zugang im Gebiete der im Realschulwesen (im engeren Sinn, also nicht im Sinn von Lit. E) des Landes auf Lebenszeit angestellten Lehrer seit dem 1. Januar 1833 gibt die nachstehende Tabelle Auskunft. Man vergleiche damit die Tabelle auf Seite 122 des Jahrgangs 1876.

Statistische Tabelle über den Stand, den Abgang und den Zugang im Gebiet der an den württembergischen Realschulen auf Lebenszeit angestellten Lehrer seit 1833.

Kalenderjahr.	Zahl der Lehrer je am 1. Januar des Jahres.	Neu angestellt.	Befördert	Abgegangen.	Und zwar von diesen:			
					gestorben.	pensionirt.	in andere Zweige des Schulwesens oder zum Kirchendienst übergetreten.	sonst ausgetreten oder entlassen.
1833	15	5	1	1	1	—	—	—
18 ³⁴ 70	—	240	164	89	43	17	19	10
18 ⁷¹ 74	—	63	70	34	11	8	15	—
1875	199	19	21	11	2	4	5	—
1876	207	17	22	13	1	6	6	—
1877	211	25	17	9	1	4	3	1
1878	227	16	15	14	3	6	5	—
1879	229	20	19	12	2	7	3	—
1880	237	12	9	7	2	3	2	—
1881	242							

Hieraus ergeben sich wieder die in Ziff. VI, Zeile 3 berechneten 242 lebenslänglich an Realschulen angestellten Lehrer.

In diesem Gebiet betrug also der Abgang in den 6 Jahren 1875/80 im ganzen scheinbar 66, somit 11 aufs Jahr. Lässt man aber diejenigen ausser Betracht, welche bloss auf realistische Stellen im weiteren Gebiete übergetreten oder von da zurückgekommen sind, so vermindert sich der Abgang von 66 auf 54, somit auf 9 dem Jahre nach.

IX. Bei dem Turnunterricht waren am 1. Juli 1880 4297 Real- und Oberrealschüler beteiligt, am 1. Januar 1881 4170. Unter den letzteren waren 550 Oberrealschüler. Das Sommerturnen erstreckte sich auf alle Realanstalten und mit Ausnahme von drei einklassigen und einer zweiklassigen auch auf sämtliche niedere Realschulen. Das Winterturnen fehlte an 12 einklassigen und an 4 zweiklassigen Realschulen.

V. Öffentliche Elementarschulen.

Statistische Tabelle V, pag. 27, 28.

In 17 Städten (Cannstatt, Esslingen, Freudenstadt, Gmünd, Göppingen, Heidenheim, Heilbronn, Kirchheim, Ludwigsburg, Metzingen, Nürtingen, Öhringen, Reutlingen, Stuttgart, Tübingen, Ulm, Urach) bestehen sogenannte Elementarschulen, welche Knaben vom 6. Lebensjahre (in Freudenstadt und Gmünd vom 7. Lebensjahre) an zum Eintritt in die Gelehrten- und Realschulen vorbereiten. Ausserdem besteht in Stuttgart eine eigens zur Vorbereitung auf die Bürgerschule bestimmte Elementarschule.

Diese 18 Elementarschulen zählen zusammen 55 (darunter 4 provisorische) Schülerklassen, mit 54 Lehrstellen (darunter 3 provisorische) und zwar: Stuttgart, städtische Elementarschule 14, Elementarschule der Bürgerschule 6, Ulm 6, Heilbronn 5, Esslingen 4, Cannstatt und Ludwigsburg je 3, Göppingen, Reutlingen und Tübingen je 2, Freudenstadt, Gmünd, Heidenheim, Kirchheim, Metzingen, Nürtingen, Öhringen, Urach je 1 Klasse.

Die Schülerzahl der Elementarschulen hatte sich am 1. Januar 1880 belaufen auf 2462.

Von diesen sind ausgetreten 1365 und zwar	
in eine Lateinschule	589
„ „ Realschule	587
„ „ Volksschule	116
„ den Privatunterricht	34
„ das Ausland	28
durch den Tod	11

In die Elementarschulen eingetreten sind in dem gleichen Zeitraum 1385 Schüler, und zwar:

aus dem Privatunterricht oder Elternhause	1057
„ der Volksschule	285
„ einer Lateinkollaboraturklasse	19
„ „ niedern Realschule	9
vom Ausland	15

Es betrug daher die Zahl der Schüler auf den 1. Januar 1881 2482 und es ergibt sich gegen das Vorjahr eine Zunahme von 20 Schülern.

Unter den 2482 Schülern sind

Evangelische	2130
Katholiken	243
Israeliten	106
Sonst einer Konfession	3

Auf die vier Kreise vertheilen sie sich folgendermassen:

Neckarkreis	1549
Schwarzwaldkreis	351
Jagstkreis	123
Donaukreis	459

Der Heimat nach sind es:

Einheimische	2397
Auswärtige	85
darunter Nichtwürttemberger	25

VI. Ü b e r s i c h t

über die im Königreich Württemberg bestehenden, der K. Kultministerial-Abtheilung für Gelehrten- und Realschulen untergeordneten höheren Lehranstalten nebst Angabe der dabei angestellten Beamten, Lehrer etc. nach dem Stande vom 1. April 1881

bearbeitet auf Grund des Staatshandbuchs von 1877, S. 227—242, unter Benützung der neuesten amtlichen Quellen.

A. Die evang.-theolog. Seminarien.

a) Das höhere evang.-theolog. Seminar in

T ü b i n g e n.

Inspektorat: Dr. v. Weizsäcker, Professor, erster Inspektor Kr. O. 2. Dr. v. Sigwart, Professor, zwei- ter Inspektor Kr. O. 3a. Dr. Buder, Professor, Ephorus, dritter Inspektor g. C. V. M. (K. 71).	Ephorus: Dr. Buder, Professor. 10 Repetenten. Ökonomieverwalter: Franck, zugl. am Wilhelmsstift. Arzt: Dr. Gärttner, O. O. (K. 71). Musiklehrer: Kauffmann, Uni- versitätsmusikdirektor. 1 Assistent des Seminararztes.
--	--

b) Die vier niederen evang.-theolog. Seminarien in

1. Blaubeuren.

Ephorus: Kraut, Fr. O. 3a. Professoren: Dr. Weidlich, Dr. Jetter. 2 Repetenten. Ökonomieverwalter: Sapper, Stadtschultheiss.	Arzt: Dr. Baur, Oberamtsarzt. Musiklehrer: Franck. Turnlehrer: prov. Burza.
---	---

2. Maulbronn.

Ephorus: Dr. Grill. Professoren: W. Paulus I, W. Paulus II. 2 Repetenten. Ökonomieverwalter: Schmid, Kameralverwalter.	Arzt: Dr. Engelhorn, Ober- amtsarzt. Musik- und Turnlehrer: Weit- brecht.
--	--

3. Schö nthal.

Ephorus: Dr. Mezger, Fr. O. 3a. Arzt: Eberle, Oberstabsarzt a. D.
 Professoren: Vayhinger, Kr. O. 3b. D. Ez. 1 (K. 71).
 Dr. Lang. 2 Repetenten. Musiklehrer: Widmann.
 Ökonomieverwalter: Eisenmenger, Kameralverwalter.

4. Urach.

Ephorus: Dr. Fuchs, Fr. O. 3a. Ökonomieverwalter: Kratz, Ge-
 richtsnotar.
 Professoren: Adam, Fr. O. 3a, Arzt: Dr. Finckh, Oberamtsarzt.
 Dr. Hölder. Musik- und Turnlehrer: Zwissler.
 2 Repetenten.

B. Die Gymnasien, Lyceen und Lateinschulen.

a) Gymnasien in

1. Ehingen.

(10 Klassen, 4 obere, 6 untere; letztere zum Theil kombinirt.)

Rektor: Dr. Schneiderhahn, Fr. O. 3a. b) Lehrer an der unteren Abthei-
 lung: Dr. Merk, Dr. Land-
 wehr, Professoren. Dr. Volz,
 a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Mai, Präzeptoren. Hauptlehrer
 Dr. Schneiderhahn, Rektor für realistische Fächer: Frey-
 (s. o.). Dr. Bammert, Dr. berg, Oberreallehrer. Gesang-
 Hehle, Dr. v. Bagnato, und Turnlehrer: Schmöger
 Hofmann, zugl. Konviktsvor- Musikdirektor.
 stand, Dreher, Professoren.

2. Ellwangen.

(10 Klassen, 4 obere, 6 untere.)

Rektor: Leonhard, zugl. Vor- Oberpräzeptoren. Gaiser,
 stand der Realschule, Fr. O. 3a. Ostberg, Kieninger, Prä-
 zeptoren. Fachlehrer für fran-
 a) Lehrer an der oberen Abtheilung: zösische Sprache, Mathematik,
 Leonhard, Rektor (s. o.). Dr. Naturwissenschaften: Dr. Kurtz,
 Vogelmann, Dr. Hirzel, Professor (K. 71. Pr. E. K. 2.).
 Schneider, Stützle, Profes- Turn- und Zeichenlehrer: Benz.
 soren. 1 Hilfslehrer. Gesanglehrer: Ostberg, Real-
 b) Lehrer an der unteren Abthei- lehrer. Keicher, Schullehrer.
 lung: Dr. Ilg, Professor, Gram- 1 Repetent.
 ling, Dr. Schermann,

3. Hall.

(10 Klassen, 4 obere, 6 untere.)

- Rektor: Kraut, Fr. O. 3a.
- a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Kraut, Rektor (s. o.). Bernhard, Ehemann, Dr. John, Professoren. 1 Hilfslehrer.
- b) Lehrer an der unteren Abtheilung: Lutz, Professor. Hassler, Oberpräzeptor. Böhm, Gessler, Keinath, Eisele, Präzeptoren. Zeichenlehrer: Reik. Turnlehrer: Pfäffle. 1 Repetent.

4. Heilbronn.

(16 Klassen, 4 obere, 12 untere.)

- Rektor: Dr. Pressel, zugleich Vorstand der Elementarschule, Fr. O. 3a. (K. 71.).
- a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Dr. Pressel, Rektor (s. o.). Stockmayer, Rösch, Sauer, zugleich Vorstand des Pensionats und Inspektor der Turnanstalt, Dr. Dürr, Dr. Egelhaaf, Lechler, Professoren.
- b) Lehrer an der unteren Abtheilung: Warth, Rummelin, Schmolzer, Reuchlin, Professoren. Bockel, Krauss, Oberpräzeptoren. Hartmann, (...) Steinhilber, Zluhan, Essich, Hofmann, Präzeptoren. Zeichenlehrer: Högg, Professor. Gesanglehrer: Eisenmann, Elementarlehrer. Inspektor der Turnanstalt: Sauer, Professor (s. o.). Turnlehrer: Hohenacker. 1 Repetent. 1 Diener.

Mit dem Gymnasium verbundenes Pensionat.

Vorstand: Sauer, Professor (s. o.). 3 Repetenten.

5. Ravensburg.

(10 Klassen, 4 obere, 6 untere, darunter 2 kombinirt.)

- Rektor: Held, zugl. I. Helfer.
- a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Held, Rektor (s. o.). Schweizer, Dr. Eble, Dr. Haas, Professoren.
- b) Lehrer an der unteren Abtheilung: Geis, Professor. Mayer, Präzeptoratskaplan. Maier, Maag, Präzeptoren. 1 Hilfslehrer. Zeichenlehrer: (...). Turnlehrer: Maier, Präzeptor. Schnabel, Realkollaborator (s. u.).

6. Rottweil.

(10 Klassen, 4 obere, 6 untere, darunter 2 kombinirt.)

Rektor: Ott, Fr. O. 3a.

a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Ott, Rektor (s. o.). Dr. Martini, Dr. th. Baltzer, Stix, Dr. Hepp, zugleich Konviktsvorstand, Günthner, Professoren.

b) Lehrer an der unteren Abtheilung: Kalis, Professor. Dr.

Hierlemann (K. 71), Fischer, Präzeptoren. 1 Amtsverweser. Zeichenlehrer: Hölder, Professor, Inh. d. g. M. für K. und W. Gesanglehrer: Gass, Küfer, Lehrer. Turnlehrer: Öchsner, Professor. Stehle, Kollaborator (s. u.). Weiss, Unterlehrer.

7. Stuttgart.

(1. obere Abtheilung 12 Klassen, worunter 5 prov.

2. mittlere und untere Abtheilung 27 Klassen, worunter 6 prov.)

Rektor: Dr. Planck, Oberstudienrath, Fr. O. 3a. Kr. O. 3b.

a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Dr. Planck, Oberstudienrath (s. o.). Jordan, Fr. O. 3a, Österlen, Fr. O. 3a, Lamparter, Dr. Majer, Kraft, Dr. Straub, Dr. Bilfinger, Erbe, Professoren. Für französische und englische Sprache: Schanzenbach, Professor. Für Chemie und Naturgeschichte: Dr. Köstlin, Fr. O. 3a, Professor. 5 Hilfslehrer an prov. Klassen. Für evang. Religionsunterricht: Weitbrecht, Professor, Diakonus an der Garnisonskirche. Für kath. Religionsunterricht: Walz, Kaplan. Hilfslehrer für Mathematik: Reiff. Für italienische

Sprache: Runzler, Sekretär, Kabinettskanzlist. 1 Repetent.

b) Lehrer an der unteren Abtheilung: Dr. Scholl, Zeller, Märklin, Dr. Barthelmess, Fuchs, Dr. Nast, Neidhardt, Hauber, Dr. Veil, Professoren. Holch, Dürr, Albrecht, Oberpräzeptoren. (. . .), Schweizer, Vogt, Neumayer, Schairer, Fausel, Weismann, Belz, Präzeptoren. Für franz. Sprache: (. . .). Für Arithmetik: (. . .). 7 Hilfslehrer.

Für kath. Religionsunterricht: Brinzinger, Kaplan. Gesang- und Schreiblehrer: Katz. Zeichenlehrer: Herdtle, Professor. Grammer, Aichelin. Inspektor der Turnanstalt und Haupt-

lehrer: Dr. Jäger, Professor,
zugl. Vorstand der Turnlehrer-
bildungs- und Musterturnanstalt
(s. u.); Turnlehrer: Gussmann.

Kassier des Gymnasiums: (prov.)
Gubitz, Revisor beim evang.
Consistorium. 1 Repetent.

8. T ü b i n g e n .

(10 Klassen, 4 obere, worunter 2 prov., 6 untere.)

Rektor: Dr. Baur, zugleich
Lehrer am phil. Seminar der
Universität und Vorstand der
Elementarschule, Fr. O. 3a.

a) Lehrer an der oberen Abthei-
lung: Dr. Baur, Rektor (s. o.).
Kayser, Bender, Brait-

maier, Paulus, Professoren.
2 Hilfslehrer.

b) Lehrer an der unteren Abthei-
lung: Maier, Müller, Pro-
fessoren. Ramsperger, Mög-
ling, Wieland, Harrer,
Präzeptoren. Turnlehrer: Wüst.
1 Repetent.

9. U l m .

(10 Klassen, 4 obere, 6 untere.)

Rektor: (. . .), zugl. Vorstand
der Elementarschule.

a) Lehrer an der oberen Abthei-
lung: (. . .). Germann, Dr.
Ableiter, Dr. Knapp, Dr.
Klett, Professoren.

b) Lehrer an der unteren Abthei-
lung: Kohn, Werner, Pro-
fessoren. Böckmann, Kall-
hardt, Fischer, Müller, Prä-

zeptoren. Lehrer der Mathe-
matik: (. . . .). Zeichen-
lehrer: Dieterlen. Gesang-
lehrer: Dieffenbacher, Musik-
direktor, goldene Civil-Ver-
dienst-Medaille. Inspektor der
Turnanstalt: Dr. Ableiter, Pro-
fessor (s. o.). Turnlehrer: Beil-
hardt, Hörsch. 1 Repetent.

b) Lyceen in

1. C a n n s t a t t .

(7 Klassen, 1 obere, 6 untere.)

Rektor: Kapff, zugl. Vorstand
der Elementarschule.

a) Lehrer an der oberen Abthei-
lung: Kapff, Rektor (s. o.).

Hutzelsieder, Professor.

b) Lehrer an der unteren Abthei-
lung: Lörcher, Professor.
Bienz, Oberpräzeptor. Feucht,

Gräter, Lieb, Geiger, Präzeptoren. Turnlehrer: Walter, Oberlehrer, zugleich Elementarlehrer (s. u.).

2. Esslingen.

(8 Klassen, 2 obere, wovon 1 prov., 6 untere).

Rektor: Dr. Hermann, zugleich Vorstand der Elementarschule, Fr. O. 3a. lung: Föll, Professor. Haug, Oberpräzeptor. Bräuhäuser, Hochstetter, Dipper, Krehl, Präzeptoren. Für französische Sprache: Raff, Professor. Zeichenlehrer: Ramminger. Hilfslehrer für Mathematik: (. .).
 a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Dr. Hermann, Rektor (s. o.). Pfahl, Professor. Turnlehrer: (. . .).
 b) Lehrer an der unteren Abtheilung:

3. Ludwigsburg.

(9 Klassen, 2 obere, 7 untere, worunter 2 prov.)

Rektor: Banz, zugl. Vorstand der Elementarschule. Ruthardt, Oberpräzeptor. Dr. Weizsäcker, Gussmann, Maag, Rentschler, Präzeptoren. 1 Hilfslehrer. Turnlehrer: Zitzmann, Oberlehrer. Löblich, Elementarlehrer (s. u.). 1 Assistent.
 a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Banz, Rektor (s. o.). Dopffel, Professor. 1 Hilfslehrer.
 b) Lehrer an der unteren Abtheilung: Keller, Professor. Dr.

4. Öhringen.

(4 Klassen, 1 obere, 3 untere.)

Rektor: Boger, zugl. Vorstand der Elementarschule. lung: Dr. Büchler, Professor. Fischer, Präzeptor. Wagner, Kollaborator. 1 realistischer Hilfslehrer. Zeichen- und Turnlehrer: Wandel, Elementarlehrer.
 a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Boger, Rektor (s. o.). Dr. Barth, Professor.
 b) Lehrer an der unteren Abtheilung:

5. Reutlingen.

(9 Klassen, 3 obere, worunter 1 prov., 6 untere, worunter 2 prov.)

Rektor: Dr. Friderich, zugl. Vorstand der Elementarschule. a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Dr. Friderich, Rektor

(s. o.). Grüninger, Dr. von
Soden, Professoren. 1 Hilfs-
lehrer.

b) Lehrer an der unteren Abthei-
lung: Riehm, Professor. Vot-

teler, Leuze, Präzeptoren.
2 Hilfslehrer. Aickelin,
Kollaborator. Zeichenlehrer:
Schmid, Professor. Turnlehrer:
Drusenbaum.

c) Lateinschulen.

Aalen: Oberpräzeptor: Dieterle.
Kollaborator: Waldmüller.
1 Hilfslehrer.
Turnlehrer: Röhm.

Altensteig: Präzeptor: Gut.
Kollaborator: Daiber, zu-
gleich Turnlehrer.

Backnang:
Oberpräzeptor: Schauffler.
Kollaborator: Traub.
Turnlehrer: Veil.

Balingen: Präzeptor: Mächtle.
Kollaborator: (. . . .).
Turnlehrer: Münzenmaier,
Reallehrer.

Beilstein: Präzeptor: Traub.

Besigheim:
Präzeptor: Widmann.
Kollaborator: Fick, zugleich
Turnlehrer.

Biberach: Rektor: Speidel.
Präzeptoratskaplane:
Dr. Herter, (. . .).
Turn- und Schreiblehrer:
Seyerlen.

Bietigheim: Präzeptor Schnaidt.
Kollaborator: Blessing.
Turnlehrer: Böhringer.

Blaubeuren: Präzeptor: (. . .).
Kollaborator: Fick.

Turnlehrer: Burza.

Böblingen:
Präzeptor: Heintzeler.
Kollaborator: Zundel, zugleich
Turnlehrer.

Bönnigheim: Präzeptor: Steiff.
Turnlehrer: Montigel.

Brackenheim:
Präzeptor: (. . .).
Kollaborator: Baitinger, zu-
gleich Turnlehrer.

Buchau:
Präzeptoratskaplan: Kult.
Turnlehrer: Baumann.

Crailsheim: Präzeptor: Mezger.
Kollaborator: Wolf, zugleich
Turnlehrer.

Ebingen: Präzeptor: Eisele.
Kollaborator: Stängel.
Turnlehrer: Link.

Freudenstadt: Präzeptor: Dr.
Weißenmayer.
Kollaborator: (. . .).
Turnlehrer: Renschler.

Friedrichshafen:
Präzeptoratskaplan: Müller.
Kollaborator: Harr.
Turnlehrer: Scheirle.

Gaildorf: Präzeptor: Kern, zu-
gleich Turnlehrer.

- prov. Kollaboratorsstelle.
- Giengen a. Br.:**
 Präzeptor: Hähnle.
 Kollaborator: Stroh, zugleich
 Turnlehrer.
 Zeichenlehrer: Schelling.
- Göppingen:** Rektor: Bauer.
 Präzeptor: Barner.
 Kollaborator: Pflüger.
 Zeichenlehrer: Vogel.
 Turnlehrer: Rau.
- Grossbottwar:**
 Präzeptor: Kautter, zugleich
 Turnlehrer.
- Güglingen:** Präzeptor: Koch.
 Turnlehrer: Schöpfer. *
- Heidenheim:**
 Präzeptor: Feucht.
 Kollaborator: Ölschläger.
 1 Hilfslehrer.
 Turnlehrer: Müller.
- Herrenberg:** Präzeptor: (. . . .).
 Kollaborator: Dietz.
 Turnlehrer: Bernecker, Real-
 lehrer.
- Hohenheim:** prov. Lateinschule.
- Horb:** Präzeptoratskaplane: Sey-
 fried, (. . . .).
 Turnlehrer: Kolb.
- Kirchberg:** Präzeptor: (. . . .).
 Turnlehrer: Stattmann.
- Kirchheim u./T.:**
 Rektor: Strölin, zugleich
 Vorstand der Elementarschule.
 Präzeptor: Faber.
 1 Hilfslehrer.
 Kollaborator: Eberhard, zu-
 gleich Turnlehrer.
- Zeichenlehrer:**
 Truckenmüller.
- Langenburg:** Präzeptor:
 Kretschmer, zugl. Diakonus.
- Lauffen:** Präzeptor: Klemm, zu-
 gleich Turnlehrer.
 Kollaborator: (. . . .).
- Laupheim:** Präzeptor: Blust.
 Kollaborator: (. . . .).
- Leonberg:**
 Präzeptor: Schlenker.
 Kollaborator: Bauer, zugleich
 Turnlehrer.
- Leutkirch:** Präzeptor: Knapp.
 Präzeptoratskaplan: Mangold.
 Turnlehrer: Zorn.
- Marbach:** Präzeptor: Schall.
 Kollaborator: (. . . .).
 Turnlehrer: Wilh. Mayer.
- Markgröningen:**
 Präzeptor: (. . . .).
 Kollaborator: Härtner, zu-
 gleich Turnlehrer.
- Mengen:**
 Präzeptoratskaplan: Steiger.
 Turnlehrer: Jung.
- Mergentheim:**
 Oberpräzeptor: Kolb.
 Präzeptor: (. . . .).
 1 Hilfslehrer.
 Kollaborator: Dürr, zugleich
 Turnlehrer.
- Munderkingen:**
 Präzeptoratskaplan: Bieg.
 Turnlehrer: Kofler.
- Murrhardt:** Präzeptor: Gaupp.
 Kollaborator: (. . . .).
 Turnlehrer: Riethmüller.

- Nagold:** Präzeptor: Dr. Lindmaier.
Kollaborator: Salzner, zugleich Zeichen- und Turnlehrer.
- Neckarsulm:**
Präzeptoratskaplan: (. . .).
Turnlehrer: Küfer.
- Neuenbürg:**
Präzeptor: Wörz.
Turnlehrer: Müllerschön.
- Neuenstadt:** Präzeptor: Weber.
Kollaborator: Roller.
Turnlehrer: Rücker.
- Oberndorf:** Präzeptor: Schmid.
Kollaborator: (. . . .).
Turnlehrer: Roth.
- Pfullingen:**
Präzeptor: Hartmann.
Turnlehrer: Entress.
- Rosenfeld:** Präzeptor: (. . . .).
Turnlehrer: Jetter.
- Rottenburg:** Rektor: Buck, zugleich Dompräbendar.
Präzeptoratskaplan: Gentner, zugleich Dompräbendar.
Präzeptor: Miller.
Zeichenlehrer: (. . .).
Turnlehrer: Reich.
- Saulgau:**
Präzeptoratskaplan: Wiedmann.
Turnlehrer: Frey.
- Scheer:** Präzeptoratskaplan: Herdrich.
Turnlehrer: Lehr.
- Schorndorf:**
Präzeptor: Krockenberger.
- Kollaborator: Rösler, Präzeptor.
Turnlehrer: Lörcher, Reallehrer.
- Spaichingen:** Präzeptor: (. . .).
Turnlehrer: Albeck.
- Sulz:** Präzeptor: Schaumann.
Turnlehrer: Bitzer, Reallehrer.
- Tettngang:**
Präzeptoratskaplan: (. . .).
Turnlehrer: Leibold.
- Tuttlingen:** Präzeptor: Elsner.
Kollaborator: Klass.
Turnlehrer: Schatz.
- Vaihingen:** Präzeptor: Zimmer.
Kollaborator: Füscher.
Turnlehrer: Schwarz.
- Waiblingen:** Präzeptor: Nägele.
Kollaborator: Baitinger.
Turnlehrer: Auer.
- Waldsee:** Präzeptoratskaplan: Hofmeister.
Turnlehrer: Wetzler.
- Wangen:**
Präzeptoratskaplan: Schmid.
Turnlehrer: Bolter, Reallehrer.
- Weikersheim:** Präzeptor: Lenkner, Diakonus.
Turnlehrer: Nörr.
- Weil der Stadt:** Präzeptor: (. . .).
Turnlehrer: Schmidt.
- Weinsberg:**
Präzeptor: Fehleisen.
Kollaborator: Mollenkopf, zugleich Turnlehrer.
- Wiesensteig:**
Präzeptoratskaplan: (. . .).
Turnlehrer: Weh.

Wildberg: Präzeptor: Speer.
Turnlehrer: Franck.

Winnenden: Präzeptor: Bruder.
prov. Kollaboratorsstelle.
Turnlehrer: (. . .)

C. Realgymnasien, Reallyceen, Reallateinschulen.

a) Realgymnasien in

1. Stuttgart.

(24 Klassen, 6 obere, 18 untere.)

Rektor: Dillmann, Oberstudienrath, Fr. O. 3a, Kr. O. 3b.

a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Dillmann, Oberstudienrath (s. o.). Dr. Georgii, Dr. Widmayer, Fauser, Dr. Baur, Dr. A. Schmidt, Dr. Werner, Schumann, Dr. Rapp, Dr. Roth, Krug, Dr. Maier, Professoren. 1 Hilfslehrer. Für Religionsunterricht: Straub, Professor am Olga-stift, ev. Wiest, Vicar, kath. 1 Repetent.

b) Lehrer an der unteren Abtheilung: Rheinhard, Inh. d. gr. g. Med. f. K. u. Wiss. (Oe. F. J. 3. G. H. V. P. 3b.), Herzog I, Finck, Herzog II, Graf, Pfeleiderer, Sauer, Dr. Wizemann, Minner,

Professoren. Mezger, Oberpräzeptor. Winterlin, Kuhn, Bubeck, Junginger, Lindmaier, Egerer, Murthum, Wendel, Präzeptoren. Für Mathematik: Daxer, Professor. Mahler, Oberreallehrer. Für kath. Religionsunterricht: Ströbele, Kaplan, Wiest, Vikar. Für Zeichenunterricht: Herwig, Zeichenlehrer. Gesang- und Schreiblehrer: Hartmann. 1 Repetent. Inspektor und Hauptlehrer der Turnanstalt: Dr. Jäger, Professor, zugleich Vorstand der Turnlehrerbildungs- u. Musterturnanstalt. Turnlehrer: Graf. Kassier des Realgymnasiums: (prov.) Gubitz, Revisor beim ev. Consistorium (s. o.).

2. Ulm.

(10 Klassen, 4 obere, zum ⁹Theil mit den Realklassen kombinirt, 6 untere.)

Rektor: Binder, zugleich Rektor des Realgymnasiums.

a) Lehrer an der oberen Abtheilung: (ausser den bei der Real-

anstalt genannten): Dr. Barthelmess, Professor.

b) Lehrer an der unteren Abtheilung: Jäckh, Professor.

Rieber, Oberpräzeptor. Schultes, Pfeiffer, Streng, Leibfarth, Präzeptoren. Schreiblehrer: Witte, Elementarlehrer

(s. u.). Zeichenlehrer: Dieterlen. Gesanglehrer: Dieffenbacher (s. o.). Turnlehrer: Hörsch.

b) Reallyceen in

1. Calw.

(8 Klassen, 2 obere, kombiniert, 6 untere.)

Rektor: Dr. Müller (K. 71.).

lehrer. Ganzenmüller, Reigner, Dölker, Präzeptoren. Dapp, Kollaborator. Zeichenlehrer: Dinkelacker. Turnlehrer: Dölker, Präzeptor (s. o.).

a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Dr. Müller, Rektor (s. o.). Hertter, Professor.

b) Lehrer an der unteren Abtheilung: Staudenmaier, Oberpräzeptor. Plocher, Oberreal-

2. Gmünd.

(8 Klassen, 2 obere, kombiniert, 6 untere.)

Rektor: Dr. Klaus, zugleich Vorstand der Elementarschule.

lung: (. . .). Reuter, Oberreallehrer. Vogel, Präzeptoratskaplan. Bucher, Irion, Präzeptoren. Winker, Reallehrer. 1 Hilfslehrer. Zeichenlehrer: Pflutschinger. Turnlehrer: prov. Stadelmaier.

a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Dr. Klaus, Rektor (s. o.). Frey, Professor. Zeichenlehrer: Biermann, Professor.

b) Lehrer an der unteren Abthei-

3. Nürtingen.

(8 Klassen, 2 obere, kombiniert, 6 untere.)

Rektor: Neuffer, zugleich Vorstand der Elementarschule.

lung: O. Mayer, Oberpräzeptor. Ramsperger, Oberreallehrer. Claus, Reallehrer. Dr. Kapff, Präzeptor. Wieland, Aichele, Kollaboratoren. Turnlehrer: Bauer.

a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Neuffer, Rektor (s. o.). Dr. Treuber, Professor.

b) Lehrer an der unteren Abthei-

c) Reallateinschulen in

1. Geislingen (Pädagogium).

Vorstand: Ludwig, Professor. Präzeptoren: Dr. Geib, Ober-

präzeptor, (. . .). Reallehrer:	Kleesattel, Professor, Fr. O.
Fetscher. Kollaborator:	3b. Turnlehrer: Pöhler,
Weitbrecht. Zeichenlehrer:	Lehrer.

2. Riedlingen.

Präzeptor: Dr. Gassenmayr,	Reallehrer: Buz. Kollaborator:
Präzeptoratskaplan. (. . . .).	(. . . .). Turn- und Zeichen-
	lehrer: Jäger.

3. Sindelfingen.

Präzeptor: Hayer. Reallehrer: Dr. Hartranft. Kollaborator:
Albeck, zugleich Turnlehrer.

4. Urach.

Oberpräzeptor: Hiller, zugleich	Reallehrer: Katzmaier. Kolla-
Vorstand der Elementarschule.	borator: Brändle. Turnlehrer:
Präzeptor: Brönnele.	Zwissler (s. o.).

D. Realschulen.

a) Realanstalten (mit Oberklassen versehene Realschulen):

α) Realanstalten mit 4 oberen Jahreskursen:

1. Stuttgart.

(35 Klassen, 6 obere, 29 untere, worunter 2 prov.)

Rektor: Ölschläger, Fr. O. 3a.	Oberreallehrer. Dr. Bret-
a) Lehrer an der oberen Abthei-	schneider, Professor. Mürd-
lung: Ölschläger, Rektor(s.o).	ter, Fach, Oberreallehrer.
(. . .), Dr. Fischer, Fr. O. 3a.	Friz, Schrägle, (. . .).
Günzler, Fr. O. 3a. Weigle,	Beyttenmiller, Epple,
Assfahl, Dr. Bronner,	Grasberger, Reallehrer. Wol-
Neeff, O.O.(K.71.), Bertrand,	pert, Professor. Förstler,
Leuze, Professoren.	Oberreutter, Grössler,
b) Lehrer an der unteren Abthei-	Schnabel, Rauschnabel,
lung: Stellner, Jauss, Behr,	Walter, (. . .), Reallehrer.
Zinck, Professoren. Elsen-	2 Hilfslehrer für die prov.
hans, Oberreallehrer. Dr. Reiff,	Klassen. Zeichenlehrer: Haag.
Professor. Steegmaier,	Inspektor der 2 unteren Klassen:
Oberreallehrer. Glökler,	Eisenmann, Prof. a.D. (s. n.).
Professor. Somnier, Rettich,	2 Vikare (ein 3. gemeinschaft-

lich mit der Elementarschule.)
 Turninspektor: Dr. Jäger,
 Professor (s. o.). Turnlehrer:

Gentner, Renz, Reck.
 Kassier der Realanstalt: (...).

2. Reutlingen.

(14 Klassen, 5 obere, worunter 1 prov., 9 untere, worunter 1 prov.)

Rektor: Dr. Böklen, Fr. O. 3a.

a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Dr. Böklen, Rektor (s. o.). Kohler, Ehrhart, Beisswanger, Krimmel, Professoren. 1 Hilfslehrer für die prov. Klasse.

b) Lehrer an der unteren Abtheilung: Linder, Durretsch,

Schwenk, Oberreallehrer. Hezel, Zech, Baumann, Lonhardt, Reallehrer. Riecker, Kollaborator. 1 Hilfslehrer für die prov. Klasse. Zeichenlehrer: Schmidt, Professor (s. o.). Singlehrer: Friedrich. Turnlehrer: Drusenbaum (s. o.).

3. Ulm.

(10 Klassen, 4 obere, 6 untere.)

Rektor: Binder, Fr. O. 3a, zugl. Rektor des Realgymnasiums.

a) Lehrer an der oberen Abtheilung, zum Theil auch am Realgymnasium verwendet: Binder, Rektor (s. o.). Dr. Veesenmeyer, Fr. O. 3a, Widmann, Höchstetter, Kauffmann, Professoren. 2 Hilfslehrer.

b) Lehrer an der unteren Abtheilung:

Ziegler, Rapp, Professoren. Sihler, Kissling, Oberreallehrer. Seuffer, Reallehrer. Dürr, Präzeptor. Schreiblehrer: Witte, Elementarlehrer (s. u.). Zeichenlehrer: Dieterlen (s. o.). Gesanglehrer: Dieffenbacher (s. o.). Turnlehrer: Hörsch (s. o.).

§) Realanstalten mit 2 oberen Jahreskursen:

1. Biberach.

(7 Klassen, 2 obere, 5 untere.)

Rektor: Mayer.

a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Mayer, Rektor (s. o.). Schneider, Professor.

b) Lehrer an der unteren Ab-

theilung: Eggler, Professor. Birk, Öchsner, Braun, Reallehrer. Ensslen, Kollaborator. Zeichenlehrer: Glöckler, Professor. Turn- und Schreiblehrer: Seyerlen.

2. Cannstatt.

(8 Klassen, 2 obere, 6 untere.)

Rektor: Daiber, Fr. O. 3a.

a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Daiber, Rektor (s. o.). Helber, Professor.

b) Lehrer an der unteren Abtheilung:

Müller, Oberreallehrer. Wetzels, Mäulen, Wüst, Reallehrer. Montigel, Gerst, Kollaboratoren. Zeichenlehrer: Braumiller. Turnlehrer: Montigel (s. o.).

3. Esslingen.

(11 Klassen, 2 obere, 9 untere, worunter 3 prov.)

Rektor: Müller.

a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Müller, Rektor (s. o.). Wiest, Professor. Fachlehrer für neuere Sprachen: Raff; Professor.

b) Lehrer an der unteren Ab-

theilung: Weiler, Oberreallehrer. Viel, Eberhardt, Mayer, Keefer, Wild, Reallehrer. Gaiser, Kollaborator. 3 Hilfslehrer für die prov. Klassen. Zeichenlehrer: Ramming. Turnlehrer: Dipper (s. o.).

4. Göppingen.

(8 Klassen, 2 obere, 6 untere.)

Rektor: Eitel, zugleich Vorstand der Elementarschule.

a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Eitel, Rektor (s. o.). Kelber, Professor.

b) Lehrer an der unteren Abtheilung: Rommel, Wagner,

Pfeiffer, Dürschnabel, Reallehrer. Vöhringer, Dieterle, Kollaboratoren. Zeichenlehrer: Vogel. Turnlehrer: Rau. Hilfslehrer für Chemie: Prof. Dr. Mauch. Ein weiterer Hilfslehrer zugleich für die Lateinschule.

5. Hall.

(10 Klassen, 3 obere, worunter 1 prov., 7 untere, worunter 1 prov.)

Rektor: Heubach.

a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Heubach, Rektor (s. o.). Dr. Sengel, Haage,

Professoren. 1 Hilfslehrer für die prov. Klasse.

b) Lehrer an der unteren Abtheilung: Fach, Eberle,

Oberreallehrer. Weiffenbach,
Maier, Wetzler, Reallehrer.
Matthes, Kollaborator. 1

Hilfslehrer für die prov. Klasse.
Zeichenlehrer: Reik (s. o.).
Turnlehrer: Pfäffle (s. o.).

6. Heilbronn.

(15 Klassen, 3 obere, 12 untere, worunter 2 prov.)

Rektor: Lökke.

a) Lehrer an der oberen Ab-
theilung: Lökke, Rektor (s. o.).
Krämer, Baisch, Profes-
soren.

b) Lehrer an der unteren Ab-
theilung: Kübler, Necker,
Professoren. Mayser, Ober-
reallehrer. Binder, Böhrin-

ger, Salzer, Stahl, Real-
lehrer. Kneile, Aberle,
Fritz, Kollaboratoren. 2
Hilfslehrer für prov. Klassen.
1 Vikar. Zeichenlehrer: Högg,
Professor. Turnlehrer: Hohen-
acker (s. o.). Gesang- und
Schreiblehrer: Eisenmann
(s. o.).

7. Ludwigsburg (nicht unmittelbar).

(8 Klassen, 2 obere, 6 untere, darunter 1 prov.)

Rektor: Hörz.

a) Lehrer an der oberen Ab-
theilung: Hörz, Rektor (s. o.).
Krämer, Professor.

b) Lehrer an der unteren Ab-
theilung: Buck, Oberreal-

lehrer. Hadam, Traub,
Herter, Franck, Reallehrer.
1 Hilfslehrer für die prov.
Klasse. Zeichenlehrer: Wal-
cher. Turnlehrer: Zitzmann,
Löbich (s. o.).

8. Ravensburg.

(7 Klassen, 2 obere, 5 untere.)

Rektor: Heh.

a) Lehrer an der oberen Ab-
theilung: Heh, Rektor (s. o.).
Wieland, Professor.

b) Lehrer an der unteren Ab-
theilung: Steudel, Professor,
Inh. d. gr. g. Med. f. K. u.
Wiss. (K. 71.) Inh. der Rumän.

Med. f. K. u. Wiss. Koch,
Oberreallehrer. Schönleber,
Zimmermann, Reallehrer.
Schnabel, Kollaborator. Zei-
chenlehrer: (...). Turnlehrer:
Maier, Präzeptor (s. o.).
Schnabel, Kollaborator.

9. Rottweil (nicht unmittelbar).

(7 Klassen, 2 obere, 5 untere.)

Rektor: Schmidt.

a) Lehrer an der oberen Abthei-

- lung: Schmidt, Rektor (s. o.).
 Welte, Professor.
- b) Lehrer an der unteren Abtheilung: Öchsner, Professor.
 Grundler, Schäfle, Keller, Reallehrer. Stehle, Kollaborator (s. o.). Zeichenlehrer: Hölder, Professor (s. o.), Hetzinger, Architekt. Turnlehrer: Stehle (s. o.), Weiss (s. o.).

10. T ü b i n g e n .

(8 Klassen, 2 obere, 6 untere.)

- Rektor: Dr. Ramsler. Fr. O. 3a.
- a) Lehrer an der oberen Abtheilung: Dr. Ramsler, Rektor (s. o.). Fink, Professor.
- b) Lehrer an der unteren Abtheilung: Nies, Oberreallehrer. Bonhöffer, (...); Wiest, Nass, Reallehrer. Kessler, Kollaborator. Zeichenlehrer: Kreiser. Turnlehrer: (s. Gym.)

b) N i e d e r e R e a l s c h u l e n .

- Aalen:** Reallehrer: Hägele, Oberreallehrer. Gräter, Ehninger.
 Kollaborator: Weller.
 Turnlehrer: Röhm (s. o.).
- Alpirsbach:** Reallehrer: Traub.
 Kollaborator: Brücker, zugleich Turnlehrer.
- Altshausen:** Reallehrer: (...).
 Turnlehrer: Wehrle.
- Backnang:**
 Reallehrer: Mergenthaler.
 Kollaborator: Gut.
 Turnlehrer: Veil.
- Baiersbronn:**
 Reallehrer: Ackerknecht, zugleich Turnlehrer.
- Balingen:**
 Reallehrer: Münzenmaier, zugleich Turnlehrer.
- Bietigheim:** Reallehrer: Diez.
 Turnlehrer: Böhringer (s. o.).
- Blaubeuren:**
 Reallehrer: Speidel, Oberreallehrer.
 Turnlehrer: Burza (s. o.).
- Böblingen:** Reallehrer: Ruoss.
 Turnlehrer: Zundel, Kollaborator.
- Bopfingen:** Reallehrer: Bessler.
 Turnlehrer: Schott.
- Buchau:** Reallehrer: Stehle.
 Turnlehrer: Baumann.
- Crailsheim:**
 Reallehrer: Merz, Schöck.
 Turnlehrer: Wolf, Kollaborator (s. o.).
- Ebingen:** Reallehrer: Rath.
 Kollaborator: Brucker.
 Zeichenlehrer: Ziegler.
 Turnlehrer: Link.
- Ehingen:**
 Reallehrer: Gaus, Baur.
 Turnlehrer: Vollmer.

- Ellwangen:** Vorstand: Leonhard,
Rektor des Gymn. Reallehrer:
Schweizer, Ostberg.
Zeichen- und Turnlehrer: (s. o.
Gymn.).
- Eningen:** Reallehrer: Schlenker.
Kollaborator: Staiger.
Turnlehrer: Schelling.
- Freudenstadt:** Reallehrer: Hen-
ninger, Oberreallehrer,
Brüstle. 1 Hilfslehrer.
Turnlehrer: Renschler.
- Friedrichshafen:** Reallehrer:
Abel, Oberreallehrer.
Turnlehrer: Scheirle.
- Gaildorf:** Reallehrer: Bader.
Turnlehrer: Kern, Präzeptor
(s. o.).
- Giengen:** Reallehrer: Dieterlen.
Zeichenlehrer: Schelling.
Turnlehrer: Stroh, Kollabo-
rator (s. o.).
- Gundelsheim:** Reallehrer: (. . .).
Hilfslehrer: Schiemer, Kaplan.
- Heidenheim:**
Reallehrer: Maiter, Oberreal-
lehrer, zugleich Vorstand,
Gauss.
Kollaborator: Griesinger.
Turnlehrer: Müller.
- Heimsheim:** Reallehrer: Bruder.
Turnlehrer: Stohrer.
- Herrenberg:** Reallehrer: Bern-
ecker, zugleich Turnlehrer.
- Horb:** Reallehrer: Mayer.
Turnlehrer: Kolb.
- Isny:** Reallehrer: Dr. Greiss.
Turnlehrer: Haug.
- Kirchheim u. Teck:** Reallehrer:
Maurer, Oberreallehrer,
zugleich Vorstand. Schönig,
Kautter.
Zeichenlehrer: Trucken-
müller.
Turnlehrer: Eberhard, Kolla-
borator (s. o.).
- Knittlingen:** Reallehrer: Gurr,
zugleich Turnlehrer.
- Kochendorf:**
Reallehrer: Schöllhammer.
- Künzelsau:** Reallehrer: Bihl,
Oberreallehrer.
Kollaborator: Schlumberger.
Zeichenlehrer: Weirich.
Turnlehrer: Speidel.
- Leutkirch:**
Reallehrer: Thomass.
Kollaborator: Eisele.
Turnlehrer: Zorn.
- Mengen:** Reallehrer: Nisch.
Turnlehrer: Jung.
- Mergentheim:**
Reallehrer: Durst.
Kollaborator: Fessler.
Turnlehrer: Dürr, Kollaborat.
(s. o.).
- Metzingen:** Reallehrer: Hag-
maier, Oberreallehrer, zu-
gleich Vorstand, Bürklen.
Kollaborator: Wölfflen, zu-
gleich Turnlehrer.
- Möckmühl:**
Reallehrer: Montigel.
Kollaborator: Nagel, zugleich
Turnlehrer.
- Münsingen:** Reallehrer: Groh.

- Kollaborator: Mayer, zugleich
Turnlehrer.
- Neckarsulm: Reallehrer: Döser.
Turnlehrer: Küfer.
- Neresheim: Reallehrer: Mar-
schall, zugleich Turnlehrer.
- Neuenbürg: Reallehrer: Rivi-
nius. Turnlehrer: Müller-
schön (s. o.).
- Neuffen: Reallehrer: Wandel.
Turnlehrer: Weisser.
- Niederstetten:
Reallehrer: (. . .).
Turnlehrer: Palmbach.
- Plieningen: Reallehrer: (. . .).
- Rottenburg: Reallehrer: Hug-
ger, (. . .).
Turnlehrer: Reich.
- Saulgau: Reallehrer: Wilhelm.
Turnlehrer: Frey.
- Schorndorf: Reallehrer: Lör-
cher, zugleich Turnlehrer.
1 Hilfslehrer.
- Schramberg:
Reallehrer: Schleicher.
Turnlehrer: Geiger.
- Schwenningen:
Reallehrer: Zirn.
Turnlehrer: Wirth.
- Spaichingen: Reallehrer: Haug.
Turnlehrer: Albeck.
- Sulz: Reallehrer: Bitzer, zu-
gleich Turnlehrer (s. o.).
- Tettngang: Reallehrer: Vetter.
Turnlehrer: Leibold.
- Tuttlingen: Reallehrer: (. . .),
Haist.
Zeichenlehrer: Cornel.
Turnlehrer: Schaz.
- Untergröningen:
Reallehrer: Harrer.
- Vaihingen: Reallehrer: Holl.
Turnlehrer: Schwarz.
- Waiblingen: Reallehrer: Stooss.
Turnlehrer: Auer.
- Waldsee: Reallehrer Kley.
Turnlehrer: Wetzer.
- Wangen: Reallehrer: Bolter,
zugleich Turnlehrer.
- Weil der Stadt:
Reallehrer: Mauthe.
Turnlehrer: Schmidt.
- Welzheim: Reallehrer: (. . .).
- Wildbad: Reallehrer: Kazen-
wadel, zugleich Turnlehrer.
Kollaborator: Gussmann.
- Winnenden: Reallehrer: Maier.
Turnlehrer:

E. Bürgerschule in Stuttgart.

(23 Klassen, worunter 3 prov.)

- Rektor: Dr. Bücheler, zugleich
ausserordentliches Mitglied des
evang. Consistoriums, Fr. O. 3a.
Lehrer: Dr. Bücheler, Rektor
(s. o.). Braun, Oberreallehrer.
Schwarz, Kochendörfer,
Bross, Reallehrer. Pleibel,
Rockenbach, Breitweg,
Griesinger, Oberlehrer.
Schäfer, Wolpert, Mozer,
Hildenbrand, Kuder,
Schumm, Hess, Weinmar,

Dilger, Bofinger, Bauer. 3 Hilfslehrer für die prov. Klassen. 1 Vikar.

F. Elementarschulen,

welche für die philologischen und realistischen Lehranstalten vorbereiten.

1. Cannstatt (3 Klassen).

Vorstand: Kapff, Rektor des Lyceums (s. o.). Lehrer: Walter, Oberlehrer, zugl. Turnlehrer (s. o.). Schlenker, Bitzer, Elementarlehrer.

2. Esslingen (4 Klassen).

Vorstand: Dr. Hermann, Rektor des Lyceums (s. o.). Lehrer: Zimmermann, König, Oberlehrer. Rüdhardt, Mühlhäuser, Elementarlehrer.

3. Freudenstadt (1 Klasse).

Lehrer: Sautter, Elementarlehrer.

4. Gmünd (1 Klasse).

Vorstand: Dr. Klaus, Rektor des Reallyceums (s. o.). Lehrer: Straub, Elementarlehrer.

5. Göppingen (2 Klassen).

Vorstand: Eitel, Rektor der Realanstalt (s. o.). Lehrer: Heller, Wissmann, Elementarlehrer.

6. Heidenheim (1 Klasse).

Lehrer: Böhringer, Elementarlehrer.

7. Heilbronn (4 Klassen).

Vorstand: Dr. Pressel, Rektor

des Gymnasiums (s. o.). Lehrer: Eisenmann, Breitling, Rapp, Schöll, Tott, Elementarlehrer.

8. Kirehheim (1 Klasse).

Vorstand: Strölin, Rektor der Lateinschule (s. o.). Lehrer: Keller, Elementarlehrer.

9. Ludwigsburg

(3 Klassen, worunter 1 prov.).

Vorstand: Banz, Rektor des Lyceums (s. o.). Lehrer: Zitzmann, Oberlehrer. Löblich, Elementarlehrer. 1 Hilfslehrer.

10. Metzingen (1 Klasse).

Vorstand: Oberreallehrer Hagmaier (s. Realschule). Lehrer: Heilemann, Elementarlehrer.

11. Nürtingen (1 Klasse).

Vorstand: Neuffer, Rektor des Reallyceums (s. o.). Lehrer: Geiger, Elementarlehrer.

12. Öhringen (1 Klasse).

Vorstand: Boger, Rektor des Lyceums (s. o.). Lehrer: Wandel, Elementarlehrer.

13. Reutlingen (2 Klassen).

Vorstand: Dr. Friderich, Rektor des Lyceums (s. o.). Lehrer:

Schlegel, Oberlehrer. Hess,
Elementarlehrer.

14. Stuttgart

(14 Klassen, 2 prov.).

Vorstand: Eisenmann, Professor
a. D., zugleich Inspector der
2 unteren Klassen der Real-
anstalt, Fr. O. 3a. Lehrer:
Schuler, Kolb, Inh. d. g.
Med. f. K. u. Wiss., Bauer,
Präzeptoren. Fetzner, Wacker,
Feucht, Böhringer, Pfan-
der, Kerner, Fischer, Gom-
mel, Scheu, Elementarlehrer.
2 Hilfslehrer für die prov.
Klassen.

15. Tübingen (2 Klassen).

Vorstand: Dr. Baur, Rektor des
Gymnasiums (s. o.). Lehrer:
Kleinfelder, Weidler, Ele-
mentarlehrer.

16. Ulm (6 Klassen).

Vorstand: (. . .), Rektor des
Gymnasiums (s. o.). Lehrer:
Hees, Mühlhäuser, Witte,
Eichler, Walter, Elemen-
tarlehrer.

17. Urach (1 Klasse).

Vorstand: Hiller, Oberpräzeptor,
siehe Reallateinschule. Lehrer:
Armbruster, Elementarlehrer.

G. Turnlehrerbildungsanstalt

und die damit zusammenhängende

Musterturnanstalt in Stuttgart.

Vorstand der Turnlehrerbildungsanstalt: Dr. Jäger, Professor (Pr.
Kr. O. 4 r. K. E.), zugleich Inspektor der Turnanstalt des
Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Realanstalt in Stutt-
gart. Ärztlicher Hilfslehrer: (. . .). Kassier: (. . .).
1 Hausmeister.

VII. Zu Tacitus Germania Cap. 30, 1.

„et Cattòs suos Hercynius saltus prosequitur simul atque deponit“.

Diese textcritisch gesicherte und in lexicalischer wie grammati-
scher Hinsicht sehr einfache Stelle bietet nichtsdestoweniger ihre
Schwierigkeiten dar, sobald man sich von dem, was der Schrift-
steller eigentlich sagen will, ein bestimmtes und deutliches Bild zu
machen versucht. Das beweist auch die Verschiedenheit der Über-
setzungen. Ich habe eine Reihe solcher vor mir, deren keine zu

befriedigen vermag, sobald man der Sache näher tritt. a) „Der Herc. Wald erstreckt sich so weit, als der Catten Gegend ist, und hört dann auf“. (Wie matt hinkt da das zweite Glied nach! und wie reimt es sich mit der gewöhnlichen Annahme von der weiten Erstreckung dieses Waldgebirgs?) b) „er begleitet seine Catten zugleich und verlässt sie“. (Was soll man sich dabei überhaupt denken?) c) „Er begleitet seine Catten, und hört mit ihnen auf“ (aber dem steht wieder die Einwendung ad a) entgegen, wornach das Hercynische Waldgebirge das ganze mittlere Deutschland bis zu den Sudeten hin quer durchzog). d) „er gibt seinen Catten das Geleit bis zur Niederung herab“ (aber das lautet doch zu unbestimmt, und beachtet auch nicht das simul atque). — Auch zwei neuere Commentatoren erklären die Stelle sehr verschieden von einander. Der Eine meint, die Catten hätten sich demnach zuerst durch den Hercyn. Wald hin, und dann, wo derselbe aufhört, ins offene Land ausgedehnt. Der Andre sagt: Also wo der Catten Berge enden, da endet auch der Catten Volk. Der Gebirgszug, im Hügelland auslaufend, eröffnet, entfaltet und schliesst der Catten Heimat. Aber jenes widerspricht der Behauptung des Schriftstellers, dass die Catten nicht in offenem Land wohnen; und dieses ist, wie schon bemerkt, gegen die sonstige Annahme von der Erstreckung des Hercyn. Walds.

Diess Alles zeigt deutlich genug, dass man nicht so recht weiss, was man mit diesen Worten anfangen soll. Und in der That, wenn es die Absicht des Schriftstellers war, wie über den Beginn der Wohnsitze der Catten, so auch über das Ende derselben etwas zu sagen, dann hätte er sich deutlicher ausdrücken müssen.

Aber der Zusammenhang sowohl als die poetische Färbung der Worte deutet auf eine andere Absicht, und darin scheint mir auch der Schlüssel zu einer bestimmteren Auffassung der Worte zu liegen.

Der Schriftsteller hatte betont, dass die Catten nicht in so flachen, weitgestreckten, sumpfigen Gegenden wohnen wie die meisten Germanen, besonders im nördlichen Deutschland. Nun begründet er das näher, zunächst mit dem weiteren Satz: *durant siquidem colles*. Damit war die Andeutung gegeben, dass das Hercyn. Waldgebirge, mit welchem die Wohnsitze der Catten beginnen, nicht bloß eine nördliche Erstreckung längs dem rechten Rheinufer hin

habe, sondern sich auch gegen Osten weit in Germanien hinein fortsetze. Aber allerdings — *colles paulatim rareſcunt*, sie werden der Zahl nach geringer, womit von selbst gegeben ist, dass sich dazwischen auch wieder offenere Gegenden finden, jedenfalls Thäler, in welchen sich etwas bauen und anpflanzen lässt. Hier handelt es sich also nicht um eine geographische Notiz darüber, ob der Herc. Wald über die Catten, oder sie über ihn hinausgehen, oder das Gebiet beider sich decke; sondern um eine Schilderung des Cattenlandes überhaupt. Die Höhenzüge, will der Schriftsteller sagen, hören im Land der Catten nirgends ganz auf, aber man darf sich auch ebensowenig vorstellen, dass Alles nur Waldgebirge sei. So konnte schliesslich wohl noch hinzugefügt werden: *et Cattos suos Hercynius saltus prosequitur simul atque deponit*.

Bei diesen Worten ist, wie mir scheint, zweierlei wohl zu beachten:

1) Dass der Schriftsteller den Herc. Wald in lebendiger, dichterischer Weise personificirt, und denselben in ein besonders freundliches Verhältniss zu den Catten setzt, als zu seinen lieben Gebirgs-Kindern; woraus folgt, dass sowohl das *prosequi* als das *deponere* als eine Wohlthat aufzufassen ist. Wie das Geleite, das er seinen Catten gibt, zugleich ein gegen aussen schützendes ist, so ist auch sein Niedersetzen und in der Niederung Wohnenlassen etwas wohlthätiges.

2) Das *simul atque* pflegt Begriffe oder Handlungen, welche sonst und für gewöhnlich sich nicht beisammen finden, mit einander zu verbinden, und bezeichnet dieselben als etwas in diesem Fall doch gleichzeitig Vorhandenes. Dieses Gleichzeitige darf nun auch in unserer Stelle nicht so getrennt werden, als ob es hiesse: „Zuerst begleitet er sie, und dann lässt er sie fahren“. Diess wäre ohnehin bei dem Mangel an jeder Ortsbezeichnung, bis wohin der Wald begleitet, ein ziemlich inhaltsleerer, fast unverständlicher Satz. Vielmehr ist die Gleichzeitigkeit als eine fortwährend vorhandene anzusehen, sofern auch den in der Niederung oder im Thal Wohnenden das Waldgebirge immerhin nahe genug bleibt, um sagen zu können: *Hercynius saltus Cattos suos prosequitur*.

Mit Einem Wort also: Unser Satz will nicht eine Grenze bezeichnen, wo das *prosequi* aufhörte, sondern er gehört einfach zur Schilderung des Cattenlandes, und das *et*, wodurch er mit Vor-

hergehendem verbunden ist, hat nicht den Sinn, dass nun auch etwas über die Grenze, sei es nun des Cattenlandes oder des Hercynischen Waldes, gesagt werden sollte. Man könnte vielmehr dieses et auch mit einem deutschen „so dass“ wiedergeben. Unser Satz fügt dann allerdings nichts Neues hinzu; aber bei der poetischen Färbung, die er hat, möchte ihn doch wohl Niemand gerne missen.

C.

K.

VIII. Die Jahresversammlung des Lehrervereins vom unteren Neckar

wurde am 25. April 1880 zur Abwechslung in der neuen Gymnasialstadt Hall abgehalten. Die Verhandlungen fanden in dem schönen Festsaal des Gymnasiums statt und erfreuten sich auch der Anwesenheit mehrerer Gäste aus weiteren Kreisen. Der erste Gegenstand der Besprechung war wieder, anknüpfend an die vorjährigen Verhandlungen, der deutsche Aufsatz. Prof. Ehmann erörterte eingehend den Werth und Zweck der Aufsatzübungen, sowie die Behandlung auf den verschiedenen Stufen des Gymnasiums. Einen Hauptnachdruck legt er auf die Form, und könnte er deswegen denen, welche am Aufsatz sämtliche Lehrer und Lehrfächer zu betheiligen wünschen, nicht beitreten, weil hiebei das Stoffliche weit überwiegend würde und die Gleichartigkeit der Behandlung verloren gieng. Die Vorübungen zum Aufsatz wären in den unteren Klassen wöchentliche Übersetzungen aus dem Lateinischen und Diktate, dann Nacherzählungen von Vorgelesenem oder Vorgesprochenem, welche sich allmählich bis in die 5. Klasse freier gestalten würden. Hier kämen auch Beschreibungen und Erzählungen von Selbstgesehenem und Erlebtem und Briefe hinzu. In der 6. Klasse könnte die Behandlung von Sentenzen mit Sinnerklärung und Beispielen eintreten. In den oberen Klassen würde die eigentliche Abhandlung, von einfacheren Stoffen und bestimmten Formen der Eintheilung ausgehend, sich allmählig immer freier nach Stoff und Ausführung gestalten. Die Themen sollen sich wo möglich innerhalb des Gesichtskreises der Schüler halten, aber doch nicht zu niedrig gegriffen werden. Zeitfragen und Stoffe aus der Literaturgeschichte würden hinzu-

kommen. Die Werthschätzung der Form verbietet die Beschränkung der Aufsätze auf Klassenarbeiten, welche andererseits wegen der grösseren Selbständigkeit der Arbeit wünschenswerth sind. Schliesslich fasst der Vortragende seine Anforderungen dahin zusammen: 1) Das Ziel der Aufsatzübungen ist die Fähigkeit des Schülers sich je nach dem allgemeinen Bedürfniss der Lebenskreise, in welche er eintreten soll, schriftlich auszudrücken. 2) Haupterforderniss ist Klarheit, gute Ordnung, anständige Form auch im Äusserlichen. 3) Der Inhalt ist ausser dem Leben aus den Hauptfächern des Gymnasialunterrichts zu nehmen; aber eine nähere Verbindung der Aufsätze mit den einzelnen Fächern ist weder nothwendig, noch auch möglich.

Rektor Pressel erläutert seine Aufstellungen vom vor. Jahr dahin, dass er keineswegs die formelle Seite und die abgesonderte Betreibung der Aufsatzübungen einengen wolle, die anderen Lehrer sollen nur dem Lehrer des Deutschen an die Hand gehen, sowohl durch Übersetzungen aus den fremden Sprachen, als auch durch Übungen im Disponiren bei der Lectüre, Inhaltsangaben, Auszügen u. dgl.

Hiemit ist allgemeine Übereinstimmung im Prinzip und in der Ausführung erzielt.

Den zweiten Gegenstand bildet ein Vortrag von Prof. Bächler über den geographischen Unterricht, welcher im Corr.-Bl. 1880, S. 186 ff. veröffentlicht worden ist.

Den Schluss bildete ein Referat von Prof. Hassler über den *Nepos pleniore* und seine Verwendung im Unterricht. Der Versuch, welcher am Haller Gymnasium mit diesem Lehrbuch gemacht wurde, ist befriedigend ausgefallen, und wird zur Nachahmung empfohlen. Die Vorzüge des *Nepos* sind im Ganzen beibehalten, aber die Mängel — im grossen Ganzen — beseitigt, insbesondere ist die Rücksicht auf den moralischen Gehalt hervorzuheben. Das Buch liesse sich, besonders mit dem Wörterbuch von Perthes, ¹⁾ in einem Jahr durchnehmen.

Nach diesen vielseitig anregenden und dankbar aufgenommenen Vorträgen und Mittheilungen vereinigte die Gäste ein durch manchen Trinkspruch belebtes und gewürztes Mahl im Gasthof zur Eisenbahn:

1) Ob aber auf diese Weise die Sache nicht etwas zu theuer wird?

A. d. Eins.

Wissbegierigen Geschichts- und Alterthumsfreunden waren auch die Sammlungen des fränkischen Alterthumsvereins geöffnet.

Übers Jahr wird wieder Heilbronn der Versammlungsort sein.

IX. Bemerkungen zu Caes. bell. Gall. I, 1.

von Victor Wenning, Repetent am Realgymnasium in Stuttgart.

Vergit ad septemtriones (§. 5): vergere heisst im Allgemeinen: sich neigen, sich erstrecken. Hier nimmt es mit Bezug auf die kurz vorhergehenden Worte: *initium capit a flumine Rhodano*: die etwas speciellere Bedeutung an: die grösste Erstreckung, Längenausdehnung haben, für welche auch die Angabe der Richtung (*ad septemtriones*) spricht. Einigermassen auffallend könnte es erscheinen, dass die Längenausdehnung Mittelgalliens (zwischen Garonne und Seine—Marne) eine nördliche sein soll, während sie in Wahrheit eine nordwestliche, in die Bretagne und Normandie endigende ist. Aber solche Ungenauigkeiten in Bestimmung der Himmelsgegenden finden sich bei den Alten ziemlich häufig. Übrigens wird auch der grosse Bär in den ersten Nachtstunden des Sommers links vom Polarstern gesehen.

In §. 6: *Belgae ab extremis Galliae finibus oriuntur; pertinent ad inferiorem partem fluminis Rheni; spectant in septemtriones et orientem solem*: steht *extremis* allerdings mit Bezug auf die römische Provinz, sofern damit die nördlichen *fines Galliae*, diejenigen Grenzen Mittelgalliens bezeichnet werden, welche von der römischen Provinz am weitesten abgelegen sind. Dass aber auch *spectant* mit Bezug auf die röm. Provinz gesagt sei, wie einige Herausgeber wollen, kann mir nicht einleuchten. Die „Bestimmung der Lage Belgiens von der römischen Provinz aus“ kann nicht damit gemeint sein. Was sollen die nach Nordost schauenden Belgier mit der röm. Provinz zu thun haben? In der röm. Provinz denkt sich Cäsar die Belgier doch wahrlich nicht. Oder will man etwa gar irgend einen passiven Sinn in *spectant* finden? *Spectant* entspricht vielmehr dem *vergit* des §. 5, ebenso wie *oriuntur* offenbar dem *initium capit* und auch *pertinent* dem *continentur* (*attingit* hat kein entsprechendes Glied in §. 6, steht auch nur beiläufig). Wie aber

vergit mit Beziehung auf die Rhonelinie (die allerdings theilweise mit der Nordgrenze der römischen Provinz, zusammenfällt) als Anfangsbasis der Erstreckung, so steht nicht nur *oriuntur* (nehmen ihren Anfang) und *pertinent* (reichen von da bis), sondern auch *spectant* (halten ihren Blick und Sinn gerichtet) mit enger Beziehung auf die Worte: *ab extremis Galliae finibus*. Nun würden aber die Worte *spectant* in etc. als geographische Bestimmung, die sie doch jedenfalls sein sollen, ganz unverständlich und vag sein, wäre nicht ein ganz nahe liegender Gedanke zu ihnen zu ergänzen. Diesen kann man etwa so formuliren: Wenn sie auf ihrer südlichen Grenzscheide stehend ihr Land in der Richtung, wohin es sich am weitesten ausbreitet, übersehen oder zu übersehen suchen. Insofern also steht auch *spectant* im engen Anschluss an *ab extremis Galliae finibus*. Cäsar scheint mir die Belgier als mit dem Rücken nach ihrer ziemlich gerade verlaufenden Südgrenze gewandt zu denken und zunächst die dieser Südgrenze und also auch ihm selber am nächsten wohnenden Belgier im Sinne zu haben. Nun ist der Gebrauch gar nicht selten, dass die Einwohner für das Land, das sie bewohnen, stehen und umgekehrt, respective dass beide Vorstellungen zugleich mit dem einen Ausdruck verbunden werden, und ohne Frage darf man hier unter *Belgae* das Land mitverstehen (cf. §. 7: *Aquitania-pertinet-spectat*). Man kann also recht wohl sagen: *spectare* muss hier etwas ganz Ähnliches bedeuten wie das vorhergehende *vergere*. Die Vorstellung des (mit dem Blick) Gerichtetsein der Personen soll zugleich vom ganzen Land gelten. Wie nahe gelegt und vorbereitet wird die Bedeutung der Längenausdehnung auch durch *oriuntur* (sie beginnen bereits) und *pertinent* (sie hören erst auf). Formell ist der Gedanke *spectant* etc. zwar dem *oriuntur* und *pertinent* coordinirt gegeben; man kann aber sagen, dass *spectant* etc. zu diesen beiden vorausgehenden Gedanken logisch eine Art Unterordnung bildet, wie wenn wir sagen wollten: das Land reicht von der Seine—Marne bis zum Mündungsgebiet des Rhein, welche Erstreckung (grösste Erstreckung) desselben eine nordöstliche ist.

Nicht also die „Bestimmung der Lage“ Belgiens von einem Punkte ausserhalb, etwa „von der Provinz aus“, wie die fast übereinstimmenden Noten bei Kraner-Dittenberger und Doberenz besagen, wird mit *spectare* gegeben, sondern vielmehr die oblonge Form des Landes im Allgemeinen angedeutet. Was übrigens von dem *spectat*

des §. 7 gilt, muss der Hauptsache nach auch von spectant des §. 6 gelten.

Sollte gefragt werden: Warum hat Cäsar zu dem allerdings etwas auffallenden Ausdruck spectare gegriffen, wenn er wesentlich nichts anderes als mit vergere ausdrücken wollte, und warum hat er nicht wieder vergere gesetzt? so könnte man antworten: einerseits der Abwechslung wegen, zumal da derselbe Ausdruck bald nach einander sogar dreimal wiederkehren würde, andererseits auch, dass der Schriftsteller vielleicht eine lebhaftere Vorstellung, ein präciseres, fast mathematisches (Cäsar interessirte sich bekanntlich nicht wenig auch für mathematische Gegenstände) Verhältniss der Längsrichtung zur Anfangsbasis geben wollte.

§. 7: Aquitania a Garumna flumine ad Pyrenneos montes et eam partem Oceani, quae est ad Hispaniam, pertinet; spectat inter occasum solis et septentriones: Nachdem nun spectare an der Hand des entsprechenden vergit, des oriuntur und pertinent jene Bedeutung bekommen hat, die auch durch die Übereinstimmung mit dem Thatsächlichen gestützt wird, ist spectat hier bereits freier gebraucht, indem es 1) vom Land (Aquitanien) aus gesagt wird; 2) für pertinet und spectat nicht genau dieselbe Anfangsbasis gedacht ist. Formell zwar ist mit den Worten: a Garumna flumine für beide dieselbe Basis gegeben. Ich meine aber, für pertinet sei mehr der Mittel- und Unterlauf, für spectat dagegen der Oberlauf der Garonne, der fast nordöstliche Richtung hat, in Anspruch genommen, eine Kürze und Unregelmässigkeit des Ausdrucks, die bei den Verhältnissen dieses Flusses zu nahe lag. — Am Oberlauf der Garonne stiessen freilich auch die römische Provinz und Aquitanien aneinander. — Mit inter-et kommt der lateinische Ausdruck dem deutschen „Nordwest“ näher als mit in-et des vorigen §.

C. 20, 4: cum ipse eum locum amicitiae apud eum teneret möchte dem Gedanken doch eine etwas andere Nüance geben, als Held will („da er die Freundschaft Cäsars in so hohem Grade besitze“). Abgesehen davon, dass mit eum „in so hohem Grade“ sehr unvollkommen ausgedrückt wäre, finde ich in tenere den Begriff der Stetigkeit; eum locum amicitiae ist die vorliegende Freundschaft, die Freundschaft, wie sie einmal Thatsache war. Ich

möchte also übersetzen: während doch seine eigene Freundschaft mit Cäsar unverändert fortbestehe.

Cap. 25, 3: — quod pluribus eorum scutis uno ictu pilorum transfixis et colligatis, cum ferrum se inflexisset, neque evellere — poterant.

Diese Stelle haben die Erklärer und Herausgeber Cäsars, jedenfalls veranlasst durch die Worte pluribus-uno und cum ferrum se inflexisset, so aufgefasst, als ob ein Wurfspieß zwei Schilde zugleich durchbohrt und aufeinander genagelt habe. Die Folge hievon sei die Krümmung der Speerspitze gewesen und diese habe das Herausreißen des Wurfspiebers aus den Schilden verhindert.

Mir drängen sich indess bei Betrachtung der Stelle folgende Fragen auf:

1) Kann unter pluribus ohne weiteres durchweg die Zahl Zwei verstanden werden oder muss man bei obiger Erklärung nicht wenigstens auch an die Dreizahl denken?

2) War es überhaupt möglich, dass mit einem und demselben Wurfspieß zwei oder gar drei Schilde durchstossen wurden?

3) In welcher Weise ist die Krümmung der Speerspitze erfolgt, durch Widerstand allzu fester Körper oder mit Ausschluss davon nach Durchdringung der Schilde durch Umbiegung etwa in Folge des Gewichts des Speerschaftes?

4) Konnte die Krümmung eine derartige werden, dass gerade sie die Entfernung des Wurfspiebers aus dem oder den Schilden hindern musste und nichts anderes?

5) Kann pluribus in einem iterativen oder distributiven Sinn gebraucht sein, da sich doch derselbe Fall der Zusammenschliessung von Schilden vielmal wiederholte?

Ich veröffentliche diese Fragen mit dem Wunsche, eine Belehrung darüber oder eine Angabe zu erhalten, wo obige Stelle etwa schon eingehend behandelt ist.

X. Ein „grammatikalischer“ Skrupel über die tragbaren und tragfähigen Bäume.

„So und so viel Hunderte, — so und so viel Tausende von tragbaren Bäumen sind durch den Frost des vorigen Winters

zu Grunde gegangen“; — so konnte man in Zeitungsberichten von allen Seiten unseres Landes lesen, ohne dass der Ausdruck „tragbare Bäume“ viel Anstoss oder Missverständniss erregt hätte! Endlich aber erhob sich denn doch in unserem Schwäb. Merkur eine Stimme gegen diese stets wiederkehrenden, fast stereotyp gewordenen tragbaren Bäume unserer Local- und Landesjournalistik. Sie schlägt, — und wohl unter Zustimmung vieler angehender und geübterer Sprachkenner — angelegentlichst vor, doch statt „tragbare“ zu setzen „tragfähige Bäume“ und der Vorschlag, der ohne Zweifel aus der Feder eines Stuttgarter Professors geflossen ist, welcher in der Korrektheit seines Sprachgewissens an dem landesläufigen Ausdruck ein Ärgerniss nahm, fand da und dort Anerkennung.

Sind aber damit alle Zweifel gehoben? Ist der Ausdruck tragbare Bäume im Sinne der Zeitungsberichte unbedingt verwerflich; ist der Ausdruck tragfähige Bäume unbestreitbar richtig? Wir halten die Frage noch nicht für entschieden, hegen vielmehr noch einige Bedenken.

Die Nachsilbe bar drückt bekanntlich in unserer Sprache verschiedene Beziehungen aus: 1) Einem Hauptwort angefügt, entspricht sie (fast immer) dem englischen „bear“ = tragen, hervorbringen, auch ertragen, gebären etc.

z. B. fruchtbar = fruchttragend, fruchtbringend,

furchtbar = furchtbringend,

ehrbar = ehreintragend, ehrbringend, oder einbringend, eine Gruppe, der sich in neuerer Zeit sogar das „Wissbar“ beigegeben hat. Im Munde des schwäbischen Volkes hat sich dieses „bar oder bär oder bähr“ noch in seiner ursprünglichen Bedeutung erhalten: Bärenknöpfe sind tragende, d. i. fruchtbringende Knöpfe, Blütenknospen = die gemmae fructiferae der botanischen Organographie.

Die Form tritt ferner noch auf in: „eine Bäre“ (oder Bähre) oder pleonastisch: Tragbäre (ähnlich, wie bei dem „anwesend sein“ der nämliche Begriff zweimal vorkommt: sein und wesan). Vom Range eines selbständigen Wortes ist es, wie haft u. a., allmählig zur Bedeutung einer bloßen Nachsilbe herabgesunken, weil der vielfache Gebrauch eines Wortes in den lebenden Sprachen

vielfach eine Verkümmernng und Verunstaltung der ursprünglichen Form herbeiführt. So sagt das schwäbische Volk

- statt Kirchheim — Kircha,
- „ Dritt' Theil — Drittel,
- „ Kirchweih — Kirwe und Kirbe,
- „ Handschuh — Händscheg oder Händschig,
- „ Hinterschönthal — Hinterschöntel,
- „ Burgstall — sogar Burschel,
- „ Beinstein — Boi(n)sta;

so entstand aus Colonia — Köln,

- „ Vindonissa — Windisch,
- „ Laureacum — das harttönende Lorch oder Lorach,
- „ Elephantenbein — Elfenbein etc.

Auch das „lich“ scheint durch Verstümmelung aus like entstanden zu sein; das englische manlike ist das deutsche männlich!

2) Bei transitiven Zeitwörtern hat die Nachsilbe bar (fast?) immer eine passive Beziehung zum Stamme; sie drückt eine Möglichkeit, ein Können aus: hörbar, fühlbar, essbar, denkbar, triukbar etc. = was gehört, gefühlt, gegessen, gedacht, getrunken etc. werden kann; also — grammatikalisch richtig, wie es scheint, auch tragbar = was getragen werden kann! (Man denke an die heleden lobebaeren.)

3) Zwischen beiden Bedeutungen aber schweben noch mancherlei Formen, bei welchen die Bedeutung oder Beziehung der Silbe bar nicht mit voller Sicherheit angegeben werden kann: welche Beziehung hat bar in manubar, das für beide Geschlechter gebraucht wird? —

Ein ehrbarer Mann ist ein solcher, der geehrt werden kann oder soll;

ein ehrbares Handwerk entweder eines, das Ehre einbringt oder auch, das geehrt werden kann; es scheint hier der Stamm ehr das eine Mal als Zeitwort, das andere Mal als Hauptwort aufzutreten.

Sehr oft drückt die Silbe bar eine Neigung oder Geneigtheit aus, so in dankbar, streitbar; allein in dankbar tritt sowohl eine passive, als eine active Beziehung zu Tage:

ein dankbares Geschäft —, das Dank (im figürl. Sinn) oder Lohn einträgt,

ein dankbarer Mensch —, der gerne dankt.

Auch sonst ist es bekanntlich nicht selten, dass dasselbe Wort oder die gleiche Wortform bald eine aktive bald eine passive Bedeutung hat, z. B. die Einrichtung = das Einrichten und das Eingerichtete; die Regierung eines Königs und etc. eines Landes; ferner strebsam, duldsam, lenksam, biegsam.

Bei manchen der hieher gehörigen Wortbildungen ist es nicht gewiss, ob der Stamm als ein Hauptwort oder als ein Zeitwort anzusehen ist, so bei dankbar, streitbar, sichtbar, welch' letzteres das sehbar zu vertreten scheint, das jedoch — in verneinender Form — auch selbst auftritt: eine unabsehbare Ebene, unabsehbare Folgen!

4) Wie steht es nun mit streitbar, gangbar, klagbar, haltbar? In dem gewöhnlichen Gebrauche haben diese Wörter eine active Beziehung: streitbare Männer sind solche, die streiten können, oder gerne streiten; die streitbare Kirche: ecclesia militans; eine gangbare Waare, Münze etc. ist eine solche, die geht, Jemand wird klagbar, heisst: er klagt; was freilich dem: „er bringt eine Klage vor“, nahe kommt und — mehr dem Gerichtsstyl entnommen, — vielleicht vor dem Richterstuhl der Grammatik weniger Berechtigung finden dürfte. In gangbar könnte der Stamm — dem schwäbischen Dialekt gemäss — als Zeitwort angesehen werden: „Jetzt gang' ih an's Brünnales“ etc., so gut, als „sicht“ in sichtbar das seh' vertreten könnte, schwäbisch: „der sieht nex“. Haltbar wird in Schwaben auch bald in passiver bald in activer Bedeutung gebraucht: seine Stellung ist nicht mehr haltbar, und: die Farbe dieses Stoffes ist haltbar. Sollte letzteres unter die Rubrik von Sprachunfug fallen? Löslich — mit einem chemischen Beigeschmack — kommt sehr oft dem lösbar gleich: ein lösliches Salz, eine lösbare Aufgabe, ein unauf lösliches Räthsel.

So sehr also in Ableitungen der vorliegenden Art die Scheidung der Zeitwörter in transitive und intransitive bei der Entscheidung darüber, ob die Beziehung zum Stamm eine passive oder active sei, zur Geltung kommt, — ehrsam und strebsam — so genügt doch dieses Moment nicht vollständig, und wohl schon deswegen nicht, weil die Scheidung keine unbedingte ist; wirken, denken, wollen, halten etc. können transitiv und intransitiv gebraucht werden: „wirket den Tod“ etc., „Böses von Jemand denken“ etc.

5) Noch zweifelhafter oder schwieriger aber scheint die Ent-

scheidung darüber zu sein, ob mit der Ausmerzung der tragbaren gegen tragfähige Bäume für das Prinzip der Sprachrichtigkeit viel gewonnen und errungen sei. Das Wort *fähig* wird nur Substantivformen angefügt; wir sagen: *widerstandsfähig*, *bildungsfähig*, *heiratsfähig*, *dienstunfähig*, *zahlungsfähig*; wir sagen ferner

beschlussfähig, aber nicht *beschiessfähig*,
urtheilsfähig, „ „ *urtheilfähig*,
wahlfähig, „ „ *wählfähig*,
lebensfähig, „ „ *lebfähig*,
kampffähig, „ „ *kämpffähig*.

Auch in andern zusammengesetzten Eigenschaftswörtern behält das Bestimmungswort seine Reaction und benützt die Infinitiv-Form als Hauptwort: *liebenswürdig*, *sehenswerth* etc.

Sollen wir in *tragfähig* das *trag* als Hauptwort betrachten? — Dem *widerstreitet*, wenn auch viele Hauptwörter aus dem Zeitwort durch einfaches Abwerfen der Infinitivsilbe *en* gebildet werden können, wie: „mit *Sing* und *Sang*“; „mit *Kling* und *Klang*“, *Lob*, *Streit*, *Schlag* etc., — denn doch unser Sprachgefühl. Aber auch dann, wenn *tragfähig* in die Zahl der Zusammensetzungen mit *fähig* eingereiht werden darf, ist für seine active Bedeutung noch nichts entschieden, denn der Form: *bildungsfähig* u. and. wohnt im Gegensatz *leistungsfähig* etc. eine passive Beziehung inne. Das Wort *tragfähig* will also in der ihm zugewiesenen Bedeutung mit ähnlichen Vorgängen der Wortbildung nicht zusammenklappen! Wir wissen im Augenblicke nur ein Wort, das ihm etwa zur Seite gestellt werden könnte, aber auch bei diesem kommt der Stamm als Hauptwort vor, was bei *trag* nie der Fall ist, — wir meinen das Wort „*keimfähig*“. — — —

Die weiteren Bedeutungen der Silbe *bar*,

als: *blos*, *nackt*, *kahl*, wie in *barfüssig*, *barhäuptig*; oder

als: *frei*, *lös*: wie in „*aller Pflicht bar* und *ledig*“;

als: *kaum*, wie in dem volksthümlichen *bärig*, engl. *barely*,

die alle unter gleicher Form mit der Nachsilbe *bar* auftreten, und denen, — wohl um das Mass der Gleichförmigkeit voll zu machen — das frühere *baar* als *bar* zugestellt wurde, wollen wir hier nur kurz andeuten. Dass man jetzt „*bar Geld*“, *Barzahlung* statt des früheren „*baar Geld*“, *Baarzahlung* schreiben soll, hat bekanntlich fast aller Orten grossen Widerspruch in der sogenannten Rechnungs-

Schreiber- und Kaufmannswelt hervorgerufen, die im gelinden Falle Lehrer und Schüler der neu-orthographischen Ära nur bemitleiden kann, dass sie trotz des vielseitigen Sprachstudiums nicht das bar in fruchtbar etc. von dem baar in Baarzählung etc. zu unterscheiden vermögen.

Mit den vorstehenden Erörterungen wollten wir in keiner Weise ein bestimmtes Urtheil aussprechen, sondern nur einen Anstoss dazu geben, dass Geister, die sich in das oft fast launenhafte, oft fast geheimnissvolle Wesen der deutschen Wortbildungen mehr vertieft haben, sich veranlasst sehen möchten, ein weiteres Licht über die tragbaren und die tragfähigen Bäume zu werfen.

E. im Jan. 81.

J. W. L.

XI. Literarischer Bericht.

Praktische Anwendung der Linear-Perspektive von Frangenheim, Lehrer der Bauwissenschaften. 4 Folioseiten Text nebst 1 lithographirten Blatt. Verlag der Polytechnischen Buchhandlung A. Seydel, Berlin. Preis nebst Kapsel 2 M.

Dieses Blatt giebt in gedrängter Zusammenstellung eine übersichtliche Behandlung der freien Linear-Perspektive, indem es die nöthigen Begriffe in Kürze entwickelt und auf den richtigen Weg hinweist, der zum wissenschaftlichen Verständniss der behandelten Lehre führt. Die lithographirte Figurentafel, im Format 69 : 56 cm., ist pünktlich und sauber gezeichnet und unterstützt den Text in 7 Figuren auf sehr anschauliche Weise. Die gewählten 2 Beispiele der praktischen Ausführung bestehen in der inneren Ansicht einer gewölbten Halle in frontaler und in der äusseren Ansicht eines Renaissancegebäudes mit kreuzförmigem Grundriss in schräger Lage. Damit scheint das Ganze bei seiner äussersten Beschränkung auf das Aller-nothwendigste ganz geeignet, dieser schönen, einfachen Methode der Perspektive, welche bei uns nachgerade ziemlich in den Hintergrund gedrängt ist, wieder neue Freunde zu gewinnen und zu weiterem Studium der sehr beachtenswerthen Lehre einzuladen. — In den Text haben sich einige flüchtig hingeworfene Ausdrücke eingeschlichen, welche bei Anfängern leicht Irrthümer veranlassen können, z. B. S. 1, Zeile 13 v. o.: „Eine Figur, parallel mit der Bildebene, hat zur Centralprojektion eine ähnliche Figur.“ Genauer wäre: Eine ebene Figur, deren Fläche parallel u. s. w. bis: eine ihr ähnliche Figur. Seite 1, Zeile 18 v. o.: „Derselbe (der Verschwindepunkt paralleler Geraden) wird erhalten, wenn man einen Strahl nach dem im Unendlichen liegenden Schnittpunkte der Parallelen, d. h. den Parallelstrahl durch das Auge bis zum Durchgange mit der Bildebene zieht.“ Das hätte

genauer so ausgedrückt werden können: . . . wenn man durch das Auge einen Strahl nach dem im Unendlichen liegenden Schnittpunkte der Parallelen, d. h. einen Parallelstrahl mit den letzteren bis zu seinem Durchschnitte mit der Bildebene zieht. Seite 2, Zeile 26 v. u.: „1) Der Teilpunkt horizontaler Geraden wird erhalten, wenn man die Länge des Parallelstrahles vom Verschwindepunkte aus auf der Horizontalen H abträgt.“ Besser würde dies heissen: . . . wenn man die Länge des durchs Auge gelegten Parallelstrahls der gegebenen Geraden von deren Verschwindepunkt aus auf der Horizontalen H für rechtsläufige Theilung nach links, für linksläufige Theilung nach rechts abträgt. Seite 2, Zeile 18 v. u.: „6) . . . Für jede beliebige Gerade liegt der Teilpunkt in der Verschwindelinie einer durch diese Gerade geführten Ebene, von ihrem Verschwindepunkte um die Länge des zugehörigen Sehstrahls (auch hier fehlt nach welcher Richtung) entfernt.“ Hier sollte es statt „einer“ besser heissen „einer jeden“ (Ebene). Seite 3, Zeile 8 v. o.: „. . . Durch k eine Parallele km . . .“ mit wem ist nicht angegeben; es fehlt: „mit Op“. Auch würde es die Präzision des Ausdrucks bedeutend gefördert haben, wenn die Länge der mit einer gegebenen Geraden durchs Auge gelegten Parallelen, vom Auge bis zur Bildebene, mit einem bestimmten Namen definirt worden wäre, anstatt dieses Stück mit verschiedenen Benennungen, wie Parallelstrahl, Sehstrahl u. s. w., zu belegen. — Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, dass bei einer etwa nöthig werdenden neuen Auflage der Text verschiedene Korrekturen in Betreff der Präzisierung des Ausdrucks nöthig hätte.

Fausser.

Deutsches Sprachbuch. (Sprach- und Rechtschreiblehre.) Von G. R. Marschall und K. A. Gutmann. I. Abth. Für die unteren Klassen höherer Lehranstalten. II. Abth. Für die mittleren und oberen Klassen. 4. Aufl. München 1878. K. Central-Schulbücher-Verlag. I. 75 Pf. II. M. 1, 70.

Unter den vielen Sprachbüchern, die wir im Laufe der Jahre zu Handen bekamen, gehört das vorliegende unstreitig zu den besten. Die ganze Anlage und Durcharbeitung zeugt nicht bloss von methodischem Geschick und von praktischer Gewandtheit, sondern auch von vollständiger Beherrschung des ganzen sprachlichen Gebiets und genauer Kenntniss der deutschen Klassiker. Jedem Paragraphen sind die nöthigen Grundlagen, gewöhnlich in Beispielen aus den Klassikern gegeben, vorangestellt und aus diesen werden die grammatischen Regeln abgeleitet. Mehr oder weniger zahlreiche Übungsaufgaben reihen sich an. Ebenso werden die fehlerhaften sprachlichen Vorkommnisse dem Schüler vorgeführt und die nöthigen Verbesserungen angedeutet oder ganz vollzogen. In der Wortlehre, Wortbildungslehre, Satzlehre — überall ein reiches Material, das in Stufen gegliedert ist und den tüchtigen Lehrer bekundet. Wir haben dieses Werk mit wahrer Freude geprüft und von ihm nicht wenig gewonnen. Sei es nun auch hier männiglich empfohlen!

Der Deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel für die oberen Klassen höherer Lehranstalten von Fr. Einning. 3. Aufl. Paderborn. Schöningh. 1879. XVI und 364 S. 3 M.

Dieses Buch nimmt unter den Schriften ähnlicher Art eine hervorragende Stelle ein und seine neue Auflage bezeugt, dass es ein beliebtes Hilfsmittel in der Lehrerwelt geworden ist. Ein wohlgeordnetes Material ist in ihm enthalten; seine drei Stufen, in die es getheilt ist, geben viel Theoretisches, aber noch weit mehr für die Praxis. Alle Darstellungen in Prosa sind vertreten; eine ganze Reihe von Aufgaben schliesst sich an die Lektüre an. Vollständige Aufsätze als Musterarbeiten; vollständige oder nur angedeutete Dispositionen und pure Aufsatzthematata (meist mit Hinweis auf den zu findenden Stoff zur Bearbeitung) wechseln mit einander ab. Der Verfasser hat aufs neue bewiesen, dass er für die Schule und für das Leben zu arbeiten versteht. Wir drücken ihm dankbar die Hand für dieses gelungene Werk.

Briefe über Petersburger Erziehung. Von Dr. A. Brehme. St. Petersburg. Aug. Deubner. 1878. 121 S. kl. 8.

Das Büchlein, ein besonderer Abdruck aus der „St. Petersburger Zeitung“, ist auch für deutsche Lehrer und Eltern sehr lesenswerth, und manche beherzigende Wahrheit ist in ihm zu finden. Schon sein Motto: „Notre système d'éducation ne vaut rien, Madame“ — ein Ausspruch Napoleons I. — lässt schliessen, wessen man sich zu dem Verfasser zu versehen hat. Mit tiefem Ernst und mit ebenso scharfen als klaren Worten spricht er sich über die häusliche Erziehung in der Hauptstadt Russlands aus und geisselt alles Falsche, Verschrobene, Erkünstelte mit offenem Visir. Und es thut in der tiefsten Seele wohl, solche Stimmen zu vernehmen! Wer Augen hat zu sehen, wird die blossgelegten Schäden auch bei uns wahrnehmen können. Es sei uns gestattet, nur Weniges aus dem Büchlein anzuführen. Seite 69 heisst es, nachdem darüber geklagt worden, der Vater kümmere sich um die Erziehung der Kinder gar nicht, diese sei der Mutter überlassen, nur sie verhandle mit dem Lehrer, wörtlich also: „Dass ich mich nicht immer, trotz der beredtesten Anpreisung, von der Vortrefflichkeit des Sohnes, der eben nur das Unglück hat, von Lehrern und Mitschülern gänzlich verkannt zu werden, überzeugen kann, liegt natürlich bloss an meinem etwas schwerfälligen Auffassungsvermögen. Wenn ich aber doch zuweilen Gelegenheit finde, mit dem Vater zu reden, so höre ich von zehu Fällen in neun ungefähr Folgendes: Ja, wissen Sie, ich bin sehr beschäftigt und überlasse desswegen die Erziehung der Kinder ganz meiner Frau. Wenn etwas Besonderes vorkommt, wenn es z. B. einmal ohne die Ruthe nicht mehr weiter geht, dann greife ich auch ein, aber dann sehr kräftig . . . Selbst der Knabe wird so lange von der Mutter allein er- oder verzogen, bis er ihr „über den Kopf gewachsen“ ist, und nun wird die Vermittlung des Vaters, zunächst als strafenden Prinzips, angerufen.“ Was dann in kurzer Zeit sich

hieraus entwickelt, schildert der Verfasser in drastischer Weise. Unwillkürlich ruft man aus: alles, wie bei uns! Ganz besonders eindringlich spricht sich der Verfasser in 16. (letzten) Briefe über die religiöse Erziehung aus. „Der Kinder Glaube kommt aus der Eltern Herzen.“ Wie aber, wenn diese aller Religion bar oder gar noch Spötter derselben sind?! — Wir wiederholen: das Büchlein ist mehr als lesenswerth und seine Briefe packen unwillkürlich.

1. **Vorschule zur Zeichen-Schule** von G. Brenner, Th. Lautz und A. Schmidt. I. Heft, 8 Blatt gradliniger Figuren. II. Heft 8 Blatt krummlinig Figuren. 3. Aufl. Pr. p. Heft 40 Pf. 1873 u. 1877. Wiesbaden. Limbarth.
2. **Zeichen-Schule** von denselben. I. Heft, 20 Blatt gradliniger Figuren; 1 M. 50 Pf. II. Heft, 44 Blatt krummliniger Figuren; 3 M. III. Heft, 18 Blatt schattirter Ornamente. (Vom Centralvorstand des Gewerbevereins für Nassau den Gewerbeschulen empfohlen). 1874 und 1878. Derselbe Verlag.

Nach den preussischen Bestimmungen für den Zeichenunterricht in den Volksschulen sollen zunächst an die schwarze Tafel vorgezeichnete Figuren unter Anwendung von Lineal, Mass und Zirkel nachgezeichnet werden, und erst, wo die Schüler hierin geübt sind, kann besonders begabten Kindern Gelegenheit gegeben werden, nach Vorlegblättern zu zeichnen. Die Verfasser glauben aber, dass man gute Vorlagen beim Zeichenunterricht überhaupt nicht umgehen könne und haben deshalb die ihrigen herausgegeben, die sehr empfehlenswerth sind. — Nr. 1 ist für die Hand des Schülers bestimmt. Es finden sich auf den einzelnen Blättern nicht nur Linien und einfache Figuren, sondern es ist auch Raum vorhanden, dass der Schüler dieselben nachzeichnen kann, und dafür sind Punkte bezeichnet und Hiltslinien gezogen. Doch soll dies erst geschehen, nachdem die Übungen zuvor auf der Schiefertafel vorgenommen sind. — In Schulen, wo man den Zeichenunterricht früh beginnt oder bei schwacher Begabung mag dieses Hilfsmittel sehr förderlich sein.

Mit Recht haben die Verfasser dem II. und III. Heft von Nr. 2 das Ornament zu Grunde gelegt; denn Formensinn und Geschmacksbildung müssen als Hauptzwecke alles Zeichenunterrichts ins Auge gefasst werden. Dazu mahnen uns dringend unsere Erfolge und auch Nichterfolge auf den Weltausstellungen. Begleitworte, welche Nr. 2 von Th. Lautz beigegeben sind, enthalten manche beherzigenswerthe Winke.

Das polychrome Flachornament. Ein Lehrmittel für den elementaren Zeichenunterricht an Real- und Gewerbeschulen entworfen und mit Unterstützung des K. K. Ministeriums für Kultus und

Unterricht herausgegeben von Prof. Anton Andèl. Zweiter Band der ornamentalen Formenlehre. Heft 1, Taf. 1—10; Heft 2, Taf. 11—17. Wien 1878. R. v. Waldheim.

Dieses Werk, von dem uns 2 Hefte vorliegen, ist „über Anregung der Kommission für Reorganisation des Zeichenunterrichts in Östreich und im Auftrage des K. K. Ministeriums für Kultus und Unterricht“ ausgearbeitet. Der 1. Band, welcher das geometrische Linienornament behandelt, wurde bereits im Beginn des Jahres 1877 herausgegeben; der 2. enthält nebst dem erläuternden Texte 64 Tafeln in Grossoctavformat, von denen die 40 ersten als Übungsstoff für das Freihandszeichnen in der 1. Klasse der östr. Realschule, die übrigen 24 als Übungsstoff für das Zirkelzeichnen in der 2. und 3. und eventuell auch 4. Klasse bestimmt sind. Der 2. Band enthält ausser einem ausführlichen Texte 150 Textfiguren, worunter 80 theils monochrome, theils polychrome Tafeln in Folioformat. Der Text wird die letzte Lieferung des Werkes bilden, das in 12 Lief. à 3 fl. östr. W. oder 6 M. R.-W. erscheint. — Über die vorliegenden Figuren kann nur günstig geurtheilt werden. Wir in Württemberg sind schon lange daran gewöhnt, auch die Farben beim Zeichenunterricht zu berücksichtigen. Wer etwas einfachere Figuren wünscht, als sie das Prof. Herdtle'sche Werk bietet, dem sind die vorliegenden Hefte zu empfehlen. Die ersten 17 Tafeln enthalten die Elemente derjenigen Flächenverzierungen, denen die vegetabilen Formen der Natur als Vorbilder dienen. Die Tafeln 18—50 werden die besten Beispiele der hellenischen, pompejanischen und der mit diesen verwandten Verzierungsweise der Renaissance enthalten; die Tafeln 51—79 die besten Beispiele der islamitischen, d. h. der arabisch-spanischen, persischen und indischen Verzierungsweise und einige Muster der christlich-mittelalterlichen Flächenverzierungen; die letzte Tafel (Nr. 80) enthält endlich das System zur Erklärung der Farbenharmonien und die Schemata der Pigmentmischungen.

Cholevius, praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze, in Briefen an einen jungen Freund. 4. Aufl. Leipzig, Teubner 1878. 190 S. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser, schon lange bekannt durch seine „Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen“, gibt in diesem Buche einem jungen Freunde (Sekundaner und Primaner) Anweisung, wie er es zu machen habe, um einen geordneten, inhaltvollen und stilistisch richtigen Aufsatz zu Stande zu bringen. Nicht trocken und langweilig, sondern munter gehalten und kurzweilig ist die Belehrung, die in Briefform geschieht. Berücksichtigt wird all das Ach und Weh, das die Seele des jungen Freundes erfüllt, wenn er keine rechte Einleitung findet, oder keinen passenden Schluss, oder keine ordentliche Eintheilung, oder keine Gedanken überhaupt. Es wird ihm nun auf eine fassliche, auch dem schwächern Schüler verständliche Weise, zuerst gezeigt, wie man zu einer richtigen und tieferen Auffassung des Themas

gelange, und wie der Gedankenstoff herbeizuschaffen und zuzubereiten sei. Dabei wird auf die guten Dienste, welche die Chrie leisten kann, hingewiesen. Hierauf werden Regeln über die Anordnung vorgeführt und endlich die stilistischen Erfordernisse der Darstellung besprochen. Als Muster einer guten Prosa wird die von Lessing und Göthe empfohlen. Die Rathschläge, die der Verfasser in Betreff des Sehens, Hörens und Lesens (Anlegung eines Sammelbuchs), des Sprechens und Schreibens (pünktliche Präparation, schriftliche Übersetzung) dem jungen Freunde gibt, sind sehr beherzigungswerth. Mancher Schüler wird seinem Lehrer dankbar sein, wenn er ihn auf dieses durchaus praktische Buch aufmerksam macht, das an etwa 70 Beispielen zeigt, wie mans zu machen und auch nicht zu machen hat. Eben darin besteht der Werth des Buches, dass es nicht eine Sammlung von fertigen Aufsatzdispositionen gibt, sondern „eine praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze“. Ref. wäre in jüngeren Jahren froh gewesen, wenn er eine solche Anleitung in Händen gehabt hätte. J.

Deutsche Sprach- und Stillehre mit 40 Musteraufsätzen, vielen Dispositionen und Aufgaben. Ein Handbuch für Lehrer und Lernende, für Prüflinge, und namentlich für Einjährig-Freiwillige von Theodor Beyttenmiller, Hauptlehrer an der Königl. Realanstalt in Stuttgart. Stuttgart. Levy und Müller. 1877. VIII und 136 S. 2,6 M.

„Von dem Herrn Verleger eigens aufgefordert und durch gewichtige Stimmen ermuntert“, auch um „dem Wunsche mancher früherer Schüler aus Obergymnasien und Oberrealschulen, besonders aber dem Einjährig-Freiwilliger, die sich unter meiner Leitung auf ihre Prüfungen vorbereiteten“, zu entsprechen, hat der Herr Verfasser, laut Vorrede, das vorliegende „Werkchen“ der Öffentlichkeit übergeben, das „unmittelbar“ aus dessen Wirken und dem Bedürfniss der Lernenden entsprungen ist. — Das Büchlein zerfällt, wie schon der Titel anzeigt, in einen theoretischen und praktischen Theil. Jener umfasst auf 26 Seiten die Wort- und auf 6 Seiten die Satzlehre; dieser gibt auf 83 Seiten die genannten 40 „Musteraufsätze“, auf 11 Seiten 18 „weitere Dispositionen“ und auf 2 Seiten 66 „weitere Themata (behufs selbständiger Verarbeitung)“.

Was nun den theoretischen Theil, die Sprachlehre, betrifft, so gestehen wir aufrichtig, dass er auch in solcher Knappheit nicht von erheblichem Werthe zu sein scheint. Die Wortbildungslehre, doch gewiss ein mehr als wichtiger Abschnitt für Schüler mit „geringeren Vorkenntnissen“, ist mit 16 Zeilen abgethan; von orthographischen Regeln, wieder für diese Schüler von bedeutendem Belang, findet sich kaum eine Spur; die ganze Satzlehre, auf 6 Seiten abgehandelt, kann unmöglich sogar für sogenannte Vorgerücktere genügen; die Interpunktionslehre, die sich nur aus genauer Kenntniss des Satzbans ergibt, die aber für die Stillehre sicher von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist, wird vergebens in gründlicher

Darstellung gesucht; der Periodenbau kommt nur in dürriger Magerkeit zur Anschauung, und doch lässt gerade diese Partie der Satzlehre die vielseitigsten und lohnendsten Übungen zu. So will es uns dünken, es sei der theoretische Theil des Buches zu kurz und zu lang: zu kurz für die Unkundigen, zu denen der Herr Verfasser (laut Vorrede) manche seiner Lernenden und „Prüflinge“ zu zählen hatte; zu lang für die Sprachgewandten, selbst wenn nur Repetitionsmaterial geboten werden wollte.

Weit mehr hat uns dagegen der praktische Theil dieser Schrift, die Stillehre, befriedigt. In demselben finden sich fast lauter Themate, welche dem Gesichtskreise und der Fassungskraft der Schüler entsprechen, für welche sie gegeben worden sind. Wohl haben wir gleiche oder ähnliche Themate auch in den entsprechenden Schriften von Cholevius, Naumann, Rudolph, Berndt, Kehrein, Wernecke etc. etc. gefunden (z. B. „Nutzen der Wälder“ bei Wernecke S. 208, Rudolph III. S. 278, Berndt S. 26; „die Zeit ist kostbar“ bei Kehrein S. 198; „Werth der Gesundheit“ bei Cholevius S. 166; „aller Anfang ist schwer“ bei Naumann S. 231; „des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu Theil“ (theil?) bei Naumann S. 217; „woher kommt es, dass die Verdienste grosser Männer oft erst nach dem Tode anerkannt werden?“ bei Kehrein S. 189; „Arbeit — eine Wohlthat“ bei Naumann S. 170; „das Theater als Bildungsanstalt“ bei Rudolph IV. S. 343); allein die Selbständigkeit des Herrn Verf. in seinen Dispositionen (obgleich einzelne der aus den eben genannten Werken angeführten mit grösserer Schärfe behandelt sind) und Ausarbeitungen („Musteraufsätzen“), sowie die Rücksichtnahme auf seinen Schülerkreis ist aller Anerkennung werth; nicht minder ist der methodische Gang hervorzuheben; auch dafür wird man dem Herrn Verf. dankbar sein dürfen, dass er sich mit vier seiner Gedichte als Dichter einführt. Lassen wir also den „Musteraufsätzen“ alle Gerechtigkeit widerfahren, so glauben wir trotzdem noch einige Bemerkungen anreihen zu dürfen. Als eine besondere Eigenheit fiel uns der stete Gebrauch der starken Deklination auf, wenn das Eigenschaftswort attributiv steht: „neidisches Herzens, freudiges Staunens, unklares Denkens, ruhiges Gewissens“ etc. etc. Die Mahnung J. Grimms war also für den Herrn Verf. nicht umsonst gesagt! Da ferner das Buch hauptsächlich für „Prüflinge und Einjährig-Freiwillige“ bestimmt ist, so dürfte doch auch die (wie wir kurz sagen wollen) württ. Orthographie eingehalten sein. Aber da finden wir die unbestimmten Für- und Zahlwörter (der eine, der andere etc. etc.) mit grossen Anfangsbuchstaben; wir finden „das Aenssere, Ueberzeugung“ für „Äussere, Überzeugung“; wir finden „vernachlässigt“ S. 41 und „Nachlässigkeiten“ S. 39, „die beiden Ersten“ S. 44 (statt ersten), „Erstens“ S. 53 (statt erstens), „in Kleinen“ S. 50 (statt kleinen), „Schiller'schen“ S. 38 (statt Schillerschen), „schliech“ S. 38 (statt schlich). Als blosses Versehen oder als Druckfehler bezeichnen wir: „verwahrt vor Missverständniss“ S. 41 (statt bewahrt); „entwerfe“ S. 40 (statt entwirf); wie schnell wird alles wieder vom Strome der Zeit und der Ereignisse wieder verschlungen“ S. 47; „in Ihrem“ S. 50 (statt ihrem). Ob die Stuttgarter die Infanteriekaserne zu den Zierden ihrer Stadt zählen (wie der

Musteraufsatz anführt), das möchte sehr zu bezweifeln sein; ob vom „Bacheswogen“ S. 49 gesprochen werden kann; ob die Glosse zu dem Satze S. 52: „Räuber . . . liegen“ passt; darüber liesse sich wohl streiten. Endlich halten wir die auf S. 135 und 136 gegebenen Themate für völlig überflüssig; denn der Schüler, wie ihn sich der Herr Verf. denkt, kann mit solchen Sätzen ohne Beihilfe nichts anfangen; der Lehrer aber hat, gibt er einmal Unterricht in der Stillehre, sicherlich Hilfsmittel genug, um solche Themate zu finden.

Haben wir nun auch dies und jenes an dem Werkchen auszustellen gehabt (wir übergehen den „salonfähigeren Genitiv“ S. 25), so geschah es einzig, um dem Herrn Verf. bei einer neuen Auflage zu dienen. Im übrigen empfehlen wir das Büchlein denjenigen Kreisen, für welche es vorzugsweise bestimmt ist: den „Prüflingen“ und „Einjährig-Freiwilligen“. Zudem fügen wir bei, dass — nach einem Erlasse — die K. Kultministerial-Abtheilung für Gelehrten- und Realschulen die Anschaffung desselben für die Schulbibliotheken nicht beanstanden wird, wenn eine solche von den betreffenden Lehrerkonventen beantragt werden sollte.

Der Krieg gegen Frankreich vom Jahr 1870—71 von Prof. Julius Klaiber. Stuttgart. E. Rupfer. 64 S. brosch. 25 Pf.

Als Anhang zum „Lesebuch für die Latein- und Realschulen Württembergs, dritter Band“ im Auftrag der Königl. Kultministerial-Abtheilung für Gelehrten- und Realschulen von dem längst bekannten und bewährten Verf. bearbeitet, wird diese Darstellung des ruhmreichen Krieges gegen Frankreich ganz gewiss auch als für sich bestehendes Werkchen überall Eingang finden, wo man an solch gediegener Hand in alle jene Heldenthaten der deutschen Heere sich aufs neue einführen lassen will. Dass diess aber vorzugsweise bei dem nachwachsenden Geschlecht geschehen muss, ist unbestrittene Überzeugung aller Vaterlandsfreunde. Mögen nun ähnliche Schilderungen jener grossen Zeit, ganz besonders für die Jugend bestimmt, vorliegen, so ist die Klaibersche keineswegs überflüssig. Im Gegentheil: in ihr vereinigt sich alles, was den Leser fesseln muss. Darum wird nicht bloss der heranwachsende Jüngling sich in diese geschichtliche Darstellung vertiefen, sondern auch die Alten, die jene glorreichen Tage durchlebten, werden mit Freuden nach ihr greifen, um all das Erlebte frisch und lebendig am geistigen Auge wieder vorbeigehen zu lassen. Weiss doch der Verf. so klar und anziehend zu erzählen, dass man sich unwillkürlich in die ganze Aktion hinein versetzt wähnt und mit voller Spannung das Ergebniss derselben erwartet. Man lese nur die Schilderung der Schlacht von Marslatour oder Vionville, der Riesenschlacht von Gravelotte-St. Privat, des Tages von Sedan, ja, man lese, wo man will, und man wird dem eben Gesagten zustimmen. Wir wünschen desshalb, dass dieses „neueste Geschichtsbild“ sich den ausgedehntesten Leserkreis erwerbe, und dass es besonders bei den Sedansfeiern der älteren Knabenschar als Gedenkzeichen überreicht werde.

Und schliesslich sprechen wir der K. Kultministerial-Abtheilung für Gelehrten und Realschulen den aufrichtigsten Dank dafür aus, dass sie diesen „Anhang“ zum Lesebuch ins Leben gerufen hat.

Bibelkunde des Neuen Testaments. Für die oberen Klassen von Gymnasien und anderen höheren Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht bearbeitet von Dr. Ed. Krähe, ord. Lehrer am Friedr.-Werderschen Gymnasium in Berlin. Berlin 1877. C. Habel. XII und 292 Seiten.

Eine aus der Praxis hervorgegangene und vorzugsweise für die höheren Gymnasialklassen bestimmte Schrift. Der Verf. machte sich bei Ausarbeitung derselben — wie er ausdrücklich hervorhebt — zweierlei zum Grundsatz: nach der „materiellen Seite hin alles das, was nach dem allgemeinen Urtheil stimmberechtigter Fachmänner als unhaltbar erwiesen ist, wegzulassen, dagegen alles das, was unter denselben Männern noch als eine res disputabilis gilt (das Verhältniss des Evangeliums des Markus zu den Evangelien des Matthäus und des Lukas, die Echtheit der jahameischen Schriften, der Apostelgeschichte, des Thessalonicher-, Kolosser- und Jakobus-Briefes etc. etc.) in seiner bisherigen Auffassung beizubehalten; nach der formellen Seite hin den in derartigen Vorträgen vielfach üblichen erbaulichen Ton ganz zu vermeiden, von der Überzeugung durchdrungen, dass es sich bei dieser Partie des Religionsunterrichtes doch zunächst darum handle, dass der Schüler den einzuprägenden Stoff auch verstehe, sowie davon, dass ein ernster, von dem Gegenstande selbst ergriffener Vortrag an sich schon diesem Unterrichte die nöthige Weihe geben werde, auch wenn derselbe zunächst nur auf das Verständniss abziele“. So soll das Buch den, der es gebraucht, über das N. Testament orientiren und ihn befähigen, mit Erfolg auf den Inhalt der einzelnen Schriften einzugehen: der erste Theil desselben stellt alles das zusammen, was auf die Eintheilung der Bibel überhaupt und des N. T. insbesondere, also auf die Urschriften, die Handschriften, die alten Übersetzungen der letzteren, auf die Entstehung des Canon und auf die gedruckten Ausgaben desselben Bezug hat; der zweite Theil aber behandelt die einzelnen Schriften des N. T. eingänglich nach Verfasser, Gesichtspunkten aus denen geschrieben wurde, Angabe des Inhalts etc. etc. Ein Anhang gibt die Hauptdaten aus dem Leben des Apostels Paulus und eine tabellarische Übersicht der Schriften des N. T. in chronologischer Anordnung. Analysen einzelner Abschnitte aus Matthäus (Bergpredigt, Instruktion bei Aussendung der Jünger, Parabeln) zeigen des Verf. Ansichten in klarem Lichte. Die Briefe und die Offenbarung Johannis sind mit ausführlicher zusammenhängender Darstellung des Inhalts bedacht. — So wird diese Schrift bei reiferen Schülern gewiss segensreich verwendet werden können; wir können sie desshalb nur befürworten, überzeugt, dass kein Religionslehrer einen Fehlgriff thut, wenn er sich genaue Kenntniss dieses werthvollen Buches verschafft.

Der Brief Pauli an die Römer forschenden Bibellesern durch Umschreibung und Erläuterung erklärt von Herm. Couard, Pastor zu Caput. Potsdam. A. Stein. 1878. 190 S. 1, 70 M.

Vorliegendes Werk ist der zweite Band eines grösseren Ganzen, welches das N. T. umfassen wird, und welches der Verf. forschenden Bibellesern, insbesondere auch den Lehrern der evangelischen Jugend in Schule und Sonntagsschule darbietet. Das ganze N. T. soll durch „Umschreibung und Erläuterung erklärt und mit den nöthigen historischen, geographischen und antiquarischen Anmerkungen, sowie mit einer Zeittafel über das Leben Jesu“ versehen werden. Der erste, uns nicht zu Gesicht gekommene Band enthält das Evangelium nach Matthäus. — Mit inniger Freude begrüssen wir diese gelungene Arbeit, die der evangelischen Bibelgemeinde nur willkommen sein muss, und die sicher ein wesentliches Bedürfniss dieser Gemeinde befriedigen wird. Die bewährtesten Glaubensmänner der Gegenwart zollen dieser ebenso schwierigen als gediegenen Arbeit ihre volle Anerkennung; der bibelforschende Laie wird sie als bewährten Führer ergreifen; der evang. Lehrer aber, der es mit seiner Jugend gut meint, wird sie zu grossem Segen verwenden. Was diesem Werke aber (neben anderen Bibelwerken) besonderen und eigenthümlichen Werth verleiht, das ist (nach dem Urtheile auch anderer Bibelkenner) 1. seine Kürze; der Verf. hat sich mit seinen Erläuterungen in meisterhafter Weise nur auf dasjenige Material beschränkt, welches zu wirklich tieferem Erfassen des Textes ausreicht; 2. seine Gründlichkeit; der Verf. gibt die Resultate seiner Forschungen in einer so tüchtigen Ausprägung, dass der gebildete Laie überall sein Genüge findet; 3. die kirchliche Korrektheit der Auslegung, die sich an dem bewährten Schatze gesunder Exegese genügen lässt und diese in frischer, selbständiger Herausarbeitung aus dem Texte vor dem Auge des Lesers neu erstehen lässt; 4. die Gewissenhaftigkeit in der Verarbeitung der Schwierigkeiten des Textes, ohne die Popularität der Sprache zu beeinträchtigen; 5. die Fasslichkeit und Übersichtlichkeit der Darstellung, indem der Verf. in einer fortlaufenden Paraphrase den durch fette Schrift, markirten bibl. Text (meist nach Luther, bisweilen mit Angabe des griech. Grundtextes) mit der Erklärung in Eins verbindet; und gerade diese Paraphrase ist eine in hohem Grade gelungene; 6. die höchst werthvollen Zuthaten, die theils in Einleitungen, theils in Zusammenfassungen, theils in erläuternden Anmerkungen bestehen und so geschickt eingefügt sind, dass sie die fortlaufende Lektüre des Ganzen nicht störend unterbrechen, dabei aber alles bieten, was die gebildeten Leser an geschichtlichen, geographischen, antiquarischen und andern Belehrungen bedürfen.

Mit Fug und Recht dürfen wir demnach diese Arbeit eine vortreffliche nennen; überall wird sie grossen Segen stiften. Wir empfehlen sie deshalb nachdrücklich und wünschen ihr die weiteste Verbreitung. Möge es dem Verf., der nach dem ersten Evangelium gleich den ersten Brief, Pauli

herrliche Epistel an die Römer, folgen liess, vergönnt sein, das ganze N. T. auf die dargelegte Weise vollenden zu können! Der Dank der Bibelgemeinde wird ihm sicherlich nicht ausbleiben.

Der evangelische Religionsunterricht auf den höheren Schulen.

Ein freies Wort ernster Mahnung an Eltern und Lehrer von
Dr. K. W. Meyer. Hannover. Hahn. 1878. 57 S. 1 M.

Ausgehend von dem Worte des Kaisers nach dem fluchwürdigen Attentate: „Die Religion darf dem Volke nicht verloren gehen“, gibt der Verf. zunächst seine Beobachtungen und Erfahrungen, die nicht gar tröstlicher Natur sind, stellt dann Aufgaben und Ziele des Religionsunterrichts (sie bestehen darin, „im vollkommenen Einklange mit den übrigen Schuldisciplinen und als deren Quell- und Höhepunkt die Erziehung der Schüler zu sittlich-religiösen Persönlichkeiten auf Grund der Urkunden, Thatsachen und Wahrheiten der christlichen Religion durch Belehrung, Zucht, Beispiel und Erbauung zu begründen, durchzuführen und in der Weise zu gewissem Abschlusse zu bringen, dass die Erzogenen im Besitze eines eigenen Fonds religiöser Wahrheiten und Erfahrungen als thatkräftige Mitglieder der bestehenden Kirchengemeinschaft sich bewähren können“ (S. 23), spricht sich ferner aus über Methode und Lehrer, Inhalt und Mass (S. 43 heisst es: „Es sind daher Reformen im Lehrstoffe unbedingt geboten. Was von der wissenschaftlichen Theologie auf dem ganzen Gebiete der Religionswissenschaft als unumstössliches Ergebniss freier Forschung erkannt ist, muss auch für den Religionsunterricht auf Gymnasien je nach den Klassen und den pädagogischen Forderungen und Rücksichten im Unterrichte verwertet werden.“) und endlich über den Plan und die Theilung des Stoffes für die einzelnen Klassen. Manch gewichtiges Wort wird hier gesprochen, und es dürfte nahe liegen, dass jeder Religionslehrer diese Schrift lese, prüfe und das Beste behalte. Der Ernst des Verf. verleugnet sich nirgends; sein Zeugniß für die erhabenste Disciplin im Schulunterrichte kann nicht spurlos verhallen. Wir aber leben der festen Überzeugung, dass nur durch völlige sittlich-religiöse Erneuerung unseres Volkes — nicht nur tief unten, sondern auch und erst recht hoch oben — eine bessere Zeit anbrechen kann.

Amthor und Issleib's Volks-Atlas. 40 Karten in Farbendruck.

26. Aufl. von F. Riecke. Gera, Issleib und Rietzschel. 1 M.

Diese neue Auflage zeigt abermals, wie Herausgeber und Verleger unablässig bemüht sind den Werth des Volks-Atlas durch Hinzufügung neuer Karten und durch Neubearbeitung der älteren Blätter zu erhöhen. Nicht weniger als 11 Spezialkarten über die einzelnen Länder des deutschen Reiches sind hinzugekommen. Jedoch können wir hier gleich das Urtheil nicht zurückhalten, dass dieselben an Überladung leiden. Man betrachte nur einmal die Karte von Elsass-Lothringen! Wie sind die gross- und kleinge-

druckten Namen durch einander gedrängt, und von Strassen, Eisenbahnen, Flüssen, Kreisgrenzen durchzogen, während sie zugleich von dem braunen Grund des Terrains sich sehr undeutlich abheben. Der Zeichner hätte sich die älteren Blätter des Atlases zum Muster nehmen sollen, von denen die meisten in dieser Beziehung mehr weise Sparsamkeit an den Tag legen. Doch sollte auch bei den letzteren fortwährend noch auf Entlastung hingewirkt werden. Das Flächencolorit, das wir zwar nicht absolut verwerfen wollen, hindert doch in vielen Fällen die Lesbarkeit der Schrift wie der Herausgeber selbst richtig bemerkt. Daher sollte in der Abschaffung desselben immer noch weiter fortgefahren werden. Auch die Terraindarstellung geht oft zu sehr ins Einzelne, wesshalb z. B. auf der physikalischen Karte des Deutschen Reiches der Unterschied zwischen den eigentlichen Gebirgen, Schwarzwald, Odenwald, schwäbisch-fränkischer Jura, auf der einen Seite, und dem schwäbisch-fränkischen Hügelland nebst der schwäbisch-bayerischen Hochebene auf der andern Seite viel zu wenig hervortritt. Vom Tief- und Hügelland sind ebendasselbst mittelst verschiedener Schattirung sehr gewissenhaft 4 Stufen unterschieden, aber um diese verschiedenen Schattirungen zu erkennen, ist die Lupe erforderlich.

Übrigens ist auf die Ausmerzung von Fehlern der löblichste Eifer verwendet worden. Nur einzelne sind noch zu entfernen, so muss es z. B. auf K. Europa heissen: Eriwan; auf Bayern: Stadt Schwabing; auf Grossbritannien: C- Carantual; auf K. Sachsen sollte die Exklave bei Gera grün sein; auf K. Hessen: Wimpfen braun; auf K. Italien streiche C. Pellaro.

Über den Preis ist nur zu sagen, dass er fabelhaft billig ist.

F. B.

Dr. Ad. Dronke, Direktor der Realschule I. Ordn. in Trier, Leitfaden für den Unterricht in der Geographie an höheren Lehranstalten. Curs. V. Physikal. Geographie und Ethnographie. Bonn, E. Weber. 1 M. 60 Pf.

Der erste Theil, die physikalische Geogr., behandelt in 5 Abschnitten das Meer, die Atmosphäre (nebst Wetter und Klima), das Festland, das Erdinnere und dessen Reaktion auf die Erdrinde, die organische Natur. Wir finden hier eine ziemlich vollständige Darstellung dessen, was für Schüler höherer Anstalten aus diesem Kapitel zu wissen nöthig ist. Nur wünschen wir in dem Abschnitte §. 21 über das Klima manches zusammengestellt, was an andern Orten zerstreut ist, z. B. das in §. 15, 16 und 18. über die Abkühlung (oder Erwärmung) von Luft, Wasser und Land Gesagte. Auch über continentales und oceanisches Klima ist nicht im Zusammenhang gehandelt und die Frage über den Einfluss der Wälder auf das Klima einigemal gestreift (S. 54, 135, 142), nicht aber auf Grund der Lehre von der Strahlung (und Absorption), Leitung, Verdampfung wissenschaftlich begründet. Auch anderes hieher Gehörige scheint der vollständigen Klarheit zu entbehren. Wenn es z. B. S. 50 heisst: und beim Ein-

tritte des Frostes erstarret immer nur von der obern Decke ab eine kleine Schicht Wassers zu Eis, indem die durch diese theilweise Eisbildung frei werdende Wärme das Fortschreiten der Erstarrung verhindert oder verlangsamt“, so ist hier eine Verkehrung von Ursache und Wirkung, denn die Entziehung der gebundenen Wärme ist die Ursache, wesshalb das Wasser aus dem flüssigen Aggregatzustand in den festen übergehen muss, nicht aber ist das etwa durch irgend eine andere Ursache bewirkte Gefrieren der Grund, dass die gebundene Wärme frei wird. Das langsame Fortschreiten des Gefrierens beruht vielmehr theils auf der schlechten Leitungsfähigkeit der oberen Eisdecke, theils auf dem Princip, dass die Einwirkung auf eine grössere Masse Zeit verlangt.

S. 25 wird das Abströmen des erwärmten Meerwassers nach den Pole Äquatorialstrom genannt. Allein so passend dieser Name im Gegensatz zum Polarstrom wäre, das Wort ist nun einmal in diesem Sinn nicht gebräuchlich, vielmehr versteht man (s. S. 26) unter Äquatorialströmung die in der Gegend des Äquators von O. nach W. gehende Meeresströmung.

Von Druckfehlern sollte das Buch etwas pünktlicher gereinigt sein. So steht S. 79 Merjetensee st. Merjelensee, S. 83 Lötchen See st. Lüscher See, S. 93 Kitomsee st. Ritomsee, S. 94 Cassiquiaka st. Cassiquiare, S. 95 Tiamro st. Timavo, S. 98 Salurme st. Saluen, S. 125 Domavend st. Demavend, S. 93 Dissentis an Hinterrhein st. Vorderrhein. S. 94 ist es nicht der Kalasus, sondern der Manytsch, der einen Arm zum Don, den andern zum Kaspisee schiekt. S. 108 werden das Fort Albuquerque und der See von Xarayes zum Gebiet des Paranaflusses gerechnet, statt zum Paraguay. S. 96 sollen die Potenza und andere Flüsse von dem Westabhange des Apennin nach Osten fliessen. Etwas auffallend erscheint es auch, zu lesen, dass die Gewässer durch Dämme geschützt werden (S. 143), und dass ein Vulkan Explosionen erlebt habe (S. 124).

In dem zweiten Theile, der Ethnographie, ist an die Stelle der alten Blumenbach'schen Rassen eine neuere Eintheilung getreten, und zwar diejenige von Häckel in Wollhaarige mit den Unterabtheilungen Büschel- und Vliesshaarige und Schlichthaarige, eingetheilt in Straff- und Büschelhaarige. Unter diesen Rubriken werden im ganzen 12 Rassen, von den Hottentotten bis zu den Mittelländern betrachtet, und bei jeder die leiblichen und geistigen Merkmale, Sprache, Kunst, Wissenschaft und Religion, so wie die Staatenbildung besprochen, so dass zugleich die politische Geographie und Statistik des betreffenden Volkes abgehandelt wird.

Von Einzelheiten, die einer Verbesserung bedürftig sind, wären folgende zu erwähnen. S. 57 Tokio hat doch nicht 3 Mill. Einw. S. 69 die sogenannten Pyramiden. S. 79 steht Cham st. Chane, S. 96 Hinterhalbrheinthal st. Oberhalbsteinerthal, S. 106 Tepucuo st. Tezeuco. Folgende Behauptungen möchten ebenfalls Anlass zu Zweifeln geben: S. 103 nirgends sei der Standesunterschied so tief ins Leben einschneidend als in Spanien, S. 119 München liege ungesund, S. 122 wird Stassfurt zu Anhalt gerechnet, st. zu Preussen. S. 127 steht Kaiserfranzensbrunnen st. Franzensbad.

Fassen wir unser Urtheil zusammen, so nimmt dieser Leitfaden unter

den für höhere Lehranstalten bestimmten geogr. Schulbüchern, was den Inhalt betrifft, im ganzen eine ehrenvolle Stellung ein. Dagegen haben wir in Beziehung auf die Form noch ein gewichtiges Bedenken, und dieses betrifft den vollständigen Mangel eines Inhaltsverzeichnisses. Wie kann denn der Leser, und vollends ein Schüler, dem die Übersicht über sein Schulbuch auf jede Weise erleichtert werden sollte, sich da zurechtfinden? Es bleibt ihm keine Wahl als sich selbst ein Inhaltsverzeichniss anzufertigen, da der Verfasser dies für seine Leser zu thun nicht für nöthig gefunden hat. Dazu kommt, dass sogar bei den Überschriften der verschiedenen Theile die Bezeichnungen: Erster Abschnitt u. ä. fehlen, so dass es ganz unverständlich ist, wenn S. 112 auf den „ersten Abschnitt“ verwiesen wird. Sicherlich gewinnt man ein solches Buch nicht leicht so lieb, wie ein anderes, in dem alles durchsichtig und übersichtlich dargestellt ist.

F. B.

Weidmann'sche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen:

1. Le Lutrín. Poème héroï-comique de Boileau. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten herausgegeben von Dr. F. Thümen. Preis 75 Pf.
2. Don Quichotte de la Manche. Traduit de l'espagnol par Florian. Herausgegeben von Dr. A. Kühne. Th. I. Pr. 1 M.
3. Voltaire. Histoire de Jenni. Für die Oberklassen bearbeitet von Dr. E. v. Sallwürk. Pr. 75 Pf.
4. Siècle de Louis XIV par Voltaire. Erklärt von Dr. Emil Pfundheller. Erster Theil: Das Zeitalter Ludwigs XIV. bis zum spanischen Erbfolgekriege. M. 2, 10.
5. Don Quichotte de la Manche. Traduit de l'espagnol par Florian. Herausg. von Dr. A. Kühne. Theil II. M. 1, 20.
6. Tom Brown's School Days by an Old Boy. Herausgegeben und erläutert von Dr. P. Pfeffer, Professor zu Freiburg i. B. M. 2, 70.
7. Shakespeare's ausgewählte Dramen. II. Band: The Merchant of Venice. Erklärt von H. Fritsche. M. 1, 20.
8. Lettres Persanes von Montesquieu. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten ausgewählt und erläutert von Dr. Richard Mollweide, Lehrer am Gymnasium zu Mühlhausen i. E. M. 1, 20.
9. Un Jeu de la Fortune, ou les Marionnettes. Comédie en cinq

- actes et en prose, par L. B. Picard. Herausgegeben von Dr. Th. B. A. Klotzsch, Realschuldirektor in Borna. M. 1, 20.
10. Les Doigts de Fée. Comédie en cinq actes par E. Scribe et E. Legouvé. Herausgegeben von Dr. Paul Tönnies. M. 1, 50.
11. Histoire de la Révolution d'Angleterre par Guizot. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten mit Erläuterungen, herausgegeben von Bruno Gräser, ordentl. Lehrer am Königl. Wilhelms-Gymnasium zu Emden. Erster Band: Histoire de Charles I. Erste Abtheilung: Buch I—IV. M. 1, 80.
12. Voyage en Orient par A. de Lamartine. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. A. Korell, Oberlehrer an der Thomana in Leipzig. I. Band: Marseille. Malte. Athènes. Bayruth. De Bayruth à Jérusalem. M. 1, 80.
13. The Lay of the Last Minstrel by Sir Walter Scott. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Henkel, ord. Lehrer am Grossherzogl. Gymnasium zu Jena. M. 1, 50.
14. Histoire de la troisième croisade par J. F. Michaud. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten, bearbeitet von Dr. Vockeradt zu Paderborn. 2 M. 10 Pf.

Mit Recht hat der Bearbeiter in dieser für die mittleren Klassen bestimmten Ausgabe die grammatischen Noten reichlicher gegeben. Doch soll nach seiner richtigen Ansicht, damit der Zusammenhang der Lektüre möglichst wenig unterbrochen werde, alles zur Erklärung Dienende, was sich getrennt von der Lectüre abmachen lässt, also: Bedeutung von Vokabeln, Synonymik, sachliche Erläuterungen, Inhalt und Bedeutung desselben für das Ganze, Zusammenhang mit dem Vorhergehenden u. s. w., vor dem Anfang der Lectüre, etwa im ersten Drittel der Stunde bei geschlossenen Büchern besprochen werden. Auch die Anmerkungen über die Bedeutung der Wörter, sowie die sachlichen Noten sind reichhaltiger. Beigegeben ist ferner am Schlusse eine chronologische Übersicht der Ereignisse des 3. Kreuzzugs und ein Register zu den Anmerkungen.

15. Les derniers Paysans par Emile Souvestre. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. J. Schirmer. II. Bändchen: Les Boisiers. La Fileuse. 90 Pf.
16. Britannicus. Tragédie par Racine. Herausgegeben von Dr. E. Franke. 1 M. 20 Pf.

Auch in diesem Bändchen sind die Noten etwas reichlicher.

17. Le Verre D'Eau. Comédie en cinq Actes par E. Scribe. Herausgegeben von Dr. Th. B. A. Klotzsch. 1 M. 50 Pf.

18. *Iphigénie en Tauride* von Guimond De La Touche. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten erläutert von Dr. Lundehn zu Guhrau.

Als Entschuldigung für die Aufnahme eines Dramas von einem Verfasser, der von seinen eigenen Landsleuten nur unter den bedeutendsten Dichtern zweiten Ranges aufgeführt wird, führt der Bearbeiter die Wahrnehmung an, dass sich die deutsche Jugend nie recht für die Tragödien Corneille's und Racine's erwärme. Andererseits ist er aber auch der Ansicht, dass die vorliegende Tragödie zu einem Vergleiche mit dem grössten Meisterwerke der deutschen dramatischen Poesie auffordert und desshalb die lebhafteste Theilnahme der Schüler erwecken muss.

19. *Histoire de Cromwell* von Villemain. Herausgegeben von Gräser. 1. und 2. Band à 1 M. 20 Pf.
20. *Corinne ou l'Italie* von Madame de Staël. Herausgegeben von Knörich. 2. Th. 1 M. 50 Pf.
21. *Ausgewählte Dramen* von P. Corneille. Herausgegeben von Strehlke. 1. Band: *Le Cid*; 1 M. 50 Pf.; 3. Band: *Cinna*; 90 Pf.; 4. Band: *Polyeucte, Martyr*; 1 M. 20 Pf.
22. *L'Art poétique de Boileau*. Herausgegeben von Schwabach; 75 Pf.
23. *Die ägyptische Expedition der Franzosen 1798—1801*. Aus Thiers' historischen Werken ausgeschieden und mit Anmerkungen versehen von Koldewey. Mit 2 Karten von H. Kiepert. 1 M. 80 Pf.
24. *Iphigénie. Tragédie* von Racine. Herausgeg. von Döhler. 1 M. 20 Pf.
25. *Les derniers Paysans* par Emilie Souvestre. Herausgegeben von Schirmer. I. Bändchen: *Le Kacouss de l'Amor. La Groach*. 60 Pf.
26. *Histoire des Expéditions maritimes des Normands et de leur Etablissement en France au X^{ème} siècle* par M. Depping; *Ouvrage couronné par l'Académie des Descriptions et Belles Lettres*. Herausgegeben von Foss. 90 Pf.
27. *Au Coin du Feu* par Em. Souvestre. Herausgeg. von GÜth. 1 M. 50 Pf.
28. *The Prisoner of Chillon. A Fable* by Lord Byron. Herausgegeben von Fischer. 30 Pf.
29. *Wörterbuch mit Berücksichtigung der Etymologie und der Aussprache zu den Tales of a Grandfather (History of Scot-*

land) by Sir Walter Scott, Bart. Herausgeb. von Pfundheller. 1 M. 20 Pf.

30. The Alhambra by Washington Irving. Herausgegeben von Lion; 2 M. 40 Pf.

31. Tales from Shakspeare by Charles Lamb. Herausgeb. von Riechelmann; 2 M. 70 Pf.

Durch das Zusammenwirken so vieler ausgezeichneten Kräfte wird dieses Unternehmen äusserst gefördert. Da auch die Preise ganz mässig sind, so wollen wir nicht unterlassen, alle diejenigen nochmals darauf aufmerksam zu machen, die sich eine Sammlung der Meisterwerke französischer und englischer Litteratur für ihre Bibliothek anzuschaffen wünschen, oder die nach guten Schulausgaben für obere Klassen sich umsehen. Den Wunsch wollen wir aber auch hier aussprechen, dass man sich doch auch einmal beim neusprachlichen Unterricht über eine gewisse Anzahl von Autoren vereinigen möchte, die in unsern obern Klassen, seien es humanistische oder realistische, vor allem gelesen werden sollten.

In dem gleichen Verlag ist erschienen:

Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Für obere Klassen höherer Schulen von R. Wilcke, Oberlehrer in Hamm. Pr. 1 M. 60 Pf.

Die hier gegebenen 100 Stücke sind alle französischen Klassikern entnommen, weil der Verfasser Übersetzungen aus deutschen Klassikern ins Französische meist für zu schwer hält, insbesondere für Gymnasisten. Dem Inhalt nach sind die gegebenen Stücke theils historischen, theils litterarhistorischen Inhalts, theils Anekdoten, und der Ausdehnung nach so beschaffen, dass sie, wenn nicht auf einmal, doch auf zweimal gemacht werden können. Die nöthigen Wörter sind in den Text eingedruckt.

Elementarbuch für den Unterricht in der französischen Sprache. Von Karl Keller, Professor am Gymnasium in Zürich. Erster Kurs. 9. Auflage. Zürich, Orell, Füssli u. Co. 1877. Pr. 2 M.

Dieses Elementarbuch zerfällt in A. einen praktischen Theil: der Sprachstoff und seine Formen; B. einen theoretischen Theil: die Wortformenlehre und die Hauptregeln der Wortfügung. Ganz zweckmässig scheint uns die häufige Zusammenstellung von kleinen Wortfamilien, wie: nager, la nage, la natation, le nageur, la nageoire. Für Gymnasien ist eine besondere Ausgabe vorhanden, in welcher mit Herbeiziehung alter und neuer Sprachen das neufranzösische Sprachgebäude wissenschaftlich begründet wird. Der Verfasser hat eine Abhandlung über „Genetische Methode des französischen Sprachunterrichts in deutschen Schulen in Arbeit, woraus das Charakteristische seiner Methode besser ersichtlich werden

dürfte, als es aus den wenigen Bemerkungen in der Vorrede der Fall ist. — Das vorliegende Buch ist vom Erziehungs Rath des Kantons Zürich als obligatorisches Lehrmittel erklärt. — Derselbe Verfasser hat auch sehr zweckmässige Sprechübungen veröffentlicht unter dem Titel:

Systematische französische Sprechübungen für die mittleren Stufen des französischen Sprachunterrichts in deutschen Schulen. Zweite Auflage. Pr. M. 1, 50.

Nach seiner Ansicht sind die dem Expositionsstoff häufig beigegebenen Questionnaires nur Vorbereitungen auf die eigentlichen Sprechübungen. Diese müssen den Schüler, wenn die Sprache einen im Leben verwendbaren Nutzen für ihn haben soll, anleiten, in der betreffenden Sprache zu denken, und deshalb auf Gegenstände sich erstrecken, welche dem Anschauungskreise des Schülers nahe liegen. Wir möchten daher auch das hier Gebotene, worin über: *Objets de la salle d'école, Meubles, Parties d'une maison, Bâtimens et édifices etc.* gesprochen wird, einen „Anschauungsunterricht in französischer Sprache“ nennen.

Molière's Werke mit deutschem Commentar, Einleitungen und Exkursen herausgegeben von Dr. Adolf Laun, Professor. X. L'École des Femmes. La Critique de l'École des Femmes. Leipzig, Oskar Leiner. Paris, Sandoz und Fischbacher. 1877.

Was Delius, Commentar für Shakespeare leistet, will Laun's Sammlung für Molière thun. Neben einem exegetischen Commentar und einer Einleitung sind Aufklärungen über die Personen, die Namen, die Rollen und die Schauspieler gegeben. — Dass Molière für das Studium der französischen Sprache stets hohen Werth behalten wird, ist unbestreitbar, aber andererseits auch, dass zu einer fruchtbringenden Lectüre desselben eine Anleitung wie die vorliegende Bedürfniss ist, denn nicht jeder hat Zeit und Muse, das Nöthige aus den verschiedenen Quellen zusammenzutragen. Um so mehr verdient diese Arbeit des Verfassers, der sich durch seine früheren Arbeiten über Molière und seine poetische Übersetzung der Charakterkomödien desselben legitimirt hat alle Beachtung und Theilnahme, welche ihr auch bereits allseitig zu Theil geworden ist.

Britannia. Eine praktisch-theoretische Anleitung zum Übersetzen ins Englische, mit grammatischen und synonymischen Anmerkungen von Dr. G. Jaep. Erstes Bändchen. Leipzig bei B. G. Teubner. 1878.

Vor etwa 20 Jahren ist, wenn wir nicht irren, von dem gleichen Verfasser ein nach ähnlichen Grundsätzen bearbeitetes Buch in kleinerem

Umfange erschienen. Dieses neue Werk begrüßen wir mit Freuden sofern es auch dem weniger gewandten Lehrer des Englischen, und deren sind es vielleicht viele, Anleitung giebt, passende, dem englischen Idiom angemessene Wörter und Formen kennen und anwenden zu lernen. Die Compositionsübungen sind theils Übersetzungen theils freiere Überarbeitungen gut ausgewählter Originalstücke meist neuerer Autoren wobei der Conversationston reichlich vertreten ist. Der Verfasser hat es, soweit thunlich, vermieden, im deutschen Text englische Wendungen zu bringen und hat es vorgezogen in den Anmerkungen, mit denen das Buch reichlich ausgestattet ist, das Erforderliche zu sagen. Namentlich sind die Synonymen in Frageform und mit Erklärung in grosser Zahl vorhanden und es bleibt dem Urtheile des Schülers überlassen das richtige Wort anzuwenden. Eine alphabetische Zusammenstellung dieser Synonymen am Schlusse des Buches erleichtert das Nachschlagen derselben. Manche Wörter in den Anmerkungen könnten füglich der Präparation überlassen werden; vielleicht wird der in Aussicht gestellte zweite Theil hierin sparsamer sein. Die versprochene Erweiterung und Vervollständigung des Bildes englischer Zustände, Sitten und Geschichte wird vielleicht auch mit Bildern aus der Industrie, die in einer trefflichen Auswahl aus Dikens Household-works, aus Brande's Dictionary of Science u. s. w. von Dr. A. Diezmann in Form eines „technologischen Lesebuchs“ vorliegen, bereichert werden.

The Spring by James Thomson. Für den Schulgebrauch erklärt von H. A. Werner, Oberlehrer an der Grossherzogl. Realschule zu Schwerin. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1879. 53 S. M. 0, 75.

Dieses Werkchen wird wohl kaum eine Stelle in unsern Schulen finden können; dagegen sprechen vor allem viele Stellen seines Inhalts; es mag denjenigen empfohlen werden, die eine stärkere Kost ertragen können, und die Zeit und Muse finden, sich in den blumenreichen, üppigen, zuweilen ans Überladene streifenden Styl Thomson's einzuarbeiten. — Was die zahlreichen Noten betrifft, womit der Herausgeber das Verständniss zu erleichtern gesucht hat, so müssen wir befürchten, er sei auch hie und da in den Fehler Thomson's gefallen; häufig können wir uns selbst mit seiner Deutung nicht einverstanden erklären; z. B. S. 9: showery prism, — — — das Prisma des „Philosophen“, während erst später erklärt wird, was der Engländer unter „Philosophie“ versteht; soll wohl heissen „des Physikers“. S. 16 — E'en of the clown (he feeds) — hiezu heisst es in der Anmerkung: „der Rohe, der Barbar“; warum die einfache Bedeutung „der Bauer“ nicht zulassen? — S. 24 ist von „männlichen Pistillen“ die Rede; soll wohl heissen „Antheren? — S. 33 heisst es zu der Stelle: till down before them fly the parent guides, and chide, exhort, command, or push them off — viz. „the boughs, hinunterstossen“! S. 46 — wird „meads of fatal joy“

mit „der Thierpark der argen Göttin“ erklärt! — S. 47 heisst es: Fälle der Umbeziehung des Adverbs vom Verb aufs Subjekt; dies scheint ein unnötig geschaffenes Wort zur Bezeichnung eines bekannten grammatischen Verhältnisses zu sein. — Auf derselben Seite heisst es: „der fahrigte Begriff: Romantisch, als Bezeichnung einer Kunstart etc.“; man kann sich keine klare Vorstellung von dem machen, was damit bezeichnet werden soll. — Zu der Stelle S. 47 und 48: „Till the moon peeps through the chambers of the fleecy east, enlightened by degrees“, ist die Note gegeben: das gesuchte Bild „chambers (wozu enlightened dicit hinzugehört), durch welche der Mond heraussehaut, soll die Zertheilung des östlichen Himmels durch das zerrissene Gewölk malen. „Chambers“ soll hier doch nicht etwa „Zimmer, Kammer“ heissen? Hiob 9, IX steht: The chambers of the south = die südlichen Sternbilder: Psalm 104, XIII: He waters the hills from his chambers, wo dieses Wort die Bedeutung von „Wolken“ hat. Thomson dachte wohl eher an diese zwei Bezeichnungen. — Solche und ähnliche Dinge wünschten wir in einer zweiten Auflage ausgemerzt. — Die 9 Druckfehler, welche uns aufgefallen sind, werden wohl leicht als solche erkannt. —

Die älteste lateinische Inschrift.

Enrico Dressel, di una antichissima iscrizione latina graffita sopra vaso votivo rinvenuto in Roma. (Estratto dagli Annali dell' Istituto di corrisp. archeol. 1880.) Mit einer chromolithographischen Tafel und einem Facsimile.

Im Frühjahr 1880 wurde in Rom ein Thongefäss gefunden, das mit einer Inschrift von grösster, vor allem sprach- und schriftgeschichtlicher Bedeutung versehen ist. In der vorstehend verzeichneten Abhandlung hat Dr. H. Dressel, dem es gelang das werthvolle Gefäss zu erwerben, dasselbe mit gewohnter Sachkenntniss und Sorgfalt besprochen; und es ist vielleicht manchem nicht unerwünscht, wenn an dieser Stelle auf die hauptsächlichsten Ergebnisse dieser Abhandlung hingewiesen wird.

Das Gefäss ist aus schwärzlichem, in's Braune spielenden Thon gearbeitet und aus drei kleinen fassförmlichen Behältern zusammengesetzt, die durch ebensoviele cylindrische Arme mit einander verbunden sind; diese drei Behälter umzieht eine aus 128 Buchstaben bestehende, von rechts nach links laufende, eingeritzte Inschrift theils in einer, theils in zwei Linien; oder vielmehr sind es zwei Inschriften, die äusserlich von einander getrennt sind. Das Alphabet, das sich aus der Inschrift fast lückenlos zusammensetzen lässt, zeigt sowohl in der Form der Buchstaben, als in der Zahl der Zeichen merkwürdige Eigenthümlichkeiten. Der Charakter der Schrift weicht vollständig von der Form der sog. Quadratschrift ab, sofern die wesentlichen Merkmale der letzteren, der rechte Winkel und die Horizontalinie, durchaus fehlen; die Verbindung gerader Linien ist vielmehr ausschliesslich spitzwinklich, und dem entsprechend kommen keine horizontalen, sondern nur schräge Linien vor. Dieser Schrifttypus, der in archaischen

griechischen Inschriften begegnet, aber noch häufiger in altitalischen, bes. altetruskischen vorkommt, war bisher für die lateinische Epigraphik noch nicht in so gleichmässig durchgeführter Weise, wie er hier vorliegt, bekannt, wenn auch Analogieen, bes. in der Inschrift der sog. ficoronischen Cista und der einer pränestiner Cista des Berliner Museums — zwei zu den ältesten Denkmälern der lateinischen Epigraphik gehörenden Inschriften — vorhanden sind. Hieraus (abgesehen von andern Umständen) geht schon hervor, dass das neue Monument allen andern bisher bekannten im Alter vorangeht, und es beweist dasselbe, dass ebenso wie in der Epigraphik der andern italischen Völker, so auch in der lateinischen die spitzwinkliche Schrift eine der rechtwinklichen vorangehende Entwicklungsstufe bezeichnet. Übrigens erscheint die spitzwinkliche Schrift in unserem graffito schon nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, da bereits die Curve vorkommt, die in einzelnen Buchstaben den Winkel beinahe vollständig verdrängt hat. Das Verhältniss der spitzwinklichen und der gerundeten Formen, wie es die Inschrift zeigt, berechtigt dazu, für die Entwicklung der lateinischen Schrift einige Grundsätze mit mehr Sicherheit, als diess bisher möglich war, aufzustellen. Auch in der ursprünglichen lateinischen Schrift fehlten höchst wahrscheinlich die gerundeten Linien und waren sämtliche Buchstaben Verbindungen von geraden, in mehr oder weniger spitzem Winkel zusammenstossenden Linien. Später wandelte sich dann der Winkel einzelner Buchstaben in eine, zunächst wenig merkliche, dann stärker ausgeprägte, Curve. Endlich verschwanden auch die schrägen, für die spitzwinkliche Schrift charakteristischen Linien und wurden durch Horizontallinien ersetzt, m. a. W. es trat die Quadratschrift ein. Diess scheinen die drei Hauptstadien zu sein, welche das lateinische Alphabet durchlief. Von den besonders bemerkenswerthen Buchstaben der Inschrift mag es hier genügen, das Z, die Gutturalzeichen und das R anzuführen. Das Z findet sich unzweifelhaft einmal in der Inschrift — nicht das Z, dem in dem schliesslich festgestellten lateinischen Alphabet die letzte Stelle angewiesen wurde, sondern das Z, das in den ältesten Zeiten, als das g noch nicht existirte, die siebente Stelle im Alphabet einnahm. Die Gutturale sind durch drei Zeichen vertreten, K, C und Koppa. C ist als tenuis und als media verwendet; daneben findet sich die alte tenuis K, allerdings nur unter dem Schleier einer Correctur (vergl. weiter unten).¹⁾ Von grosser Wichtigkeit ist die Form des R, wie sie in der Inschrift erscheint; wir finden nämlich diesen Buchstaben hier zum erstenmal in

1) Bekanntlich ist in späterer Zeit für die Gutturalmedia durch Differenzirung aus dem C in dem G ein neuer Ausdruck geschaffen worden. Wenn man bisher dem Spurius Carvilius die Einführung des g zuschrieb (so auch bei Teuffel, R. L. ⁵ S. 146), so haben die neuen Untersuchungen Jordan's (Krit. Beitr. zur Gesch. der lat. Spr. S. 155 ff.) sehr wahrscheinlich gemacht, dass die Erfindung dieses Buchstabens vielmehr dem Appius Claudius Caecus gehört.

lateinischer Schrift wie das griechische ρ gebildet. Es ist das von besonderer Bedeutung für die Frage nach der Epoche, in welcher das lateinische Alphabet aus dem griechischen abgeleitet wurde; angesichts des neuen Monuments lässt sich die Annahme nicht mehr aufrecht erhalten, dass zur Zeit der Einführung jenes Alphabets in Latium das chalcidisch-dorische Alphabet bereits die alte Form P in R differenziert habe (Mommsen R. G. I^o 213 A).

Für die sprachliche Erklärung der Inschrift hatte sich Dr. Dressel der Unterstützung Prof. Bücheler's, des vorzüglichen Kenner's der italischen Dialecte zu erfreuen, von dem ohne Zweifel noch ein ausführlicher Commentar zu erwarten ist²⁾. Hier haben wir uns auf die Wiedergabe des Wesentlichsten zu beschränken. Die längere Inschrift lautet folgendermassen: Iove Sat deivos qoi med mitat, nei ted endo cosmis virco sited asted, noisi Ope Toitiesiai pacari vois. — Dem Dativ Iove (ebenso nachher Ope = Opi) folgt ein abgekürztes Wort, das wie aus der folgenden Pluralform deivos (Apposition zu den beiden vorhergehenden Worten) hervorgeht, ebenfalls den Namen einer Gottheit im Dativ enthält — ohne Zweifel zu Saturno zu ergänzen. deivos ist nach der Vermuthung Bücheler's die Form des dat. plur. der 2. Declination, wie devas für die erste bezeugt ist. qoi ist zu betrachten als eine besondere Form von quei = qui (wobei also das Koppa den Werth der zwei Buchstaben qu haben muss). Die Accusativform med (ebenso im folgenden ted = te) ist schon von der ficoronischen Cista (med Romai fecid) und sonsther bekannt. mitat ist die 3. Person Sing. des Conj. Praes. von mittere (im Sinn von „hinstellen“, „darbringen“) oder, wie Bücheler annimmt, die 3. Person Sing. eines sehr alten Futurums mitam, -as, -at. nei = ne. endo, die älteste Form der Präposition in, ist hier in dem Sinn von intus, bez. „an jenem Ort“ gebraucht. cosmis = comes (vgl. Festus p. 67 M: antiqui dicebant cosmittere pro comittere). Im vorliegenden Fall ist die begleitende Person eine virco = virgo. siet Coniunct. abhängig von nei. Die Construction ne te comes sit virgo erklärt sich unter der Voraussetzung, dass comes sit im Sinn von comitetur gesetzt ist. Der der Ops gegebene Beiname Toitiesia ist neu, kann aber nicht wohl anders, denn als eine ältere Form von Tutesia (von tutari) gefasst werden. Ebenfalls neu ist das Verb. pacari in sacralem Sinn. Bücheler nimmt an, dass es bedeute sacrificari pacis petendae causa. vois = 2. Person Sing. Praes. von volo. Die Übersetzung würde demnach ungefähr lauten: „Wer mich den Göttern Juppiter und Saturnus darbringen wird, der habe nicht an jenem Ort eine Jungfrau als Gefährtin und Beisteherin, ausser wenn er der Ops Toitiesia opfern will“. Es ist eine Ritualvorschrift, deren feierlicher Charakter noch durch rhythmische Abfassung verstärkt ist; denn, wie Bücheler entdeckt hat, besteht sie aus drei in dem altnationalen Mass des Saturnius gehaltenen Versen. Eine starke syntaktische Incongruenz — Dressel führt als Analogie die Stelle Il. 17, 248 ff. an — liegt darin, dass nachdem der

2) Derselbe ist soeben im „Rheinischen Museum“ XXXVI, 2. Heft S. 235 ff. erschienen.

Relativsatz sich an die 3. Person gewendet hat („wer mich — darbringen wird“) in directer Rede zur 2. Person übergegangen wird („du sollst nicht haben“ u. s. f.). Es handelt sich in der Vorschrift um zwei rituelle Acte; in erster Linie um die feierliche Darbringung eines Motivgegenstandes, eben des dreifachen Gefäßes, auf dem die Inschrift steht und das nach bekanntem Gebrauch redend gedacht wird, an zwei männliche Gottheiten, Juppiter und Saturnus; während dieses Actes ist nach der pontificalen Vorschrift die Anwesenheit einer virgo streng untersagt. Dagegen ist die Anwesenheit einer virgo erlaubt und, wird man hinzusetzen müssen, nothwendig bei dem zweiten Act, nämlich dem Opfer an die Ops *Toitesia*. Die Frage, für wen das Gefäß dem Juppiter und Saturnus dargebracht, für wen der Gemahlin des Saturnus geopfert werden soll, — diese Frage wird durch die zweite kürzere, ebenfalls abgesehen vom ersten Wort in saturnischem Vermass gehaltene Inschrift beantwortet, die so lautet: *Dvenos med feced en manom, einom dze noine med ma(n)ostatod.* — *Dvenos* ist der Name des Töpfers, der das Gefäß gemacht, oder (was wohl wahrscheinlicher) desjenigen, der es darbringt. Die Worte *med feced* (vgl. „*fecid*“ *Cist. Ficor.*) *en* (= *in*) *manom* hat Bücheler in glücklicher Weise erklärt durch *me fecit mortui causa* (*manus* euphemistisch für *mortuus*): = „für den Verstorbenen“ oder „um dem Kult eines Verstorbenen zu dienen“. *einom* ist das erste Beispiel dieses, den Formen *inim* und *enom* im Oskischen und Umbrischen entsprechenden und et bedeutenden Wortes im archaischen Latein. *Dze noine* entspricht vollständig der alten Formel die *noni* (*Gellius* n. a. X, 24). Die Form *dze* zeigt, dass bei dem bekannten Übergang von *dj* in *z* auch in der lateinischen Sprache *dz* die Mittelstufe bildet. *med statod* = *me statnito*, *me sistito*, also *stare* in transitivem Sinn gebraucht. Die Übersetzung würde etwa lauten: „*Dvenos* hat mich gemacht (machen lassen) für den Verstorbenen; und am neunten Tag stelle mich dem Verstorbenen auf“. Es ist ganz unzweifelhaft, dass dieses „am neunten Tag“ Bezug hat auf das dem Begräbniss folgende *novemdial*, die neuntägige Trauerzeit, die mit einem feierlichen den Manen des Todten dargebrachten Opfer endigte. Ist so die sepulcrale Bestimmung des Gefäßes gesichert, so kann es keinem weiteren Zweifel unterliegen, dass die Ritualvorschriften der längeren Inschrift gerade die beim *sacrificium novemdiale* zu beobachtenden sind, bei denen dem Verstorbenen das dreifache Gefäß aufgestellt wurde. Das für den Todten bestimmte Gefäß wird Juppiter und Saturnus dargebracht, damit diese ihm gnädig seien; und in demselben Sinn wird von der Gemahlin des Saturnus die *pax*, die göttliche Gnade durch Opfer erbeten. Wenn demgemäß zwischen den drei Gottheiten und dem Verstorbenen eine gewisse Beziehung obwalten muss, so scheint wenigstens für Saturnus und Ops die Art dieser Beziehung nicht schwer zu ergründen. Erdgottheiten, wie es S. und O. sind, werden ja überhaupt, bald mehr bald weniger, zugleich als unterweltliche und Todesgottheiten betrachtet; und es ist wohl eine Hindeutung auf diese enge Beziehung zu den unterweltlichen Regionen, wenn sich neben

dem Altar des Saturnus am Fuss des Capitols eine Kapelle des Gottes der Unterwelt Dis pater befand. Nicht so leicht zu erklären aber ist, in welchem Sinn zugleich mit Saturnus Juppiter in der Inschrift genannt ist. Juppiter hat seiner Natur nach mit der Unterwelt nichts zu schaffen; und so nimmt Dressel an, dass er hier nicht als Unterweltsgottheit, sondern lediglich als der mächtige Sohn des mit dem griechischen Kronos und der Rhea identificirten Götterpaars Saturnus und Ops genannt sei. Damit würde sich freilich eine religionsgeschichtliche Thatsache ergeben, die mit der bisher geläufigen Annahme in Widerspruch stände. Während man von jener unter griechischem Einfluss vollzogenen Identificirung des Sat. und der Ops mit Kronos und Rhea bisher gewöhnlich annahm, dass sie seit Ennius erfolgt sei, würde sie nun in eine weit frühere, wahrscheinlich um mehrere Jahrhunderte zurückliegende Epoche gesetzt werden müssen.

Die chronologische Bestimmung der Inschrift lässt sich mit einer in solchen Fällen selten vergönnten annähernden Sicherheit geben. Aus der linksläufigen Richtung der Schrift, aus dem Vorkommen des alten Z, des Koppa mit dem Werth der zwei Buchstaben qu, des K in der Weise, wie es hier zweimal angewendet wird, des aus 5 hastae zusammengesetzten M, und des wie das griechische P gestalteten R — aus diesen in den übrigen archaischen lateinischen Inschriften nicht vorkommenden Erscheinungen geht zunächst mit absoluter Sicherheit hervor, dass die neue Inschrift nicht bloss die älteste unter den bisher bekannten, sondern auch sehr viel älter als die bisher ältesten ist. Dasselbe Resultat ergibt die Betrachtung des sprachlichen Charakters der Inschrift. Näher geht aus dem Vorkommen des alten Z und der Verwendung des C als Gutturalmedia (virco) hervor, dass die Inschrift vor die Schriftneuerungen des Appius Claudius (vgl. oben S. 2 A) fällt, d. h. älter ist als die erste Hälfte des 5. Jahrh. d. St. Mit Hilfe eines weiteren Moments (des Rhotacismus) lässt sie sich annähernd in das Ende des 4. Jahrh. d. St. setzen. Damit ist aber nur die Zeit bestimmt, in welcher die Inschrift durch Dvenos ausgeführt wurde; dass dieselbe aber nur die Copie einer älteren Vorlage ist, hat Dressel aus einer Anzahl von Correcturen, die in derselben angebracht und noch erkennbar sind, scharfsinnig erschlossen. Dvenos schrieb zuerst feked und corrigirte dann in feced, d. h. das k, das er in seiner Vorlage fand, änderte er nachträglich als zu seiner Zeit antiquirt in c um, ebenso corrigirte er pakari in pacari. Ferner schrieb er zuerst Set(urno), wahrscheinlich weil im Original Saet(urno) stand, das er Säeturno, Seturno (nicht Säeturno) las oder aussprach, und corrigirte dann, der Aussprache seiner Zeit entsprechend, in Sat(urno). Überhaupt erklären sich manche Eigentümlichkeiten der Inschrift unter der Voraussetzung, dass der Schreiber den Text einer ältern Vorlage da und dort nach Massgabe des orthographischen und sprachlichen Standes seiner Zeit modificirte, aber doch mehrfach unfreiwillig in die Formen des Originals zurückfiel. Eine Bestätigung für diesen Vorgang ergibt der Umstand, dass in der zweiten Inschrift allein der Name Dvenos sich nicht in den saturnischen Rhythmus

fügt: gewiss war in dem Original in diesen Rhythmus auch der Name des Verfertigers, bez. des Darbringenden, mit aufgenommen.

Die im Vorstehenden besprochene Gefäßinschrift wird einen festen Ausgangspunkt für weitere, auf die Entwicklung der altrömischen Sprache, Schrift und Religion gerichtete Forschungen bilden; dieselbe der Wissenschaft in musterhafter Weise zugänglich gemacht zu haben, ist ein Verdienst H. Dressel's, für das ihm der lebhafteste Dank gebührt.

T.

P. K.

XII. Dienstmeldungen.

Ernannt: (2. Febr.) als zweiter wissenschaftlich gebildeter Hauptlehrer am Schullehrerseminar in Esslingen mit dem Titel und Rang in der VIII. Stufe Professor E h i n g e r am Schullehrerseminar in Künzelsau; (9. Febr.) als realistischer Professor am Gymnasium in Tübingen Oberreallehrer Paulus an der Realanstalt in Tübingen; zum Hauptlehrer an der V. und VI. Klasse des Realgymnasiums in Stuttgart mit dem Titel eines Prof. auf der VIII. Rangstufe Präceptor M i n n e r an derselben Anstalt; zum Hauptlehrer an der VI. Klasse der Realanstalt in Göppingen Hilfslehrer Rommel an der Realanstalt in Reutlingen; zum Hauptlehrer an der IV. Klasse der Realanstalt in Ravensburg Professoratscandidat Koch aus Laichingen mit dem Titel Oberreallehrer; (3. März) zum Rector und 1. Professor an der Realanstalt in Stuttgart Prof. Ölschläger an derselben Anstalt; (9. März) zum Hauptlehrer an der VI. Klasse der Realanstalt in Tübingen Oberreallehrer Nies in Tuttlingen; zum Hauptlehrer an der V. Klasse derselben Anstalt Reallehrer Bonhöffer in Tübingen; zum Hauptlehrer an der III. Klasse des Realgymnasiums in Stuttgart Präceptor K u h u in Blaubeuren; zum Vorstand und oberen Präceptor am Pädagogium in Geislingen Professoratscandidat Ludwig am Gymnasium in Stuttgart mit dem Titel Professor auf der VIII. Rangstufe; zum 2. Präceptor derselben Anstalt mit dem Titel Oberpräceptor Präceptor Dr. Geib am Pädagogium in Geislingen; (23. März) zum 2. wissensch. gebildeten Hauptlehrer am Schullehrerseminar in Künzelsau mit dem Titel und Rang eines Professors auf der VIII. Stufe Pfarrer Bonhöffer in Unterregenbach; zum Hauptlehrer an Klasse IV^b des Gymnasiums in Heilbronn Präceptor Krauss an derselben Anstalt mit dem Titel Oberpräceptor; zum Präceptor in Wildberg Collaborator Speer in Lauffen; (27. April) zum Hauptlehrer an Klasse III^b des Gymnasiums in Heilbronn Präceptor Klemm an der Lateinschule in Lauffen; zum Präceptor an der Lateinschule in Blaubeuren Präceptor Reiniger am Realycenum in Calw; zum Präceptor in Brackenheim Präceptor Krockenberger in Schorndorf mit dem Titel Oberpräceptor; (4. Mai) auf die Präceptorstelle an Klasse VI des Realycenums in Gmünd unter Verleihung des Titels eines Professors auf der VIII. Rangstufe Präceptorats-Kaplan Dr. Herter in Biberach; zum Hauptlehrer an Klasse III^c des Gymnasiums in Stuttgart Präceptor Winterlin

am Realgymnasium daselbst und zum Hauptlehrer an Klasse II^b dieser Anstalt Präceptor Vogt daselbst; (24. Mai) zum Rector und ersten Hauptlehrer am neu errichteten zweiten humanistischen Gymnasium ('Karls-gymnasium') in Stuttgart Oberstudienrath Dr. Planck, Rector des alten Gymnasiums in Stuttgart; zum Rector und ersten Hauptlehrer am Gymnasium in Ulm Prof. Dr. Bender am Gymnasium in Tübingen und zum Hauptlehrer an Klasse I^a des alten Gymnasiums in Stuttgart Collaborator Eberhard an der Lateinschule in Kirchheim u. Teck mit dem Titel Präceptor.

Verliehen, (2. März) dem Hilfslehrer Dr. Dietrich an Polytechnikum in Stuttgart der Titel eines Professors mit dem Rang auf der VIII. Stufe; (4. Mai) dem Präceptorats-Kaplan Vogel am Reallyceum in Gmünd der Titel eines Oberpräceptors.

Pensionirt: (13. März) Oberstudienrath Kern, Rector des Gymnasiums in Ulm auf sein Ansuchen; unter Verleihung des Ritterkreuzes 2. Klasse des Ordens der württ. Krone. (16. März) Reallehrer Motz in Stuttgart auf sein Ansuchen.

Diensterledigungen: Die Stelle eines Rectors und ersten Hauptlehrers an dem alten Gymnasium in Stuttgart, mit welcher gegen die Verpflichtung zur Führung der Vorstandschaft und zur Ertheilung von 6 bis 8 wöchentlichen Unterrichtsstunden ein Gehalt von 4600 M. nebst einer Hausmieth-Entschädigung von 1200 M. verbunden ist, Meldung binnen 10 Tagen. An der obern Abtheilung des Gymnasiums in Tübingen eine philologische Professorsstelle. Gehalt von 3200—3600 M. und Verpflichtung zu 18—20 Wochenstunden; ev. mit Nachweis der Befähigung zur Ertheilung von Religionsunterricht. Die Collaboratorstelle an der Lateinschule in Kirchheim, Verpflichtung zu 30 Wochenstunden; Gehalt 1500 M. und Hausmieth-Entschädigung von M. 231, 43. Meldung binnen 10 Tagen. Ev. für Ertheilung des Turnunterrichts weitere c. 600 M. jährlich.

XIII. Amtliche Bekanntmachungen.

Bekanntmachung der K. Kultministerial-Abtheilung für Gelehrten- und Realschulen, betreffend das Ergebniss der kürzlich abgehaltenen Kollaboraturprüfung.

In Folge der am 14. März l. J. und den folgenden Tagen abgehaltenen Lehramtsprüfung sind für befähigt erklärt worden:

- 1) Für Kollaboratorsstellen an Latein- und Realschulen:
Jakob Bonz, Amtsverweser an der Elementarschule in Ulm.
Gustav Rau, Lehramtsaspirant aus Cannstatt.
- 2) Für Kollaboratorsstellen an Lateinschulen:
Friedrich Bossler, Lehrer am Katharinenstift in Stuttgart.
Wilhelm Grössler, Lehramtsaspirant von Neckarsulm.

Joseph Lamprecht, Lehramtsaspirant von Sulgen.
 Ernst Maier, Lehramtsaspirant von Kornthal.
 Andreas Narr, Lehrer am Katharinenstift in Stuttgart.
 Gustav Notz, Lehramtsaspirant von Ebingen.
 Christian Veyhl, Unterlehrer in Meimsheim.

3) Für Collaboratorsstellen an Realschulen:

Georg Birkhold, Vikar an der Bürgerschule in Stuttgart.
 Valentin Bürk, Unterlehrer in Heilbronn.
 Raimund Rau, Lehramtsaspirant in Neckargartach.

Bockshammer.

Bekanntmachung der K. Kultministerial-Abtheilung für Gelehrten- und Realschulen, betreffend das Ergebniss einer am Gymnasium in Heilbronn abgehaltenen ausserordentlichen Abiturientenprüfung.

Bei der in den letzten Tagen nach Ziff. 8 der Ministerialverfügung vom 19. Juni 1873 am Gymnasium in Heilbronn abgehaltenen ausserordentlichen Abiturientenprüfung haben nachgenannte 12 Schüler das Zeugniß der Reife für das akademische Studium erhalten:

Arnold, Wilhelm, Sohn des Regierungsekretärs in Ludwigsburg.

Buob, Hermann, Sohn des Oberamtsrichters in Rottenburg.

von Fugger, Karl, Erbgraf, Sohn des Reichsraths in Schloss Oberndorf bei Donauwörth.

Gauss, Hermann, Sohn des † Kameralverwalters in Weinsberg.

Griesinger, Julius, Sohn des Geheimen Legationsraths in Stuttgart.

Hecht, Karl, Sohn des Glasmalers in Ravensburg.

Jäger, Max, Sohn des Professors am Polytechnikum in Stuttgart.

Overbeck, Hans, Sohn des Pfarrers in Friedenbergl, Provinz West-

phalen.

von Reuss, Viktor, Sohn des Landgerichtsraths in Tübingen.

Schumann, Georg, Sohn der Margarethe Schumann in Karlsruhe.

Stemmer, Eugen, Sohn des praktischen Arztes in Stuttgart.

Wencher, Karl, Sohn des Stadtschultheissen in Giengen.

Von diesen werden sich 3 dem Studium der Rechtswissenschaft, 3 dem der Forstwissenschaft, 2 dem der Medicin, 2 dem der Militärwissenschaft, 1 dem der evangelischen Theologie. und 1 dem der Philologie widmen.

Stuttgart, den 30. März 1881.

Für den Vorstand:

Müller.

Bekanntmachung der K. Kult-Ministerialabtheilung für Gelehrten- und Realschulen, betreffend die diesjährigen Prüfungen für die Aufnahme

- 1) in das niedere evangelische Seminar Maulbronn,
- 2) in die niederen katholischen Konvikte,
- 3) in das evangelisch-theologische Seminar in Tübingen,
- 4) in das Wilhelmsstift daselbst.

I. Die Konkursprüfung für Aufnahme in das niedere evangelische Seminar Maulbronn, bei welcher auch diejenigen zu erscheinen haben, die als Hospites aufgenommen werden wollen, wird am 13. August l. J. und den folgenden Tagen am humanistischen Gymnasium in Stuttgart abgehalten werden.

Die Meldungen zu dieser Prüfung sind mit den vorgeschriebenen Personaltabellen und sonstigen Belegen spätestens bis zum 4. Juli der K. Kult-Ministerialabtheilung für Gelehrten- und Realschulen vorzulegen.

II. Die Konkursprüfung für Aufnahme in die niederen katholischen Konvikte wird am 18. August l. J. und den folgenden Tagen am Realgymnasium in Stuttgart abgehalten werden.

III. Die Prüfung für Aufnahme in das evangelisch-theologische Seminar in Tübingen und eventuell für Ermächtigung zum Studium der evangelischen Theologie ausserhalb des Seminars wird am 25. August l. J. und den folgenden Tagen vorgenommen werden.

Die Meldungen zu dieser Prüfung sind durch die Vorstände der betreffenden Lehranstalten mit den erforderlichen Belogen, zu welchen bei den Bewerbern um die Aufnahme in das Seminar auch ein Zeugniß des Oberamts- oder Seminararztes über ihre körperliche Tüchtigkeit zum Beruf eines Geistlichen gehört, vor dem 4. Juli an die K. Kult-Ministerialabtheilung für Gelehrten- und Realschulen einzusenden.

IV. Hinsichtlich der Prüfung für die Aufnahme in das Wilhelmsstift, sowie für die Ermächtigung zum Studium der katholischen Theologie ausserhalb desselben bleibt eine Bekanntmachung vorbehalten.

Stuttgart, den 21. April 1881.

Bockshammer.

Bekanntmachung des K. kath. Kirchenraths, betreffend die diesjährigen Prüfungen für Aufnahme in die niederen Konvikte zu Ehingen und Rottweil und für Aufnahme in das Wilhelmsstift zu Tübingen.

Diejenigen Schüler, welche einer der im Vorstehenden bezeichneten Prüfungen sich zu unterziehen wünschen, haben ihre nach Massgabe der Ministerialverfügungen vom 4. Mai, bezw. 12. Oktober 1859 (Reg.-Blatt

S. 76 und 141) eingerichteten Meldungen spätestens bis 1. Juli bei dem kath. Kirchenrath einzureichen.

Stuttgart, den 27. April 1881.

Schmidt.

Bekanntmachung der K. Kult-Ministerial-Abtheilung für Gelehrten- und Realschulen, betreffend die nächste philologische Dienstprüfung.

Im kommenden Herbst wird eine Dienstprüfung für Kandidaten des philologischen Lehramts nach den Bestimmungen der Prüfungsordnung vom 28. November 1865 (Reg.-Blatt S. 488—496) und der in Nr. 2 des Korrespondenzblattes von 1874, S. 76, rücksichtlich der Prüfung im Deutschen veröffentlichten Ergänzung derselben abgehalten werden. Diejenigen Kandidaten, welche sich dieser Prüfung unterziehen wollen, haben sich unter genauer Beobachtung der in dem §. 6 enthaltenen Bestimmungen, soweit dies bei den Professoratskandidaten nicht schon bei der Ablieferung der diesjährigen Probeaufsätze geschehen ist, bis zum 2. Juli l. J. bei der K. Kult.-Ministerial-Abtheilung für Gelehrten- und Realschulen zu melden.

Stuttgart, den 23. Mai 1881.

Bockshammer.

A n k ü n d i g u n g e n .

Soeben erschien:

Ein
Lehrplan für den Deutschen Unterricht
 in der Prima Höherer Lehranstalten
 von Dr. Otto Schneider,
 Gymnasiallehrer in Küstrin.
 M. 1. 50.

Bonn.

Eduard Weber's Verlag
 (Julius Flittner).

Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn:

Soeben erschien:

Englische Philologie.

Anleitung

zum

wissenschaftlichen Studium der englischen Sprache

von

Johann Storm,

ord. Professor der romanischen und englischen Philologie an der Universität
 Christiania.

Vom Verfasser für das deutsche Publicum bearbeitet.

I.

Die lebende Sprache.

30 Bogen gr. 8. Geheftet M. 9. —

Ein deutscher Fachgelehrter schrieb uns u. A. über dieses Werk. —
 „Das ganz vortreffliche Buch muss und wird fortan eins der allerwichtig-
 sten Hilfsmittel jedes englische Philologie Studirenden bilden“.

Henry Sweet schliesst eine Besprechung des Werks in der „Academy“
 — „This book is one which cannot be neglected by any English philologist,
 and its publication is the greatest boon to foreign students that could well
 be conceived“.

Neuer Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Albert Wittstock,

**L'Antiquité littéraire. Extraits des classiques grecs
 et latins traduits en français. Choisis et présentés
 avec quelques éclaircissements. Ein starker Band von
 30 Bogen. Lex.-8. broch. Preis 3 Mark.**

Das vorstehende Buch strebt die Concentration des Unterrichts für die
 beiden Oberklassen der Gymnasien und Realschulen an. Es ist das einzige
 bisher existirende Buch, welches die Helden der franz. Nationalliteratur
 in ihrem Verhältnisse zu den Werken des class. Alterthums vorführt, und
 wird bald als bedeutungsvoll anerkannt werden.

Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn.
Demnächst beginnt zu erscheinen:

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert.

Unter diesem Titel ist beabsichtigt, aus Einzeldrucken, Sammelwerken und Zeitschriften eine Auswahl von Dichtungen, Abhandlungen und kritischen Anzeigen, welche für die Kenntniss der deutschen Litteratur von Gottsched bis zu den Romantikern von Bedeutung, ihrer Seltenheit wegen aber schwer erreichbar sind, in diplomatisch getreuen Abdrücken zu veranstalten.

Das erste der nach Zeit und Umfang zwanglos erscheinenden Hefte:

Otto, Trauerspiel von F. L. Klinger

wurde soeben vollendet (Preis — 90 Pf.); weiter sollen zunächst erscheinen:

Voltaire am Abend seiner Apotheose, von H. L. Wagner

Faust's Leben von Maler Müller

Preussische Kriegslieder von einem Grenadier, von Gleim.

Ferner:

Sammlung französischer Neudrucke herausgegeben von Karl Vollmöller.

Unter vorstehendem Titel werden seltene und schwer erreichbare französische Schriftwerke aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert: Dichtungen, Grammatiken (so vor allem die wichtigen des 16. Jahrhunderts) und literarhistorische Abhandlungen zum Abdruck kommen.

Zunächst sollen erscheinen:

de Villiers' Festin de Pierre ou l'Athée foudroyé, 1660 (unter der Presse),

Jacobi Sylvii ambiani in linguam gallicam Isagoge, 1531,

Traité de la Comédie et des Spectacles, 1667.

Das erste Bändchen wird im Februar zur Ausgabe gelangen.

In Verlage der Hahn'schen Buchhandlung in Hannover ist erschienen:

Dr. Joh. Pennis Schul-Naturgeschichte. Dritter Theil. Ornythognoſie und Geognoſie. Sechste stark vermehrte Auflage, neu bearbeitet von Hofrath Dr. Senft. Mit 559 Holzschn. 1880. 4 M.

Dr. Joh. Pennis Weisfaden für den ersten wissenschaftlichen Unterricht in der Naturgeschichte. Drittes Heft. Ornythognoſie und Geognoſie. Sechste vermehrte Auflage, neu bearbeitet von Hofrath Dr. Senft. Mit 219 Holzschn. 1881. 1 M. 80 Pf.

Es liegen somit Botanik und Mineralogie dieser Schulbücher in Neubearbeitung vor, erstere von Prof. Dr. Frank zu gleichen Preisen wie obige Bücher. — Neubearbeitung der zoologischen Theile dieser Schulbücher sind erst nach Fertigstellung der Neubearbeitung der Synopsis der Zoologie durch Herrn Dr. Hubert Ludwig zu erwarten.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschienen:

Neugriechische Grammatik

nebst Sprachproben für die Fortbildung und Umgestaltung des Griechischen von Homer bis auf die Gegenwart.

Rechtmässige deutsche Bearbeitung des Handbook to Modern Greek by Edg. Vincent and T. G. Dickson,

von **Professor Dr. Daniel Sanders.**

8°. XV, 296 S. In verziertem Original-Pappband. M. 6. —.

Diese nach den deutschen Verhältnissen umgestaltete und vermehrte Bearbeitung des schönen englischen Buches bezweckt, dem Neugriechischen namentlich unter den Studierenden, Freunden und Kennern des Altgriechischen in Deutschland eine grössere — gewiss auch für das fortgesetzte Studium der alten Sprache förderliche — Verbreitung zuzuwenden und ist somit vorzugsweise für Philologen, Gymnasiallehrer und Primaner bestimmt. Von den Zusätzen, durch welche die deutsche Bearbeitung sich von der englischen Urschrift unterscheidet, erwähnen wir hier die Ring-Erzählung aus Lessing's „Nathan“ in der meisterhaften Übersetzung des griechischen Gesandten in Berlin A. R. Rangabé und ferner in der Grammatik die zahlreichen Beispiele aus den für Deutsche besonders anziehenden Erinnerungen eines griechischen Officiers an den deutsch-französischen Krieg 1870/71 von Emil R. Rangabé.

In der Nicolaischen Verlags-Buchhandlung in Berlin sind neu erschienen:

Rudolph, L., Oberlehrer an der Luiseenschule in Berlin, die Festsung der Schule zu dem Kampfe zwischen Glauben und Wissen. Ein Beitrag zur Verständigung für Eltern, Lehrer und Erzieher. 2 M.

☞ Diese neue Schrift des durch sein „Praktisches Handbuch für den Unterricht in deutschen Stilübungen“ und der „Praktischen Anleitung zur Ertheilung eines naturgemässen Unterrichts in unserer Muttersprache“ rühmlichst bekannten Verfassers wird jedem Lehrer und Pädagogen zur Anregung und weiteren Forschung höchst willkommen sein.

Foelker, C., Präparationen für den Katechismus-Unterricht in der evangelischen Volksschule. 2 M.

☞ Von dem Seminar-Director K. Schulze in Berlin ist das Werk als ein vorzüglich geeignetes Hilfsmittel für den Unterricht in der Katechis-

muslehre öffentlich empfohlen worden.

Schilmann, B., Schulinstructor in Berlin, Vorkurse der Geschichte. Sagen und Geschichten zum Schulgebrauch bearb. 1 M.

☞ Vorstehende Schrift enthält die ersten Anfänge des Geschichtsunterrichts aus der griechischen und deutschen Sage und aus der griechischen und römischen Geschichte und ist besonders für den Unterricht in höheren Schulen berechnet.

— — **Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Geschichte.** Ein Musterbuch für den Geschichtsunterricht in Volks- und Gemeindefschulen. 60 S.

— — **Deutsche Geschichte in Lebensbildern.** Ein geschichtliches Lesebuch aus zuverlässigen Originalschriftstellern. 1. Theil (von 102 v. Chr. bis 1500 n. Chr.). Ein Handbuch für jeden Geschichtslehrer. 6 M.

Sechsstellige logar.-trigonom. Tafeln.

Von Dr. C. BREMIKER. 7. revidirte Auflage. 4 M. 20. $\frac{1}{2}$

Diese 6stelligen Tafeln gewähren bei grösserer Sicherheit und geringerem Zeitaufwand eine ganz wesentliche Erleichterung beim Rechnen; sie sind deshalb von Männern der Wissenschaft allen höheren Lehranstalten, technischen Instituten, Ingenieuren, Baumeistern etc. empfohlen worden. Der „Grosse Generalstab der Preuss. Armee“ benutzt jetzt ausschliesslich diese Tafeln. —

Nicolaische Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Erschienen in der Langenscheidt'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin, S.W., Möckernstraße 133:

Abriß d. heut. deutsch. Silbenmessg. u. Verskunst

von Prof. Dr. Sanders. 192 S. 2 M. 50 Pf.

Konjugationsmuster für alle Verba der franz. Sprache, regelm. wie unregelm. Mit Angabe d. Aussprache jed. Zeitform u. Person.

Von Prof. G. Langenscheidt. 56 S. 1 M.

Für den Unterricht der Logik in Prima

ist vor allen vorhandenen Büchern empfehlenswerth, für Lehrer und Schüler gleich brauchbar, das soeben in zweiter neubearbeiteter Auflage erschienene:

Lehrbuch der Logik für den Unterricht an höheren Lehranstalten und zum Selbststudium von Professor Theobald Ziegler. 2. Auflage. Preis in elegant. Leinwandbände M. 1. 80.

Ueber Ziegler's Logik urtheilt u. A.:

Staatsanzeiger für Württemberg: — Ziegler's Logik möge allen solchen Lehrern, die mit dem bisher gebrauchten Leitfaden nicht mehr zufrieden sind, sowie solchen, die einen raschen Ueberblick über die formale Logik gewinnen oder repetitorisch sich in derselben wieder orientiren möchten, empfohlen sein u. s. w.

Hr. Professor E. Hermann in Mannheim: Z.'s Logik scheint mir in hohem Grade brauchbar. Vom Herbst ab denke ich sie am hiesigen Gymnasium einzuführen (ist inzwischen geschehen) u. s. w. u. s. w.

Bibliographie der Schweiz: Wer dieses Büchlein mit Aufmerksamkeit durchliest, wird, sofern er nicht gerade Neuling ist, demselben das Lob nicht vorenthalten können, daß es ebensowohl den Stoff vollständig behandelt, als auch Deutlichkeit des Ausdrucks mit einem fließenden Styl vereinigt. Wir dürfen es daher dreist als Leitfaden für den Unterricht der Logik an Gymnasien empfehlen u. s. w. u. s. w.

Vorräthig in den besseren Buchhandlungen. Gegen Einsendung des Betrages übersendet Exemplare überall hin franco die Verlagsbuchhandlung von Emil Strauß in Bonn a. Rh.

Neue Vorträge für Gebildete.

Aenecker, J. J. Die Anfänge des römischen Christenthums. Mf. —. 80.
Laurier, F. B. Die geschichtliche Nothwendigkeit des Christenthums. Mf. 1. 20.

Schults, H. Dr. Die Stellung des christlichen Glaubens zur heil. Schrift.
 Mf. 1. 50.

Rhode, F. Dr. Sinneswahrnehmungen und Sinnestäuschungen. Mf. 1. —.
 Verlag von G. Reuther in Karlsruhe.

„Welches ist das neueste u. beste Wörterbuch der französischen
 u. deutschen Sprache?“

Jeder Sach- bzw. Litteratur-Verständige wird in Beantwortung dieser Frage
 nennen:

das von den Regierungen Oesterreichs, Frankreichs und den meisten deutschen
 Staaten amtlich empfohlene, 1880 nach 14jähriger Arbeit vollendete Werk:

SACHS-VILLATE.

Neuestes und, — nach dem Urtheile **bestes** Wörterbuch der
 der Fachwissenschaft — **bestes** französischen u.
 deutschen **Einziges** derartiges Wörterbuch mit voll-
 ständiger *Aussprache-Bezeichnung*.

Grosse Ausgabe:		Hand- u. Schul-Ausgabe:
Th. I, 1680 S., 28 M.	}	Th. I. u. II zus. 1650 S.
II, 2150 S., 38 M.		12 M., geb. 13, 50 M.

Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt).
 Berlin S.W. Möckern-Strasse 133.

Serder'sche Verlagsbuchhandlung in Freiburg (Baden).

Sobald erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pück, W., Leitfaden bei dem Unterrichte in der vergleichenden Erdbeschreibung

für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Achte-
 zehnte, vermehrte Auflage, bearbeitet von F. Behr. 8°. (VIII und
 208 S.) M. 1. 20. Geb. in Halbleinwand M. 1. 45.

Von der *K. Kult.-Ministerial-Abtheilung für Gelehrten- und
 Realschulen* erhielten wir sub 16. Dezember 1880 folgende Zuschrift:

„Das unterzeichnete Sekretariat ist beauftragt worden,
 Ihnen zu eröffnen, daß der Pück'sche Leitfaden bereits an
 mehreren der Ministerial-Abtheilung unterstellten höheren Lehr-
 anstalten im Gebrauch ist und daß diese Behörde bei der aus-
 erkannten Brauchbarkeit des Buches für den geographi-
 schen Unterricht die weitere Verbreitung desselben als Schul-
 buch in den Gelehrten- und Realschulen Württembergs nicht
 beanstanden vielmehr seine Einführung gerne genehmigen wird,
 wo die betreffenden Lehrerconvente eine solche in Vorschlag
 bringen werden.“

Zu Verlage der *Sahn'schen* Buchhandlung in Hannover ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Elementar-Mathematik

nach dem Bedürfnisse des Unterrichts streng wissenschaftlich dargestellt von Professor **J. Selmes.**

Dritter Band, die ebene Trigonometrie.

Zweite Auflage. gr. 8. 1881. Preis 2 M. 40 Pf.

(I. Band Arithmetik und Algebra in 2 Abth. 2. Aufl. 1873, 1874 à 2 M. 80 Pf. — II. Band Planimetrie in 2 Abth. 2. Aufl. 1874, 1876 à 2 M.

— IV. Stereometrie 1870 2 M. 60 Pf.)

Herder'sche Verlagsbuchhandlung in Freiburg (Baden).

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Plüß, Dr. H., Leitfaden der Naturgeschichte.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 220 Holzschnitten. Botanik. — Zoologie. — Mineralogie. gr. 8°. (VIII u. 258 S.) M. 2. 70. Geb. in Halbleinwand M. 3.

Die zweite Auflage empfiehlt sich durch zahlreiche Zusätze im botanischen Theil, durch Beigabe eines kurzen Leitfadens der Mineralogie, durch bedeutende Vermehrung und sorgfältige Auswahl der Holzschnitte. Orthographie nach den neuen offiziellen Vorschriften.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Rempten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes:

Steck, F. A., fgl. Gymnasialprofessor, Sammlung von stereometrischen Aufgaben in systematischer Ordnung. Ein Übungsbuch für Gymnasien und Realschulen. 8°. Preis M. 1. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Das höfische Epos.

Auswahl aus den Erzählungen Hartmann's von Aue, Wolfram's von Eschenbach und Gottfried's von Strassburg. Schulausgabe. Mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch von

Reinhold Bechstein.

kl. 8°. In Umschlag cartonirt M. 1. 20 A.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung in Freiburg (Baden).

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kraß, Dr. M., und Dr. H. Landois, das Pflanzenreich

in Wort und Bild für den Schul-Unterricht in der Naturgeschichte dargestellt. Mit 156 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8°. (XII u. 188 S.) M. 2.

Zweiter Theil des Werkes:

Der Mensch und die drei Reiche der Natur.

G e s u c h t

Schmalfeld, Bemerkungen zum zweiten Sophokl. Oidipus. Programm. Eis-
leben (der K. öffentl. Bibliothek zu ersetzen).
Anträge an F. Hochstetter, Militärstraße 101, II Stuttgart.

In J. H. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau ist soeben
erschienen:

Uebersicht der Weltgeschichte

in

synchronistischen Tabellen

zum Gebrauch für Gymnasien und Realschulen sowie für alle Freunde
der Geschichte
von **Carl Winderlich**.

Fünfte verbesserte und bis in die neueste Zeit fortgeführte Auflage.
8. Bog. Lexikon 8. Preis 1 M 50 S.

Die schnelle Folge der Auflagen und die außerordentlich günstigen Ver-
urtheilungen in pädagogischen und wissenschaftlichen Zeitschriften sind wohl
der beste Beweis für die Brauchbarkeit der Arbeit. Vorliegende neue Auflage
ist vollständig neu durchgesehen und bis in's Jahr 1881 hinein fortgeführt.

In den neuesten Auflagen bestens empfohlen:

Fr. Fr. Streich, Oberlehrer in Eßlingen

Handkarte von Württemberg und Baden in siebenfacher
Farbendruck (Flüsse blau, Thäler und Ebenen hell- und
dunkelgrün, Gebirgszeichnung braun, Hochflächen licht-
braun, Grenzen roth und gelb. Preis 30 S.

Schulwandkarte von Württemberg und Baden in denselben
Farben ausgeführt wie die Handkarte. Preis: auf Leinwand
mit Stäben und latirt 8. M 40. —

Geographie von Württemberg mit 4 Kärtchen in 6 Farben
30 S.

Geographie und Geschichte von Württemberg mit den-
selben Kärtchen. 40 S.

Text und Kärtchen auch einzeln, jedoch zu etwas erhöhten Preisen.

Commissionsverlag v. Aug. Weismann in Eßlingen, sowie direkt
vom Herausgeber und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Heft III & IV sind unter der Presse.

Dem I. und II. Heft liegen bei Prospective der Verlagsbuchhandlungen:
G. Basse in Quedlinburg, W. Bubleb in Mülhausen, Franz Fues in
Tübingen, Haude & Spener in Berlin, Ferd. Hirt in Breslau, Carl
Meyer in Hannover, Weidmann in Berlin.

☞ Sämmtliche hier angezeigte Werke sind zu beziehen durch die
L. Fr. Fues'sche Sortimentsbuchhandlung (Franz Fues) in Tübingen.

XIV. Vortrag über Thukydides in der humanistischen Section der Lehrerversammlung in Ulm.

Wenn ich mir erlaube, Ihre Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke für den grössten griechischen Geschichtsschreiber in Anspruch zu nehmen, dessen Darstellung des peloponnesischen Kriegs Männer wie Niebuhr und Macaulay als das Höchste bezeichnet haben, was überhaupt menschliche Kunst in der Geschichtsschreibung erreichen könne, so ist es zunächst meine Pflicht, die Unbestimmtheit des Themas in unserem Programm, die ich lediglich selbst zu verantworten habe, einigermaßen zu corrigiren, und Ihnen die Meinung zu benehmen, falls Sie dieselbe je gehabt haben sollten, als wollte ich mich erdreisten, Ihnen hier eine erschöpfende Darstellung dessen zu bieten, was dieser Mann war und für unsere ganze humanistische Bildung ist und bleiben wird. Solch ein massloses Unterfangen, Ihnen den ganzen Reichthum dieser $\kappa\tau\eta\rho\upsilon\alpha\ \epsilon\iota\varsigma\ \acute{\alpha}\nu\iota$ zu entfalten, müsste ja von vornherein nicht allein den Verdacht grosser Selbstüberhebung gegen mich erwecken, sondern auch nebenbei die bange Besorgniss rege machen, als hätten Sie nur den zweifelhaften Genuss naiver Oberflächlichkeit zu gewärtigen. So weit es durch Begränzung des Themas möglich ist, will ich mir Mühe geben, diese etwaigen Befürchtungen wenigstens vorläufig zu beruhigen.

Das was uns die Kunstwerke der Griechen, seien es Werke der schönen Künste oder der Literatur, in erster Linie zu classischen Werken von nie veraltender Bedeutung macht, ist der Vorzug, dass sich in ihnen allen, den Werken eines Homer wie eines Phidias, eines Iktinus wie eines Sophocles, eines Thukydides wie eines Plato und Demosthenes der ganze reine Character dieses so hochbegabten Volkes in seiner edelsten Ausprägung darstellt: in jedem einzelnen bewundern wir die sonnenhelle Klarheit des Gedankens, die ruhige Besonnenheit und massvolle Ordnung und Schönheit, die edle Hoheit und Reinheit einer von aller phantastischen Überstiegenheit, von aller gemeinen Niedrigkeit freien Seelenstimmung. Darum

werden diese Kunstwerke auch in ewiger Jugendfrische und Kraft strahlen, so lange die Menschen noch Sinn und Herz für edle Humanität haben, so lange die Menschheit noch ihrer eigenen Würde eingedenk sein wird. — Und die Männer selbst, die diese Kunstwerke geschaffen, sie konnten es nur, weil sie voll und ganz mitten in ihrem Volke standen, weil sie mit aufgeschlossenem klarem Geist sein ganzes Fühlen und Anschauen, sein Ringen und Streben, sein Denken und Arbeiten in sich selbst durchlebten, ohne doch von den Auswüchsen roher und blinder Leidenschaftlichkeit der Masse sich selbst innerlich verwirren und den Adel ihrer Denkart beirren zu lassen: sie selbst waren, wie ihre Kunstwerke, die edelsten Vertreter, Wortführer und Zeugen, die vollkommensten Repräsentanten der ganzen idealen Grösse ihres Volkes.

Dieser Gesichtspunkt schwebte mir vor, als ich mich entschloss, vor Ihnen von einem dieser Heroen des griechischen Volks, von Thukydides zu sprechen. Es ist nicht in erster Linie meine Absicht, von der historischen Kunst dieses Meisters zu reden, von der unerreichten Kunst, mit der er uns, als wären wir selbst mitthätig und mitleidend, mitten hineinstellt in die wildbewegte, vom Jubel der Siege und vom Schmerz der Niederlagen, vom hochfliegendsten Thatendrang und dem Jammer der Verzweiflung, von den wildesten Ausbrüchen der Parteileidenschaft und den Todesklagen grausam hingeschlachteter Opfer, von Hoffnungen und Schrecken aller Art durchtobten Zeit des peloponnesischen Kriegs, — wie er ohne alle Tendenz, unabhängig und frei, und doch ein ächter Sohn seines grossen und unglücklichen Vaterlandes, den mächtigen Aufschwung das glänzende Aufblühen und die edle Grösse desselben uns vorführt, um, wie ein wahrer Meister der tragischen Kunst, beim Anblick des jahrelangen Ringens unsere Furcht, unser Mitleid allmählich aufs Höchste zu spannen, bis er uns zuletzt in der Katastrophe, die über seine Vaterstadt hereinbricht, den Sieg der göttlichen Gerechtigkeit anerkennen lässt, welche den Übermuth der mass- und schraubenlosen Democratie Athens bricht. Es ist eine prosaischere Frage, mit der ich mich beschäftigen möchte, die Frage nämlich, wie sich Thukydides zu der geistigen Bewegung seiner Zeit gestellt hat, deren theoretisch-wissenschaftliche Anschauungen in so tragischer Weise zusammengearbeitet haben mit dem entfesselten Geist der Democratie, um den Sturz Athens von seiner höchsten Höhe zu

seiner tiefsten Erniedrigung herbeizuführen, wie er sich zu jener neuen Bildung stellte, die ebenso sehr das Product und der Ausfluss einer Zeit moralischer Zersetzung war, wie sie selbst hinwiederum mächtig dazu beitrug, diesen Process moralischer und politischer Auflösung zu beschleunigen. Also das Verhältniss des Thukydides zur Philosophie seiner Zeit, insbesondere zur Sophistik möchte ich einer kurzen Betrachtung unterziehen: es wird sich gerade hiebei Gelegenheit geben, nicht allein seine sittlich-religiöse und politisch-historische Anschauung des Weiteren zu characterisiren, sondern namentlich auch nachzuweisen, wie klar und hell der reine Spiegel seines Geschichtswerks die freiere, veredelte Auffassung menschlicher und göttlicher Dinge wiedergibt, die sich allmählich in Griechenland Geltung verschaffte, und mit welcher sicherer Selbstständigkeit Thukydides, ohne sich durch den bestechenden Schein einseitiger und oberflächlicher Anschauungen beirren zu lassen, an der Hand unbefangener historischer Beobachtung gerade zu solchen Resultaten der Weltanschauung gekommen ist, die wir so gerne als bleibende Wahrheiten in den philosophischen Ansichten eines Protagoras, ja eines Socrates und Plato anerkennen.

Es mochte etwa ums Jahr 460 sein, als Anaxagoras aus Klazomenae nach Athen zog, welches von dieser Zeit an Sitz und Mittelpunkt der griechischen Philosophie blieb. Auch ohne die Notiz in der Biografie des Thukydides von Marcellinus, die im Munde eines solchen Zeugen allerdings bedeutend an Werth verliert; dass Thukydides zu den Schülern des Anaxagoras gehörte, mussten wir annehmen, dass das Wirken dieses Mannes in Athen nicht ohne Einfluss auf unseren Geschichtsschreiber geblieben sein könne, der ja sicherlich allen den reichen Bildungselementen des pericleischen Athens sich mit allseitiger Empfänglichkeit erschlossen hat. Trotzdem aber, dass diese Wirksamkeit des Anaxagoras in Athen in die Zeit der Jugend und des früheren Mannesalters des Thukydides fiel, also in die Zeit, da sich eine eigene Anschauung über göttliche und menschliche Dinge erst zu bilden pflegt, und da um so eher ein bestimmender Einfluss jenes hochgeachteten Weisen auf den lern- und wissbegierigen jungen Mann sich hätte denken lassen, trotzdem finden wir in der Weltanschauung des Thukydides keine sicheren Spuren eines solchen.

Allerdings hat Thukydides eine freiere Ansicht über Natur-

erscheinungen: er erkennt nicht Zeichen und Wunder in ihnen, durch welche die Götter ihren Willen kund thun oder unmittelbar in den Gang der Natur und Menschengeschichte eingreifen, sondern erklärt sie sich aus natürlichen Ursachen (cf. II, 70. VII, 79. II, 28. III, 89. II, 77. — cf. auch V, 54. 55. 116, wo seine Ansicht nur zwischen den Zeilen zu lesen ist). Auch Weissagungen und Orakel unterzieht er einer freimüthigen Kritik: nur die unverständige Aufregung greift nach Orakelsprüchen, wie sie namentlich zu Anfang des Kriegs von Mund zu Mund giengen und von Wahrsagern geschäftig verbreitet wurden (cf. VI, 8 §. 1—3. 21 §. 3): nur zufällig entspricht wohl einmal der Erfolg der Vorhersagung (V, 26 §. 3), welche der fromme Glaube oft erst nachträglich in Harmonie mit einander zu bringen sucht (cf. II, 54 §. 2 f. ἤξει Δωριεζῶς πόλεμος καὶ λαὸς ἄμ' αὐτῶ — nach der Pest: λαμός), und es ist unvernünftig und gefährlich, in abergläubischer Weise ihnen zu vertrauen, statt der klaren Einsicht in die gegebenen Verhältnisse zu folgen (cf. VIII, 1 §. 1. VII, 50 §. 4). Mit dem Gesagten ist auch schon ausgesprochen, dass Thukydides nicht auf dem Boden des polytheistischen Volksglaubens steht: es genügt in dieser Beziehung noch an die Art zu erinnern, wie er die Heroenmythen, soweit ihm dies nöthig scheint, um die Continuität der geschichtlichen Voraussetzungen von den ersten Anfängen einer Staatenbildung bis zum Ausbruch des grossen Krieges herzustellen, einfach aus dem Gebiet des religiösen Volksglaubens in das der Geschichte herübernimmt und sie also rationalistisch umdeutet; ferner mag daran erinnert werden, dass Thukydides niemals selbst den Glauben an einen bestimmten Gott bekennt, sondern einzelne Götter nur nennt, wo es sich um Cultusangelegenheiten oder um die subjective Ansicht einzelner Personen handelt; sonst gebraucht er statt des Plur. θεοὶ besonders gerne den Sing. ὁ θεός oder τὸ θεῖον, und zwar in einer Weise, die uns annehmen lässt, „dass in seinem Bewusstsein ein Unterschied zwischen θεοὶ und ὁ θεός nicht stattfand“ (cf. Bockshammer, „die sittlich-religiöse Weltanschauung des Thukydides“ Urach 1862 — mit Beziehung auf VII, 77 §. 4).

Diese freieren Anschauungen des Thukydides über natürliche und göttliche Dinge, wodurch er sich selbst auf einen höheren und reineren Standpunkt erhebt, als ihn die Volksreligion einnimmt, beweisen nun allerdings, dass „der neue Geist“, der, so „entschieden

von Männern wie Anaxagoras vertreten, in Athen eindrang“, auch auf Thukydides nicht ohne „bildenden Einfluss“ geblieben ist (cf. Classen, Einl. S. 19). Allein mehr als einen bildenden Einfluss im Allgemeinen können wir, soweit derselbe von Anaxagoras speziell ausgegangen sein soll, darin nicht finden; vielmehr zeigt sich schon hier, wie massvoll besonnen, wie selbständig und charakterfest Thukydides den philosophischen Anschauungen der Zeit gegenübersteht. Schon in seiner freieren Auffassung der Naturereignisse hat er sich noch nicht vollständig von dem volksthümlichen Glauben losgelöst: es gilt ihm als eine wirkliche, auffallende, unerklärte Thatsache, dass während des peloponnesischen Kriegs Erdbeben, Sonnenfinsternisse und andere Naturerscheinungen häufiger als sonst vorgekommen seien (cf. I, 23): wenn er also auch die Resultate der naturwissenschaftlichen Ansichten des Anaxagoras kannte, so hat er jedenfalls die wissenschaftliche Begründung derselben sich nicht in allen Stücken angeeignet, und er ist viel zu gewissenhaft, als dass er Resultate, deren Begründung ihm nicht ganz überzeugend und klar erkannt vor Augen steht, auf irgend welche verba magistri hin zu den seinigen machte. Auch vergisst er nicht, das etwaige Eintreffen von Weissagungen als Merkwürdigkeit zu erwähnen (cf. V, 26 §. 3. VI, 27 §. 3), wie er denn von mehreren delphischen Orakelsprüchen ausdrücklich hervorhebt, dass sie sich bewahrheitet haben (I, 126 §. 2—4. II, 17 §. 1 und 2). So will er denn auch den Vorwurf, dass Pleistianax die Pythia bestochen habe, um mit ihrer Hilfe wieder in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen, nicht bestätigen (V, 16 §. 2), wenn er auch im Interesse der historischen Wahrheit anerkennt, dass das delphische Orakel während des Krieges für die Dorier Partei nahm (cf. I, 118 §. 3. cf. I, 123 §. 2 als Gerücht cf. II, 54 §. 3). (Bockshammer, a. a. O.) Thukydides stand eben nicht auf dem Standpunkt des aufgeklärten Doktrinärs und Eiferers: darum erkennt er auch die heilsame Wirkung des volksthümlichen Götterglaubens auf die Sittlichkeit an, indem er nur das beklagt, dass die Volksreligion diesen Einfluss während der Schreckenstage der Pest verloren habe (cf. II, 33 §. 3). Sein eigener Standpunkt war in dieser Beziehung der gleiche, den die edelsten Geister Athens damals theilten und auf welchen die ganze veränderte Denkweise hindrängte. Der Standpunkt des naiven Monotheismus, der durchaus in keinem polemischen

schen Verhältniss zur Volksreligion stand, auch nicht auf irgend welcher bewussten Theorie beruhte, die ihr Verhältniss zum populären Polytheismus scharf abgegränzt hätte; es war vielmehr ein „dunkler Trieb“ (cf. Nägelsbach S. 140), den Begriff des Göttlichen und seine Wirksamkeit mehr zu concentriren, zu vergeistigen und zugleich als die unsichtbar lenkende und bestimmende Macht hinter die Scene der Weltbegebenheiten zurücktreten zu lassen. Gerade in „dieser religiösen Ansicht des Thukydides, welche das göttliche Wirken nicht sowohl in den unmittelbaren Anzeichen einer persönlichen Gegenwart als in einer, dem menschlichen Auge entrückten, doch nicht minder mit dem Gefühle völliger Abhängigkeit zu verehrenden leitenden Macht findet“, möchte Classen „den Einfluss derjenigen philosophischen Weltbetrachtung erkennen, welche Anaxagoras unter den hervorragendsten Männern Athens anregte und verkündigte“. Immerhin mag zugegeben werden, dass auch auf die Bildung der religiösen Ansicht des Thukydides die Philosophie des Anaxagoras eingewirkt haben mag. Aber doch wird man davor warnen dürfen, diesen Einfluss nicht zu sehr zu betonen oder gar die religiöse Ansicht des Thukydides für anaxagoräisch zu halten. Anaxagoras ist Naturphilosoph, dem die bisherigen Versuche, die Frage des Werdens zu erklären, nicht genügten, und der deshalb als bewegende Ursache ein intelligentes Wesen, den $\nu\omicron\upsilon\varsigma$ annahm. Dieser setzt die Urstoffe in Bewegung und ordnet sie zu einem zweckvoll eingerichteten Ganzen. Allein thatsächlich blitzt dieser Gedanke der Teleologie nur plötzlich auf, um ebenso schnell wieder nicht vollkommen verstanden und nicht verwerthet zu verschwinden: mit Ausnahme des ersten Anstosses, den der $\nu\omicron\upsilon\varsigma$ der Materie gibt, sind es lediglich mechanische Ursachen und Vorgänge, welche bei der Entstehung der Welt im Ganzen und Einzelnen wirksam sind: nirgends findet sich mehr eine Stelle für das Eingreifen dieses $\nu\omicron\upsilon\varsigma$ in dem streng geschlossenen mechanischen Zusammenhang der Welt (cf. Phädo 97). So wird denn auch dieser $\nu\omicron\upsilon\varsigma$ zwar als intelligentes Wesen, aber doch daneben wieder fast wie eine Naturmacht aufgefasst, der Anaxagoras nicht einmal das Prädikat der Immaterialität entschieden genug sichert. Das alles ist einer Vertiefung und Läuterung religiöser Anschauungen keineswegs günstig, und es ist nicht bloß bittere Consequenzmacherei, sondern entspricht auch durchaus dem Eindruck, welchen diese Phi-

losophie auf jeden machen musste, der nicht der Lehre vom $\nu\omicron\sigma\varsigma$; eine weitere Bedeutung einräumen wollte, als Anaxagoras selbst that, wenn Aristophanes in den Wolken seinem Socrates — Anaxagoras sagen lässt, dass der $\delta\epsilon\iota\omicron\varsigma$ anstatt der Zeus herrsche, womit doch wol auf die Wirbelbewegung angespielt ist, in welche der $\nu\omicron\sigma\varsigma$ nach Anaxagoras die Materie versetzt (cf. Nubes 380 ff.), so dass durch Ausscheidung der gleichartigen Stoffe der gegenwärtige Weltzustand sich bildete. Zwar lässt auch Thukydides die Gottheit nicht unmittelbar in die Geschichte eingreifen: er findet in ihr die letzte Ursache alles Geschehenden, erklärt aber alles einzelne zunächst aus der menschlichen Freiheit, deren geheimnisvolles Zusammenwirken mit der von der Gottheit gesetzten Nothwendigkeit eben die Geschichte ausmacht, die in ihrem Verlauf und in ihren Resultaten wesentlich ein ethischer Prozess ist, in dem sich die Gottheit als die sittliche, Glück und Unglück, Erhöhung und Herabsinken von der erreichten Höhe, Machtentfaltung und Zertrümmerung der erlangten Macht und Grösse nach den Gesetzen der Gerechtigkeit ordnende und ausgleichende Macht erweist. Das ist eben der principielle Unterschied des Thukydides und Anaxagoras, dass jener als Geschichtsschreiber „an die Stelle des Zweckbegriffs den der Gerechtigkeit“ setzt und dass seine ganze Weltanschauung eine sittlich-religiöse ist, während in dem System des Anaxagoras eigentlich doch streng genommen weder für die eine, noch für die andere Anschauung Raum ist. Damit hängt weiter zusammen,* dass Thukydides doch wieder, wie auch schon die obigen Ausführungen über seine Ansicht von den Weissagungen beweisen, den Kreis der Kausalität innerhalb der irdischen Vorgänge nicht so fest abschliessen kann, dass nicht dann und wann, wie durch eine Lücke hindurch die göttliche Hand sich deutlicher und unmittelbarer erkennen liesse. Es gilt dies nicht von dem Gebiete der $\tau\acute{\omicron}\lambda\eta$, des Zufalls, d. h. von solchen Ereignissen, deren Eintreten nur menschliche Kurzsichtigkeit und Schwachheit nicht in den Kreis ihrer Berechnung gezogen hat, und die immer nur von untergeordneter Bedeutung sein können. Es gilt dies von Ereignissen, die ausser aller Erwartung und Berechnung liegen, denen der Mensch vollkommen machtlos gegenübersteht, und die mit so überwältigender Wucht auftreten und so folgenschwere Wirkungen haben, dass der Mensch, wenn er anders nicht bei dem stupiden Gedanken eines

Fatums sich beruhigen will, darin nur einen höheren Willen, eine göttliche Schickung erkennen kann, die zwar von dem Menschen keineswegs verschuldet ist, aber doch auch mit den Wegen und dem Endziel göttlicher Gerechtigkeit nicht in Widerspruch treten kann. So kann dann Thukydides in dem furchtbaren Unglück, das die Pest über Athen brachte, nur ein *δαιμόνιον*, die Schickung eines höheren Willens, einer göttlichen Macht erkennen, cf. II, 64 §. 1. 2.

Es zeigt sich doch in allem, was wir bisher auseinandergesetzt, eine so besonnene, massvolle Schonung des Volksglaubens, so manche, ich möchte sagen, pietätvolle Zusammenhänge mit demselben; ein solches Verständniss für den sittlich-religiösen Gehalt desselben, dass wir kein Recht haben, von einem positiven, materiellen Einfluss des Anaxagoras auf die religiöse Überzeugung des Thukydides zu reden, zumal da die wenigen Spuren, die uns die Möglichkeit dazu geben könnten, durch die sichere Thatsache des durchgreifenden principiellen Unterschieds in der Weltanschauung beider weit überwogen werden. Ja ich glaube, auch wenn wir keine Kenntniss von dem Aufenthalt und dem Wirken des Anaxagoras in Athen hätten, es würde uns kein Mittelglied fehlen, um uns die freieren Ansichten zu erklären, die wir bei einem Sophocles und Thukydides finden, und welche die gebildeten Athener der pericleischen Zeit wohl alle theilten, jene freiere Beurtheilung der Naturereignisse und Weissagungen, sowie jene Läuterung und Erhebung des polytheistischen Volksglaubens zu einem zwar nicht zur Klarheit des Gedankens erhobenen, aber in der ethisch-religiösen Auffassung der Vorgänge in der Natur und Geschichte wurzelnden Monotheismus. Die grossartige Begeisterung und Anspannung aller Kräfte des Volkslebens, welche allein die glänzenden Erfolge gegen die Perser möglich gemacht, mussten die Bedeutung und das Selbstbewusstsein des Einzelnen in einer Weise heben und steigern, dass in einem Staate, wie dem athenischen, die Wirkungen davon sich im weitesten Umfang geltend machen mussten: die Ausbildung der Verfassung bis zur äussersten Gränze demokratischer Freiheit, der rastlose Unternehmungsgeist der Athener, die grossen Erfolge, deren sie sich im politischen, wie im privaten Leben erfreuen durften, alles musste zusammenwirken, das frohe Zutrauen in das eigene Wollen und Können zu haben, und bei der engen Beziehung in der Wissenschaft und Praxis, die Literatur und das Leben mit einander

standen, musste dieses neue Leben, diese Selbstgewissheit des Individuums sich auch in der Literatur geltend machen: was schon bei Aeschylus und Herodot trotz des überwiegend religiös-transscendenten Characters ihrer dramatischen und historischen Auffassung sich anbahnt, ist bei Sophocles und Thukydides principiell durchgeführt: die Motive sind psychologisch menschliche, die Handlungen, die naturgemässen Früchte des individuellen Characters, die Verantwortung eine persönliche: die individuelle Freiheit, die sich allerdings nur innerhalb des Rahmens der göttlich geordneten Nothwendigkeit bethätigen kann, verträgt sich nicht mehr mit der Annahme einer herz- und gedankenlosen, alles beherrschenden *μολοζ*, ebensowenig aber auch mit der vielköpfigen und vielgeschäftigen Manchfaltigkeit von göttlichen Wesen und ihren Eingriffen in die Sphäre menschlicher Wirksamkeit: mit der Concentration des Individuums und der Kräftigung seines Selbstbewusstseins musste auch eine entsprechende Concentration des göttlichen Wesens und Wirkens und demgemäss zugleich eine Vertiefung und Vergeistigung des Gottesbegriffs Hand in Hand gehen, je mehr das Subject in den Vordergrund tritt, um so mehr muss die Gottheit in ihre unsichtbare Höhe zurücktreten; die Gottheit wird hinter die Scene des menschlichen Handelns und Leidens verwiesen, nicht aus Gottlosigkeit, sondern in der That desswegen, weil sie zu hoch steht, um sich durch persönliches, unmittelbares Eingreifen zu erniedrigen — sie erscheint nur um so verehrungswürdiger als die universelle, alles denkende und lenkende, trotz und mittelst des Conflikts menschlicher Kräfte ihren Willen zum Ziele führende, ihrer Gerechtigkeit Anerkennung verschaffende Macht! Dass diese in erster Linie ethisch-religiöse Anschauung auch einer freieren Auffassung natürlicher Ereignisse förderlich sein musste, einer solchen nämlich, welche auch in der Natur das unmittelbare Eingreifen der Gottheit bedeutend beschränkte, liegt auf der Hand. Die dazu nothwendigen positiven Kenntnisse von natürlichen Vorgängen mochten allerdings auch durch des Anaxagoras Anwesenheit in Athen verbreitet werden; ihr Vorhandensein liesse sich aber auch wieder aus dem allgemeinen Verkehr mit den ionischen Griechen erklären.

Wie viel lebensvoller, gedankenreicher und gemüthlich tiefer ist nun aber diese Geschichtsauffassung des Thukydides als die dürre Mechanik der anaxagoräischen Theorien mit ihrem nach

einmaliger Dienstleistung für immer exilirten $\nu\omicron\delta\zeta$! Es sieht nicht aus, als ob jene an der Hand dieser Naturphilosophie herangebildet worden wäre; sie hat sich auf dem Boden des Lebens und des ethischen Nachdenkens des ganzen Volks gebildet und erscheint als die Frucht der Geschichte selbst und der denkenden Betrachtung derselben.

Gerade dieser lebendige geschichtliche Sinn, die feine Characteristik und Motivirung der Handlungen, das entschiedene Hervortretenlassen der Individualität und Subjectivität der Handelnden ist es, was uns nöthigt, einen ganz bedeutenden Einfluss der Sophistik auf Thukydides anzunehmen. Es ist ja nur natürlich, dass das Auftreten eines Protagoras, eines Gorgias, eines Prodicus in Athen, ihre bestechende Gewandtheit im Reden und Denken, ihre weitherzige, dem Bedürfniss der Zeit nach freier Entfaltung der Geister und Loslösung von den engen Fesseln traditionellen Glaubens, nach selbständigem Nachdenken und freier Beurtheilung alles Überlieferten so bereitwillig entgegenkommende Weltanschauung auch auf Thukydides von anregendstem Einfluss sein musste. Allein schon unsere bisherigen Ausführungen setzen uns in den Stand, gleich hier zu erklären, dass Thukydides, der diese Männer jedenfalls erst im reiferen Alter, nicht vor seinem 30. Lebensjahre kennen lernte, gerade ihren Lehren gegenüber seine ganze Characterfestigkeit, die Klarheit, Selbständigkeit und Besonnenheit seines Denkens und seinen ächt historischen Sinn aufs Glänzendste bewährt hat, indem er die Fehler der sophistischen Weltanschauung durchaus vermieden und nur das bleibend Wahre in derselben, insbesondere die für eine lebensvolle Geschichtsauffassung und Darstellung wirklich fruchtbaren Ideen sich angeeignet hat, dass er also namentlich dem religiösen, moralischen und intellectuellen Nihilismus, der in den Consequenzen der Sophistik lag, Consequenzen, die sich die grosse Masse instinktmässig wie einen Raub aneignete, vollständig ferne geblieben ist.

Es ist bekanntlich characteristisch für die Sophistik, dass sie sich, von dem Satz ausgehend, dass es keine sichere menschliche Erkenntniss gebe, mit Vorliebe practischen Fragen und Fertigkeiten, Fragen der Ethik, der Politik und der Redekunst zuwandten. Wenn nach dem Satz, zu dem sich Protagoras bekennt, alles in beständigem Flusse begriffen ist, wenn also vom Standpunkt des Subjects

wie des Objects aus eine objective Erkenntniss absolut unmöglich ist, so ist im Denken und Handeln für jeden Einzelnen nur sein subjectives Meinen, seine Berechnung, seine Willkür massgebend, und die Geschichte ist somit nichts anderes als der stete Wechsel der menschlichen Dinge, wie er durch den nothwendigen nie endenden Kampf und Streit der Egoisten, der stets wechselnden individuellen Meinungen und Interessen bedingt ist. Diese Interessen werden immer bestimmt sein von den natürlichen Bedürfnissen und Leidenschaften der menschlichen Natur: es werden sein Rücksichten der Selbsterhaltung, der Habsucht, der Machterweiterung, der Ruhmsucht, und das einzige Mittel, sie zu befriedigen, wird die Gewalt sein, welche anderen den eigenen Willen aufzwingt und demselben Geltung verschafft. Das muss denn auch das höchste Streben eines Menschen sein, seinen Willen in möglichst weiten Kreisen zum herrschenden zu machen, und dies zu erreichen, hilft ihm namentlich die Kunst des Denkens und der Rede d. h. die Fertigkeit, durch logische Kunstgriffe und eine schon sinnlich möglichst bestechende Darstellung die Meinungen und den Willen der Masse dem eigenen Meinen und Wollen unterthänig zu machen. Darum bildeten die Sophisten die Redekunst besonders als ἀντιλογικὴ τέχνη aus, darum wandten sie sich grammatischen und stilistischen und rhetorischen Fragen zu, alles um die Waffen zu schmieden, die diesem systemisirten Egoismus des Denkens und Wollens in Praxi den Sieg verschaffen sollten; darum treten sie in den verschiedensten Fächern nützlicher und bildender Künste und Kenntnisse als Lehrer oder sogar als Meister der disparatesten Fertigkeiten auf, zum Zeichen und Beweis, dass es kein Gebiet menschlichen Handelns gebe, in dem sich nicht der richtig denkende, seine Gedanken kunstmässig und überzeugend darstellende Mensch als Herr und Meister zeigen könne.

Fragen wir im Einzelnen nach den Ideen, welche Thukydides von der Sophistik angenommen und in seiner Geschichtsdarstellung verwendet hat, so könnte es sonderbar erscheinen, wenn wir in erster Linie den Heraclitisch-Protagoräischen Satz hervorheben: πάντα εἶναι, alles ist in stetem Flusse begriffen. Für einen Historiker sollte man meinen, verstehe sich das von selber. Und doch, glaube ich, hat Thukydides diesen Grundsatz mit vollem Bewusstsein in seine Geschichtsdarstellung aufgenommen und durch dieselbe eindringlicher

erwiesen, als es die beste theoretische Erörterung vermöchte. Ich erinnere nur an die in dem knappen und festen Gewand seiner Sprache fast plastisch nachgebildete strenge Geschlossenheit und den rastlosen Fluss der Begebenheiten, wo Ursache und Wirkung, Grund und Folge immer lückenlos ineinandergreift, an die Art, wie er den peloponnesischen Krieg nur als das letzte Glied einer Kette von Entwicklungen ansieht und darstellt, deren Anfänge er bis in die Urzeiten der ersten Bewohner Griechenlands zurückverfolgt, um aus dem *bellum omnium contra omnes* die ersten Anfänge menschlicher Vereinigung, die ersten Ansiedlungen, Städtegründungen, Staatenbildungen hervorgehen zu lassen, um weiterhin die eigenthümliche Ausbildung der einzelnen Staaten, ihre Unternehmungen nach aussen und ihr Verfassungsleben im Inneren, ihre Machtentfaltung und ihr Wachstum bis zu dem Höhepunkt vorzuführen, wo ein kleiner Anlass genügt, um den Conflict der gegenseitigen Interessen zum erbitterten Kampf zu entflammen, der wieder alle Kräfte auf allen Seiten in Anspruch nimmt, alle schlummernden Leidenschaften weckt und die ganze bekannte Welt mit in seine Kreise hereinzieht, und der uns schon von Ferne ahnen lässt, wie über den Trümmern von Athen sich eine ganz neue Gestaltung der griechischen Verhältnisse vollzieht. Und diesen Gang in der Geschichte der griechischen Staaten hat Thukydides ausdrücklich als einen Typus für die menschlichen Verhältnisse überhaupt bezeichnet (cf. I, 22, § 3. cf. III, 82 § 2, cf. II, 64, § 3 u. I, 22, § 3 *κατὰ μὲν εἰς ἀεί*).

Allerdings hat Thukydides auch jenen Satz, *πάντα ἐστὶν*, in eine für den Geschichtsschreiber charakteristische, lebensvollere Form gefasst, welche doch dem ruhelosen Fluss alles Seienden wieder mehr Halt und Inhalt verleiht: es ist der unscheinbare Satz voll grossartiger Einfachheit und ächt antiker Gedankenfülle: *πάντα πέφυκε καὶ ἐλασσόνθησι*, cf. II, 64 § 3. Es ist das ewige Gesetz des Entstehens, Wachsens, Vergehens, dem alles Irdische unterliegt, innerhalb dessen sich auch die ganze Menschengeschichte bewegt: dieser Process, vermöge dessen jedes Volk sich bis zu der dem Masse seiner sittlichen Kraft entsprechenden und zugleich von der Gottheit bestimmten Höhe entwickelt, um dann von dieser Höhe wieder herabzusinken, vollzieht sich in der Geschichte jedes Staates mit der inneren Nothwendigkeit eines Naturprocesses, wesswegen Thukydides, obgleich ein aufrichtiger Bewunderer der athenischen Grösse unter

Perikles, wie die berühmte Leichenrede beweist, dennoch den tiefen Fall Athens mit der objectivsten Ruhe des Historikers betrachten, in seine einzelnen Stadien verfolgen und zeigen kann, wie sich persönliche Verschuldung mit diesem Gesetz göttlich geordneter Nothwendigkeit verbindet und verpflichtet, um den ganzen tragischen Ausgang herbeizuführen, der auch in dem Gemüthe des Lesers keine ungelöste Disharmonie, sondern nur das beruhigte Gefühl der Anerkennung des gerechten göttlichen Waltens hinterlässt.

Es führt uns dies auf einen zweiten Punkt, wo sich noch viel entschiedener der Einfluss der Sophistik auf die Thukydides'sche Weltanschauung und Geschichtsdarstellung erkennen lässt, auf die edle, ruhige Unparteilichkeit und geschichtliche Objectivität derselben. Es ist das bleibende Verdienst der Sophistik, das Recht der Subjectivität scharf betont und geltend gemacht zu haben, und das Geschichtswerk des Thukydides enthält die grossartigste und allseitigste Anwendung. Wenn Thukydides sich ganz und gar, mit dem klarsten psychologischen Blick in die Lage, den Charakter, die Denkweise und Ansichten der handelnden Personen versetzt und ihre Handlungen und Entschliessungen aus ihrem inneren Wesen und ihren Interessen herleitet, oder wenn er die Politik der einzelnen Staaten im Grossen als einē im Volkscharacter, in ihrer Vergangenheit und in ihren Lebensbedingungen begründete auffasst, immer ist es das Recht der Subjectivität, das er im Kampf und Streit der Ansichten, Meinungen und Rechte so klar und umsichtig anerkennt, dass er selbst, frei von aller einseitigen Voreingenommenheit, mit der Zurückhaltung eines Epikers in den Hintergrund tritt, und dagegen die Personen, die Verhältnisse dem Leser so unmittelbar gegenwärtig und lebendig werden, dass dieser selbst ganz in ihre Gedanken, ihre Anforderungen sich hineinversetzt fühlt und selbst das ganze Drama des Kriegs innerlich in sich selbst durchlebt. So ist denn ganz im Sinne der sophistischen Lehren nirgends blos Recht oder blos Unrecht; es sind relative Rechte die mit einander kämpfen und nur dadurch, dass das gute Recht des einen Theils das gute Recht des andern vergewaltigen will, entstehen die Conflikte (cf. I, 68—72). Wenn z. B. die Corinthen den Spartanern die Gefahr vorhalten, welche diesen insbesondere und ganz Griechenland von dem nie rastenden Unternehmungsgeist der Athener drohe, denen keine Aufgabe zu weit aussehend und schwierig erscheine, und wenn die

Spartaner zuletzt durch derartige Vorstellungen sich bewegen lassen, zu den Waffen zu greifen; so ist das vollständig berechtigt (cf. I, 73—78): nicht minder berechtigt, ja ehrenvoll ist aber dieser Unternehmungsgeist der Athener, und sie dürfen mit gerechtem Stolge darauf hinweisen, dass sich gerade in demselben ihre sittliche Tüchtigkeit bewähre, vermöge welcher sie schon früher die Retter von Griechenland geworden seien und sich immer der Herrschaft über ihre Bundesgenossen würdig gezeigt haben. Wenn ferner cf. VI, 9 — der conservativ-bedächtige Nikias vor dem sicilischen Kriegszug warnt und die Gefahren eines so weitaussehenden, unberechenbaren Unternehmens dagegen ins Feld führt, so hat er von seinem Standpunkt aus vollständig Recht und er kann sich für seine Ansicht auf keinen Geringeren berufen, als Pericles selbst; aber die pericleische Politik und Kriegführung war längst verlassen, und um dem Streben der Athener in die ungemessene Ferne einen Zügel anzulegen, hätten diese selbst wieder anders gemacht werden müssen: Alkibiades fortschrittliche, stürmische Politik hatte das Recht der Gegenwart für sich cf. VI, 16. cf. namentl. c. 18. und entsprach ganz dem damaligen Character seiner Landsleute, und es war darum nicht nur das ein Unglück, dass die Athener auf der abschüssigen Bahn nicht mehr innehalten konnten, sondern namentlich auch der Umstand, dass dieser damals begründeten und historisch nothwendig gewordenen Unternehmung die Politik des Nikias hemmend entgegentrat und durch die Spaltung der Parteien die Kraft und Planmässigkeit der Ausführung geschädigt wurden cf. II, 65, § 5. — Nehmen wir endlich noch die Verhandlung und das Verfahren der Athener mit den Meliern cf. V, 84—116. Die beiderseitigen Interessen waren klar genug und das Recht der Melier auf Wahrung ihrer Selbständigkeit noch klarer; wenn die Athener ihnen gegenüber ohne alle Umschweife sich auf das Recht des Stärkeren berufen, so ist dies zwar keineswegs, wie wir sehen werden, im Sinne des Thukydides berechtigt; aber der Charakter der Kriegführung war ein so brutaler geworden, und auf Ausdehnung ihrer Macht und Schädigung der Spartaner bedacht zu sein, dazu hatten die Athener, vom Standpunkt des kriegerischen Interesses aus, ein volles Recht.

Diese durchaus den sophistischen Grundgedanken entsprechende Dialektik der Verhältnisse, wo ein Recht sich gegen das andere,

eine Anschauung gegen die andere, eine Forderung gegen die andere geltend macht, hat Thukydides bekanntlich ganz besonders dadurch dramatisch belebt und nachgebildet, dass er an entscheidenden Hauptpunkten die verschiedenen Interessen selbst durch den Mund ihrer Hauptvertreter gleichsam in einem Redekampf vorführt. Ob Thukydides wirklich Schüler des Antifon gewesen ist, ist eben aus dem Grund in letzter Beziehung eine unwichtige Frage, weil es ganz unstrittig ist, dass Thukydides nur in der Schule von Sophisten jene Gewandtheit der ἀντιλογικῆ τέχνη, der Kunst, von verschiedenen Gesichts- und Standpunkten aus über eine und dieselbe Frage zu sprechen gelernt haben kann. Denn dass die Reden, die er seinen Personen in den Mund legt, wenn auch materiell in der Hauptsache den wirklich gehaltenen sich möglichst genau anschliessend, doch formell von Thukydides frei combinirt sind, bedarf wohl eines Beweises nicht, und geht auch aus seinen eigenen Worten I, 22 § 1 unzweifelhaft hervor. Darum zeigt sich aber auch seine eigene rhetorische Gewandtheit namentlich in der Form dieser Reden, die freilich von dem Inhalt — der nirgends mehr als in der griechischen Sprache sich plastisch ausprägt — nicht getrennt werden kann. Es ist nicht nur die kunstvolle Satzbildung, jene künstlichen περισώσεις und ἀντιθέσεις, die er von Gorgias erlernt haben soll, überhaupt nicht nur jene Kunstmittel, die schon rein akustisch bestechen und gewinnen sollen, es ist auch nicht allein jene scharfe Begriffsunterscheidung, die er den synonymischen Theorien des Prodikus verdanken soll, auch nicht nur jener erhabene Ernst und der Sentenzenreichthum des Stils überhaupt (τὸ μεγαλόγνωμον καὶ ἡ ὀργῆς), den er wiederum von Gorgias angenommen haben soll, es ist namentlich die Anpassung des Stils und der Sprache an die Person, die Situation und den Zweck des Redenden, worin die grosse Meisterschaft des Thukydides beruht, die er in diesen Reden bekundet. Wie grossartig und selbstbewusst und doch wie ferne von aller persönlichen Eitelkeit klingt die Sprache eines Perikles, und dagegen der plumpe, eingebildete, gewalthätige Kleon, wie trefflich characterisirt er sich selbst unwillkürlich als die Carricatur seines grossen, so traurig und doch wieder so köstlich nachgeäfften Vorgängers cf. III, 37—41! Wie kühn und stürmisch ist die Sprache eines Alkibiades gegenüber der bedächtigen und gewissenhaften Milde eines Nikias! Wie einfach und eindringlich reden die Plataer im Bewusstsein ihres guten Rechts

zu ihren erbittertsten Feinden, und wie spitzfindig suchen diese ihren gemeinen Hass, ihre Blutgier zu rechtfertigen! (cf. III, 53—59. 61—67.)

Sehen wir so in der Einflechtung dieser Reden, in ihrer ganzen Kunstform und insbesondere in dem durchaus individuellen Character derselben die schönste, vollendetste Frucht sophistischer Schulung, so ist auch der tiefere Gedanke, der damit ausgedrückt ist, durchaus sophistisch. Es ist das Subject, der denkende Mensch, der die Verhältnisse beherrscht und lenkt nach seinen Gedanken, nach seinem Willen, der sich den Willen und die Gedanken der vielköpfigen Volksgemeinden dienstbar macht, weil er zugleich die scharfe Waffe in Händen hat, die diese Herrschaft begründet, die Waffe der einschmeichelnden und gewinnenden, der strafenden und warnenden, der überzeugenden und begeisternden Rede! Hier, auf dem Gebiet der intellectuellen Überlegenheit, gilt im vollen Sinne das Recht des Stärkeren, das die Sophisten verkündigten, und wenn die Sophisten im politischen Leben, soweit wir dies namentlich nach ihren Früchten zu beurtheilen vermögen, eine Vorliebe für die Oligarchie zeigen, so bekennt sich auch Thukydides wenigstens zu dieser Oligarchie der Intelligenz, ein Bekenntniss, das er stillschweigend in jenen Reden selbst niedergelegt hat, durch die er seiner Geschichtsdarstellung sozusagen Leben und Seele gegeben hat. Gerade diese hohe Bedeutung der Reden, in denen wir gewissermassen den Herzschlag der ganzen geschichtlichen Bewegung vernehmen, erkennen wir auch darin, dass sie nur da eingeflochten sind, wo es sich um wirklich entscheidungsvolle Fragen, um Wendepunkte in den Principien der Politik und der Kriegführung handelt.

Doch wir sind damit vor die Frage gestellt, welcherlei denn die treibenden Motive sind, von denen Thukydides den Fortschritt der Geschichte hauptsächlich bestimmt sein lässt? Es führt uns dies auf den dritten Hauptpunkt, wo sich der Einfluss sophistischer Bildung bei Thukydides zeigt. Es gehört, wie schon angedeutet, mit zu den Verdiensten der Sophistik, dass sie ihrem subjectivistischen Standpunkt entsprechend den Sinn und die Beobachtung für Erkenntniss der realen Triebfedern des menschlichen Handelns geschärft hat. Diese sind eine bei den Sophisten eigentlich nur egoistisch-eudämonistische, wie z. B. auch die in mehr als einer Beziehung die Sophistik characterisirende Erzählung des Prodikos von „Heracles am Scheidewege“

beweist. Auch Thukydides hat durchaus diese ersten und nächsten Interessen des Subjects in den Vordergrund gestellt, und da es ihm ja in erster Linie darum zu thun war, die Menschen wie sie sind und wirklich handeln, darzustellen, recht geflissentlich nachgewiesen, wie von den ersten Anfängen menschlicher Cultur an die gleichen Triebfedern, wenn auch mit fortschreitender Culturentwicklung in verfeinerter und veredelter Form, das Thun und Lassen der Menschen und damit die Geschichte selbst bestimmen. Allerdings, das darf ich gleich hier sagen, lässt er deutlich erkennen und spricht es auch selbst aus (cf. III, 82 f.), wie dieser entfesselte Egoismus den Sturz Athens herbeigeführt habe und den Sturz jeder geschichtlichen auch noch so hochstehenden Grösse herbeiführen müsse: aber er ist auch die treibende Kraft, welche alle, auch die edelsten Kräfte geistiger und sittlicher Tüchtigkeit weckt, sie zur Entfaltung ihrer selbst treibt und so ein Volk auf die Höhe der ihr erreichbaren und bestimmten Blüthe emporgeleitet und emporzieht. Es sind innerhalb des allgemeinen unwandelbaren Gesetzes, dass πάντες πέφυκε καὶ ἐλασσοῦσθαι, eben diese in der realen Natürlichkeit des menschlichen Wesens begründeten Triebfedern, welche sowohl das Wachsthum als die Abnahme, das Aufsteigen wie das Absteigen, das jugendkräftige Emporbühen wie das allmähliche Verblühen der schwindenden moralischen und physischen Kraft wesentlich mit bedingen.

Vor aller Staatenbildung war es lediglich der Trieb der Selbsterhaltung, der möglichst leichten Befriedigung aller Lebensbedürfnisse, was die Menschen bei ihren unstäten Wanderungen bestimmte (cf. I, 2. cf. c. 5 §. 2); nur diese Rücksicht veranlasste die ersten Anfänge menschlichen Zusammenlebens; sie war es auch, aus welcher der Ackerbau, der Handel, die Städtegründungen und die ersten staatlichen Vereinigungen hervorgiengen (cf. I, 2 §. 2, cf. §. 1 und 3, c. 7 §. 1). Gieng nun einmal die Beschaffung der natürlichen Bedürfnisse über das unmittelbar nothwendige Mass hinaus, so entstand Luxus und Wohlstand; dieser selbst war wiederum Mittel und Antrieb zur Machtentfaltung, die auf einem ganz natürlichen Streben der menschlichen Natur beruht (I, 8 §. 2, 3); war es bei den Beherrschenden das Streben, die eigene materielle und sittliche Überlegenheit in der des Menschen durchaus würdigen Beherrschung anderer zu bethätigen, so kam ihnen dabei von Seiten der Schwächeren die Sorge für den eigenen Vortheil entgegen, um dessen willen diese

sich gerne unter den Herrscherwillen und den Schutz eines Höheren stellten; wo sie auch selbst wieder, namentlich bei Gelegenheit gemeinsamer Unternehmungen hoffen konnten, ihren Wohlstand und ihre Macht zu erhöhen (cf. I, 9 §. 1. cf. 8 §. 3). So wird diese fortschreitende Bereicherung und Machtentfaltung auch allmählich die Quelle feinerer Bildung, der Ordnung und Ausbildung der bürgerlichen Verhältnisse (cf. I, 6. §. 3, c 3, §. 4, c 5, 6 §. 1, 2, 4). Die Form, welche diese annehmen, entspricht selbst wieder durchaus der vorangegangenen Entwicklung der Beschaffenheit des Landes, der dadurch bedingten Lebensweise und Beschäftigung der Bewohner, und dem durch dieselbe beeinflussten und herangebildeten Nationalcharakter, und durch alles das wird denn auch der ganze Verlauf der Geschichte eines Staats nach innen und aussen bestimmt. So sind ihm denn Reichthum und Wohlstand, Handelspolitik und Seemacht, politische Betriebsamkeit und freie Entfaltung aller Kräfte im Staat, demokratische Verfassung, weitaussehender Unternehmungsgeist und feine Bildung lauter Begriffe und Erscheinungen, die im gegenseitigen Verhältniss von Grund und Folge zu einander stehen. Alle diese Momente findet er in Athen vereinigt, während umgekehrt in Sparta Armut und Geldmangel herrscht, was wiederum seinen Grund in der ackerbauenden Lebensweise seiner Bewohner hat; damit hängt weiter zusammen der conservative Charakter, die strenge pedantische Gesetzmäßigkeit des spartanischen Gemeinwesens und Privatlebens, der aristokratische Zuschnitt ihrer Verfassung, die Schwerfälligkeit, mit der sie sich zu einer Unternehmung bewegen lassen. Aus den gleichen Ursachen wird nun auch der Verfall hergeleitet, indem die Tugenden durch Masslosigkeit in Fehler umschlagen, und so der Staat durch Mangel an Selbstbeherrschung sich selbst das Verderben bereitet, während umgekehrt die Spartaner im Verlauf des Krieges ihre alte Politik verlassen, von den Athenern lernen und gewissermassen in ihre Fussstapfen treten müssen, um ihre volle unverdorrene Kraft zu entwickeln und ihrer Meister Herr werden zu können. — Wie so die ganze menschliche Cultur von dem Trieb der Selbsterhaltung und Selbstbefriedigung ausgeht, so ist immer und überall in der realen Politik der bald gröbere bald feinere Egoismus der treibende Faktor, mag derselbe Habsucht oder Herrschsucht, Selbstschutz oder Ehrliebe genannt werden — es sind nur graduelle keine principiellen Unterschiede. So gewiss nun

aber Thukydides überzeugt ist (cf. III, 82 §. 3), dass so lange die Menschheit besteht, auch diese Motive der Selbstsucht im politischen Leben die gleichen bleiben werden, so gewiss verurtheilt er die rücksichtslose Verfolgung selbstischer Interessen. Es zeigt sich dies besonders, wenn wir die Frage uns zu beantworten suchen, ob er mit dem sophistischen Satz, dass Gewalt vor Recht gehe, also mit dem Bekenntniss zu dem Recht des Stärkeren einverstanden sei. Allerdings spricht es Thukydides aus, dass in der menschlichen Natur das Streben des Stärkeren, den Schwächeren zu beherrschen, begründet sei (cf. IV, 61 §. 1, 2, I, 76, §. 2, V, 105. IV, 86 §. 4), dass darum eben die Herrschsucht Gebot der Selbsterhaltung, der Wahrung der eigenen Selbständigkeit und Freiheit sei (cf. I, 75 §. 2, 82 §. 2, II, 63 §. 2, V, 91 ff. VI, 18, §. 3); ja Ausdehnung und Befestigung der eigenen Herrschaft ist Beweis sittlicher Tüchtigkeit und Würdigkeit, somit eine Ehre, die gerechten Stolz begründet (cf. II, 64 §. 4, VI, 61 §. 4). So haben denn die Bundesgenossen den Athenern als den würdigsten die Herrschaft angeboten, und diese haben sich auch schon früher gegenüber den persischen Angriffen, wie auch später nach Übernahme der Herrschaft als die würdigsten gezeigt (cf. I, 73 f. VI, 82, 83, I, 94, 95, cf. VI, 77). — Allein dem allem gegenüber betont er auch, dass die Herrschaft, wenn sie in würdiger Weise gehandhabt werden solle, mit Menschlichkeit und Milde, mit schonender Rücksicht auf die berechtigten Interessen der Untergebenen gepaart sein müsse; und in dieser Beziehung billigt er namentlich die schonende Politik des Perikles gegenüber den Unterthanen im Gegensatz zu der späteren, die brutale Gewalt des Stärkeren unmittelbar in die Praxis einführenden Behandlungsweise, welcher z. B. gleich Kleon in seiner plebejischen Kurzsichtigkeit das Wort redet (cf. III, 40 §. 2 Kleon. cf. I, 76 §. 2, 3, II, 40 §. 4, 65 §. 3, 4, cf. I, 98 §. 4, 101, 117 mit III, 82, 84). In der That also stellt sich Thukydides durchaus auf die Seite des alten Rechts gegenüber dem neuen sophistischen: das grausame Verfahren der Lacedämonier und Thebaner gegen die Platäer billigt er ebensowenig wie das der Athener gegen die Melier und die blinde Wuth derselben gegen die Mitylenäer (cf. III, 68 §. 1 V, 87—111, bes. c. 105, cf. c. 116, cf. III, 36). Sein Rechtsbegriff ruht auf den sittlichen Begriffen der alten Zeit, die noch die göttliche Gerechtigkeit scheut und weiss, dass jede ὕβρις von der Gottheit bestraft wird. Und ist

jener $\beta\beta\alpha\tau\epsilon\varsigma$ der Lacedämonier und Athener die Strafe nicht fast auf dem Fusse gefolgt? Wir dürfen es nach dem ganzen Charakter der Thukydides'schen Geschichtsschreibung als sicher annehmen, dass Thukydides wirklich dem Leser die Parallele nahe legen wollte zwischen dem Schicksal der Plataer, Melier und Mitylenäer auf der einen und der Lage der Spartaner auf Sphacteria, des athenischen Heeres in Sicilien auf der andern Seite. Am Schlusse des V. Buchs zeigt er uns recht anschaulich den rohen Übermuth der Athener in seiner ganzen Hässlichkeit, der kein Erbarmen, keine Schonung kennt, das VII. Buch schliesst mit der tiefsten Demüthigung Athens in Sicilien, wo auch der namenlose Jammer des Heeres, wo auch der Gerechteste unter den Athenern, Nikias, kein Erbarmen fand.

Hiemit glaube ich, ohne allzukühne Übergriffe in das Gebiet der Vermuthungen, die Gränzen angegeben zu haben, innerhalb deren ein entschiedener Einfluss der Sophistik auf die Thukydides'sche Geschichtsschreibung angenommen werden muss. Zugleich habe ich schon im bisherigen darauf hingewiesen, wie Thukydides alle Einseitigkeiten, Masslosigkeiten und Oberflächlichkeiten der Sophistik mit besonnener Selbständigkeit, mit der ihm eigenen durch die Sophistik selbst geschärften kritischen Objectivität vermieden hat. Der masslosen Freiheit des Subjects, welche die Sophisten proklamirten, stellt er immer die Schranken der göttlichen Macht, der von Gott gesetzten Nothwendigkeit, der göttlichen Gerechtigkeit, sowie das unverbrüchliche Gesetz der Selbstbeherrschung und Mässigung, der sittlichen Scheu vor Rohheit und niedriger Leidenschaftlichkeit entgegen. Er ist entschieden der Überzeugung, dass die unklaren Triebe der Selbstsucht, überhaupt die sinnlich niedrige Seite des menschlichen Wesens vom Geiste beherrscht werden müsse, und wie dies in jedem einzelnen Menschen der Fall sein sollte, so muss in den Staaten, wenn überhaupt eine Regierung möglich sein soll, das Regiment in den Händen der durch moralische und intellectuelle Tüchtigkeit Überlegensten sein: und je reiner sich diese Herrschaft des Geistes in einer Person, einem Staate darstellt, um so vollkommener, in sich vollendeter sind sie; das ist eben die Aufgabe jeder menschlichen und staatlichen Entwicklung, dass die Triebe der Selbstsucht des begehrenden Theils der menschlichen Natur mehr und mehr im Verlauf ihrer Befriedigung in den Dienst höherer erweiterter Zwecke treten und sich unter die Herrschaft

der Vernunft stellen; der Egoismus soll seine Härten, seinen ausschliessenden Charakter ablegen und an die Stelle des engherzigen individuellen Egoismus soll die weitherzige Aufopferung für den Staat treten (cf. II, 40 ff. 60 §. 2 cf. III, 65. 81—83), innerhalb dessen allein auch die Befriedigung der individuellen Interessen geschützt und garantirt ist (cf. II, 60). Wo aber in einem Staate an die Stelle klarer Vernunft, leidenschaftsloser Einsicht in das wahrhaft Zuträgliche, selbstloser Aufopferung für die grossen Zwecke des Ganzen unklare Leidenschaft, engherzige Selbstsucht, der Cultus des ärmlichen Ich tritt, oder sich gar anmasst, den an sich unklaren, nur von Meinungen, Vorurtheilen, augenblicklichen Stimmungen abhängigen Volkswillen zu lenken, da muss der Staatsorganismus in sich verkehrt werden, da muss der Staat seinem Untergang entgegengehen. So ist denn Thukydides ganz Aristokrat in dem philosophischen Wortsinn, doch keineswegs ein solcher sokratischer Doktrinär, dass er die vorhandenen aristokratischen Regierungen allen anderen vorzöge (cf. III, 82 §. 1. 8. VIII, 48): die Form der Aristokratie, die er meint, vertrüge sich auch mit demokratischen Einrichtungen und tritt in keiner Weise dem einmal fertig gewordenen Volkscharakter, dem nicht jede beliebige Verfassung oktroyirt werden kann, feierlich entgegen: im Gegentheil, und das ist ganz gewiss die volle Überzeugung des Thukydides, am nächsten ist jener „Herrschaft der Besten“ das demokratische Athen gekommen unter der Herrschaft des Besten, unter der einzigartigen Führung des Perikles: damals waren die Kräfte des unklaren, vielköpfigen Volkswillens mit all seinen Launen und Leidenschaften durch die Vernunft beherrscht, durch die nie getrübe, von keiner egoistischen Regung verblendete und irre geleitete, in Glück und Unglück, in guten wie in bösen Tagen gleich klare Vernunft des einen Mannes, der wie ein wahrer Olympier das Getriebe unter sich beherrschte und nach seinen grossen, selbstlosen patriotischen Zwecken lenkte, der, gewaltig in Wort und That (cf. I, 139 §. 4) ein geborener Herrscher, die nüchternste Berechnung mit der edelsten Begeisterung für alles Grosse und Schöne verband (cf. II, 65 §. 3 ff. und II, 35—46) und so auf seiner Höhe zugleich das vollendetste Muster ächt griechischer Menschlichkeit repräsentirte. So lange er an der Spitze der Republik stand, da lag zwar, wie Thukydides sagt, die Gewalt verfassungsmässig in

der Hand des souveränen Volks (II, 65 §. 6), in der That aber herrschte die geistige Überlegenheit des einen Mannes. So war die höchste Höhe des athenischen Gemeinwesens an die Person des Perikles gebunden; als dieser Mann unter den verheerenden Wirkungen der Pest die Augen schloss, da war das Gleichgewicht aus Athens Staatsleben gewichen, dem Staatskörper fehlte die beherrschende Vernunft mit der Kraft eines übermächtigen Willens und klarer Einsicht: an die Stelle derselben traten jetzt alle die Zufälligkeiten der durcheinander spielenden, sich gegenseitig bekämpfenden persönlichen Interessen auf Seiten des Volks sowohl wie seiner Führer, und zuletzt war es eben dieser alle Anschauungen von Religion, Staat und Moral durchfressende Egoismus, der Athen ins Verderben stürzte (cf. II, 65 §. 6—9, III, 82, 83).

Hier, wo sich so deutlich zeigt, wie sehr Thukydides die destruktiven Consequenzen der Sophistik verurtheilt, berührt er sich in gar vielen Anschauungen mit der socratischen Philosophie, namentlich mit den psychologischen und politischen Ideen. Doch mit einer weiteren Ausführung dieser Parallelen will ich Sie für diesmal wenigstens nicht mehr belästigen; ich glaube mir dadurch nur Ihren Dank zu verdienen, um so mehr, als ich befürchten muss, Ihre Geduld und Aufmerksamkeit, für die ich Ihnen meinen besten Dank ausspreche, schon zu lange in Anspruch genommen zu haben.

XV. Abiturientenprüfung im Frühjahr 1881 am k. Gymnasium Heilbronn.

I. Zur Übersetzung in's Lateinische.

Cicero begründet in einer Rede das Recht der Nothwehr auf folgende Weise: Wie will man in Rom behaupten, wer eines Todschlags geständig sei, verdiene nicht länger das Licht der Sonne zu sehen? Hat nicht der erste peinliche Prozess, den die Stadt erlebte, der des M. Horatius, welcher geständig war, seine Schwester eigenhändig umgebracht zu haben, mit einer Freisprechung geendigt? Wer weiss nicht, dass überall, wo über die Tödtung eines Menschen gerichtliche Untersuchung stattfindet, entweder die That überhaupt geleugnet oder ihre Rechtmässigkeit behauptet wird? Seinen guten Grund hat es, wenn der Mythos von Orestes, welcher, um seinen

Vater zu rächen, seine Mutter getödtet hatte, berichtet, dass derselbe bei der Getheiltheit der Ansichten der Menschen durch göttlichen Ausspruch, ja durch die Göttin der Weisheit selbst freigesprochen worden sei. Und wenn es in den zwölf Tafeln heisst, wer bei Nacht einen Diebstahl verübt, den dürfe man unter allen Umständen, wer bei Tag, in dem Falle tödten, wenn er sich mit den Waffen in der Hand widersetze: wie will man da einen Todschatz unter allen Umständen für strafbar erklären, während doch das Gesetz einem in gewissen Fällen selbst das Schwert in die Hand gibt, einem Menschen das Leben zu nehmen? Gibt es aber irgend einen Fall derart, so ist gewiss das nicht bloss rechtmässig, sondern geradezu nothwendig, wenn ein Gewaltangriff mit Gewalt abgewehrt wird.

Rösch.

2. Zur Übersetzung in's Deutsche.

Etsi unus ex omnibus minime sum ad te consolandum accommodatus, quod tantum ex tuis molestiis cepi dolorem ut consolatione ipse egerem, tamen, cum longius a summi luctus acerbitate meus abesset dolor quam tuus, statui nostrae necessitudinis esse meaeque in te benevolentiae non tacere tanto in tuo maerore tam diu, sed adhibere aliquam modicam consolationem, quae levare dolorem tuum posset, si minus sanare potuisset. Est autem consolatio pervulgata, quidem illa maxime, quam semper in ore atque in animo habere debemus, homines nos ut esse meminerimus ea lege natos ut omnibus telis fortunae proposita sit vita nostra, neque esse recusandum quo minus ea qua nati simus condicione vivamus, neve tam graviter eos casus feramus quos nullo consilio vitare possumus, eventisque aliorum memoria repetendis nihil accidisse novi nobis cogitemus. Neque vero hae neque ceterae consolationes, quae sunt a sapientissimis viris usurpatae memoriaeque litteris proditae, tantum videntur proficere debere quantum status ipse nostrae civitatis et haec perturbatio temporum perditorum, cum beatissimi sint qui liberos non susceperunt, minus autem miseri qui his temporibus amiserunt, quam si eosdem bona aut denique aliqua republica amisissent.

Cic. ad Fam. V, 16.

Rösch.

3. Zur Übersetzung in's Griechische.

Platon erzählt irgendwo seinen Erziehungsgang selbst etwa folgendermassen: Sobald ich verstand, was geredet wurde, begannen Mutter und Wärterin, Vater und Hauslehrer sich um mein sittliches Gedeihen zu beeifern, indem sie mich bei allem, was geschah und gesprochen wurde, über Gut und Böse, Schön und Hässlich belehrten. Und wenn ich willig folgte, war es gut; wo nicht, so suchten sie mich wie ein Holz, das krumm wird ¹⁾, durch Drohungen und Schläge gerade zu machen. Als ich dann in die Schule geschickt wurde, lehrte man mich Lesen und Citherspielen, aber die wichtigste Angelegenheit blieb unaufhörlich die Gewöhnung an das Gute und Schöne. Als ich daher Lesen gelernt hatte und Geschriebenes verstand, wie vormals nur den Ton, so legte man uns auf unsere Bänkchen ²⁾ gute Dichter zum Lesen und Auswendiglernen vor, in denen Ermahnungen enthalten waren, auch das Lob alter trefflicher Männer, denen wir nacheifern sollten. Ebenso trachteten unsere Musiklehrer ³⁾ danach, dass Rhythmus und Wohlklang unserer Seele sich mittheile. Auch in den gymnastischen Unterricht schickte man uns, damit wir durch körperliche Tüchtigkeit die geistige mehren und nicht im Krieg und sonst aus Schwächlichkeit feigherzig zu sein nöthig haben möchten.

Pressel.

4. Zur Übersetzung in's Französische.

Richard Cromwell, der Sohn Olivers, besass nicht die glänzenden Eigenschaften seines berühmten Vaters, dem es geglückt war, sich zum Herren seines Landes und der Revolution zu machen, welche er in demselben erregt hatte, obwohl es ihm nicht beschieden war, seine Diktatur in ein Regiment des Rechts und der Freiheit umzugestalten. Seinem Sohne fehlte es weder an Geist noch an Rechtlichkeit, aber er besass weder Ehrgeiz noch Grösse. Er hatte eher mit einem Gefühl der Ermüdung als der Zuversicht das Geschick des Vaters verfolgt. Was ihn selbst betraf, so glaubte

1) κἀμπεσθαί.

2) τὸ βῆθρον.

3) ὁ κίθαρις.

er nicht an die Wiederholung eines ähnlichen Erfolgs und hielt sich nicht für fähig eine ähnliche Last zu tragen. Aber ebenso wenig war er fähig, in Betreff ähnlicher Interessen einen selbstständigen Entschluss zu fassen. Er war unentschieden und schwach, von Schulden geplagt, und suchte nach allen Seiten hin seine Zukunft zu sichern. Er blieb der Spielball eines Glücks, dessen Unbeständigkeit er fühlte, und das Werkzeug von Menschen, die weniger klug waren als er.

Rösch.

5. Geschichte.

1. Alexanders Thaten bis zum indischen Feldzug excl.
2. Der erste punische Krieg.
3. Spanischer Erbfolgekrieg.
4. Übersicht des nordischen Kriegs.

(Je eine Aufgabe von 1 und 2, 3 und 4 verlangt.)

Egelhaaf.

6. Mathematische Aufgaben.

A. Algebra.

1. Ein junger Mann, der nach seinem Alter gefragt wurde, antwortete: nach 10 Jahren werde ich $1\frac{5}{8}$ mal so alt sein als jetzt. Wie alt war er?

2. Die Ziffernsumme einer zweiziffrigen Zahl ist 9. Vertauscht man die Ziffern, so erhält man eine um 27 grössere Zahl, als die gegebene. Wie heisst die Zahl?

3. Zwei Maurer führen eine Mauer, wenn sie gemeinschaftlich arbeiten, in 30 Tagen auf. Um die Mauer allein aufzuführen, braucht der erste 11 Tage länger, als der zweite. In welcher Zeit führt einer allein die Mauer auf?

4. Ein Diener wird in der Weise angestellt, dass ihm am Ende jedes Jahrs um eine bestimmte Summe aufgeschlagen wird. Nun erhält er im 4. und 7. Jahr zusammen 580 Mark, im 8. und 9. Jahr zusammen 700 Mark. Mit welchem Gehalt wird er angestellt und wieviel beträgt sein Gesamtgehalt in den 10 ersten Dienstjahren?

5. Jemand legt seinem Pathenkind, als dasselbe 1 Jahr alt ist, in einer Sparkasse, welche 4% Zinseszins trägt, 200 Mark an. Wieviel erhält das Kind nach Vollendung seines 21. Jahres. Wie-

viel würde es erhalten, wenn der Pathe ausser der ersten Einlage am Ende jedes Jahres noch weitere 10 Mark einlegte?

(Zwei verlangt.)

B. Geometrie, Trigonometrie und Stereometrie.

1. Ein gleichschenkliges Dreieck konstruiren aus Grundlinie und Winkel an der Spitze.

2. Ein rechtwinkliges Dreieck konstruiren aus der Hypotenuse c und dem Flächenraum p^2 .

3. Einen Kreis vom Halbmesser r konstruiren, welcher zwei gegebene Kreise berührt.

4. Ein Kreis hat einen Halbmesser von 15,473 m. Wie gross ist die Seite, wie gross der Flächenraum des ihm eingeschriebenen Vierundzwanzigecks?

5. Eine gerade vierseitige Pyramide hat eine quadratische Grundfläche, deren Seite 15 m. beträgt, und eine Höhe von 10 m. Wie gross ist das Volumen der Pyramide? wie gross ist der Winkel, den eine Seitenkante, wie gross der Winkel, den eine Seitenfläche mit der Grundfläche bildet?

(Zwei verlangt.)

Stockmayer.

7. Aufsatz.

Dass wir Menschen nur sind, der Gedanke beuge das Haupt Dir;
Doch dass Menschen wir sind, richte Dich freudig empor.

Egelhaaf.

8. Zur Übersetzung aus dem Hebräischen.

1. Sam. 8, 4—8.

Sauer.

XVI. Grammatikalisches.

Im Wesentlichen nach einem Vortrag, gehalten in der Lehrerversammlung des Jagstkreises, Juni 1880.

Nichts liefert ein beredteres Zeugnis, welche Bedeutung für gedeihlichen fremdsprachlichen Unterricht einer guten Grammatik,

Schulgrammatik, zuerkannt wird, als die grosse Zahl, die Flut neuer Versuche, die Jahr um Jahr auf diesem Gebiete, namentlich dem neusprachlichen gemacht werden. Diese Erscheinung mag aber auch als Beweis dafür gelten, dass in dem einen oder andern Theil das Richtige immer noch nicht ganz getroffen wurde.

Weniger scheint für die alten Sprachen ein solches Bedürfniss vorzuliegen; denn nicht nur Jahrhunderte, Jahrtausende haben langsam und stetig an diesem Kleide gewoben. Protagoras, 489—420 vor Chr., soll, wenn P. C. Courier Gewähr ist, der Erste gewesen sein, der die Nomina in Maskulina und Feminina schied, und er hatte wahrlich nicht für Spott zu sorgen, als er so diese neutralen Wesen als Männlein und Weiblein aufmarschiren liess. Plato unterschied Nomen und Verbum als die Hauptbestandtheile der Rede. Dem Aristoteles dankt die Grammatik den Unterschied von Zahl und Kasus; auch fügte er die Konjugation und den Artikel hinzu. Doch hatte das Wort Artikel bei ihm und lange nach ihm eine umfassendere Bedeutung, als heut zu Tage: Man rechnete auch das Pronomen zu dieser Kategorie. Erst Zenodot, der erste Bibliothekar Alexandriens, 250 v. Chr., fand das Mittel, diesen Komplex in seine Grundstoffe auszuscheiden. Überhaupt wurde bekanntlich erst durch die alexandrinischen Gelehrten, in Folge kritischer Textausgaben des Homer, das weitere Gerüste der Grammatik der griechischen Sprache ausgebaut. Die erste Grammatik aber im strengen Sinn des Wortes schrieb Dionysius der Thracier, Schüler des Aristarch.

Was in langen Jahrhunderten aus kleinen Beiträgen mühesam sich angehäuft hatte, vereinte er zu einem systematischen Ganzen. Dieser von Krates und Andern erweiterten und verbesserten griechischen Sprachlehre musste sich später auch das Lateinische anbequemen. Die griech. termini technici wurden in lateinische umgesetzt; doch nicht immer mit Glück. Ein Beispiel, Max Müller's „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“ entnommen, möge als Beweis hiefür genügen: das griechische Wort für Genitiv war *geniké*, Kasus der Gattung, der Art, eine zutreffende Bezeichnung; denn wenn man z. B. sagt: die Bäume des Waldes, so wird durch den Genitiv der allgemeine Begriff „Bäume“ auf einen Artbegriff reducirt: Waldbäume. Die Lateiner aber übersetzten *geniké* mit Genitivus (als käme das Wort von *gennétiké*): Kasus des Ur-

sprungs, der Geburt, Zeugefall; eine Bedeutung, die der Genitiv nur in einer kleinen Anzahl von Fällen hat, z. B. der Sohn des Königs, oder in weiterem Sinne beim sog. subjektiven Genitiv.

Nicht glücklicher ist der Ausdruck: *Casus rectus*, oder *Conjunctiones disjunctivae*: eine *Contradictio in adjecto*, oder *Conjunctiones copulativae*: ein hölzernes Holz.

Da die Griechen keinen Ablativ besitzen, so musste die lat. Grammatik für diese Sprachform erst eine Bezeichnung erfinden. Wer erfand sie? Kein Geringerer als Caesar, der im gallischen Kriege noch Musse fand, eine Abhandlung über die Grammatik zu schreiben.

Andere, Spätere legten die bessernde Hand an die lat. Grammatik, namentlich Priscianus im 6. Jahrhundert, und in diesem Kostüm überkam die Renaissance dieselbe aus der Hand des Mittelalters, in dessen Klosterschulen sie zugleich die praktische Weihe empfangen hätte; in diesem Gewande hat sie sich, der Hauptsache nach, bis heute in der civilisirten Welt häuslich niedergelassen.

Dieses Sprachwerk, das vor Allem der griechischen und lateinischen Sprache auf den Leib angemessen worden, suchte man nun auch den modernen Sprachen anzupassen; doch erst in neuerer Zeit sind, vor Allen durch Mätzner und Hölder, für das Französische Werke geschaffen worden, die sich an Gründlichkeit und Umfang den besten zeitgenössischen Werken altklassischer Philologie wohl würdig an die Seite stellen. Doch dürfte aus diesen beiden *standard works* noch das Eine und das Andere für den Kleinbedarf unsrer Schulen zu holen und zu verwerthen sein. Es sei hier der Kürze willen nur an ein Gebiet der französischen Grammatik erinnert — an den Infinitiv, der eine so hervorragende Rolle spielt, und der Diktion Kürze, Zierlichkeit und Rundung in hohem Grade zu geben vermag.

Viele Schulgrammatiken begnügen sich immer noch, nach einigen allgemeinen, einleitenden Bemerkungen, Kolonnen von Verb u. s. w. aufzustellen, die den reinen Infinitiv, oder den präpositionalen mit *de* oder *à* verlangen. Um solche Vokabellisten in seinem Gedächtnisse unterzubringen, hätte der Schüler ein schönes Stück Arbeit mehr; und doch wäre es damit nicht gethan; denn die Zahl, auch wenn sie mehr als verdoppelt würde, könnte die Fälle nicht erschöpfen. Wie ein *deus ex machina* tritt da die Höldersche, oder

wenn man will Mätznersche Regel auf und bringt die einfache Lösung:

1) Transitive Verba verlangen den Infinitiv mit *de*. Zwei Ausnahmen gibt es:

a) einige wenige Verba, die wie *avoir*, *aimer* den Infinitiv mit *à* regieren ¹⁾).

b) *trans.* Verba mit reinem Infinitiv; nämlich die *Vb.* des Denkens und Sagens und einige *Vb.* des Wollens, wie *aimer mieux préférer etc.*, und *Akkusativus cum Inf.*

2) Verba oder Adjektive, die ein *Genitiv-Objekt* verlangen, haben den Infinitiv mit *de*.

3) Verba oder Adjektive, die ein *Dativ-Objekt* (auch *Verhältnissobjekt* mit *dans* oder *en*) verlangen, haben den Infinitiv mit *à*.

Es liesse sich einwenden, wie kann ein Schüler immer wissen, ob ein Verb diesen oder jenen Kasus regiert? Heisst das nicht Sicheres und Festes auf schwanken Untergrund bauen wollen? Vor Allem sei bemerkt, dass die *Rektion* des Verbs, also *Akkusativ*, *Genitiv*, *Dativ*, gelernt werden muss, so wie so, auch wenn es keinen Infinitiv gäbe. Was zunächst den *Akkusativ* betrifft, so gibt es im *Französischen* eine beschränkte Zahl von Verben, die wie *croire*, *flatter*, *prévenir*, *servir etc.* diesen Kasus verlangen, im Gegensatz zum *Deutschen*. Eine andere kleine Gruppe von Verben, wovon eine vollständigere Aufzählung gewiss erwünscht wäre, hat im *Deutschen* den *Akkusativ*, im *Franz.* einen anderen Kasus: *profiter de*, *jouir de etc.* Die grosse Mehrzahl der Fälle aber konstatirt eine Übereinstimmung beider Idiome in Hinsicht auf den vierten Fall. Jene *Infinitivregel* Nro. 1 steht somit auf solider Basis.

Schwieriger dürfte scheinen die Unterscheidung von *Genitiv* und *Dativ*. Doch wo es sich um *Entfernung* und *Trennung*, *Grund* und *Gefühl*, *Stoff* und *Inhalt* handelt, wird bekanntlich der *Genitiv* gesetzt. Fragen: *woher*, *wovon*, *woraus*? Wo aber von *Annäherung*, *Ziel*, auch *Ort* die Rede ist, betritt man das Gebiet des *Dativs*. Fragen: *wohin*, *wofür*, *wo*? Ausnahmen wie *s'approcher de etc.* existiren wohl auch; doch wird der Schüler sich selten im Stich ge-

1) Selbstverständlich gestattet nicht jedes *Vb.*, das einen *Akkusativ*, *Dativ* oder *Genitiv* verlangt, an deren Stelle einen *Infinitiv*.

lassen finden, wenn er nach diesen zwei Gesichtspunkten seine Diagnose stellt.

Nichts wehrt daher, den Infinitiv organisch auf den Kasus aufzubauen; statt einiger Mustervokabeln, haben wir hier ein auf innerer logischer Nothwendigkeit ruhendes Gesetz.

Ein in Schulgrammatiken wenig angebautes Feld ist ferner der graphische Accent auf e. Durchgreifende Gesetze sind freilich in der Sprache selbst nicht gegeben. Das Altfranzösische kennt ihn noch nicht; erst im Neufrazzösischen, seit dem 15. Jahrh., schält er sich mit einiger Bestimmtheit heraus. In gewissen Fällen tritt ein klar ausgesprochenes Princip zu Tage; in andern leistet zwar die Mehrzahl der Wörter den Regeln willigen Heerbann, während eine mehr oder minder grosse Minorität sich renitent gegen sie verhält. Mögen die wichtigeren der einen und anderen Art, wie sie zum Theil in den Grammatiken gelegentlich der Besprechung der Verba I. Konjugation figuriren, hier eine Stätte finden, zusammen mit Anderem, was zur weiteren Orientirung das Dictionnaire (Wörterbuch von Sachs) ergab — eine Entdeckungsreise, von der wir nur allzuoft mit leeren Händen heimgekehrt sind.

Hauptregel: Nur in offener Silbe ist das e accentfähig (s. Mätzner's franz. Gr. p. 8). Für jüngere Schüler dürfte es sich empfehlen, diesen Satz in seine verschiedenen Fälle aufzulösen (1 bis 4).

1. Ein e ist accentfähig vor einfachem Konsonante; ferner vor Verbindungen stummer und flüssiger Laute, wie gl, tr, gn etc. — *muta cum liquida* — (oder in anderer Fassung: wenn ihm zwei verschiedene Konsonanten folgen, von denen der zweite r, l oder ~~s~~ⁿ ist): *siècle*, *pénètrer*, *règner*. Dieser Regel beugen sich alle drei Accente: *aigu*, *grave* und *circonflexe* ¹⁾.

2. Wenn e vor oder hinter einen oder mehrere Vokale tritt, ohne sich mit ihnen zu einer Silbe (Diphthong) zu verschmelzen, so erhält es den accent *aigu*: *fléau*, *réal*, *réunion*; *aérien*, *alièner*.

3. Gesprochenes e (*e fermé*) am Schlusse eines Wortes hat

1) Da der Ausdruck Konsonant als Laut, nicht als Buchstabe zu verstehen ist, so können ch, ph, tb nur als einfache Konsonanten gelten, gestatten somit Accentuirung; x dagegen lautet wie cs, und da der zweite Laut nicht flüssig ist, so kann diesem Buchstaben accentuirtes e nicht vorangehen.

den (spitzen) Accent und behält ihn auch, wenn ein Flexionszeichen e, s, es hinzutritt: le pré, les bontés, l'arrivée.

4. Folgt dem e ein einfacher Schlusskonsonant, so wird kein Accent gesetzt: pensez, familier, reflet.

Nur wenn e vor Schluss-s gesprochen werden soll, ist der a. grave zu setzen: très, succès. In folgenden Pronomen mes, tes, ses, ces und in les, des gleichwohl nicht. Zur Unterscheidung dient er in dès, seit.

5. Auf den a. aigu, wofern er nicht in der Endsilbe auftritt, muss eine gesprochene Silbe kommen; auf den a. grave folgt meist ein stummes e oder ein s (s. 4). Schwankungen: évènement, événement, collège, collègue; vgl. ferner 7, a. Der a. circumflexe steht sowohl vor stummen, als auch vor gesprochenen Silben, meist durch den Ausfall eines Konsonanten, besonders s, veranlasst, festa, fête; da er aber für allgemeine Regeln wenig Sicheres bietet, so sei hier gänzlich von ihm abgesehen.

6. Anlautendes e vor einfachem Konsonant oder muta c. liquida hat immer einen Akut: élever, église, étranger. Zusammensetzungen mit der Partikel en entziehen sich selbstverständlich dieser Regel. Bsp. enivrer; Ausnahmen bloss Ève, ère, ès (es-arts); être, êtes weil e im Stamme.

7. Accentregeln für die Flexion der Substantive, Adjektive und Verb:

a) Kommt ein einfacher Konsonant oder eine muta c. liq. zwischen zwei e zu stehen, von denen das letzte stumm ist, so erhält das erste den a. grave: berger — bergère; sec — sèche; achever — achève — achèvera; sevrer — sèvre — sèvrera. Verb auf ger behalten den spitzen Accent; protéger — protégé — protégèra (cfr. collège, cortège; parlé-je). Der Circumflex lässt sich nicht verdrängen: arrête — arrètera¹⁾.

b) Ist dieser einfache Konsonant ein l oder t, so tritt, statt Accentuirung des ersten e, Verdopplung des Konsonanten ein: le coquet, la coquette; tel, telle; personnel, personnelle; muet, muette;

1) Geht bei Verb der I. Konjugation dem einfachen Konsonant ein Akut voraus, so schlägt dieser nur im Präsens in den Gravis um, behauptet sich aber im Futur und Conditionnel lécher — léche — léchera; so in accélérer, céder et dér., décréter, dégénérer, persévérer, posséder, répéter pénétrer u. A.

appeler — appelle — appellera; jeter — jette — jettera. Auch *n* nach *ie* verdoppelt sich in Folge der Flexion vor stummem *e*: musicien — musicienne ¹⁾.

Noch erübrigt einer kleinen Gruppe drei- und viersilbiger Verba I. Konjugation, auf *ter* endigend, zu gedenken, bei denen im Präsens gemeinlich ein *a*. *grave*, im Futur aber weder Accent noch Konsonantenverdopplung eintritt: *crocheter* — *crochète* — *crochetera*. Da aber die Franzosen selbst in diesem Stücke nicht immer übereinstimmen, da Littré Verdopplung des *t* gestattet, Andre auch im Futur den *Gravis* verwenden, so brauchen wohl unsere Schüler mit dieser Distinktion nicht behelligt zu werden.

Hiemit treten wir fast völlig schon aus dem Kreis des Sicheren heraus in ein Gebiet vielfach schwanker Regeln, die hier mehr, dort weniger, an dem Umstände kränkeln, dass sie nur äusserliche Merkmale aufgreifen, ohne den Kern der Etymologie zu berühren. Wie bescheiden ihr Werth aber auch sein mag, immerhin mögen sie *tutti quanti* schliesslich auch noch zu Worte kommen.

Der Accent im Anlaut.

Über anlautendes *e* selbst s. oben 6.

8. Anlautendes *de* hat meist den Accent; ausgen. in *debout*, *dedans*, *dela*, *demain*, *dehors*, *depuis*, *devant*, *degré*, *demi*, *demandeur*, *demeurer*, *demoiselle*, *denier* Silberling (*dénier* ableugnen); *devenir*, *deviner*, *devise*, *deviser*, *devoir*.

9. *me* in der Vorsilbe immer accentuirt, meist auch in der Stammsilbe; ausgen. *melon*, *menace*, *mener*, *menuisier*, *mesure*. *Gravis* in *mèler*.

10. *pre* als Vorsilbe immer accentuirt; Ausnahme für die Stammsilbe nur in *premier* und Formen von *prendre*. Circumflexe in *prêcher*, *prêt*, *prêter*, *prêtre*.

11. *re* die wichtigste, aber auch schwierigste Vorsilbe.

a) mit Accent: vor Vokalen, s. oben 2., ferner immer vor *s*; vor Substantiven auf — *ion*; ausgen. *relation* (s. 11, b), *représentation*, *recommandation*, *reproduction* und wenige ungebräuchliche.

b) ohne Accent: vor flüssigen Konsonanten; vor *l* immer, vor

1) *Celer*, *geler*, *acheter* folgen jedoch der Regel a); ebenso einige (im Lateinischen vorgebildete) Adjektive: *complet* — *complète*; *concrète*, *discrète*, *inquiète*; auch kann keine Verdopplung des *l* oder *t* eintreten, wenn das erste der beiden *e* schon accentuirt ist; siehe Anm. zu a.

m und n die Ausnahmen: *réminiscence*, *rémunération*, *rénitent* ferner in Hauptwörtern auf *ment*; ausgen. *réfléchissement*, *rétrécissement*, *régiment*, *rélargissement* (aus *élargir*).

Im Allgemeinen nimmt man das Gesetz wahr, dass in Wörtern, die der Volksmund importirte, wo also das Französische die Vorsilbe von der lat. Mutter gleichsam mit in die Wiege bekam, wie in *recevoir*, *recouvrer* etc. oder in solchen neueren Bildungen, wo *re* wieder oder zurück bedeutet, so dass durch Streichung des *re* ein franz. Verb gleichen Begriffes zurückbleibt, wie in *replacer*, *refrapper* etc. fast durchweg der Accent fehlt (Ausnahmen: *rebuter*, *reculer*, *rebeller*, *remercier*, *remorquer*, *renoncer*), dass er dagegen zu setzen ist in Vokabeln, die später als fertiges Stück aus den lat. Klassikern genommen wurden: eine litterarische Plünderung, die besonders seit dem XVI. Jahrh. betrieben wurde, als man die Wortarmut der Sprache aus dem lat. thesaurus zu decken begann ¹⁾.

Beispiele: *récapituler*, *réfractaire*, *rémunérer*. Ihre grosse Übereinstimmung mit dem Lat. zeigt auf den ersten Blick, dass sie durch die Litteratur, nicht durch mündliche Überlieferung eingeschleppt wurden.

Begriffsunterscheidungen mittels des Accent: *récréer* ergetzen, *répartir* vertheilen, *répondre* antworten, *réformer* reformiren, *récrier* laut aufschreien, *réparer* verbessern, *réprouver* tadeln, *rémoudre* (v. *émoudre*) noch einmal abschleifen; *re* ohne Accent fügt der Bedeutung des einfachen Verbs den Begriff wieder hinzu: *repartir* wieder abreisen etc.

12. *se* mit Accent, ausgen.: *second*, *secouer*, *secourir*, *secret*, *selon*, *semaille*, *semaine*, *semer*, *semence*, *semestre*, *serein*, *serin*, *sevrer*.

13. Beginnt die erste Silbe mit zwei Konsonanten, die keine muta c. liquida bilden, wie *sp*, *st*, *sc*, *sph*, so hat das folgende *e* den Accent, ausg. *squelette*.

14. Auf anlautende muta c. liquida l: *bl*, *cl*, *fl*, *gl*, *pl* folgt accentuirtes *e*, ebenso auf griech. rh. Bei den übrigen schwankt

1) „Franzosen,“ rief Du Bellay seiner Zeit dem schriftgelehrten Theil seiner Nation zu, „marschiret muthig wider Roma und Hellas und plündert mir ohne Scheu und Schonung die heidnischen Tempel zu Rom und zu Delphi, wie unsre Ahnen vor Zeiten gethan, und fürchtet nicht länger jene kapitolinischen Gänse etc.“ Demogeot p. 336.

der Gebrauch; nur *tr* verlangt folgendes *e* immer accentuirt; ebenso *cr*, ausgen. *crover et dér*:

Beginnt die anlautende Silbe mit einem einfachen Konsonante, wie in *ce*, *fe*, *be* etc. so ist in der überwiegenden Zahl von Fällen das *e* accentuirt, ohne dass zur Aufstellung praktischer Regeln genügend Sicheres geboten würde.

Der Accent im Inlaut.

15. Trennt ein einfacher Konsonant das *e* von einer der folgenden französischen Ableitungssilben, so bleibt dasselbe unaccentuirt, des Raumes wegen, statt vieler, je nur Ein Beispiel: *côtelette*, *oiselet*, *plaisanterie* (aber griech. *symétrie* etc.) in *confrérie* ist *e* in der Stammsilbe; *attelage*, *éperon*, *chevelure tomber eau*, *souverain*, *forteresse*, *javelot*, *porcelaine*, *valetaille matelâs*, *sauterelle*, *parlement* (in *agrément* gehört *é* zum Stamm), dagegen eine Anzahl von Adverbien mit Accent wie *aveuglement*.

16. Schliesst in zusammengesetzten Wörtern das erste mit stummem *e*, so behält dieses selbstverständlich seinen Charakter: *tournebroche*, *cornemuse*.

17. Im stammeinschliessenden Worttrumpfe behauptet sich der Accent: *vétéran*, *scélérat*, *rétrécir*, *systematique*, *généreux*, *vénérable*, *référer* etc.: nur in einer geringen Zahl von Wörtern, die durch vielhundertjährigen Gebrauch im Volksmunde sich zugerundet, verdampfte die volltönige Silbe zu accentlosem stummem *e*, wie in *engrenage* (*grain*), *envelopper* (*voile*), *ensevelir* etc.

Für unsere Schüler nun, bei denen die richtige Aussprache vielfach von richtiger Schreibung bedingt ist, empfiehlt sich gewiss, dass die Lehrbücher wie Plötz, Oesterlen-Wiedmayer etc., das Allerwichtigste über den Accent in bündiger Kürze enthalten.

Da letzteres Buch: „Schulgrammatik der franz. Sprache I., II. und III. Jahreskurs, Stuttgart, Metzler“¹⁾, wie es scheint, weitere Verbreitung gefunden hat, so dass eine dritte Auflage vor der Thüre ist, so mögen hier einige allgemeine Bemerkungen über dasselbe und damit zugleich über weitere grammatikalische Punkte folgen.

1) Da wir den dritten, von Professor Dr. Wiedmayer bearbeiteten Theil, die Syntax, nicht in der Praxis kennen zu lernen Gelegenheit hatten, so müssen wir uns einer Besprechung desselben enthalten.

Wir haben das Buch je länger je mehr schätzen und lieben gelernt, Dank den passenden und anregenden Beispielen. In den meisten Grammatiken moderner Sprachen fällt die grosse Scheu auf, längere Sätze, Perioden zu verwerthen; statt dessen: dürre, kleine Sätze. Stellt man den Schüler von solchen Sätzchen hinweg an die lebendige Prosa eines Buches, so verwirrt und hindert ihn die Verkettung der Sätze. Und doch braucht es nur eines kleinen Kunstgriffs, der leicht und sicher über die Schwierigkeit hinweghilft: die Kenntniss der Konjunktionen, die wenig Schwieriges bieten. Oesterlen hat die Bedeutung derselben wohl erkannt und sie deshalb an die Spitze seines zweiten Theiles gestellt. Darum konnte er sobald schon zusammenhängende Stücke — die für Lehrer und Schüler so erquickend sind — verwerthen. Das Buch schliesst mit einem mehrere Seiten umfassenden Stück aus Schillers dreissigjährigem Kriege, das nur in wenigen Stellen eine Änderung erfuhr. Ein Lehrbuch des Französischen, das am Schlusse des III. Jahreskurses zur Übersetzung aus Schillers Geschichtswerken befähigt, hat sicherlich seine Aufgabe wohlerfüllt. Was wir dem Buche ferner wünschen möchten, ist: ein alphabetisch geordnetes Wörterverzeichniss am Schlusse jedes Bandes, und zugleich Beibehaltung der im Buche zerstreut gegebenen Vokabeln, doch vollständiger als bisher, da der Schüler manches für die Composition erforderliche Wort vergebens in der Liste sucht. Überhaupt neigt unsere Ansicht zu denen, die viele, viele Wörter memorirt wünschen, doch nicht überhäuft, sondern in stetig und mässig abgewogenen Dosen gereicht. Von dem Sprachforscher Haug wird erzählt, er habe, als er sich das Studium einer orientalischen Sprache zum Vorwurf genommen, vor Allem und Jedem das betreffende Wörterbuch von A bis Z auswendig gelernt. Wenige werden ihm dies nachthun, et pour cause; aber es beweist, welche Bedeutung dieser Gelehrte einem reichen Wortschatze lieh. Man darf wohl sagen: der Genuss einer fremden Sprache beginnt mit dem Augenblicke, da man nicht mehr um Wörter betteln zu gehen braucht. — Damit aber das Buch, Oesterlen, nicht allzu dickleibig würde, liessen sich, als Banting-Kur, wenn uns der Ausdruck erlaubt ist, zwei Gegenmittel verschreiben; fürs Erste: Knappere Fassung der Regeln z. B. über die Zeitformen, concordance des temps etc. Statt langer Regeln praktische, die Regeln erschöpfende, durchsichtige Musterbeispiele mit kurzen An-

deutungen. Das Beispiel ist beredter als das Wort, die Regel. Uns scheint die Fassung der Regeln einer Schulgrammatik um so gelungener, je mehr sie einer sog. Grammatik in Beispielen sich nähert. Ausführliche Erklärungen bleiben wohl besser dem Lehrer vorbehalten. Fürs Andere dürfte es sich empfehlen, die Hinweise auf lat. Syntax wegzulassen, nicht aber die etymologische Beigabe zu den einzelnen Vokabeln. Für einen Kenner beider Idiome wird eine syntaktische Parallele Genuss und Gewinn sein; aber ein Anderes ist es, wenn Kenner oder auch nur vorgerückte Schüler späterer Klassen vergleichen, gleichsam die Bilanz beider ziehen — ein Anderes, wenn Schüler, die in keiner noch erstarkt sind, mit Nutz und Frommen zwei Sprachen confrontiren sollen, die in so wesentlichen Punkten divergiren, wenn gleich die eine aus der andern hervowuchs ¹⁾. Denn nicht nur „die Geschlechter der Menschen“, wie Homer singt, auch Wort- und Sprachformen „vergehen wie Blätter im Walde, andere treibet dann wieder der sprossende Wald“.

Es ist interessant zu sehen, welche und welch mannigfaltige neue Triebe das Französische — die romanischen Sprachen überhaupt — ansetzte (allerdings mitunter aus Bildungen, die, wenn auch rudimentär im Litterär-Latein sich finden, indess wieder andere verdorrt und verbutteteten. Wir dürfen nicht weiter gehen, ohne an einige Beispiele zur Erhärtung obiger Ansicht, syntaktische Parallelen betreffend, zu erinnern. Zu den aus *ille* und *unus* entstandenen zwei Artikeln trat ein dritter hinzu, der *A. partitif*, eine Dreizahl, die überaus sinnige Nüancirungen eines und desselben Begriffes gestattet: *l'esprit, un esprit, de l'esprit, d'esprit* (= spirituel) für das einzige lat. *spiritus*. —

Weil der Nominativ dem Accusativ formgleich geworden, war es Bedürfniss, beide durch Position zu unterscheiden; daher jene knappgeschürzte Konstruktion gegenüber dem Lateinischen.

1) Diese Divergenz erklärt sich aus der bekannten, nicht immer genug gewürdigten Thatsache, dass die französische, wie alle romanischen Sprachen, nicht aus dem klassischen Latein seinen Ursprung nahm (also nicht „verdorbene Latein“ ist) sondern aus dem Volkslatein, das neben jenem patrizischen Schosskinde als Doppelgänger einher lief, und dass sie sich folglich ebenso naturgemäss aus rohen Anfängen erst entwickeln musste, wie einst das klassische Latein selbst aus oskisch-umbrischem Dunkel.

Wie sehr Sinn und Stellung sich oft gegenseitig bedingen, möge, von den Adjektiven ganz abgesehen, folgendes Beispiel zeigen: Une dame eut le volant de sa robe arraché, un monsieur perdit son chapeau. Mit: eut arraché le v. gieng die passive Bedeutung verloren. Wäre es nicht zuweilen wünschenswerth, wenn wir im Deutschen zur Vermeidung von Zweideutigkeiten ein ebenso billiges Mittel hätten? „Er hat diese Rede gedruckt“ lässt sich von einem Buchdrucker sagen; es kann aber auch heissen: „Er hat ein gedrucktes Exemplar der Rede“. Nicht weniger glücklich haben die romanischen Sprachen, und vor Allen die französische, das Pronomen zur Entwicklung gebracht. Aus dem lat. Adverb inde und ibi schuf es sich zwei weitere, en und y. Pronomen, Konstruktion, Artikel eröffnen denn auch für die Komposition ein neues, ergiebiges Feld zu formaler Übung. — Ein häufiger und sehr schätzbare Ersatz des Passivs ist dem Französischen — ausser dem Reflexivum, das an Verwendung und Bedeutung wuchs, — in dem unbest. Pron. on aus dem Lat. homo erwachsen; unser deutsches „man“. — Mit dem Conditionnel hat die franz. Sprache in der That eine neue Form gewonnen, welche zwei Funktionen tempus und modus zugleich übernimmt. In dem Satze: je croyais qu'il viendrait ist es tempus: das Präteritum von je crois qu'il viendra. In Sätzen aber wie: vous devriez travailler; serait-il trop tard? etc. hat es modale Kraft und nur modale, an den lat. Conjunct. potentialis erinnernd. — Der Conjunktiv herrscht in geringerem Umfange als im Lat.; ganze Gebiete fielen dem Relativ, Futur und Conditionnel zu: z. B. der schon erwähnte C. potentialis (ausg. je ne sache pas), der C. der Futura, der indirekte Fragesatz, die eingeschalteten Sätze (Zumpt §. 545 und 549) der C. der hypothetischen Sätze (frz. si, comme si, quand même); Relativ- und Folgesätze nach talis, tam etc. (frz. tant, si); nur de sorte que und neg. Folgesätze gestatten ab und zu den Conjunctiv. In selteneren Fällen überschreitet das Frz. die Grenze des lat. Conj.: Relativsätze nach dem Superlativ; sive . . . sive (soit . . . soit); quis quis, quid quid (qui que, quoi que) etc.

Den doppelten Akkusativ der Person und der Sache hat das Französische zwar vollständig eingebüsst; um so mehr weiss das Englische davon Gebrauch zu machen. Mit Recht mag auch diese Sprache, obgleich keine romanische, hier in Betracht kommen. Ihre

syntaktische Durchbildung hat vielfach vom Franz. Anregung erhalten, und Sprach- und Wortformen, die diesseits des Kanals verkümmerten, haben jenseits sich weiter entfaltet. The chieftain offered him the liberty for half a crown. Beide Akkusativobjekte lassen sich zum Subjekt der Leideform erheben. The liberty was offered him oder auch He was offered the liberty etc. Interlinear übersetzt: Er wurde angeboten die Freiheit. Mag dieser Akk. der Person auch als unbezeichneter Dativ aufgefasst werden, der sprachl. Process — ursprünglicher Dativ als Subjekt des Passivs — ist darum nicht weniger kübn. Nicht genug damit: selbst präpositionaler Kasus kann passives Subjekt werden. Aus: We sent for him, wird He was sent for. He took possession of them; passiv: they were taken possession of.

Der Infinitiv hat sich im Französischen, im Romanischen überhaupt, ein weites Gebiet erobert. Er vor Allem trat als Ersatz ein, um den Ausfall des Supins, Gerundiums etc. zu decken. Er kann im Gegensatz zur alten Sprache jedes Satzglied vertreten, tritt als Substantiv in beiden Zahlen auf, spärlicher in französischer, häufig jedoch in italienischer Sprache. In letzterer nimmt nicht allein wie im Deutschen, der Infinitiv sein Subjekt oder Akk.-Objekt in Genitivform zu sich: il cadere dell'albero, il variar della religione; sondern er bewahrt trotz seiner entschieden substantivischen Natur sehr häufig seine Rektion: il non conoscere gli (die) uomini è pericoloso; ja sogar das Subjekt kann sich lose an ihm anreihen: il non voler egli andar a Parigi; wörtlich: das nicht wollen er gehen nach Paris = dass er nicht wollte.

Was den franz. Infinitiv am meisten vom lateinischen unterscheidet, ist seine Fähigkeit und Neigung mit Präpositionen aufzutreten, um so die mannigfachsten Verhältnisse auszudrücken ¹⁾; und es mag oft ein und dasselbe Verb den Infinitiv rein mit *de* oder *à* verlangen, je mit sinnigem Wechsel der Bedeutung. Eine kleinere Gruppe von Verben übernimmt dabei in zierlicher Weise die Funktion von Modalverben *commencer*, *finir par*; *achever de*; *venir de* und *à*; *ne pas laisser de* etc., wofür das Deutsche Adverbien einsetzt: zuerst, zuletzt; vollends; soeben, etwa; dennoch. Wie sehr diese

1) s. dagegen Zumpt: Lat. Gr. §. 597 und 598.

Zeitwörter ihren verbalen Charakter einbüßten, zeigt besonders *penser*: *Cette pierre pensa m'écraser* (beinahe) ¹⁾.

Die zwei wichtigsten Verben dieser Gruppe sind aber *aller* und *venir de*, da mit ihnen gleichsam zwei neue Zeitformen gegeben sind, die als allernächste Zukunft und Vergangenheit die Gegenwart umstehen. *Il va partir*, er wird sogleich abreisen (cfr. lat. *scripturus sum*). *Il partira*, das eig. Futur, deutet nicht an, ob bald oder später. *Il vient de partir*, kaum verflossen. *vient* für *Imparfait* und *Indéfini*; *venait* für *Plusqueparfait* und *Passé Antérieur*. Von ausgedehntem Gebrauche ist der Infinitiv der Absicht und des Zweckes, ein Gebrauch der, wie wir es auch im vorjährigen Januar- und Februarheft des Correspondenzblattes lesen, im ältern, vorklassischen Latein existirte, aber später sich verlor: *s'efforcer à*, *chercher à*, *facile à*, *prêt à* etc. selbst mit passiver Bedeutung: *ils sont à craindre*. —

Als Imperativ findet sich der Infinitiv im Franz. so wenig als im Lat. ²⁾; dagegen im Italienischen. Dort mag man Zurufe hören, wie: *caminare! caminare! laufen! laufen!* wie wir es auch im Deutschen sagen. Unsere Muttersprache kennt allerdings noch einen weiteren kräftigen Imperativ ganz eigener Art: das zweite *Particip*, z. B. *Aufgepasst!* oder: *Ihr — ihr dort aussen in der Welt, die Nasen eingespannt!* — Von der Perle der lateinischen Grammatik, wie der *Accusativus cum Infinitivo* schon genannt wurde, haben sich im Franz. leider nur wenige Spuren erhalten, bei *voir*, *entendre*, *sentir*, *faire*, *laisser* und in einigen wenigen andern Fällen, während das Altfranz. ihn noch nach Verben des Denkens und Sagens und des Wollens übt. *Il sofferat moi estre occis*. Eine eigenthümliche Weiterbildung erfuhr aber diese Form durch den *Dat. cum Inf.* *On lui fit traduire César. Non ti lasciar vincere all' ira*. Der

1) Das Italienische, wie auch das Spanische, kennt diesen Gebrauch nicht minder: *Lo squadron volante de' Veneziani finì d'allontanarsi* [. . . finit par s'éloigner] *Manzoni*. *Los dos caballos que acababan de Megar. El Padre Isla*. [. . . qui venaient d'arriver.] Überhaupt tragen diese drei Töchter *Latiums* — was *Syntax* und *Phraseologie* betrifft — Züge frappanter Familienähnlichkeit an sich, die man häufig bei der Stammutter selbst vergeblich suchen würde: der Wortschatz, das ist das reiche Erbe, das letztere ihren Sprösslingen dauernd vermachte, und im lexikalen Theil, in der *Etymologie* ist darum ihr grundbestimmender Einfluss vor Allem zu suchen

2) Dagegen *Altfranz.* *Or de bien faire!* (*Diez* III, p. 211).

lat. Dativ mit Infinitiv bei licet dürfte kaum hieher zu rechnen sein; s. Madvig. Lat. Spr. §. 393 c. Der Acc. cum Inf. gewänne an Umfang, wenn die Grammatiker gestatten wollten, dass auch präpositionaler Infinitiv in solcher Verbindung figurire. Warum nicht? Lassen sich doch Sätze wie: *Il empêcha Carthage de devenir dangereuse; Il m'a prié de venir; On l'a soupçonné d'être parjure etc.* gleich zwanglos auflösen: *Il empêcha que Carthage ne devint dangereuse etc.*

Reiche Entwicklung fand diese Form im Italienischen und Englischen nach Verben des Denkens, Sagens und Wollens. Letztere Sprache geht wiederum einen Schritt weiter und setzt nach lateinischem Vorgange den A. c. Inf. in seine passive Form, den sog. Nom. c. Inf. um, nicht bloss in einigen stereotypen Redensarten, sondern in nahezu vollem Umfange. *Among the inferior classes of mankind, craft and dishonesty are too often found to prevail. Blair. He was not suffered to remain quiet. Macaulay.* Im Franz. bietet „on“ ausreichenden Ersatz hiefür.

Aus dieser dürftigen Zahl herausgegriffener Beispiele mag man immerhin einigermaßen erschen, über welch reiche syntaktische Mittel das Romanische, besonders das Französische, verfügt, wie es wesentliche Stücke des lat. Idioms preisgab, Anderes, Äquivalentes an die Stelle setzte und Altes und Neues zu organischem Ganzen eigenartig verwob.

Was aber Oesterlen's Grammatik betrifft, von deren Besprechung wir ausgingen, so erlauben wir uns das Buch der werthen Versammlung zur aufmerksamen Beachtung und Prüfung zu empfehlen.

Gmünd.

Reuter.

XVII. Vorschläge zu einer consequenteren Bezeichnungsweise in der Stereometrie.

Schreiber dieses hat an drei verschiedenen Lehranstalten Württembergs längere Zeit den Unterricht in der Stereometrie ertheilt und dabei Gelegenheit gehabt, die Vorzüge des bei uns eingeführten Lehrbuchs von Kommerell-Hauck hinlänglich zu erproben. Nur in Einem Punkte glaubt er, dass obiges Werk vielleicht eine kleine Verbesserung brauchen könnte, nämlich in der Be-

zeichnungsweise der stereometrischen Elemente Punkt, Gerade, Ebene. Wenn das Wort von der „gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt“ irgendwo eine Berechtigung hat, so ist es gewiss in der Mathematik. Es ist gar nicht hoch genug anzuschlagen, wie sehr durch eine consequente und adaequate Bezeichnungsweise das Verständniss der Lehrsätze und die Lösung der Aufgaben gefördert werden: Ausserdem ist ja „Eleganz“ neben der Exaktheit ein Hauptstreben des Mathematikers und wenn sich zu dem richtigen Inhalt auch eine hübsche in sich harmonische Darstellungsweise gesellt, so wird die wissenschaftliche Befriedigung durch einen gewissen aesthetischen Genuss noch erhöht. In diesem Sinne möchte der Unterzeichnete daher einige bescheidene Reformvorschläge zunächst für das von Punkten, Geraden und Ebenen handelnde erste Buch in Kommerell-Hauck machen. Statt die Punkte und Ebenen gleichermassen durch grosse lateinische Buchstaben zu bezeichnen, würde er die Ebenen durch griechische Buchstaben, die Geraden durch kleine lateinische Buchstaben, beziehungsweise durch arabische Zahlen, die Punkte durch grosse lateinische Buchstaben darstellen, so zwar dass die Geraden der Ebene α durch a^1, a^2 etc. die Punkte auf α durch A^1, A^2 etc. wennnothig durch $A_1^1 A_1^2 A_2^1$ etc. bezeichnet werden. Die Schnittlinie zweier Ebenen α und β würde kurz durch $\overline{\alpha\beta}$, der Keil der beiden Ebenen durch $\hat{\alpha\beta}$, der Schnittpunkt der drei Ebenen α, β und γ durch $(\alpha \beta \gamma)$ bezeichnet, der Schnittpunkt zweier Geraden a_1 und a_2 oder $\overline{1} \overline{2}$ durch $(a_1 a_2)$ bzw. $(1, 2)$ der Winkel dieser beiden Geraden durch $\overset{1}{a_1 a_2}$ bzw. $\overset{1}{1, 2}$ und die Ebene dieses Winkels durch Ebene $\overset{1}{a_1 a_2}$, Ebene $\overset{1}{1, 2}$. Ein paar Beispiele mögen die Sache erläutern: Der Lehrsatz, dass parallele Ebenen von andern Ebenen nach parallelen Geraden geschnitten werden, würde sich in dem neuen Gewande folgendermassen praesentiren:

Voraussetzung: $\alpha \parallel \beta$

Behauptung: $\overline{\alpha\gamma} \parallel \overline{\beta\gamma}$

Beweis: $\overline{\alpha\gamma}$ und $\overline{\beta\gamma}$ liegen in γ , sind also nicht windschief. Es liegt aber zugleich $\overline{\alpha\gamma}$ in α und $\overline{\beta\gamma}$ in β . Folglich haben $\overline{\alpha\gamma}$ und $\overline{\beta\gamma}$ keinen (endlichen) Punkt gemein, da nach Voraussetzung $\alpha \parallel \beta$. Also $\overline{\alpha\gamma} \parallel \overline{\beta\gamma}$ (q. e. d.)

Der Satz, dass zwei Ebenen, die einer dritten parallel sind, unter sich parallel sind, würde folgende Form erhalten:

Voraussetzung: $\alpha \parallel \beta$, $\alpha \parallel \gamma$.

Behauptung: $\beta \parallel \gamma$.

Beweis: ($\overline{\delta\varepsilon}$ sei nicht $\parallel \alpha$, β oder γ) $\overline{\alpha\varepsilon} \parallel \overline{\beta\varepsilon}$, $\overline{\alpha\varepsilon} \parallel \overline{\gamma\varepsilon}$, also $\overline{\beta\varepsilon} \parallel \overline{\gamma\varepsilon}$
 $\overline{\alpha\delta} \parallel \overline{\beta\delta}$, $\overline{\alpha\delta} \parallel \overline{\gamma\delta}$, also $\overline{\beta\delta} \parallel \overline{\gamma\delta}$

daher die Schenkel von $\overline{\beta\varepsilon} \overline{\beta\delta}$ einzeln \parallel denen von $\overline{\gamma\varepsilon} \overline{\gamma\delta}$. Daher $\beta \parallel \gamma$ (q. e. d.)

Wie man sieht, ist der Ausdruck „Ebene M“ durch den einzigen Buchstaben α ersetzt und dies kann geschehen, weil eben α in dem neuen Bezeichnungssystem gar nichts anderes bedeuten kann als eine Ebene. Ebenso fällt die Bemerkung ganz weg „eine vierte Ebene E schneide die drei ersten nach m n p etc. etc.“ denn im neuen System ist ohne weiteres klar, dass δ und ε eine vierte und fünfte Ebene $\alpha\delta$ $\beta\varepsilon$ etc. deren Schnitte mit den drei ersten bedeuten, die Gerade l in Kommerell wird durch $\overline{\delta\varepsilon}$ bezeichnet und die Vorbemerkung des Beweises besagt, dass, da diese Gerade zu keiner der 3 Ebenen α , β , $\gamma \parallel$ ist, auch die Schnittpunkte ($\alpha \delta \varepsilon$), ($\beta \delta \varepsilon$) und ($\gamma \delta \varepsilon$) wirkliche Punkte und die $\sphericalangle \sphericalangle \overline{\beta\varepsilon} \overline{\beta\delta}$ und $\overline{\gamma\varepsilon} \overline{\gamma\delta}$ eigentliche $\sphericalangle \sphericalangle$ sind.

Der Satz von den perspectivischen Dreiecken, würde sich folgendermassen praesentiren:

Voraussetzung: 1, 2, 3 gehen durch einen Punkt (1, 2, 3)

Behauptung: $A_1 A_2$ und $B_1 B_2$, $A_2 A_3$ und $B_2 B_3$, $A_3 A_1$ und $B_3 B_1$ schneiden sich paarweise.

Beweis: A_1, A_2, B_1, B_2 liegen in Ebene 1 2, also müssen sich $A_1 A_2$ und $B_1 B_2$ (im Endlichen oder Unendlichen, je nachdem $\alpha \parallel \beta$ oder nicht) schneiden u. s. f.

Hiebei ist wieder ohne Weiteres klar, dass z. B. A_1 den Schnitt der Ebene α mit der Geraden A, B_3 den Schnitt von β und 3 bedeutet.

Sollten diese Vorschläge einigermaßen Anklang finden, so wäre der Verfasser gern bereit, auch für die folgenden Bücher ähnliche Vereinfachungen mitzuthemen. Soviel kann er aus Erfahrung sagen, dass seitens der Schüler das neue System rasch verstanden und richtig gehandhabt wurde.

Ludwigsburg im Januar 1881.

H. Seybold.

XVIII. Zum Tactionsproblem.

1) Von den Beziehungen, welche zwischen den Gebilden zweier fester Kreise K_1 u. K_2 stattfinden, mögen nachstehend einige mitgeteilt werden, weil sie auf eine neue ¹⁾ Lösung des Tactionsproblems führen, die an Eleganz hinter der gewöhnlichen (mittelst der Pole und des Potenzcentrums, Spieker XVII, §. 277) nicht zurückstehen dürfte.

2) Behufs einfacherer Ausdrucksweise möge es gestattet sein, jeden Kreis, der um irgend einen Punkt P der Chordale der zwei Kreise K_1 und K_2 mit der zugehörigen Tangente als Radius beschrieben wird, als einen Potenzkreis der beiden festen Kreise zu bezeichnen: sein Radius ist die Quadratwurzel aus der Potenz von P für K_1 und K_2 .

3) Satz. Ist an zwei Kreise K_1 u. K_2 ein beliebiger Potenzkreis, sowie irgend ein Berührungskreis gezeichnet, so geht die Chordale dieser letzteren Kreise durch einen Ähnlichkeitspunkt der beiden ersteren und zwar durch den äusseren bei gleichartiger, durch den inneren bei ungleichartiger Berührung.

Bew. Bei gleichartiger Berührung geht die Verbindungsgerade der beiden Berührungspunkte durch den äusseren Ähnlichkeitspunkt, das Produkt aus ihren Abschnitten ist also gleich dem Produkt aus den entsprechenden Abschnitten auf der Centrale. Diesem aber ist auch gleich das Produkt aus den Abschnitten auf derjenigen Sekante, welche zwei gleichartige ²⁾ Kreisschnittpunkte des Potenzkreises verbindet.

4) Satz. Die Sekante, nach welcher K_1 (oder K_2) durch einen beliebigen Potenzkreis geschnitten, und

1) Wenigstens soweit dem Verf. bekannt. Er fand sie bei Untersuchungen, die für Unterrichtszwecke angestellt wurden.

2) Cfr. Corresp.-Blatt, 1880, H. 5 und 6, der Chordalpunktkreis, Vorbemerkung. Bei einschliessend liegenden, sowie sich schneidenden Kreisen erhält man ein Grenzpunktpaar durch das in einem Ähnlichkeitspunkt auf der Centrale errichtete Loth. Hiebei ergeben sich interessante Analogieen mit dem Fall der ausschliessenden Lage. Auch lässt sich zeigen, dass jeder (K_1 und K_2 rechtwinklig schneidende) Potenzkreis K_1 und K_2 nach 2 Aussen- und 2 Innenpunkten schneidet.

die gemeinschaftliche Tangente, auf welcher K_1 (resp. K_2) durch irgend einen Berührungskreis berührt wird, treffen sich auf der Chordale des Potenz- und des Berührungskreises.

Bew. K_1 und K_2 sollen vom Potenzkreis in B_3 und C_3 , resp. in B_4 und C_4 geschnitten werden, wobei die Punkte B auf den Aussen = die Punkte C auf den Innenbögen gedacht sind; der Berührungskreis k aber berühre diesmal K_1 und K_2 ungleichartig in C_5 und B_6 . Trifft nun die Tangente, die in C_5 an K_1 gelegt wird, die Sekante $C_3 B_3$ in P_3 , so ist P_3 ein Punkt gleicher Potenzen für den Potenzkreis und K_1 einer-, für k und K_1 andererseits, also auch für den Potenz- und den Berührungskreis, somit fällt P_3 auf deren Chordale.

5) Diese beiden Sätze (Nro. 3 und Nro. 4) treten recht eigentlich als Fundamentalsätze auf für die Beziehungen, welche an 3 Kreisen stattfinden. Mit ihrer Hilfe ergibt sich das Folgende.

6) Satz. Zu 2 Berührungskreisen k_1 und k_2 , welche 2 feste Kreise K_1 und K_2 gleichartig, aber in entgegengesetztem Sinn berühren¹⁾, existirt immer ein dritter Kreis, der mit k_1 und k_2 die Chordale gemeinsam hat, K_1 und K_2 aber rechtwinklig schneidet.

Bew. Die Chordale von k_1 und k_2 geht jedenfalls durch denselben (in unserem Fall den äussern) Ähnlichkeitspunkt von K_1 und K_2 . Nach Satz 3 existirt aber zu jedem dieser Kreise ein Potenzkreis, der diese Chordale mit ihm gemeinsam hat. Der Mittelpunkt P dieses Potenzkreises muss also auf der Centrale $M_1 M_2$ der beiden Berührungskreise liegen. Andererseits aber liegt P auf der Chordale der Kreise K_1 und K_2 , weil sein Kreis Potenzkreis zu K_1 und K_2 werden soll. P liegt also da, wo die Chordale zu K_1 und K_2 von der Centrale $m_1 m_2$ geschnitten wird.

Zugleich ist ersichtlich, dass dies nur stattfinden kann, wenn die Sekanten, welche durch die Berührungspunkte von k_1 auf K_1 und K_2 (resp. von k_2 auf K_1 und K_2) gelegt werden, sich in demselben Ähnlichkeitspunkte treffen. Dies aber ist nur dann der Fall, wenn durch die 2 Kreise entgegengesetzte Berührung stattfindet.

1) Z. B. k_1 berühre K_1 und K_2 ausschliessend, k_2 aber berühre sie beide einschliessend.

7) Satz. Werden an 2 Kreise K_1 und K_2 ein Berührungs- und ein Potenzkreis gelegt und zu deren Chordale die Pole in Bezug auf K_1 und K_2 bestimmt, so liegt jeder dieser Pole mit dem Berührungspunkt seines Kreises und mit dem Potenzkreiscentrum in gerader Linie.

Bew. Der Pol zu K_1 sei p_1 , der Berührungspunkt wieder C_5 , die Schnittpunkte zwischen K_1 und dem Potenzkreis seien wieder B_3 und C_3 , das Potenzkreiscentrum sei P . Dann treffen sich wieder $C_3 B_3$ und die Tangente in C_5 im Punkte P_3 . Nun ist p_1 Pol der Chordale zu K_1 , C_5 Pol der Tangente (in C_5) und endlich P Pol der $B_3 C_3$. Aber diese 3 Geraden gehen durch denselben Punkt P_3 , also liegen ihre Pole auf derselben Geraden.

8) Zu 3 Kreisen K_1 , K_2 und K_3 seien wieder die 6 Ähnlichkeitspunkte J und A in der Weise bestimmt, dass zu K_1 und K_2 die J_{12} und A_{12} , zu K_2 und K_3 aber J_{23} und A_{23} , endlich zu K_3 und K_1 die Punkte J_{31} und A_{31} gehören.

9) Satz. Je 3 Ähnlichkeitspunkte liegen in einer Geraden.

Bew. Man denke sich zu K_1 , K_2 und K_3 den (einzigen hier möglichen) Potenzkreis ¹⁾, sowie einen Kreis k construiert, der K_1 , K_2 und K_3 (etwa ausschliessend) berühre. Nun geht die Chordale von K_t und k durch A_{12} (nach Nro. 3), weil k die K_1 und K_2 berührt; aber auch durch A_{23} , weil k auch K_2 und K_3 berührt; und endlich durch A_{31} , weil K_3 und K_1 von k berührt werden. Zu k und K_t ist aber nur eine Chordale möglich, also liegen A_{12} , A_{23} und A_{31} in einer Geraden. Ebenso für die übrigen Ähnlichkeitsachsen.

10) Satz. Jede Ähnlichkeitsachse ist gemeinsame Chordale des Potenzkreises und eines Kreispaares, welches die 3 Kreise in entgegengesetztem Sinn berührt.

Bew. Folgt unmittelbar aus Nr. 9 und 6.

11) Satz. Die Sekante, nach welcher einer der 3 Kreise vom Potenzkreis geschnitten, und die Tangente, in welcher er durch einen der gemeinschaftlichen Berührungskreise berührt wird, treffen sich auf derjenigen Ähnlich-

1) Eben der Chordalpunktkreis K_t .

keitsachse, welche Chordale zum Potenz- und dem Berührungskreis ist.

Bew. Nr. 4 und Nr. 10.

12) Der Vollständigkeit halber möge auch derjenige Satz noch auf diesem Wege abgeleitet werden, welcher für die gewöhnliche Lösung des Tactionsproblems benützt wird. Aus Nr. 7 und Nr. 10 folgt nemlich sofort:

Satz. Der Berührungspunkt eines der Berührungskreise, das Potenzkreiscentrum und der Pol der zugehörigen Ähnlichkeitsachse in Bezug auf den berührten Kreis liegen in gerader Linie.

13) Tactionsproblem. An 3 feste Kreise K_1 , K_2 und K_3 die gemeinschaftlichen Berührungskreise zu legen.

Aufl. Zeichne den Potenzkreis und die 4 Ähnlichkeitsachsen der 3 Kreise. Die Ähnlichkeitsachsen werden von den 3 Sekanten, nach welchen K_1 , K_2 und K_3 durch den Potenzkreis geschnitten werden, in $3 \cdot 4 = 12$ Punkten geschnitten. Aus jedem dieser 12 Punkte ziehe 2 Tangenten an denjenigen Kreis, aus welchem die Sekante kommt. Die Berührungspunkte dieser 24 Tangenten sind die 24 Berührungspunkte, durch welche je zu Dreien ein Kreis gelegt wird.

14) Bei der graphischen Ausführung können verschiedene dieser Schnittpunkte, aus welchen die Tangenten an K_1 , K_2 und K_3 gezogen werden sollen, über das Zeichenblatt hinaus fallen. Dann dient zur Ausführung die

Hilfsaufgabe: Aus dem unzugänglichen Schnittpunkt S zweier Geraden G_1 und G_2 die Tangenten an einen geb. Kreis K zu ziehen.

Aufl. Fülle $MF_1 \perp G_1$ und $MF_2 \perp G_2$; berühren nun die gesuchten Tangenten in B_1 und B_2 , so ist $\angle SB_1M = \angle SF_1M = \angle SB_2M = \angle SF_2M = 90^\circ$, also liegen die 5 Punkte F_1 , B_1 , M , F_2 und B_2 auf demselben Kreis (für den SM als Durchmesser zu denken). Von diesen 5 Punkten hat man aber F_1 , M und F_2 , der durch diese gelegte Kreis liefert also B_1 und B_2 .

15) Hiernach ergibt sich für Nr. 13 noch folgende Lösung:

Fälle aus M_1 das Loth auf eine Ähnlichkeitsachse: Fusspunkt F_1 ; verbinde M_1 mit dem Potenzcentrum, so kommt Schnittpunkt F_2

zwischen dieser Verbindungsgeraden und der Sekante, nach welcher K_1 durch den Potenzkreis geschnitten wird. Der durch M_1 , F_1 und F_2 gelegte Kreis bestimmt 2 Berührungspunkte auf K_1 .

Ebenso verfähre zwischen M_1 und den 3 andern Ähnlichkeitsachsen und endlich mit den beiden andern Kreisen. Auch diese Lösung liefert natürlich 24 Berührungspunkte.

Calw, im Dezember 1880.

Hertter.

XIX. Über einen Missbrauch bei Nachhilfestunden.

Bei den vielen Klagen, die in letzter Zeit über unsere Gymnasien laut wurden, dürfte es im Interesse dieser selbst liegen, wenn thatsächliche Mängel rücksichtslos klar gelegt werden; mit um so mehr Entschiedenheit kann man dann unbegründeten Beschwerden entgegenreten. Solche thatsächliche Mängel dürften aber in folgenden-Verhältnissen vorliegen, die Schreiber dieses jüngst an einem preussischen Gymnasium in einer der reichsten Handelsstädte Deutschlands kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

In Folge der Verhandlungen wegen Überbürdung der Schüler wurde auch viel über das Nachhilfsunwesen gesprochen. So unberechtigt nun auch diese Klagen theilweise sein mögen, durch Verhältnisse, wie wir sie hier im Auge haben, finden sie jedenfalls eine starke Stütze. Wenn es nämlich vorkommt, dass begabte Schüler, die Besten ihrer Klasse, trotzdem Jahr aus Jahr ein täglich ihre Nachhilfestunden haben, so dürfte darin entschieden ein Missbrauch liegen; wenn aber vollends die Eltern ihren Jungen den Stoff, der am Gymnasium erst später behandelt werden soll, im Voraus einpacken lassen, so scheint es unbegreiflich, wie ein Lehrercollegium das gestatten kann. Es ist klar, dass dadurch andere Schüler, die nicht die Mittel haben, sich derartiger Nachhilfe zu bedienen, oder auch nicht die Kraft, neben ihren regelmässigen Hausaufgaben noch vorzuarbeiten, in unverantwortlicher Weise zurückgesetzt werden. Andererseits werden natürlich, wenn, wie es hier der Fall ist, mehrere auf diese Weise unnatürlich viel leisten, die Forderungen im Allgemeinen höher geschraubt, und so

ist es denn ganz begabten und tüchtigen Jungen oft absolut unmöglich mitzukommen. In der That kam es auch vor, dass ein Knabe, der an jenem Gymnasium durchaus nicht vorwärts kam, an einem anderen sehr tüchtigen Gymnasium nun der primus seiner Klasse ist; und auch anderen Jungen, die nicht vermochten den Forderungen an jenem Gymnasium zu genügen, gelingt es nun an verschiedenen anderen Orten vortrefflich.

Ganz abgesehen aber von dem Unrecht, das durch ein solches Verfahren den Schülern zugefügt wird, scheint es mir nicht sehr von pädagogischem Scharfblick zu zeugen, wenn man ein solches Strebertum gestattet. Es ist klar, dass hiedurch das einfache, edle Streben, seiner Pflicht zu genügen, ganz verloren geht, und das „*ὑπείροχόν ἔμμεναι ἄλλων*“ Hauptmotiv des Fleisses wird. Erhöht wird dann noch dieser, jeden sittlichen Gehaltes entbehrende Ehrgeiz durch die Art und Weise, wie an jenem Gymnasium die Schüler und speciell die primi der einzelnen Klassen öffentlich gefeiert werden; muss ja sogar der jedesmalige Erste mit seinem Preis vor dem versammelten Publicum defiliren, um ihn auf den Tisch des Lehrercollegiums niederzulegen. Geradezu widerlich ist es aber, und ein Zeichen von sehr laxer Zucht, dass die Schüler denjenigen ihrer Mitschüler, die beim öffentlichen Schlussact zu sprechen haben, Beifall klatschen. Der ganze Act erinnert fast an die Lorbeerkränze und Ehrentitel, die in früheren Jahrhunderten den besten Schülern zugeteilt wurden.

Kehren wir jedoch zu dem Punkte zurück, von dem wir ausgingen. Es ist klar, dass in gewissen Fällen die Nachhilfe nicht nur berechtigt, sondern auch wünschenswert ist, auch bei ganz begabten Jungen. Ist es nun nicht geradezu empörend, wenn eben durch jenes Unwesen in der Privatnachhilfe, wie es von Seiten besonders vermögender Eltern cultivirt wird, die Preise der Stunden in einer Weise gesteigert sind, dass eben nur die Reichsten sich dieser Hilfe bedienen können. Verlangen ja sogar die Gymnasiasten an jenem Gymnasium 3 Mark für die Stunde! Ein philologisch gebildeter Lehrer bekommt 1000—1800 Mark jährlich, wenn er einen Knaben täglich eine Stunde bei Anfertigung seiner Schulaufgaben beaufsichtigt (NB. ein bayerischer, staatlich angestellter Gymnasialassistent bekommt noch nicht 1300 Mark Gehalt!), für eine einzelne Stunde erhält er 5 Mark. So kommt es, dass es

auch bei ganz begabten Jungen weniger vermögender Eltern oft „rein eine Geldfrage“ ist, wie sich ein Lehrer jenes Gymnasiums ausdrückte, ob sie die Bildung, welche das Gymnasium bietet, erlangen können. Dass übrigens bei einer Klasse von 40—50 Schülern, einer Zahl, die dort öfter erreicht wird, es leicht vorkommen kann, dass auch ein begabter Schüler nicht recht vorwärts kommt bei der geringen Berücksichtigung, die dem einzelnen zu Theil wird, ist klar.

— R —

XX. Der Sprachunterricht in den Unterklassen der Gelehrtenschulen.

Fortsetzung: Der lateinische Unterricht im II. Schuljahr.

Im vorigen Jahrgang des Correspondenz-Blattes haben die Verfasser der lateinischen Grammatik Kuhn-Fick ihre Ansichten über den Sprachunterricht in Unterklassen der Gelehrtenschulen überhaupt, im Besonderen über den lateinischen des I. Schuljahres dargelegt und zugleich die Einrichtung des seither im Druck erschienenen Büchleins ¹⁾ besprochen, das nach ihrer Ansicht geeignet sein soll, die Schwierigkeiten des ersten Lateinunterrichts ganz erheblich zu vermindern, den Lehrern das Unterrichten, noch mehr aber den Schülern, hauptsächlich dem „Mittelgute“, das Erlernen der fremden Sprache zu erleichtern, auch den minder Begabten, deren Anlagen eine langsamere Entwicklung verlangen, das Mitkommen zu ermöglichen und dadurch vor allem die Freude am Latein zu erhalten.

Und in der That haben die H. H. Kollegen, denen das Manuscript zur Prüfung und Begutachtung vorgelegt wurde, manche nach Lesung des oben erwähnten Programms und Prospekts theils mündlich, theils schriftlich, mehrfach mit Bemerkungen und dankenswerthen Vorschlägen zu einigen Änderungen und weiteren Verbesserungen

1) Lateinische Grammatik samt Übungsstücken und Vocabular. Mit steter Rücksichtnahme auf das Deutsche zum Gebrauch für Sexta und zum Selbstunterricht bearbeitet von W. Kuhn, Präzeptor am Realgymnasium zu Stuttgart und W. Fick, Kollaborator in Blaubeuren. Tübingen, Franz Fues.

rungen dem hier eingeschlagenen Gang und der befolgten Methode zugestimmt, so dass die Verfasser der angenehmen Hoffnung leben, ihr gemeinsames Werk bald in ziemlich vielen Schulen unseres engeren Vaterlandes eingeführt zu sehen. Aufgemuntert durch diese freundliche Beurtheilung wagt der Unterzeichnete die Fortsetzung des letztjährigen Aufsatzes und erlaubt sich hier einige Wünsche bezüglich des lateinischen Unterrichts in Quinta niederzulegen.

Es geschieht dies in der Absicht, die bis jetzt häufig beinahe ganz ignorirte und in ihrem Werth unterschätzte Methode des elementaren Lateinunterrichts durch mündliche und schriftliche Besprechung der hieran besonders interessirten Leser dieses Blattes zu fördern, dadurch selbst zu lernen, zu hören und zu sehen, wie es andere angreifen und betreiben, um ein gutes Resultat zu erzielen.

Zunächst wäre der Stoff für das II. Jahr festzustellen, die Meinungen werden aber darüber so lange weit auseinander gehen, bis die Frage über Trennung des Unregelmässigen vom Regelmässigen völlig entschieden ist. In dem schon mehrmals erwähnten Büchlein für Sexta mussten wir trotz grosser Vorliebe für Zurückstellung der Ausnahmen, um allen Forderungen gerecht zu werden und die Anhänger der in der Hauptsache gegenwärtig noch herrschenden Methode im Gebrauche und an der Einführung nicht zu hindern, die Unregelmässigkeiten hinter dem Regelmässigen beisetzen. Es wäre aber unbedingt ein grosser methodischer Fortschritt, wenn — wie die norddeutschen Grammatiken thun — im I. Jahr nur Regelmässiges durchgenommen und sämtliche Ausnahmen dem ersten Viertel- oder Halbjahr des II. Jahres zugewiesen würden. Diese Forderung stellt von den Süddeutschen z. B. Englmann (Vorrede zu seiner Grammatik), wenn er sagt: „für einen langsamen und geregelten Stufengang des vorbereitenden Unterrichts (Klasse I—IV), wodurch allein ein sicherer Fortschritt erzielt wird, ist eben Beschränkung des Materials die erste Bedingung.“ Ähnlich bei Plötz: „Feste und sichere Einübung der grammatischen Elemente ist nur bei pädagogischer Beschränkung des Stoffes möglich.“ Englmann verlangt für Klasse I: das Allgemeine und Regelmässige, für Klasse II: das Übrige der Formenlehre nebst Kasus-

Lehre (III und IV das Ganze der Syntax) und fährt fort: „dann hat man hinreichend Zeit, die so gestellten und geordneten Aufgaben vollständig und zugleich so gründlich zu lösen, dass man nicht mehr nöthig haben wird, wegen kursorischen Elementar-Unterrichts der überkommenen Zöglinge wieder auf Prinzipien zurückzugehen und sich in einem engen Kreise formeller Spracherlernung zu bewegen.“ Langsamer noch verfährt Hennings (Elementarbuch zu der Grammatik Ellendt-Seyfert); er behandelt in seinem Büchlein für Quinta: nach Repetition der regelmässigen Formenlehre (erweitertes Vocubular) die unregelmässige und einige syntaktische Vorbegriffe, für Quarta: die Casuslehre und weiss sich damit im Einklang mit dem Normalplan der norddeutschen Gymnasien. Desshalb dürfte es wohl der Mühe werth sein, die Ansicht des Verfassers obiger Bücher über Ellendt-Seyffert etwas ausführlicher zu erfahren. Hennings hält dafür, „dass systematische Übungen, welche die Unterschiede des Lateinischen vom Deutschen in der Auffassung der Casus, in der Unterordnung der Sätze durch ut, ne, cum etc., zur Anschauung bringen, in die Quinta durchaus nicht gehören, dass vielmehr die Zeit, die dazu verwendet würde, auf solche Weise dem Cursus für Quarta und Tertia vorzuarbeiten, den Quintanern recht sehr nöthig ist, um sowohl die Kenntniss der regelmässigen Formen immer wieder aufzufrischen, als auch die an Vokabeln wie an Regeln gleich umfangreiche unregelmässige Formenlehre nur zu bewältigen.

(Ebenso Spiess, Plötz, ähnlich Ostermann.) Diesen Grammatiken in der Hauptsache folgend hatte der Unterzeichnete einen bis ins Detail gehenden Lehrplan für Quinta (100 §§.) ausgearbeitet, dessen Beurtheilung und Prüfung ein erfahrener älterer Kollege einer grösseren Anstalt übernahm. Er schreibt unter anderem:

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der von Klasse I und II zu bewältigende Stoff quantitativ und qualitativ zu grosse Anforderungen an Lehrer und Schüler stellt; deshalb dürften die meisten Lehrer eine Reduktion des bisher einzuübenden grammatischen Materials mit Freuden begrüssen. Die Ausdehnung der Formenlehre auf 2 Jahr-

gänge würde jedoch an dem Lehrplan der Gymnasien einen schwer zu überwindenden Widerstand finden. Die Casuslehre wird wohl — wenn auch in beschränkterem Umfange — immer Pensum von Klasse II bleiben. Doch wäre — namentlich wegen des vielfach so sehr vernachlässigten Exponirens, das für Aneignung der lateinischen Sprache zum mindesten so wichtig ist, als das Komponiren — sehr zu wünschen, dass die schwierigeren Casusregeln, dann besonders §§. wie 99. 7 und 8; 100, und alle Anmerkungen, Mehreres aus den Städteregein, der Lehre von temp., consec. temp., der II. Klasse abgenommen würde. Es könnte dann das systematische und rationelle, mit dem Übersetzen in engster Verbindung stehende Vokabellernen mehr zu seinem Rechte kommen.

Auf dieses Urtheil hin muss die zu weit nach Norden vorge-schobene Position Hennings verlassen und für Kollaboratur-schulen auf Englmann zurückgegangen werden, der die Mitte hält zwischen dem allzu raschen Gang in unseren grossen württem-bergischen Anstalten und dem scheinets allzu langsamen der nord-deutschen, indem er für Quinta, wie schon oben bemerkt wurde, verlangt:

Die unregelmässige Formenlehre und die Casuslehre.

Vor Ausführung des aus dieser Forderung sich ergebenden Lehrplans folgen einige Bemerkungen.

Ein Büchlein für Klasse II sollte zerfallen in

- A) Grammatik.
- B) Übungsbeispiele (lateinisch und deutsch).
- C) Vocabularium.
- D) Paradigmata.
- E) Phrasensammlung, vielleicht noch
- F) Materialien zur Einübung der Formen- und Casuslehre.

A 1. Von den grammatikalischen Vorbemerkungen würde ein ziemlicher Theil der im Buche für Sexta enthaltenen in Quinta wiederkehren, durch kleineren Druck unterschieden von den wichtigeren neu hinzugekommenen.

2. Vermehrte Berücksichtigung fordert die Etymologie.

3. Von ausserordentlicher Bedeutung ist die stete und konsequent durchgeführte Rücksichtnahme auf das Deutsche

(wie in Sexta) hauptsächlich bei abweichenden Konstruktionen, vor allem in der Casuslehre. Nur wenige Grammatiken haben einen Anlauf dazu genommen, ermangeln auch der für ein Elementarbuch nöthigen Ausführlichkeit. Deshalb ist der Lehrer gezwungen, Vieles in ein „Grammatikheft“ zu diktiren, was durch ein wirklich gutes Buch unnöthig werden muss.

4. Die Fassung der einzelnen Regeln muss auf das wörtliche Auswendiglernen berechnet, also möglichst kurz und präzis sein (durch den Druck von den nöthigen Erklärungen abgehoben). Auch Reimregeln leisten gute Dienste.

B 1. In unmittelbarer Verbindung mit den entsprechenden §§, der Grammatik ständen die Beispiele zum Exponiren und Komponiren (Verhältniss wie 3 : 5). Eine Trennung des Expositions- und Kompositionsstoffes, wie sie z. B. Hermann-Weckherlin zeigt, halten wir für einen methodischen Fehler, dessen Nachtheile täglich beobachtet werden können.

2. Sämmtliche Sätze müssen numerirt, grosse Abschnitte in mehrere kleine getheilt, Regeln enthaltende Wörter gesperrt gedruckt sein (s. Plötz, Middendorf).

3. Soviel als möglich sollen die behandelten Regeln in den folgenden Übungsbeispielen wieder und immer wieder zur Anwendung kommen, sonst verliert sich die erzielte Sicherheit und Fertigkeit und werden stete Repetitionen des Ganzen nöthig, die mit Zeitverlust und grosser Unlust verknüpft sind. (Nur ein Beispiel: H.W. §. 226 finden sich 40 Sätze zur Einübung des sogenannten doppelten Nominativs, in den §§. 227—267, zur Repetition desselben 13!!)

4. Sehr zu hüten hätte man sich, beim Zusammensuchen der Übungsbeispiele solche aufzunehmen, die ein Verweisen auf erst später zur Behandlung kommende §§. nöthig machen (s. Hennings, Vorrede: spätere Regeln sind nicht vorweg anzuwenden!) oder minder wichtige Regeln durch Anmerkungen abzumachen, noch weniger ist der Bequemlichkeit halber auf das Wörterbuch zu verweisen. Solche Verstösse passiren Hermann Weckherlin (VII. Aufl.) z. B. Seite 158. 165. 169. 178. 179. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 193. 195. 196. 199. 200. 202. 271. 274. 286. 303. 307. 308. 310. 312. 316. 317. 319. 320. 321. 323 etc.

5. Für repetirende und gemischte Beispiele (in besonderen Abschnitten) wäre reichlich zu sorgen (fehlen in H.W. gänzlich!).

6. Auch die Einreihung passender zusammenhängender Stücke bei jedem Kapitel ist von grossem Werthe. Was helfen die 82 in H.W., wenn die Mehrzahl derselben erst nach Absolvirung des ganzen Buches übersetzt werden kann?

A und B würden zwischen den Abschnitten aus der Formenlehre einzelne wichtigere syntaktische Regeln zeigen. Plötz sagt darüber in der Vorrede seiner Elementar-Grammatik:

„Wenn das System, nach welchem der Schüler die grammatischen Elemente übersehen soll, eine strenge Trennung von Formenlehre und Syntax verlangt, so fördert im Gegentheil die Methode, nach welcher gelernt wird, eine verständige Combination beider.“

Besonders ohne Acc. c. Inf. und Abl. absol. „ist es ganz unmöglich, die unregelmässigen Verba in ihren Hauptformen genügend an Sätzen zu üben, welche lateinischen Schriftstellern entlehnt sind“.

Wenn aber solche syntaktische Regeln zur Unterstützung gründlicher Einübung der Formenlehre herbeigezogen werden, darf die Behandlung nicht bloss auf die mechanische Fertigkeit abzielen (Weckherlin §. 97!), dass die jedesmalige Anwendung in den späteren Beispielen nur auf Wink erfolgen kann (wie z. B. Plötz in seiner lateinischen Vorschule jedesmal Acc. c. Inf. in Klammern beisetzt) sondern muss das volle Verständniss herbeiführen (also Regel H.W. §. 170, a. b. c.), dass der Schüler stets weiss, warum er z. B. den Acc. c. Inf. anwendet.

C 1. Die Einrichtung eines guten Vocabulars denken wir uns nach Art konzentrischer Kreise. Von den in Sexta erlernten Wörtern — etwa 1500 — kehren im Wörterverzeichnis für Quinta ohngefähr 1000 wieder (die am häufigsten zur Anwendung gebrachten sitzen fest, auch alle Eigennamen), dazu kommen 1200 bis 1500 neue, die zwischen den zu wiederholenden durch den Druck hervorgehoben sind (ähnlich für Klasse III, Kl. IV bekäme ein etymologisch geordnetes Vocabularium).

2. Alle Vocabeln sind nach den betreffenden Kapiteln und §§. des Übungsbuches alphabetisch geordnet und numerirt.

3. Das Vokabellernen soll auf dieser Stufe in innigster

Verbindung mit dem Übersetzen stattfinden, nicht selbständig und ohne inneren Zusammenhang mit demselben daneben hergehen. Wörter, die nicht sofort gebraucht werden, oft auf Jahre voraus zu lernen, ist für Schüler dieses Alters eine unerhörte Zumuthung und Plackerei. Durch eine vernünftigeren Anordnung und Vertheilung des Lernstoffs könnte mancher berechtigten Klage wegen Überbürdung der Hausaufgaben abgeholfen werden.

4. Ein Wörterbuch sollte für Quinta ganz unnöthig sein und bleiben, es verleitet die Schüler, sich wie auf einen „Faulenzer“ darauf zu verlassen und ist ein ebenso unumwundenes, deutliches Geständniss der Schwäche und fehlerhafter Einrichtung, wie wenn eine sogenannte Schulgrammatik Hilfsbücher nöthig hat, um ihren erfolgreichen Gebrauch in der Schule zu ermöglichen.

(Fortsetzung folgt.)

Blaubeuren, Mai 1881.

W. Fick.

XXI. Wie sind die alten Classiker zu übersetzen?

(nebst angehängter Probe eines Übersetzungs-Versuchs aus Tacitus Germania.)

In Betreff der obigen Frage scheinen die Ansichten noch mehrfach auseinanderzugehen, und demgemäss auch die Übersetzungen selber verschieden auszufallen; und doch ist eine richtige Beantwortung derselben von entschiedener Wichtigkeit, wenn irgend diese alten Schriftsteller einem weiteren Leserkreis nahegebracht werden sollen, damit ihre unvergängliche Kraft und Schönheit fort und fort ihren bildenden Einfluss auf unser Geschlecht äussere.

Im Allgemeinen freilich wird man kaum noch auf Widerspruch stossen, wenn man verlangt, dass die deutsche Übersetzung in der Ausdrucksweise wie in der Satzform auch wirklich gut deutsch sein müsse, und dass in diesen beiden Beziehungen unser jetziger Sprachgebrauch, wie er sich unter dem Einfluss der neueren deutschen Classiker ausgebildet hat, wesentlich zu berücksichtigen sei. Weniger aber scheint man noch darüber einig zu sein, inwieweit doch auch darauf Bedacht zu nehmen sei, dass man die Weise und Form des

griechischen oder römischen Schriftstellers in der Übersetzung wieder erscheinen lasse, so dass man den Schriftsteller auch im Deutschen gewissermassen nachgebildet finde?

So bekennt sich z. B. — um von älteren derartigen Nachbildungen abzusehen — auch die treffliche Roth'sche Übersetzung des Tacitus in ihrem Vorwort ausdrücklich dazu, dass die deutsche Übersetzung dem lateinischen Original näher stehen müsse, als irgendwelchem deutschen, wenn auch weniger in der Wortstellung, so doch im Ausdruck und Periodenbau; und sie muthet desshalb auch dem deutschen Leser ausdrücklich zu, „dass er sich durch längeres und langsames Lesen in die fremdartige Form erst hineinfinde, damit er den eigenthümlichen Character des alten Schriftstellers erfasse.“

Daraus erklärt sich dann aber eben von selbst, dass diese Übersetzung vom Standpunkt unseres jetzigen deutschen Stils aus betrachtet, an manchen Härten und Schwerfälligkeiten leidet, welche selbstverständlich auf den nicht philologisch Gebildeten noch abschreckender wirkt, als auf den Philologen selbst, der sich doch wenigstens freuen kann, in einer solchen Übersetzung den ihm bekannten und lieben Schriftsteller bis auf einen gewissen Grad wieder zu finden, während jener mit einem fortwährenden sprachlichen Räthsel zu kämpfen hat. Und wie viele sind wohl unter den Nichtphilologen, denen es neben den Gedanken und dem ethischen und ästhetischen Character des alten Schriftstellers (der ihnen ja auch bei jeder andern guten Übersetzung zugänglich bleibt) noch besonders um den eigentlich stilistischen Charakter desselben zu thun wäre (der am Ende doch auch nur mittelst des lateinischen Originals ganz erfasst wird)?

Wir denken uns im Allgemeinen solche Leser, die nun einmal eine derartige Schrift ohne Beihilfe einer Übersetzung nicht zu lesen vermögen, und doch gerne wissen möchten, was in derselben stehe. Vielleicht auch haben sie die eigenthümliche Schönheit, Kraft und Gedankenfülle dieser klassischen Schriftsteller schon öfters rühmen hören und wünschen nun gleichfalls, sich daran erfreuen zu können. Nicht zum wenigsten denken wir auch an solche, die wohl einst während ihres Gymnasiallaufs mit einer Tacitusschrift sich zu beschäftigen hatten, und von dorthier noch eine mehr oder weniger deutliche Ahnung von dem Werth seiner gedankenreichen

Darstellung in sich tragen, die nun aber von ihrem Latein eben viel vergessen haben, und deshalb ihrem Verlangen, den schweren Schriftsteller auch einmal mit Genuss, statt mit mühevoller Arbeit zu lesen, nur mittelst einer gutdeutschen Übersetzung eine Befriedigung zu verschaffen im Stande sind. Wenn aber solche Leser in ihrer Hoffnung nicht getäuscht werden sollen, so darf die Übersetzung nicht in der Weise pedantisch sein, dass sie es darauf anlegt, auch den Stil des alten Schriftstellers förmlich nachzubilden. Man mag dergleichen immerhin versuchen; es ist und bleibt an sich selbst eine interessante Aufgabe. Aber man wird Niemanden dadurch einladen, sich mit dem betreffenden Schriftsteller näher zu beschäftigen.

Zu den unbedingten Pflichten eines Übersetzers rechnen wir natürlich die möglichste Treue in Wiedergabe dessen, was der erkennbare Sinn des Schriftstellers ist. Die Gedanken desselben, sowohl die einzelnen für sich, als dieselben in ihrem Zusammenhang unter einander sollen unverfälscht und unverkürzt zum Ausdruck kommen. Auch die Gefühlsstimmung, wie sie aus einer Rede sich zu erkennen gibt, darf dabei nicht unbeachtet bleiben. Auch sie muss sich in Ton und Farbe der Rede offenbaren.

Ausserdem aber soll nun dem Leser eine klare und bestimmte Auffassung der Gedanken des Schriftstellers auch möglichst erleichtert werden, schon aus dem einfachen Grund, weil er sonst wenig Genuss von seiner Lectüre haben wird. Nirgends soll der deutsche Leser durch ungewohnte Redeweisen sich hindurchzuarbeiten haben, nirgends mit seiner eigenen Sprache sich in einen Kampf verwickelt sehen, nirgends das Verlangen in ihm erweckt werden, dass er doch möchte um des besseren Verständnisses willen den Grundtext selber vergleichen können. Daraus ergibt sich aber eben die Forderung, dass die Gedanken des Schriftstellers, soweit sie irgend erkennbar sind, dem deutschen Leser in möglichster Deutlichkeit und Bestimmtheit vorgelegt werden; — eine Forderung, die nicht nur auf die Wahl des einzelnen Ausdrucks, sondern auch auf den Bau der Sätze und auf die logische Verbindung derselben untereinander bezieht. Das Nächste ist allerdings, dass für die einzelnen Worte des Originals die entsprechendsten deutschen Worte gesetzt werden, d. h. diejenigen, welche im deutschen Leser vermöge des einmal herrschenden Sprachgebrauchs (natürlich des gut deutschen) die gleichen Vorstellungen und Begriffe hervorrufen, welche dem Geiste des

Schriftstellers vorschwebten. Aber jeder Gedanke entfaltet sich erst im Satze und wird dadurch etwas Ganzes, für dessen leichte und richtige Auffassung es dann von grösster Wichtigkeit ist, wie die Worte gesetzt sind, wie sie aufeinander folgen. Bei der mündlichen Rede kann der Sprechende durch die Betonung nachhelfen. Bei der schriftlichen muss dies durch die Stellung der Worte im Satz einigermassen ersetzt werden. Endlich kommt aber für das volle Verständniss der Meinung eines Redenden auch darauf viel an, dass der Zusammenhang der einzelnen Sätze (ob causal oder adversativ u. s. w.) gehörig markirt sei. Und auch hier wird der deutsche Sprachgebrauch wohl zu beachten sein; denn nur auf diese Art wird das entstehen, was man eine gut lesbare, fliessende Übersetzung zu nennen pflegt.

Bei alle dem hat natürlich auch diese Freiheit dem Original gegenüber ihre Grenzen, die nicht zu überschreiten sind. Das Moderne als solches darf sich doch nicht in den Vordergrund drängen wollen; einen Tacitus reden zu lassen, wie einen Journalisten oder Novellenschreiber von heute, wäre eine Sünde. Auch sind nicht alle Redensarten und Ausdrücke, denen man jetzt in Büchern oder Zeitungen begegnet, deshalb gut deutsch; vielmehr ist von manchen derselben noch sehr zweifelhaft, ob sie sich behaupten werden. Ohnehin wird sich der Übersetzer ebensowohl vor jeder Übertreibung als Abschwächung der Ausdrücke des Originals zu hüten haben. — In dieser Beziehung könnte man neben der unbedingten Pflicht der Treue gegenüber dem alten Schriftsteller und neben der Freiheit im Gebrauch der eigenen Muttersprache noch als dritte Forderung die einer gewissen Keuschheit und Zucht aufstellen.

An Versuchen nun, diese Grundsätze anzuwenden, und darnach alte Classiker zu übersetzen, hat es in neuester Zeit auch nicht gefehlt. Mir — obwohl keinem Fachmanne — sind wenigstens die Übersetzung Sallusts von Prof. Holzer, die der Briefe Ciceros von Eph. Mezger, und die drei Perikleischen Reden übersetzt von Prof. Kraz, als solche bekannt geworden, welche durch eine wirklich gutdeutsche Übertragung des Originals dem Leser eine genussreiche Lectüre darbieten. Es erschien mir aber nicht uninteressant, diese Probe auch an dem wortkargen und doch so gedankenreichen Tacitus zu machen und so übersetzte ich mir — in Benützung der

mir jetzt gegönnten Musse — dessen *Dialogus de Oratoribus*, den *Agricola* und die *Germania* vollständig — jedenfalls eine genussreiche Arbeit. Inwieweit ich aber durch dieselbe meine oben ausgesprochenen Grundsätze illustriert, oder zur Empfehlung derselben etwas beigetragen habe, bleibt ja freilich dem Urtheil von Sachkundigen überlassen. — Inzwischen hat die Redaction der philologischen Jahrbücher in Leipzig (Prof. Masius) im neuesten Heft derselben einige Capitel des Dialogs nach meiner Übersetzung zum Abdruck gebracht nebst der vorangeschickten Erläuterung der Übersetzungsgrundsätze, wobei auch die bekannte akademische Rede Schleiermachers „über die Methoden des Übersetzens“ ihre Berücksichtigung gefunden.

Auf diese Übersetzungsprobe darf ich wohl auch an dieser Stelle verweisen. Aber es will mir jetzt selber vorkommen, als ob die *Germania* in mancher Beziehung sich noch mehr zu einem Prüfstein eigne, an dem sich zeigen müsse, ob diese Grundsätze sich bei Tacitus durchführen lassen. Denn nicht nur tritt hier erst der monumentale Stil dieses Schriftstellers in seiner ganzen Eigenthümlichkeit hervor, wie denn auch der Dialog höchst wahrscheinlich um etwa 15 Jahre früher als die *Germania* von Tacitus geschrieben wurde; — sondern es sind auch sonst manche besondere Schwierigkeiten bei der letzteren zu überwinden. Der beschreibende Stil, der hier natürlich vorherrscht, neigt an sich schon dazu hin, die einzelnen Sätze unverbunden und somit das Verhältniss der Gedanken zu einander im Ungewissen zu lassen; — wie viel mehr bei unserem Tacitus! Aber auch was die einzelnen Begriffe und Ausdrücke betrifft, so macht sich hierin nicht selten eine gewisse Unbestimmtheit und Dunkelheit bemerklich, welche sehr natürlich damit zusammenhängt, dass der Schriftsteller nicht in der Lage war, alles Berichtete aus eigener Anschauung zu kennen, vielmehr ohne Zweifel in den meisten Fällen auf das von andern Beobachtete und Erzählte angewiesen war. Und doch sollte der Übersetzer im Interesse seiner Leser die möglichste Deutlichkeit und Bestimmtheit in den einzelnen Ausdrücken, wie in der Fassung und Verbindung der Sätze unter einander anstreben, wesshalb ich mich vielleicht auch öfter, als erlaubt scheinen möchte, der Einfügung solcher Partikeln bediente, welche diesem Zweck dienen konnten.

So übergebe ich denn nun der geehrten Redaction dieser

heimischen Blätter ein Stück aus der von mir übersetzten Germania, — schüchtern zwar, schon als nicht Fachmann; doch mit dem Wunsche, dass diese Probe wenigstens zur Veranschaulichung der obigen Grundsätze, sowie als Anlass zu weiterer Besprechung und Verständigung darüber dienlich erfunden werden möchte.

Übersetzungsprobe.

1) Germanien als Ganzes ist getrennt von den Galliern, Rätiern und Pannoniern durch die Flüsse Rhein und Donau, von den Sarmaten und Daciern durch gegenseitige Furcht oder durch Gebirge. Das Übrige umgibt der Ocean, der hier weitgedehnte Halbinseln und unermessliche Räume von Inseln umfasst, wo man in neuerer Zeit eine Anzahl von Völkerschaften und Königen kennen lernte, die der Krieg erst offenbarte.

Der Rhein entspringt auf einem unzugänglichen jähem Gipfel der Rätischen Alpen, wendet sich dann in mässiger Biegung gegen Westen, und mündet im nördlichen Ocean.

Die Donau dagegen, welche einer weichen und sanftansteigenden Höhe des Abnabagebirgs entquillt, berührt in ihrem Laufe eine grössere Zahl von Völkern, bis sie endlich durch sechs verschiedene Strömungen ins Pontische Meer hervorbricht, während die siebente sich in Sümpfen verliert.

2) Die Germanen selber möchte ich für Ureinwohner halten und für ein Volk, das durch keinerlei Einwanderung oder gastliche Aufnahme fremder Völkerstämme ein Mischvolk geworden. Denn vor Alters kamen die, welche neue Wohnsitze suchten, nicht zu Lande, sondern auf Schiffen; der unermessliche jenseitige Ocean aber, der gewissermassen uns zuwiderströmt, wird nur selten von unserem Länderkreise aus mit Schiffen befahren. Aber auch abgesehen von der gefährlichen Fahrt auf einem schaudervollen, unbekanntem Meer — wer möchte Asien oder Afrika oder Italien verlassen und Germanien zustreben, mit seinen unschönen Landschaften, seinem rauhen Klima, traurig für den, der das Land bauen soll, ja schon für den Anblick trübselig, wenn es nicht gerade Vaterland ist?

In alten Liedern, was bei ihnen die einzige Art der Geschichtsüberlieferung ist, preisen sie einen Gott „Thuisko, den Erdent-

sprossen“ und seinen Sohn „Mannus“ als Urheber und Gründer ihres Volks. Dem Mannus schreiben sie drei Söhne zu, nach deren Namen die dem Ocean zunächst wohnenden „Ingävonen“, die in der Mitte „Herminonen“, die Übrigen „Istävonen“ heissen. Etliche aber behaupten — nach der Freiheit, die man sich einem hohen Alterthum gegenüber so gerne nimmt — „es seien dem Gotte mehr Söhne geboren, und demgemäss gebe es auch mehr Stammesbezeichnungen, wie: die Marser, die Gambrinier, die Sueven, die Vandilier, und das seien ächte und uralte Namen. Dagegen sei das Wort Germanien neu und vor Kurzem erst aufgekommen, indem die ersten, welche den Rhein überschritten, und Gallier verdrängt hätten — die jetzigen Tungrer — damals Germanen genannt worden seien. So sei ein Name, den zunächst bloß ein Stamm, nicht das ganze Volk, führte, allmählich der herrschende geworden, indem später alle mit dem erfundenen Namen „Germanen“ sich benannt hätten, — einem Namen, den zuerst nur ein Sieger um seines schreckhaften Klangs willen gebraucht habe.“

3) Auch von Herkules meldet ihre Sage, dass er einst bei ihnen gewesen, und wenn sie in die Schlacht gehen wollen, preisen sie ihn im Liede als den ersten der Tapferen.

Ausserdem haben sie noch andere Lieder, durch deren Vortrag, Barditus genannt, sie sich anfeuern, und eben dieser Gesang ist ihnen schon ein Wahrzeichen für den Ausgang des bevorstehenden Kampfes. Denn sie drohen oder zagen, je nachdem es durch die Schlachtreihe getönt hat. In der That sind es nicht sowohl verständliche Worte als vielmehr gemeinsame Schlachtrufe. Dabei legen sie es vor Allem auf einen rauhen Ton an, auf ein dumpfes Gebrülle, wobei sie ihre Schilde vor den Mund halten, damit der zurückprallende Ton desto voller und mächtiger anschwellt.

Aber auch Ulysses, meinen Manche, sei auf seiner langen, sagenreichen Irrfahrt in diesen Ocean verschlagen worden, habe Germaniens Länder betreten, und Asciburgium, — welches heute noch eine Stadt am Rhein ist — gegründet und mit diesem Namen benannt. Ja auch ein Altar, dem Ulysses geweiht, und mit dem Namen seines Vaters Laertes darauf, sei vor alten Zeiten ebendasselbst gefunden worden, und Grabdenkmäler mit griechischen Inschriften sollen sich noch an der Grenze zwischen Germanien und Rätien befinden.

Das alles gedenke ich weder zu beweisen noch zu widerlegen. Mag es jeder nach seinem Geschmack glauben oder nicht!

4) Ich selber schliesse mich denjenigen an, welche der Ansicht sind, dass Germaniens Völkerschaften von allen Stammesvermischungen mit andern Nationen frei geblieben, und so ein eigenes, ächtes und nur sich selbst ähnliches Volk geworden seien. Daher ist auch ihre körperliche Beschaffenheit — ungeachtet ihrer so grossen Zahl — doch überall die gleiche: trotzig blickende Augen von tiefblauer Farbe, röthliche Haare, hochgewachsene Leiber, die jedoch ihre Kraft nur im ungestümen Angriff bewähren, unter Mühsal und Arbeit dagegen nicht ebenso ausdauernd sind, und am wenigsten Durst und Hitze ertragen können, während sie an Kälte und Hunger durch ihr Klima und ihren Boden gewöhnt sind.

5) Ihr Land bietet zwar nicht überall den gleichen Anblick dar, ist aber doch im allgemeinen entweder durch seine Wälder abschreckend oder durch seine Sümpfe hässlich, feuchter gegen Gallien, windiger gegen Norikum und Pannonien hin. Der Boden ist ziemlich fruchtbar. Obstbäume gedeihen nicht; dagegen ist das Land reich an Vieh, das aber meist von unansehnlicher Gestalt ist. Selbst dem Grossvieh fehlt das gewohnte stattliche Wesen und der Stolz des Hauptes. Eine zahlreiche Heerde — das ist des Germanen Freude und sein einziger und liebster Reichthum.

Ob Huld oder Zorn der Götter ihnen Gold und Silber vor-enthalten habe, darüber stehe ich im Zweifel. Doch möchte ich nicht behaupten, dass Germaniens Boden überhaupt keine Ader von Silber oder Gold in sich berge; denn wer hat je darnach gesucht? Gewiss ist, dass deren Besitz und Gebrauch für sie keinen sonderlichen Reiz hat. Man kann silberne Gefässe bei ihnen sehen, — Geschenke, die ihre Gesandten und Fürsten empfiengen, die aber in ihren Augen keinen höhern Werth zu haben scheinen, als gewöhnliches Thongeschirr. — Die uns zunächst Wohnenden schätzen allerdings Gold und Silber um des Gebrauchs willen beim Handel, und einige unserer Münzsorten sind bei ihnen bekannt und bevorzugt. Im Binnenland dagegen treiben sie noch den einfachen alten Tauschhandel. Von unserem Geld loben sie sich das Alte und Längstbekannte, die Serraten und Bigaten. Auch sind sie mehr auf das Silber als auf das Gold aus; nicht aus besonderer Vorliebe, sondern

weil die grössere Zahl der Silbermünzen ihnen bequemer ist für den Einkauf verschiedener unbedeutender Gegenstände.

6) Nicht einmal Eisen haben sie im Überfluss, wie man aus der Art ihrer Waffen ersieht. Nur einzelne führen Schwerter oder grössere Lanzen; der Speer, oder nach ihrer eigenen Benennung die „Framea“ ist ihre gewöhnliche Waffe, mit schmalen, kurzem Eisen versehen, aber so scharf und so handlich zum Gebrauch, dass sie mit derselben Waffe je nach Erforderniss in der Nähe oder aus der Ferne kämpfen. Und der Reiter begnügt sich mit Schild und Framea; die Fussgänger aber entsenden noch andere Wurfgeschosse, deren jeder mehrere bei sich führt, und diese schleudern sie in ungeheure Weite, halbnackt oder im leichten Kriegsrock. Mit Waffenschmuck treiben sie keinen Prunk. Nur die Schilde schmücken sie mit den erlesensten Farben. Einen Panzer tragen nur wenige; kaum einer oder der andere eine Sturmhaube von Metall oder einen ledernen Helm.

Ihre Pferde zeichnen sich weder durch Schönheit noch durch Schnelligkeit aus; werden aber auch nicht nach unserer Weise darauf abgerichtet, verschiedene schulgerechte Wendungen zu machen. Gerade aus oder nur mit einer Schwenkung nach Rechts, gehen sie vor, in so geschlossener Linie, dass keiner zurück bleibt.

Im Allgemeinen muss man sagen: ihre Stärke liege mehr im Fussvolk. Deshalb wird letzteres auch mitten im Reitergefecht verwendet. Dazu eignet sich ganz gut die Schnelligkeit dieser Fussgänger, welche sie als eine aus der ganzen jungen Mannschaft erlesene Kerntuppe in die vorderste Reihe stellen. Auch die Zahl dieser Kämpfer ist eine festbestimmte. Es sind je hundert aus den einzelnen Gauen. Und so — nemlich „Hunderter“ — heissen sie auch unter den Ihrigen. Was zuerst nur eine einfache Zahl bedeutete, ist jetzt ein ehrenvoller Name geworden.

Die Schlachtordnung wird keilförmig aufgestellt. Zurückzuweichen — wofern man nur aufs neue vordringt, gilt eher für eine List, als für Furcht. Die Leiber der Ihrigen bringen sie auch bei ungünstigem Kampfe in Sicherheit. Den Schild aber zurückzulassen ist bei ihnen eine besondere Schande. Solchen Ehrlosen ist es weder gestattet, am Opfer theilzunehmen, noch in der Versammlung zu erscheinen, und Viele schon, die den Krieg überlebten,

haben dieser Schmach, die sie zu tragen hatten, mit dem Strick ein Ende gemacht.

7) Ihre Könige wählen sie sich mit Rücksicht auf den Adel der Geburt, die Heerführer nach der kriegerischen Tüchtigkeit. Auch ist die Gewalt der Könige keine schrankenlose oder willkürliche, und die Heerführer wirken mehr durch Beispiel als durch Befehl. Wenn sie überall bei der Hand sind, durch Thaten sich auszeichnen, vor der Schlachtreihe sich bewegen, dann gehorcht man ihnen, weil man sie bewundert. Im Übrigen ist es niemanden, ausser dem Priester gestattet, mit Tod oder Fesselung zu strafen, oder auch nur Streiche ertheilen zu lassen. Und auch das geschieht dann nicht zur Busse für das Vergehen, oder auf den Befehl des Führers, sondern als auf das Geheiss des Gottes, von dem sie glauben, dass er den Kriegführenden gegenwärtig sei. So führen sie denn auch gewisse Bilder und Symbole, die ihren heiligen Hainen entnommen sind, in der Schlacht bei sich.

Ein vorzüglicher Anreiz zur Tapferkeit aber liegt für sie darin, dass nicht Zufall und Ungefähr die Leute zu Einem Keil oder Reitergeschwader zusammenführt, sondern das Alles bestimmt sich nach Familien und Sippschaften. Und in unmittelbarster Nähe befinden sich die theuersten Angehörigen. Von dorthier hören sie das Heulen der Frauen, das Schreien der Kinder. Sie sind für Jeden die heiligsten Zeugen, und ihr Beifall gilt für das höchste Lob. Zur Mutter, zur Gattin schleppt der Mann seine Wunden, und jene beben nicht davor zurück, dieselben zu zählen und zu untersuchen. Sie bringen den Kämpfenden auch Nahrung und Zuspruch in's Gefecht.

Bemerkung: Für weitere Leserkreise wären natürlich die nöthigsten Sacherklärungen unter den Text zu setzen. Für philolog. Leser sind Rechtfertigungen der an einzelnen Stellen gewählten Lesarten und Ähnliches als Anhang bestimmt. Dagegen sind geographische, ethnographische, religionsgeschichtliche und ähnliche Erörterungen von der Übersetzungsarbeit ausgeschlossen.

Kannstatt.

Krauss.

XXII. Zu Tacitus Germania.

Cap. 13: „Insignis nobilitas inter comites aspici.“

Ob es etwas durchaus unerlaubtes sei, anstatt der von sämmtl. Codd. dargebotenen Lesart *ceteris* — die Emendation von Lipsius anzunehmen, welcher statt *ceteris* — *ceteri* liest, und damit einen vom Schriftsteller selbst ausgedrückten Nominativ zu aggregantur gewinnt, — darüber hat allerdings die critisch-philologische Wissenschaft zu urtheilen. Wenn man übrigens weiss, dass die sämmtlichen uns noch zugänglichen Handschriften über das 15. Jahrhundert hinaufreichen, und überdiess manche von ihnen noch in einem Verhältniss der Abhängigkeit von einander stehen, so kann man es doch wohl nicht im voraus als eine zu schwere Sünde bezeichnen, von jener Lesart der Codd. abzuweichen. Man kann ja allerdings, wenn man dies um jeden Preis vermeiden will, auch so noch irgend einen Sinn herausbringen; aber schon die Unzahl verschiedener und grösstentheils höchst gezwungener Deutungen, wie man sie im grössern Baumstark'schen Commentar beisammen findet, ist ein unverkennbares Zeichen, in welche Nöthen der Ausleger durch die Lesart *ceteris* versetzt wird.

Der Anstoss, der sich bei dieser Lesart ergibt, ist zunächst sprachlicher oder genauer stilistischer Art. Es ist ein für das sprachliche Gefühl fast unerträglicher Hiatus, der dabei entsteht, und den man gerade in diesem sonst ziemlich rednerisch geformten Capitel nicht erwarten sollte. Es kommt ja allerdings bei Tacitus nicht selten vor, dass der Subjects-nominativ zum Verbum nicht dasteht, sondern aus dem Vorhergehenden oder überhaupt nach dem Zusammenhang ergänzt werden muss. Aber das hat doch auch seine Grenzen, und hier würde durch den ganz unvermittelten Übergang in eine andere Construction, bei der das Subject erst gesucht, und aus einem Dativ des vorangehenden Satzes hergeholt werden müsste, der Hiatus doch allzu gross.

Sodann weiss man auch nicht recht, was mit dem *ceteris* anzufangen ist. Das Wort *ceteri* bezeichnet überall die zu schon genannten noch hinzukommenden, und mit diesem dann das Ganze ausmachenden Übrigen. Welches ist aber hier das Ganze? — Baumstark, der bei der Lesart *ceteris* bleibt, nimmt aus dem nachfol-

genden Satz: „*nec rubor inter comites aspici*“ die *comites* herauf, und zwar speziell das Gefolge desselben *princeps*, der einen solchen jungen Menschen wegen seiner *insignis nobilitas* und der *merita patrum* trotz seiner grossen Jugend für werth geachtet habe, dass er den Act der Wehrhaftmachung selbst an ihm vollziehe, und ihn unter sein Gefolge aufnehme; wie diess schon im Vorhergehenden durch das *tum in ipso concilio vel principum aliquis* angedeutet worden sei. — Allein von einer Gefolgschaft dieses *princeps* war eben bisher noch gar nicht die Rede, und so bleibt es immer eine sonderbare Zumuthung, bei dem *ceteris* sogleich an das Gefolge jenes den Act der Wehrhaftmachung vollziehenden *princeps* zu denken. Dagegen gewinnt das Wort *ceteri* sogleich seine natürliche und leichtverständliche Bedeutung, wenn man es als Nominativ nimmt, und als Gegensatz gegen die so eben genannten hochadeligen *adolescentuli*. Es bedeutet dann einfach den übrigen Theil der Wehrhaftgemachten, der zwar nicht den hohen Geburtsadel, dafür aber das richtige Alter hatte, und die nöthige Kraft, um an die *robustiores* angereicht zu werden.

Auch so freilich bleibt es immer noch dunkel, wer eigentlich unter diesen *robustiores* gemeint ist, in welcher Stellung man sich dieselben zu denken hat, und ob nicht doch für diesen Zweck die *comites* des nachfolgenden Satzes heranzuziehen sind, wenigstens als allgemeiner Begriff im Sinne von Gefolgsleuten überhaupt? — Es wird kaum in Abrede zu ziehen sein, dass hier die Redeweise des Schriftstellers an einiger Unbestimmtheit leidet. Es ist ja an sich wohl möglich, dass er schon bei den Worten *robustioribus* — *aggregantur* an eine *grex comitum* dachte, und sich nun vorbehielt, diese *comites* erst im nächsten Satz *nec rubor* u. s. w. mit ihrem eigentlichen Namen zu nennen. Man kann dann in allweg übersetzen: „Und es ist für Keinen eine Schande, auf solche Weise in eine Gefolgschaft einzutreten“. So wären dann beide Sätze auf's engste mit einander verbunden. Aber eine Nothwendigkeit für solche innere Gedankenverbindung liegt nicht vor. Es liesse sich vielmehr der Satz: *nec rubor* u. s. w. dem Gedanken nach von dem Vorhergehenden auch trennen, so dass hier ein neuer Gedanke einträte, und zu übersetzen wäre: „Es ist aber auch für Keinen Schande, in ein Gefolge einzutreten“ (denn auch hier ist — wie im folgenden weiter ausgeführt wird — eine Bahn er-

öffnet für kriegerischen Ehrgeiz“). Bei dieser letzteren Auffassung würde sich dann allerdings der Begriff von *robustiores et jam pridem probati* im vorigen Satz in's Unbestimmte erweitern.

Noch müssen wir in sprachlicher Beziehung auf die Bedeutung der Worte: *dignationem principis* — *assignant* im ersten Hauptsatz unserer Stelle zurückkommen, sofern für die Feststellung des ganzen Gedankenzusammenhangs in dieser Stelle nicht wenig davon abhängt. Hier muss nun freilich zugestanden werden, dass das Wort *dignatio* ursprünglich eine activische Bedeutung hat, und seiner Ableitung nach eine Würdigschätzung bedeutet. Da wäre dann den Worten nach ein *princeps* oder der *princeps* der Würdigschätzende, und man könnte auf das früher im Capitel Gesagte zurückgreifend (wo gesagt ist, dass wohl auch *principum aliquis* den Act der Wehrhaftmachung an einem jungen Mann vollziehe) so erklären, wie Baumstark thut: „Hoher Geburtsadel oder grosse Verdienste der Väter verschaffen auch kaum schon Herangewachsenen die Auszeichnung, dass ein Fürst sie wehrhaft macht, und sie in sein Gefolge aufnimmt. — Dass diess an sich einen guten Sinn gäbe, sofern es zum Glanze eines Fürsten nur förderlich sein konnte, wenn er unter seinem Gefolge viele hochadelige junge Männer zählte, kann nicht bestritten werden. Aber eben diese Objectsergänzung auf die Frage: wessen hält der Fürst sie für werth? — hätte doch wohl deutlicher ausgedrückt werden müssen; und auch das Verbum *assignant* will sich für die *dignatio* in der zunächst subjectiven Bedeutung von Werth- oder Würdigschätzung weniger gut eignen. Dazu kommt, dass der Schriftsteller hier schwerlich noch einmal von dem eigentlichen Act der Wehrhaftmachung redet, um zu erklären, warum bei Einzelnen der Fürst selber diesen Act vornehme. Vielmehr ist der Schriftsteller bereits im Vorhergehenden dazu übergegangen, die Wirkung dieses Acts für den Wehrhaftgemachten, für seine Stellung in der Öffentlichkeit, zu bezeichnen (*ante hoc domus pars videntur, mox reipublicae*). So möchte ich denn vorziehen, die Worte *dignatio principis* eher in der passivischen Bedeutung = Würde eines *princeps* zu nehmen, eine Bedeutung von *dignatio*, die ja ebenfalls öfter vorkommt, wozu auch das Verbum *assignant* besser passt. Und wenn man fragen möchte, wie denn schon *adulescentuli* unter den alten Germanen einen *princeps* vorstellen konnten, so scheint ebendesswegen der Schriftsteller dieses *etiam* vor *adules-*

centulis gesetzt zu haben, welches ein „trotzdem“ in sich schliesst und wodurch die Bedeutung und Wirkung dieser Wehrhaftmachung nur um so mehr hervorgehoben wird.

Und nun nur noch eine kurze Bemerkung zu weiterer Rechtfertigung der Lesart *ceteri*. Nicht nur steht dieser Nominativ viel natürlicher da, wenn er den Gegensatz bildet gegen die *nobiles adolescentuli*, sondern man erfährt doch auf diese Art auch etwas darüber, was aus der grösseren Menge jener bei der Versammlung wehrhaft gemachten jungen Männer zunächst geworden sei, und kann sich darnach eher auch eine bestimmte Vorstellung machen, wie jene zahlreichen Gefolgschaften unter den Germanen zu Stande kamen. Denn dass ihrer viele unter einer Völkerschaft waren, geht deutlich aus unserem Capitel hervor. In der That mochte immer ein ziemlicher Theil jener in der Versammlung wehrhaft gemachten jungen Männer (nicht blos jene *nobiles adolescentuli*) sich zunächst einer solchen Gefolgschaft anschliessen, gelockt durch die Hoffnung auf kriegerische Abenteuer und Kriegsbeute, und weil es an sich schon für eine Ehre galt, im Gefolg irgend eines princeps zu sein, trotz dem angeborenen Freiheitsgefühl des Germanen, daher die ausdrückliche Bemerkung des Schriftstellers: *nec rubor inter comites aspicit*.

Cap. 30: „*et Chattos suos saltus hercynius prosequitur simul atque deponit*“.

Diese textcritisch gesicherte und lexikalisch wie grammatisch sehr einfache Stelle bietet nichts desto weniger einige Schwierigkeit dar, sobald man sich von dem, was der Schriftsteller eigentlich sagen will, ein bestimmteres Bild zu machen sucht. Diess beweist schon die grosse Verschiedenheit der bekannt gewordenen Übersetzungen. Auch zwei neuere Commentatoren erklären diese Stelle sehr verschieden von einander. Der eine meint, die Chatten hätten sich demnach zuerst durch den Hercyn. Wald hin, und dann, wo derselbe aufhört, in's offene Land hin ausgedehnt; der andere sagt: „Also wo der Chatten Berge endigen, da endigt auch der Chatten Volk; der Gebirgszug im Hügelland auslaufend eröffnet, entfaltet, und schliesst der Chatten Heimat“. Aber jenes widerspricht der ausdrücklichen Behauptung des Schriftstellers, dass die Chatten nicht im offenen Land wohnen; und dieses ist gegen die sonstigen An-

nahmen und Zeugnisse über die weite Erstreckung des Hercyn. Walds.

Das alles zeigt deutlich genug, dass man nicht so recht weiss, was man mit diesen Worten anfangen soll. Und in der That, wenn es die Absicht des Schriftstellers gewesen wäre, ebenso wie über den Beginn der Wohnsitze der Chatten auch über das Aufhören derselben etwas zu sagen, dann hätte er sich deutlicher ausdrücken müssen.

Allein der Zusammenhang der ganzen Stelle scheint mir nun eben auf eine andere Absicht als die so eben bezeichnete hinzuweisen, und darin liegt ohne Zweifel auch der Schlüssel zu einer bestimmteren Auffassung der fraglichen Worte.

Der Schriftsteller hatte betont, dass die Chatten nicht in so flachen, weitgestreckten, sumpfigen Gegenden wohnen, wie sonst die Germanen, namentlich im nördlichen Deutschland. Nun begründet er das näher durch den weiteren Satz: *durant siquidem colles*. Damit ist die Andeutung gegeben, dass der Hercynische Wald, der die Wohnsitze der Chatten eröffne, vom linken Rheinufer aus gesehen nicht bloß eine nördliche Erstreckung habe, sondern auch nach Osten zu sich weit in Germanien hinein erstrecke. Auch nach dieser Richtung hin *durant colles*, so dass das gesammte Land der Chatten ein Gebirgs- oder doch Hügelland ist. Aber allerdings: *pauallatim rarescunt*, womit von selbst gegeben ist, dass sich auch wieder offenere Gegenden dazwischen finden, jedenfalls Thäler, in denen sich ordentlich wohnen und der nöthige Feldbau treiben lässt. Hier handelt sich also wesentlich nicht um eine geographische Begrenzung, sondern um Schilderung des Landes im allgemeinen. Die Höhenzüge, will der Schriftsteller sagen, hören nirgends ganz auf, aber man darf sich auch eben so wenig vorstellen, dass Alles nur waldiges Gebirge sei. So konnte dann wohl gesagt werden: *saltus hercynius Chattos suos prosequitur simul atque deponit*.

Bei diesen Worten ist zweierlei wohl zu beachten:

1) Dass der Schriftsteller vom Hercynischen Wald in dichterischer Weise personifizirend redet, und denselben in ein besonders freundliches Verhältniss zu den Chatten, als zu seinen lieben Gebirgskindern, stellt; woraus folgt, dass sowohl das *prosequi* als das *deponere* eine Art von Wohlthat bezeichnet, dass also, wie sein Geleite ein schützendes ist, so auch sein *deponere*, sein Niedersetzen

(in des Wortes unmittelbarster Bedeutung) etwas Wohlthätiges bedeutet. Somit ist *deponere* nicht mit verlassen, oder fahren lassen zu übersetzen, sondern der Sinn ist: er lässt sie auch in Niederungen ordentlich wohnen.

2) Das *simul atque*, das sicherlich nicht zum Überfluss da steht, pflegt Begriffe oder Handlungen, welche sonst und für gewöhnlich sich nicht beisammen finden, mit einander zu verbinden. Er bezeichnet dieselben als etwas in diesem Fall dennoch gleichzeitig Vorhandenes. Dieses Gleichzeitige darf nun nicht so getrennt werden, als ob es hiesse: Zuerst begleitet er sie, und dann lässt er sie von sich. Was für ein matter Gedanke käme auch dabei heraus, wo alle Orts- und Zeitbestimmung fehlt! Vielmehr ist die Gleichzeitigkeit eine fortwährend vorhandene. Auch den in der Niederung, im Thal Wohnenden bleibt das Gebirge und der Wald nahe genug, um ihr Begleiter heißen zu können.

Mit Einem Wort also: unser Satz gehört einfach zur Schilderung des Chattenlands, und das *et*, wodurch er im Original mit dem vorhergehenden verbunden ist, hat nicht den Sinn, dass nun auch etwas über die Grenze, sei es des Chattenlands oder des Hercynischen Waldes gesagt werden solle. Vielmehr könnte man das *et* dem Sinne nach im Deutschen auch mit einem „so dass“ wiedergeben. Unser Satz fügt dann freilich nichts Neues hinzu; aber bei der poetischen Färbung, die er hat, möchte ihn doch wohl Niemand gerne vermissen.

XXIII. Literarischer Bericht.

C. Julii Caesaris Commentarii de Bello Gallico. Zum Schulgebrauch mit Anmerkungen herausgegeben von Hermann Rheinhard, Professor am k. Realgymnasium in Stuttgart. Mit einem geographischen und sachlichen Register, einer Karte von Gallien, 10 Tafeln Illustrationen und 15 Schlachtenplänen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, Verlag von Paul Neff. 1881.

Herr Professor Rheinhard hat mit dem Gedanken, eine illustrierte Ausgabe der *Comment. Cäsars de bello Gallico* zu besorgen, einen sehr glück-

lichen Griff gethan. Zeuge davon ist die merkwürdige Thatsache, dass die zweite 1878 erschienene Auflage schon nach zwei Jahren vergriffen und die Verlagshandlung somit in der Lage war, den H. Herausgeber um die Besorgung einer dritten Auflage anzugehen. Will man nun dieselbe mit ihrer unmittelbaren Vorgängerin vergleichen, so stellt sich heraus, dass dieselbe in der Neubearbeitung entschieden gewonnen hat. Der Text ist vollständig revidirt worden, die sachlichen Anmerkungen haben manchen dankenswerthen Zuwachs bekommen; einige Erklärungen sind jetzt verbessert oder, sofern es nöthig war, in Wegfall gekommen, auch sind einige, auf das Verständniss der Schüler berechneten grammatischen Anmerkungen, jedoch immer noch zu spärlich beigegeben. Eine wesentliche Bereicherung hingegen ist der neuen Auflage dadurch zu Theil geworden, dass zu den kriegswissenschaftlichen Illustrationen sechs neue sauber colorirte Tafeln des antiken Kriegswesens und -Lebens hinzugefügt sind und zwar Tafeln, deren Darstellungen nicht etwa reine Phantasiebilder, sondern freie Nachbildungen der Originale geben, welche die für solche Zwecke so ungemein interessante und reiche Ausbeute gewährende Trajanssäule zu Rom uns bot. Haben wir daher schon bei der Besprechung der zweiten Ausgabe uns dahin geäußert, dass dieselbe den Wünschen der studierenden Jugend überhaupt ausgezeichnete Dienste leisten werde, haben wir insbesondere darauf hingewiesen, dass sie namentlich den Jünglingen zu gute kommen werde, welche den Soldatenstand, näher bezeichnet den Stand des Offiziers zu ihrer Lebensaufgabe machen: so können wir jetzt mit einiger Genugthuung erklären, dass sicherem Vernehmen nach unsere Ausgabe von *Caes. comment. de bello G.* bereits in preussischen Kriegsschulen eingeführt worden ist. Zum Beweise nun, dass wir das Buch sorgfältig durchgegangen haben, und um dem H. Herausgeber ein Zeichen unserer Hochachtung zu geben, erlauben wir uns, im Folgenden einige Stellen zu besprechen, die uns einiger Verbesserung bedürftig erschienen. So lesen wir in der Anmerkung zu 1, 25, S. 22, Z. 22 v. o. *adscriptitii* (*milites*) und ebenso steht 8, 5 in der Anm. 2 *casae stramentitiae*, da doch die Stoff, Ursprung, Entstehungsweise bezeichnenden Adjective die Endung *icius* haben wie denn auch in unserer Ausg. 3, 25, 2 ganz richtig *casae stramenticiae* geschrieben ist. In den 1, 38, 3 stehenden Worten *ut radices ejus montis ex utraque parte ripae fluminis contingant* ist *ejus* zwar nicht ohne handschriftliche Autorität, allein heut zu Tage wird dort allgemein bloss *montis* gelesen. *Comm.* 1, 39, 3 ist *vultum* *ingere* ein Ausdruck, welcher manchem Schüler nicht so leicht und selbstverständlich erscheint als es scheinen möchte. Also wäre es vielleicht angemessen gewesen zu sagen, es bedeute eine die Furcht verbergende Miene annehmen. In Buch 2, 19, 4 bietet unsere Ausgabe noch den Text: *cum se illi in silvas reciperent neque nostri longius quam quem ad finem porrecta ac loca aperta pertinebant cedentes insequi auderent*. Mag man aber *porrecta* als Substant. oder als Adj. fassen: beides gibt eine so harte und einem Stilisten wie Cäsar nur so wenig zuzutruende Fügung, dass seit Morus, welcher *ac* als Interpolation

gestrichen hat, allgemein *porrecta loca aperta* gelesen und *porrecta* zu *pertinebant* genommen wird, also der Sinn der ist: bis wie weit das offene Terrain sich erstreckend gieng, reichte. S. darüber besonders Nipperdey Quaest. Caes. S. 63 ff. In den Worten ferner *ut sunt Gallorum subita ac repentina consilia* 3, 8, 3 hätte sich Gelegenheit geboten, das synonyme Verhältniß von *subitus* und *repentinus* auseinanderzusetzen. Ebenso hätten wir gewünscht, dass der H. Herausgeber in dem Satz: *Crassus cum sua cunctatione et opinione timoris hostes nostros milites alacriores ad pugnandum effecissent* 3, 24, 3., den Schülern einige erklärende Winke beigegeben hätte. Im comment. 4, 3, 2 finden wir die Anmerkung, dass die Ubier durch Agrippa sich auf das linke Rheinufer führen liessen wo sie *Colonia Agrippina* gründeten, 38 v. Christus. Diess ist etwas zu summarisch gesprochen, denn ihr Hauptort führte anfänglich bloss den Namen *oppidum, civitas Ubiorum*, bis erst später im Jahre 51 nach Christus Kaiser Claudius auf die Bitten seiner Gemahlin, der jüngeren Agrippina dorthin eine römische Colonie sandte und derselben zu Ehren seiner Frau den Namen *Colonia Agrippina* gab. In der Anmerkung zu 4, 10, 2 heisst es von den *Mediomatrikern*: ihr Hauptort war *Divodurum*, später *Mettis* (Metz). Könnte diess nicht missverstanden werden? Wir würden daher die Fügung vorziehen: *Divodurum*, welches später *Mettis* (Metz) genannt wurde. In 4, 32, 3 in den Worten: *suos ab hostibus premi . . . et conferta legione ex omnibus partibus tela conjici animadvertit* ist *conferta legione* erklärt durch *in confertam legionem*, allein sprachlich betrachtet liegt in *conferta legione* vielmehr der Ablat. des Grundes: da die legio auf einen dichten Haufen zusammengedrängt dastand, so wurde sie von allen Seiten mit Geschossen überschüttet. Das dem Sinn nach von uns allerdings hinzuzudenkende in *eam* verlangte aber im Lat. bei der vollkommenen Klarheit des Gedankens keinen eigenen Ausdruck. Im folgenden Capitel (4, 33, 3) sind die Worte *praecipiti loco incitatos equos sustinere* in der Anm. übersetzt durch: vor dem Stürzen bewahren. Allein dafür ist wohl zu sagen: im vollen Rennen und Jagen auf-anhalten, zum Stehen bringen, wie es schon die griechische Übersetzung auffasst: *τὴν τῶν ἵππων ὄρμην ἀνέχοντα*, und *ἀνέχειν ἵππους*; schon bei Hom. II. 23, 46 sich findet. Ebendas. c. 34, 1 sind die Worte *quibus rebus — perturbatis* erklärt durch: da unter diesen Umständen die Römer durch die ungewohnte Kampfweise in Verwirrung gebracht waren. Auch diese Fassung scheint dem Sinn nicht ganz gerecht zu werden. In *quibus rebus* ist ja der Abl. instrum. enthalten: da die Römer durch die Variationen der Kampfweise oder die verschiedenen Manöver der feindlichen *essedarii* in Verwirrung gerathen waren, weil ihnen diese Phasen der Fechtart etwas Neues waren und das Neue und Unerwartete auch im Krieg bekanntlich eine deprimirende Wirkung haben kann. In comm. 5, 10, 2 hätte

eine erklärende Anm. über die Beziehung der Worte *quum jam extremi essent in prospectu* um so mehr gegeben werden können, als selbst Köchly überträgt: und schon die Nachhut des Feindes zu Gesicht bekamen, statt als nur noch die Nachhut der ausgesendeten römischen Truppen in der Ferne sichtbar war, denn es ist *essent in prospectu* lediglich als nähere Bestimmung von *his aliquantum itineris progressis* zu fassen. Ebendas. c. 28, 2 hält der H. Herausgeber noch ganz an der auch noch von Nipperdey beibehaltenen Lesart fest: *quantasvis, magnas etiam, copias Germanorum substineri posse munitis castris*. Allein *magnas* nach *quantasvis* ist wohl von einem, der den Sinn von *quantasvis* nicht verstand, zur Erklärung beigesetzt und so in den Text selbst aufgenommen worden. Es hat darum schon Schneider *magnas* gestrichen und einfach geschrieben: *quantasvis etiam Germanorum copias s. p. m. c.* Diese von Kraner-Dittenberger und Doberenz adoptirte Remedur gibt auch den allein passenden Sinn: man könne im befestigten Lager gegen jede noch so grosse Streitmacht, selbst der Germanen, die doch die gefürchtetsten Feinde wären, sich behaupten. S. Kraner-Dittenberger zu der St. im kritischen Anhang, S. 390 der 12. Aufl. Ebendasselbst sollte c. 52, 1 in den Worten *quod silvae paludesque intercedebant neque etiam parvulo detrimento illorum locum relinquere videbat* um der Schüler willen erklärt sein, dass *neque etiam* dort für *et, ac ne — quidem* stehe = und weil er sah, dass es keine Möglichkeit mehr sei, dem Feinde einen wenn auch noch so geringen Abbruch zu thun. Im comment. 6, 12, 3 bietet unsere Ausgabe die Worte *Romam ad senatum profectus infecta re redierat*. Statt *infecta*, welches auch noch von Nipperdey geboten wird, wird jetzt von Kraner-Dittenberger, Öhler, Frigell und Doberenz *re imperfecta* gelesen = ohne dass die Sache (die Unterstützung) zum Abschluss gekommen wäre. Für das 7, 8, 1 gebotene *intrare praesidia* wird heut zu Tage allgemein gelesen *intrare intra praesidia*. Comm. 7, 20, 5 steht: *nec vires cuiquam sufficere*, allein heut zu Tage wird allgemein (Nipperdey, Whitte, Frigell, Kraner-Dittenberger, Öhler und Doberenz die *Vulgata* *cuiquam* vorgezogen. S. Oudendorp zu der Stelle). In comm. 7, 73, 3 ist in unserer Ausgabe zu lesen: *horum (arborum ramis) dolabratis ac praecutis cacuminibus*. Was nun *dolabratis* betrifft, so ist dasselbe wohl durchaus verwerflich, denn ein Verbum *dolabrare* = mit der *dolabra* behauen, zurichten ist ohne Autorität für *dolare*. Es findet sich aber *dolabratus* nach Oudendorp nur in einigen jüngeren Handschriften und ältesten Ausgaben, die ältesten und besten Codd. aber bieten *delibratis* i. e. *cortice nudatus*, was heut zu Tage allgemein angenommene Lesart ist. Ebendas. ist 7, 74 *eius discessu* jedenfalls verdorben. Unter den verschiedenen

Versuchen, die Stelle zu heilen dürfte am annehmbarsten sein ejus (auf den äusseren Feind bezogen) accessu. S. Kraner-Dittenberger zu der Stelle im kritischen Anhang S. 395 der 12. Auflage. Im achten Buch ist in der Praefat. Hirtii S. 203 in der 4. Anm. auf Ciceros Urtheil über die comment. Caes. de bello Gallico verwiesen, welcher sich über dieselbe unter anderem Brut. 75 auch so äussere: nudi sunt, recti et venusti omni ornatu orationis tanquam veste detracta. Wir bemerken, dass an der angegebenen Stelle Ciceros allgemein nicht detracta, sondern auf vestis bezogen, detracta gelesen wird. Über den Grund vergl. Piderit zu Brut. 75. In 8, 7, 4 ist vom H. Herausgeber über die pabulatio exigua et disjecta in der 4. Anm. gesagt, weil das pabulum spärlich und nur da und dort in kleinen Massen (disjecta = ex disjectis aedificiis) zu haben war.

Wir glauben, dass die Vorstellung der kleinen Massen schon in pab. exigua liegt und halten darum die Übertragung von George's Hdwtb. II, 7. Aufl. S. 2065 Z. 5 v. o. für angemessener: weil die pab. spärlicher war und an verschiedenen Punkten stattfinden musste. Ebd. heisst es zu c. 41 in Anm. 3: die Quelle, welche Cäsar abgraben liess, ist diejenige von Loulié. Ist diess im guten Stil zulässig für die von L.? Endlich findet sich in unserer Ausgabe 8, 38 fin. im Texte: qui ei omnia pericula et detrimenta belli a Gutruato accepta referebant. Die Worte a Gutruato sind aber schwerlich richtig, sondern wahrscheinlich Zusatz eines Lesers, welcher den Sinn von aliquid alicui acceptum referre nicht verstand und durch seinen Zusatz dem Verständniss nachhelfen wollte, Nipperdey tilgt deshalb sowohl ei vor omnia als a vor Gutr. und liest qui omnia p. et d. belli Gutruato accepta referebant. Noch einfacher und besser aber ist es offenbar, wenn Kraner-Dittenberger das sicherlich ursprüngliche ei beibehält und den offenbar spätern Zusatz a Gutruato beseitigt. Die Correctur ist in der neuen Aufl. eine so sorgfältige, dass wir nur auf wenige errata aufmerksam machen dürfen, wie 1, 34 fin., wo statt sibi mirum videre natürlich v—i zu schreiben ist; ebenso ist 3, 26, 2 roi irrig für rei. In comm. 6, 24 fin. ist ipse mit ipsi zu vertauschen und 7, 33, 1 steht in der Anm. Gergobina, wofür Gorgob. zu verbessern ist. Dasselbe gilt von 7, 66 in A, wo Z. 3 magno statt magna gesagt werden muss. Druck und sonstige Ausstattung ist splendid.

Kocherthürn.

Dr. Allgayer

Zirwik, Mich., Prof. am Boromäum in Salzburg. Studien über griechische Wortbildung. Allgemeiner Theil. Würzburg. Wien. 1881.

Der Verfasser der im Jahrgang 1879 dieses Blattes von Ref. besprochenen „Grundzüge einer wissenschaftlichen Grammatik der griechischen

Sprache“ legt nun in einer tiefer gehenden, systematisch zu Werk gehenden Arbeit die Resultate seiner umfassenden, auch verwandte Sprachen, Sanscrit, Latein, Gothisch, Neuhochdeutsch in ihren Bereich ziehenden Forschungen auf dem Gebiet der allgemeinen und speciell der griechischen Sprachwissenschaft vor. Die Schrift, deren allgemeiner Theil bis jetzt vorliegt, ist die Umarbeitung und weitere Ausführung einer im Jahre 1874 verfassten von der k. k. Prüfungscommission sehr günstig beurtheilten, in einzelnen Particeln, z. B. über das Suffix ja, fx , als musterhaft bezeichneten, in manchen Ansichten originell ausgedachten und scharfsinnig durchgeführten Abhandlung über die griechischen Wortbildungssuffixe.

Verfasser, ausgehend von Lauten (Consonant mit nachklingendem Grundvocal a) als den Elementen der Sprache, die zugleich Verbalwurzeln und Wortbildungssuffixe sind, stellt für das Griechische und die verwandten Sprachen eine neue eigenthümliche Theorie des von ihm sog. Verbalnomens auf und führt im Zusammenhang damit nicht bloß die auch sonst neuerdings meist angenommene Verbannung des sog. Bindevocals, sondern auch eine von der hergebrachten abweichende lautliche Fassung der Wurzel (statt z. B. $\kappa\alpha\mu$ in $\epsilon\kappa\alpha\mu\omicron\nu$, $\kappa\alpha + \mu\alpha$) mit Verwerfung aller consonantisch auslautenden Wurzeln durch.

Laut ist ein Consonant mit nachklingendem a. Aus a entwickelt sich i und u, später e und o. Erst nach durchgedrungener Lautspaltung werden die Lautzeichen β , γ , δ etc. zu blossen Consonanten mit beigetzten Zeichen für die Lautschattirung, die Vocale. Ächte Wurzeln bestehen aus Grundlauten mit a. Ein Lautkörper, welcher mehr als Einen Laut hat, wie $\beta\alpha\lambda$, $\tau\alpha\mu$, $\kappa\alpha\mu$, ist keine reine Wurzel mehr, sondern = $\beta\alpha\lambda\alpha$, $\tau\alpha\mu\alpha$, $\kappa\alpha\mu\alpha$, Zusammensetzungen aus $\beta\alpha + \lambda\alpha$, welche entweder als Verbalstämme in Verbalformen oder als Nominalstämme, wie $\tau\omicron\mu\omicron\varsigma$, — $\beta\omicron\lambda\omicron\varsigma$ auftreten. Letztere, ohne Suffix, sind nur durch Veränderung des a in o aus Verbalstämmen zu Nominalstämmen geworden; dagegen ist z. B. in $\kappa\acute{\alpha}\mu\alpha\tau\omicron\varsigma$ a beibehalten, aber Suffix ta angehängt.

Das am meisten Charakteristische nun der ganzen Arbeit ist die Aufstellung des sog. Verbalnomens, einer Wortform, welche indifferent gegen den Unterschied des Verbum und Nomen beides zugleich sein kann, wogegen die einlautige Wurzel für den Verf. als ein Sprachelement mit meist gar nicht zu fixirender Bedeutung in der sprachlichen Analyse fast ganz zurücktritt und fast nur lautlichen Werth hat. Nomen und Verbum sind ursprünglich identisch; dem $\gamma\alpha\phi\omicron\varsigma$ in $\lambda\omicron\gamma\omicron\gamma\omicron\phi\omicron\varsigma$ und $\gamma\gamma\acute{\rho}\alpha\iota$ liegt dasselbe Verbalnomen $\gamma\gamma\alpha\phi\alpha$ zu Grund; beides bedeutet ursprünglich: schreiben er ($\gamma\gamma\alpha\phi\alpha\tau\alpha$); ebenso sind ursprünglich identisch nach Form und Bedeutung $\acute{\alpha}\gamma\gamma\alpha\phi\omicron\varsigma$ und $\epsilon\gamma\gamma\alpha\phi\epsilon$ = $\acute{\alpha}\gamma\gamma\alpha\phi\alpha\tau\alpha$ (= damals schreiben er, und = nicht schreiben er, Nichtschreiber, ungeschrieben); dem Nomen $\beta\alpha\sigma\iota\lambda\epsilon\upsilon\varsigma$ und dem verbalen $\beta\alpha\sigma\iota\lambda\epsilon\upsilon\omicron\mu\epsilon\nu$ liegt das gemeinsame Verbalnomen $\beta\alpha\sigma\iota\lambda\epsilon\text{fx}$ zu Grund. Während aber im Nomen Genus und Casus, wurde im Verbum das Personenverhältniss und ausserdem Tempora und Modi ausgebildet.

Die Gleichheit des Ursprungs des Nomens und Verbums beschränkt sich

somit nicht auf die Begriffswurzel, sondern erstreckt sich auch auf die stambildenden Suffixe, welche sich an die Begriffswurzel ansetzen und vielfach für beide Wortarten dieselben sind. Der Unterschied des Nomens und Verbuns liegt nicht in den Stämmen, sondern in den Personalendungen einerseits und den Casussuffixen andererseits. Aber auch Casusendungen und Personalsuffixe (s als nominales, ta als verbales Suffix) führen vielfach auf dieselben Elemente zurück. So sind z. B. $\tau\alpha\mu\alpha$, $\tau\epsilon\mu\alpha$ in $\epsilon\tau\alpha\mu\omicron\nu$, $\epsilon\tau\epsilon\mu\omicron\nu$, $\tau\omicron\mu\alpha$ in $\tau\omicron\mu\omicron\varsigma$, $\tau\mu\alpha$ in $\tau\epsilon\tau\mu\eta\chi\alpha$, $\tau\mu\eta\tau\omicron\varsigma$ Verbalnomina, Wortkörper, die durch Anfügung der Casusendungen zu Nomina, der Personalendungen zu Verba werden, ursprünglich zweilautig, welche aber durch Ausstossung des „Binnenvocals“ auch einsilbig werden können, in $\chi\mu\alpha$, $\tau\mu\alpha$, $\theta\upsilon\alpha$, worin Verfasser noch keine Wurzel, sondern eine Verbindung zweier Wurzeln erkennt.

Wurzeln sind dem Verfasser nicht $\lambda\epsilon\gamma$, $\pi\alpha\theta$, $\tau\upsilon\pi$ etc., sondern dies sind blosse Abstractionen, grammatische Präparate; lebensfähige Keime sind nur die Verbalnomina $\lambda\epsilon\gamma\alpha$, $\tau\upsilon\pi\alpha$, $\pi\alpha\theta\alpha$. Wurzeln können nur einsilbig oder einlautig sein. In den einsilbigen Verbalformen $\theta\epsilon\varsigma$ und $\delta\omicron\varsigma$ bleiben nach Abtrennung der Flexionsendung $\theta\epsilon$ und $\delta\omicron$ mit abgefallenem $\iota\alpha$; es liegen zu Grund die Verbalnomina $\theta\epsilon\iota\alpha$, $\delta\omicron\iota\alpha$, $\tau\theta\acute{\epsilon}\alpha\tau\iota$ = $\tau\theta\acute{\epsilon}\alpha\tau\iota$; aber auch $\theta\epsilon$ und $\delta\omicron$ sind keine ächten Wurzeln, weil das ursprüngliche a in e- und o umgewandelt ist; nur $\theta\alpha$ und $\delta\alpha$ sind reine Wurzeln. $\pi\acute{\alpha}\theta\alpha$ in $\epsilon\pi\alpha\theta\omicron\nu$ = $\pi\alpha + \theta\alpha$. $\theta\alpha$ = legen, setzen, thun tritt auch in $\epsilon\sigma\theta\omicron\mu\epsilon\nu$, $\acute{\epsilon}\chi\acute{\iota}\alpha\theta\omicron\nu$ = essen thun wir, gehen that ich, als Wortbildungssuffix mit begrifflicher Bedeutung auf. Die Frage: was aber ist $\pi\alpha$ mit den Varianten $\pi\upsilon$, $\pi\iota$, $\pi\epsilon$, $\pi\omicron$? gesteht Verfasser nicht beantworten zu können, ebenso wie ihm auch in $\beta\acute{\alpha}\lambda\lambda\omega$ aus $\beta\alpha\lambda$ = $\beta\alpha + \lambda\alpha$ zwar $\beta\alpha$, wie in $\acute{\alpha}\beta\alpha\tau\omicron\varsigma$, begrifflich fixirbar scheint, dagegen $\lambda\alpha$ dunkel bleibt. Diese eigentlichen Wurzeln, deren Zahl gleichkommt der der einfachen Laute, Consonanten mit nachklingendem a, sind so fast ganz zu einem blossen Formelement herabgesunken ohne erkennbaren Begriffsgehalt. Hierin scheint dem Ref. die schwache Seite der mit vielem Scharfsinn durchgeführten Theorie des Verbalnomens zu liegen.

Der sog. Bindevocal ist dem Verfasser vielmehr der nothwendige Endvocal des Wortstamms, den er Verbalnomen nennt, von ihm als Verbalvocal bezeichnet. Dieser Endvocal ist aber nicht a geblieben, sondern im Griechischen stehen dafür alle Vocale: α , ϵ , ι , \omicron , υ . Gänzlich verdrängt ist er in den sonst als syncopirte oder bidevocallose Formen bezeichneten Verbalformen, wie $\delta\acute{\epsilon}\lambda\tau\omicron$, $\pi\acute{\alpha}\lambda\tau\omicron$ etc. Auch der Binnenvocal des Verbalnomens hat alle Wandlungen durchgemacht. Er ist ganz weggefallen, in $\acute{\epsilon}\pi\lambda\epsilon\tau\omicron$, $\acute{\epsilon}\sigma\chi\omicron\nu$, in $\sigma\kappa\iota\delta\omicron\nu\eta\mu\iota$, $\sigma\kappa\epsilon\delta\acute{\alpha}\nu\nu\mu\iota$ stehen ι und ϵ neben einander, in $\tau\omicron\epsilon\phi\alpha$, $\tau\omicron\alpha\phi\alpha$, $\tau\omicron\phi\omicron$ ($\tau\omicron\acute{\epsilon}\phi\omega$, $\acute{\epsilon}\tau\omicron\alpha\phi\omicron\nu$ $\tau\acute{\rho}\omicron\phi\omicron\varsigma$) haben wir ϵ , α , \omicron , in $\acute{\epsilon}\pi\upsilon\theta\acute{\omicron}\mu\eta\nu$ υ ; α konnte ferner zu $\bar{\alpha}$, η , ω , $\alpha\nu$ (Nasaldehnung) gedehnt werden, \omicron zu ω , ι zu $\bar{\iota}$, $\epsilon\iota$, υ zu $\epsilon\upsilon$, ϵ zu η , $\epsilon\iota$, $\epsilon\iota$ zu $\omicron\iota$, $\epsilon\upsilon$ zu $\omicron\upsilon$ u. s. w. Das Verbalnomen $\pi\alpha\theta\alpha$ ($\acute{\epsilon}\pi\alpha\theta\omicron\nu$) ist in seinem Binnenvocal auf die mannigfachste Weise geändert, jede Variante mit eigenthümlicher Bedeutung, vgl. $\pi\acute{\iota}\theta\omicron\varsigma$, $\pi\acute{\epsilon}\nu\theta\omicron\varsigma$, $\pi\acute{\omicron}\theta\omicron\varsigma$, $\pi\epsilon\acute{\iota}\theta\omega$, $\pi\upsilon\nu\theta\acute{\alpha}\nu\omicron\mu\alpha\iota$. Dagegen hat die Form $\pi\alpha\sigma\chi\alpha$ in $\pi\acute{\alpha}\tau\chi\omega$ aus $\pi\alpha\theta\chi\alpha$

ein fremdes Element aufgenommen, ein Suffix wie *ra* in *bhara* (φέρω) vgl. φοβέρος. Das Verbalnomen *bhara* lautet im Griechischen φερρα als Verbalstamm, als Nominalstamm φόρος in Zusammensetzungen mit activer Bedeutung, καρποφόρος frugifer. Ihm entspricht lateinisch *fero* mit theilweise verstümmelter Conjugation.

Verfasser sucht nun sowohl an den Casus- als an den Personalendungen nachzuweisen, dass der ihnen vorausgehende Vocal kein Bindevocal ist, sondern dem Wortstamm selbst angehört, als vocalischer Auslaut des Verbalnomens, der sich auf *a* zurückführen lässt. Dieser *A* Laut tritt in der griechischen Conjugation im Ind. Praes. als *o* und *e* auf; im Coniunct., in ἴσθημι, δίδωμι geht er in lange Vocale über; in ersterem drückt die Dehnung des Vocals durch das längere Verweilen auf dem Endvocal das Unschlüssigsein im Urtheil aus, in letzteren Formen ist Ersatzdehnung (ἴσθημι aus ἴστα-μι) eingetreten. Aus φιλεῖα-μι wird einerseits φιλέομαι, φιλέω, andererseits φιλεῖ-μι, daraus aeol. φιλημι. Alle Vocale vor den Personalendungen weisen auf ursprüngliches *a* zurück und erscheinen gedehnt nur infolge entweder der Ersatzdehnung oder der Contraction bei Verben mit Suffix *ja*. Dagegen ist Suffix *fa* das letzte Glied der Verbalnomina z. B. in ἀκούω, Perf. ἀκήχο, *fa*, Verbalnomen ἀχο*fa*, in βρασιλεύω aus — ε*fa*ω, das in der vocalischen Conjugation geblieben ist.

Im Lateinischen ist die den griechischen Verba auf *μι* entsprechende sog. verstümmelte Conjugation auf wenige Verba und einzelne Formen derselben, wie *fers*, *vis* etc. beschränkt. Stellvertreter des Verbalvocals *a* ist *i* in *legis*, *legimus*, *legitis*, *u* in *legunt*, *e* vor *r*, *o* in 1. P. Sing. Das ursprüngliche *a* ist erhalten nur in *inquam*, *eram* und in den zusammengesetzten Zeiten wie *legebam*, *legeram*. Conjugation 1. 2. 4 ist die der contrahirenden Verba: *amo* aus *amao*, *amajo*, *amamus* aus *amaimus* etc. Das ursprüngliche kurze *a* besteht noch in *dare*, dagegen *abdo* *abdere*.

Dasselbe *ä* ist auch der den Casusendungen vorausgehende Endvocal jedes Nominalstamms. Es gibt keine ursprüngliche consonantische Declination, sondern deren Nominat., wie ὄψ, *vox*, hat seinen Vocal eingebüsst. Verfasser geht nun genauer ein auf die Casusformen der *J*Stämme im Griechischen, wobei die mancherlei dialektischen Flexionsformen von πόλις aus den verschiedenen Stämmen mit Suffix *ja*, πολε-*ja*, πολι-*ja*, πολί-*j*, abgeleitet werden, sowie auf die Stämme auf *fa* der übrigen vocalischen und der diphthongischen Stämme: γονεύς, ἰχθύς, βοῦς, ναῦς, welche sämmtlich auf den Ausfall des Consonanten *f* zwischen Stammauslaut und Casusendung, also auf ursprünglich *a-fa* (γονε-*fa*, ἰχθυ-*fa*, βο-*fa*, να-*fa*) zurückweisen; Ersatzdehnung findet statt z. B. in γονῆος, γονέως, νηός, νεώς, nicht aber in βαρέος, βούς etc. Die Erhaltung des Vocals vor *ja* gibt die sog. vocalische *A*-Declination: τιμῆ = τιμα-*ja*, τιμῆς = τιμας, τιμα*ja*s. In der sog. 3. Declination ist die Endung von 4 Casus, Nom. Gen. Sing., Nom. Acc. Plur., durch *ς* gebildet. Zur Unterscheidung dieser Casus dient theils die Ausstossung des Stammauslautvocals im Nom., φύλαξ, theils der Wechsel desselben in φύλακος, φύλακας, φύλακας. Die Dativendung des Sing. ist

blosses ι , im Plur. — $\tau\tau\iota$, $\tau\iota$, ohne vorausgehenden zur Endung gehörigen Vocal; Acc. Sing. entweder ν mit ausgefallenem Endvocal des Stammes, $\pi\acute{o}\lambda\iota\nu$, $\nu\alpha\tilde{\nu}$ = $\nu\alpha\tilde{\nu}f$ - ν , oder es bleibt das α mit abgefallenem Nasal $\pi\acute{o}\delta\alpha(\nu)$; Gen. Plur. $\omega\nu$ mit geschwundenem Endvocal des Stammes.

Schliesslich behandelt Verfasser noch die Suffixe als Genusbezeichner, wobei von keinem einheitlichen Suffix für jedes Genus die Rede sein kann. Suffix des Mascul. ist vorherrschend ς , aus $\varsigma\alpha$, in $\kappa\alpha\kappa\acute{o}\varsigma$, $\mu\epsilon\lambda\alpha$; aus $\mu\epsilon\lambda\alpha\nu\varsigma$, neben $\nu\alpha$ in $\mu\eta\tilde{\nu}\mu\omega\nu$, $f\alpha$ in $\beta\alpha\tau\iota\lambda\epsilon\acute{\upsilon}\varsigma$, welchen im Nom. noch dazu ς beigegeben ist; $\mu\eta\tilde{\nu}\mu\omega\nu$ = $\mu\eta\tilde{\nu}\mu\omega\nu\varsigma$ mit Verstümmelung des Stammes, $\beta\alpha\tau\iota\lambda\epsilon\acute{\upsilon}\varsigma$ = $\beta\alpha\tau\iota\lambda\epsilon\tilde{f}\varsigma$. Suffix des Femin. ist $j\alpha$ in $\kappa\alpha\kappa\acute{\eta}$ = $\kappa\alpha\kappa\alpha j\alpha$, $\mu\eta\tilde{\nu}\mu\eta$ aus $\mu\eta\tilde{\nu}\mu\alpha j\alpha$, $\beta\alpha\tau\iota\lambda\epsilon\iota\alpha$, $\mu\epsilon\lambda\alpha\nu\alpha$ aus $\mu\epsilon\lambda\alpha\nu j\alpha$ vom verstümmelten Stamm $\mu\epsilon\lambda\alpha\nu$, der im Neutrum erscheint. Suffix des Neutrums ist theils ma zu m verkürzt, im Griechischen durch ν ersetzt, $\kappa\alpha\kappa\acute{o}\nu$, theils ta in $\mu\eta\tilde{\nu}\mu\alpha$ aus $\mu\eta\tilde{\nu}\mu\alpha\tau(\alpha)$. An Stelle des Femin.-Suffix $j\alpha$ erscheint $\delta\alpha$ in $\Theta\epsilon\tau\iota\delta\omicron\varsigma$ aus $\Theta\epsilon\tau\iota\text{-}j\omicron\text{-}\varsigma$; dasselbe $\delta\alpha$ wird aber auch als Communität bildend verwendet in $\varphi\omega\gamma\acute{\alpha}\varsigma$ neben dem femininalen $\mu\omicron\chi\acute{\alpha}\varsigma$, $\mu\omicron\chi\acute{\alpha}\delta\omicron\varsigma$.

Die Bedeutung der Wortbildungssuffixe lässt sich, ausser etwa bei $j\alpha$ der Begriff gehen, $\theta\alpha$ thun, $\pi\alpha$ bewirken (?), und auch bei ihnen nur da, wo sie im Verbum auftreten, nicht feststellen. Für $\mu\alpha$, $\nu\alpha$, $\tau\alpha$ etc. lässt sich keine Bedeutung fixiren. Ihr Loos theilen die mit ihnen zusammenfallenden Wurzeln in der die Sprache in begrifflose Lautatome zersetzenden Analyse des Herrn Verfassers. Zu so manchen Bedenken diese Raum gibt, so sehr sei sie doch als fördernde Anregung weiterer Forschung und in manchen Punkten als Bereicherung der Sprachwissenschaft der Beachtung empfohlen.

T.

B.

Dr. Carl von Jân, Oberlehrer am Gymnasium zu Saargemünd,
 Übungen zur Erlernung und Repetition der latein. Syntax.
 Vierte, abermals vermehrte Auflage. Landsberg a. W. Schäffer.
 1881.

Ein in seiner Art ausgezeichnetes Buch, practisch und lehrreich; es setzt die gewöhnliche Syntax als bekannt voraus. Wenn in dieser 4. Auflage ein Abschnitt „zur Formenlehre“ vorausgeschickt wurde, so darf man vielleicht hoffen, dass der letztere ergänzt und die elementare Syntax in ähnlicher Weise behandelt werde. Das Buch citirt durchweg und häufig die E.-Seyffertsche Grammatik. Zu Vermehrung des Abschnittes „zur Formenlehre“ schlagen wir vor: revertor, reverti, reverti; mereor, merui, mereri, ferio, percussi, ictum, ferire. poenas dare, gestraft werden; geschlagen, verkauft, bewundert werden. exercere, exercitatus; continere, contentus. doceo, pass. disco. „Welche 4 ändern V. der 1. Konj. ausser sto haben ein Part. auf aturus?“ Ich möchte beifügen „w. 4. a. V. d. 1. C. mit unregelmässiger Flexion“. „Welche 2 Dep. h. unregelm. P. Fut.“ statt 2 möchte ich

3 setzen. „W. 2 unp. V. h. u. (w. b?) n. P. mit pass. F.“ ich setze „welche 3 beliebig“? Auf den Abschnitt „zur Formenlehre“ folgen „kleine Regeln aus der Syntax und Stilistik“ A-Z. α — ω . a—Z. aa—ii. Weiterhin: Pronom. reflex. Abhängige Fragsätze. Moduslehre. Indicativ. Condicionalis. Futur. Relativsätze. Consecutivs. Potentialis. Infin. Irreale Bedingungssätze an. Durch Citiren der Buchstaben der „Kleinen Regeln“ u. s. w. wird es möglich, dass der Schüler sofort weiss, was der Verfasser will. So bedeutet z. B. H Anwendung eines Verbs. Sonst ist es gerade nicht immer ganz leicht, die Meinung des Verfassers zu errathen; wesshalb es nicht überflüssig sein dürfte, wenn er sich entschliessen möchte, seine Übersetzung herauszugeben. S. 3 steht „überedet“ statt „überredet“. S. 6 „Angaben“ statt „angeben“. S. 12 bb setze nach „weg“ ein Komma. In ff steht „dass“ statt „das“. S. 39 abomni — statt ab omni —. S. 81 und „Hnangers“ statt „Hungers“. S. 151 hat sich die Ziffer 24 verschoben. „Aufgebracht, ira incensus“ findet sich S. 3 und S. 9. S. 4 „danken mit den Händen“. Diese Fassung ist mir nicht erträglich. S. 6 „die Conj.: und, aber u. a. sind durch P. zu beseitigen“ möchte ich geändert sehen, wenn diese Bemerkung überhaupt nöthig ist. S. 7 wird occupare stets mit „erobern“ übersetzt. Über die Orthographie liesse sich manches sagen, doch wollen wir aus naheliegenden Gründen davon absehen. „Zu Hause“? S. 8 „die herumwohnenden Leute“ und S. 9 „den Verhinderungsgrund“ möchten wir beseitigt sehen. S. 10 Regel 0 fehlt. Das Aufsuchen der Vocabeln ist etwas schwierig. 3 scheint S. 15 und S. 143 zu fehlen. Viele der angegebenen Vocabeln sind auf dieser Stufe längst bekannt. Wir glauben, dass die Regeln hier in einer Form gegeben werden, die meistens auch geniessbar ist; doch kommen bei ihrer Fassung auch Schwierigkeiten vor, besonders bei der Lehre vom Tempus und Modus. Dass der Stoff der Übungen ein anregender ist, verdient besonders hervorgehoben zu werden. „Bismarck und Favre.“ „Moderne Briefe.“ „Ein Kampf mit den Indianern.“ „Schlacht bei Sedan.“ „Schlacht bei Jena.“ Bei S. 52 desine mentiri wäre Gelegenheit gegeben gewesen, eine Zusammenstellung sämtlicher Formen für positiven und negativen Imperativ zu liefern; wir haben eine solche noch nirgends gefunden. Wir enthalten uns weitere Ausstellungen an diesem Buche zu machen: Das, was man vielleicht gerne geändert wünschte, kommt nicht in Betracht gegenüber den offen zu Tage liegenden Vorzügen desselben, so dass wir nicht begreifen können, warum das Buch, welches z. B. in der Klasse VII des Stuttg. Realgymnasiums eingeführt ist, seiner Zeit in Bayern verboten war.

J. Hochstetter.

Prof. Dr. Friedr. Glauning, Lehrbuch der englischen Sprache für Schulen wie zum Selbstunterricht. Zweiter Theil. Nördlingen. C. H. Beck. 1881.

Dem ersten Theil des in diesen Blättern unlängst besprochenen Werks ist der zweite rasch nachgefolgt. Derselbe enthält die Syntax, und zwar

wieder in zwei Abschnitten: Grammatik und Übungsbuch. Die Vorzüge, welche wir der Behandlung der Laut- und Formenlehre zuerkennen haben — weise Beschränkung des Stoffes bei Beachtung alles Wesentlichen, Übersichtlichkeit der Gruppierung, Klarheit in der Fassung der Regeln, einfache Bezeichnung der Aussprache, vergleichende Gegenüberstellung des Englischen und des Deutschen — finden sich auch in der Syntax. Dieselbe scheint allerdings die Spuren rascherer Arbeit an sich zu tragen; wenigstens ist die Anzahl kleinerer Verstöße bedeutender als im ersten Theil. Nicht aus Splitterrichterei, sondern aus Dankbarkeit gegen den Verfasser und aus Gefälligkeit gegen die Collegen, welche das Buch gebrauchen wollen, setzen wir einige derselben hierher. Grammatik: p. 7 poulry statt poultry; p. 10 yesterdoy st. yesterday; p. 28 Einladung st. Einband; p. 42 kings st. king's; p. 44 poundof st. pound of; p. 52 to roug it st. to rough it; p. 62 Heckla st. Heela; p. 71 Poulterer st. poultterer; p. 72 Gott st. God. Übungsbuch: p. 34 Prov, st. Prov.; p. 38 is st. His; p. 51 Göthe st. Goethe; p. 67 Übersetzung statt Übersetzung. Alles Druckfehler, die der kundige Lehrer sofort selbst findet und verbessert. Das Buch ist aber auch für den „Selbstunterricht“ bestimmt, wo das kleinste Versehen störend irreleitet. Im übrigen ist an dem Inhalt wenig auszusetzen, und nur einiges Auffallende sei erwähnt, wieder um dem Buch und der Sache zu dienen. Grammatik: p. 52 wird to rough it übersetzt mit sich Unannehmlichkeiten gefallen lassen, es nicht so genau nehmen; diess heisst allerdings die Sache nicht sehr „genau nehmen“; to rough it ist vielmehr (vgl. das bekannte Buch „Roughing it“ von Mark Twain) = „sich durchschlagen“ (Webster: to have or pursue a rough or rugged course; to encounter or overcome difficulties or hardships): p. 63 „the Brazils“ wird jetzt kaum mehr gebraucht, dafür Brazil; p. 64 Hell is paved with good intentions, besser: the way to hell etc. — Auch das Deutsche ist nicht unanfechtbar. Der Barbarismus „Eines nachts“ (p. 101, 109 des Übungsbuchs) findet sich zwar selbst bei guten Schriftstellern, gehört aber in kein Schulbuch; „ich befehle, dass es geschieht“ (p. 16) wird vor dem Forum des strengen Grammatikers nicht bestehen. Ebenso enthält das Übungsbuch auf p. 87 Satz 2 und 5 und besonders auf p. 96 in Nr. 5 Stellen, die in stilistischer Hinsicht zu wünschen übrig lassen; denn abgesehen von dem im englischen Original gar nicht begründeten Wechsel zwischen „Euch“ und „Sie“, erscheint „ich will Dir bessere Manieren lehren“ tadelnswerth, und „des (dem) Dechant“ dürfte zu Gunsten des häufigeren „Dechanten“ (s. Weigand) fallen. — Wird ferner jeder Lehrer in jedem Schulbuch diesen oder jenen besonders wichtig scheinenden Punkt vermissen — wir haben, um nur Eines anzuführen, in den reich bedachten §§ über die Präpositionen das häufige in the reign of . . . nicht finden können —, so wird ihm anderseits mancher Punkt minder wesentlich erscheinen. Was soll z. B. die Fussnote auf p. 59 des Übungsbuchs „Das Wort stuff wird wie das deutsche Zeug häufig in verächtlichem Sinn gebraucht“ bei Franklin's Ausspruch „Time is the stuff life is made of? Stuff heisst ja hier eben nicht Zeug = refuse, worthless matter, sondern

Stoff = material. In diesem Sinn wird der Satz auch von Webster bei stuff citirt.

Alle diese Ausstellungen sollen und werden den Werth des Glauning'schen Werks nicht beeinträchtigen. Es könnte denselben eine ganze Reihe eigenthümlicher Vorzüge zur Seite gestellt werden. Wir beschränken uns darauf, an die gutgewählten Übersetzungstücke, besonders aber an die vielen Hunderte von trefflichen, nicht englischen Beispielen zu erinnern, unter denen auch vielgebrauchte Citate, Bibelsprüche, Sprichwörter, Liederverse (there is no place like home etc.) figuriren, so dass man neben der Einführung in die grammatischen Erscheinungen auch einen Einblick in die Vorstellungs- und Ausdrucksweise, eine Idee von dem Geist der englischen Nation bekommt. — Eine Schulgrammatik ist nicht bloss eine Codificirung der in der gesprochenen und geschriebenen Sprache geltenden Gesetze, sondern auch eine Anweisung zur Wiedergabe gewisser Redetheile, namentlich gewisser Präpositionen, charakterischer Partikeln u. s. w. In dieser Beziehung finden sich treffliche Winke in der Grammatik z. B. §. 160 (Übersetzung von so), §. 162 (Übers. von ja), §. 164 (Übers. gewisser Adverbien: hoffentlich, eben, schon u. s. w.). Der Gebrauch von but und as wird §. 189—196 behandelt. Zum Schluss der Präpositionenlehre — diesem stumblings-block aller, namentlich aber der modernen Sprachen — gibt eine Tabelle eine übersichtliche Darstellung des Gebrauchs der schwierigeren Präpositionen. Das echt englische what with . . . p. 95; I forget (= ich habe vergessen) p. 22; der Übergang des intransitiven Verbs in factitive Bedeutung (he slept himself sober etc.) p. 3; des Particips ins Gerundium (a sitting-room) p. 7; der Gebrauch des Part. praet. in activer Bedeutung (drunk = betrunken, learned = gelehrt) p. 13; die eigenthümliche Anwendung von out of (she was frightened out of her wits) p. 75, von into (to beat a person into good manners) p. 77 — all dies und vieles Andere wird klar und bündig und ohne jede Prätention vorgetragen. Hier sieht man den gewiegten Praktiker, und wenn Dr. Glauning sein Vorwort mit dem Satze schliesst: „Aus der Praxis des Unterrichts ist dieses Buch hervorgegangen“, so glauben wir ihm aufs Wort; wenn er aber noch hinzusetzt: „Möge das Buch sich in der Praxis bewähren!“ so hegen wir die zuversichtliche Hoffnung, dass sein Wunsch sich erfüllen wird.

Stuttgart.

O. S.

Graphische Trigonometrie oder Lösung der Aufgaben der sphärischen und der ebenen Trigonometrie durch das astronomische Netz von Michael Eble, membre de l'institut des arts unis, médaille d'honneur, membre de l'académie nationale de Paris. — Buchhdlg. von Hess in Ellwangen. Preis 2 M.

Seit einer Reihe von Jahren beschäftigt sich unser Landsmann Eble mit der Lösung der Aufgabe, die Sonnenzeit aus der beobachteten Sonnen-

höhe auf graphischem Wege zu finden. Die geniale Weise, in welcher er diese Aufgabe der sphärischen Trigonometrie mit Hilfe seines „astronomischen Netzes“ und eines zugehörigen Lineals, also ohne Rechnung, löste, hat seinen Namen in weiten Kreisen bekannt gemacht und ihm hohe Auszeichnungen eingetragen. Vor einigen Jahren nun veröffentlichte der unermüdliche Verfasser seine graphische Trigonometrie, worin er jenes zunächst zur Bestimmung eines Winkels aus den drei Seiten eines sphärischen Dreiecks verwendete Prinzip auf alle Aufgaben der sphärischen und der ebenen Trigonometrie ausdehnte.

Dass er damit der praktischen Wissenschaft einen wirklichen Dienst geleistet hat, erhellt aus der vielseitigen Verwendbarkeit dieses graphischen Hilfsmittels, das an Einfachheit kaum etwas zu wünschen übrig lässt. Alle jene Aufgaben, welche mit der durch das astronomische Netz zu erreichenden Genauigkeit bis auf etwa 6 Minuten genügend gelöst sind, wie zahlreiche Aufgaben aus der Astronomie, mathematischen Geographie und praktischen Geometrie, werden mit Vortheil die graphische Methode benützen. Ebenso wird sie ausgezeichnete Dienste leisten, wenn es sich um die Bestimmung genäherter Werthe handelt, aus denen sich eine Probe für die Rechnung ergibt, oder welche zur Ermittlung genauerer Werthe benützt werden können.

Professor Dr. v. Zech an der polytechnischen Schule zu Stuttgart spricht sich am Schluss einer Recension der Eble'schen Trigonometrie folgendermassen darüber aus:

„Es kann somit das Werk nur eindringlich jedermann empfohlen werden, der mit solchen Rechnungen zu thun hat; es sollte die neue Methode jedenfalls an unseren technischen Hochschulen gelehrt werden, wo die graphischen Lösungen der technischen Mechanik so beliebt sind. Bei der grossen Einfachheit der Sache wäre es aber auch sehr zu wünschen, dass in allen Lehranstalten, welche Trigonometrie zum Lehrgegenstand haben, am Schlusse derselben die neue Methode gelehrt würde. Einige Stunden werden genügen, um den Gebrauch des neuen Hilfsmittels zu zeigen und damit vielen Schülern, welche nicht gerne rechnen, es möglich zu machen, die im praktischen Leben so häufigen Aufgaben trigonometrischer Natur zu lösen.“

Es ist fast überflüssig, diesen Worten etwas hinzuzufügen. Wenn darin die praktische Verwendbarkeit des Eble'schen Werkes dargelegt ist, so könnte man noch auf die wissenschaftliche Bedeutung desselben im System der graphischen Methoden hinweisen, die ja auch in unseren Schulen einige Berücksichtigung finden. Das grosse Feld, welches sich dem Schüler aufthut, wenn man ihn die Construction algebraischer Formeln, die graphische Ermittlung einer Quadratwurzel und Ähnliches lehrt, erhält mit dieser graphischen Trigonometrie eine Erweiterung, deren Werth die Mühe hundertfach aufwiegt, welche zum Verständniss derselben erforderlich ist.

Schneider.

XXIV. Dienstnachrichten.

Ernannt: (14. Juni) zum Hauptlehrer an der 4. Klasse der Realanstalt in Tübingen Reallehrer Wiest daselbst; zum Hauptlehrer an der 3. Klasse des Realgymnasiums in Stuttgart Präceptor Bubeck daselbst; (21. Juni) zum Rector und 1. Hauptlehrer am Gymnasium in Stuttgart Professor Österlen daselbst; zum philologischen Hauptlehrer an derselben Anstalt Professor Dr. Majer daselbst; (24. Juni) zum Director des Polytechnikums in Stuttgart auf das Studienjahr von Herbst 1881/82 der seitherige Director Prof. Dr. v. Marx.

Verliehen: dem Fachlehrer für engl. Sprache und Literatur am Polytechnikum in Stuttgart, Koller, der Titel eines Professors auf der 8. Rangstufe.

Diensterledigungen: die Hauptlehrstelle an der 2. Klasse des Realgymnasiums in Stuttgart mit Verpflichtung zu 28 Wochenstunden und einem Gehalt von 2600 Mark; die Kollaboratorstelle an der Lateinschule in Leonberg mit einem Gehalt von 1560 Mark und freier Wohnung, Verpflichtung zu 30 Wochenstunden; für Turnunterricht und Unterricht an der Fortbildungsschule weitere 300 Mark; die Hauptlehrstelle an der 3. Klasse der Realanstalt in Tübingen mit Verpflichtung zu 28—30 Wochenstunden und einem Gehalt von 2500 Mark; die Professorsstelle an der oberen Abtheilung des Gymnasiums in Stuttgart mit Verpflichtung zu 18 Wochenstunden in Mathematik, Physik und Geographie und einem Gehalt von 4000 Mark beziehungsweise 4200 Mark; die Präceptorsstelle an der Lateinschule in Lauffen a.N. Einkommen: 2606 Mark 31 Pf.; (3. Juli) die obere Reallehrstelle in Tuttingen mit einem Gehalt von 2150 Mark und Verpflichtung zu 28—30 Wochenstunden; (15. Juli) die Hauptlehrstelle an Klasse IV^b des Gymnasiums in Heilbronn mit der Verpflichtung zu 30 Wochenstunden und einem Gehalt von 2800 Mark.

XXV. Amtliche Bekanntmachungen.

Erlass der K. Kult.-Ministerialabtheilung für Gelehrten- und Realschulen.

Die in dem Verlag der Buchhandlung von Ferdinand Hirt in Breslau erschienenen, von A. Oppel und A. Ludwig bearbeiteten „Geographischen Bilder“, von welchen bis jetzt die erste Abtheilung über allgemeine Erdkunde vorliegt, enthalten sehr gut ausgeführte Illustrationen aus allen Gebieten der Geographie, sowie verwandter Disciplinen, dass sie den Schülern eine reiche Fülle von Anregung und Belehrung gewähren und auch im geographischen Unterricht mit grossem Nutzen verwerthet werden können. Die Ministerial-Abtheilung will daher die „Geographischen Bilder“ zur Anschaffung für die Schülerbibliotheken empfohlen und demgemäss etwaigen Anträgen der betreffenden Lehrer auf Anschaffung derselben zum Voraus die Genehmigung erteilt haben.

Stuttgart, den 8. Juni 1881.

Für den Vorstand:
Fischer.

Bekanntmachung der K. Kultministerial-Abtheilung für Gelehrten- und Realschulen, betreffend das Thema zu der Probeabhandlung für die philologische Professoratsprüfung.

Das Thema zu der Probeabhandlung, welche die Kandidaten des philologischen Lehramts, die im Jahre 1882 zu der Professoratsprüfung zugelassen werden wollen, nach der Ministerialverfügung vom 28. November 1865 (Reg.-Bl. S. 448) bis zum 31. Januar 1882 einzureichen haben, lautet:

De Juvenalis poëtae vita ita disseratur, ut simul antiquarum ejus vitarum origo et fides examinetur. *)

Rücksichtlich des Umfangs der Probeabhandlung wird auf §. 5 der Ministerialverfügung (Prüfungsordnung vom 28. November 1865) verwiesen.

Gesuche um Fristverlängerung über den 31. Januar 1882 hinaus werden keine Berücksichtigung finden.

Stuttgart, den 28. Juni 1881.

Bockshammer.

*) Betr. Lieferung der zur Bearbeitung obigen Themas nothwendigen Literatur belieben sich die Herren Candidaten mit der unterzeichneten Buchhandlung in's Vernehmen zu setzen. Ein genaues Verzeichniss der betr. Literatur mit Angabe der näheren Bedingungen steht zur Verfügung.

L. Fr. Fues'sche Buchhandlung (Franz Fues)
Tübingen.

Ankündigungen.

Akademische Verlagsbuchhandlung

von

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B. und Tübingen.

Soeben ist erschienen:

Dr. Julius Steup

Oberbibliothekar der Univ. zu Freiburg i. B.

Thukydideische Studien. Erstes Heft.

8. (VI. 92 Seiten.) M. 2. 40.

INHALT: Zu der Urkunde des peloponnesisch-attischen Waffenstillstandsvertrags von 423.
— Zu der Urkunde des 50jährigen Friedens.
— Zu der Urkunde des spartanisch-attischen Bündnisvertrags von 421.In **Alb. Scheurle's** Verlag in **Heilbronn** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorrätzig:**Daiber, J.**, (Professor am Kgl. Katharinenstift in Stuttgart), **Taschenbuch der Flora von Württemberg.**

Zum Gebrauch für botanische Excursionen nach Linné'schem System. Dritte Auflage. 240 Seiten kl. 8°. Elegant brochirt Mf. 2. — Hübsch cartonnirt Mf. 2. 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geistbeck, Dr. A., **Leitfaden der mathematisch-physikalischen Geographie.** Für Mittelschulen und Lehrerbildungs-Anstalten. **Zweite, vielfach verbesserte Auflage, mit vielen Illustrationen.** gr. 8°. (VIII u. 156 S.) M. 1. 50. Geb. in Originalband: Halbleder mit Goldtitel M. 1. 90.**Lorscheid, Dr. J.**, **Leitfaden der organischen Chemie.** Mit 25 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8°. (VIII und 118 S.) M. 1. 40.Nicht zu verwechseln mit dem in dritter Auflage vorliegenden **Lehrbuch der organischen Chemie.** gr. 8°. (VIII u. 304 S. und 3 Tabellen.) M. 3. 60.

Beide Bücher entsprechen in der Orthographie den bezügl. Vorschriften des preuß., in ihrer typographischen Ausstattung den Bestimmungen des österr. Kultministeriums.

Vosen, Dr. C. S., **Kurze Anleitung hebräischer Sprache** für Gymnasien und für das Privatstudium. Neu bearbeitet und herausgegeben von **Dr. F. Haufen.** **≡ Vierzehnte Auflage. ≡** 8°. (IV u. 128 S.) M. 1. 30.

(Orthographie nach den neuen officiellen Vorschriften.)

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.**C. Julii Caesaris Commentarii**cum supplementis A. Hirtii et aliorum ex recensione **Caroli Nipperdeii.**

Editio quarta stereotypa. Gr. 8. IV, 344 S. Broschirt M. 1. 50.

Gebunden M. 2. —

Diese weitverbreitete Schulausgabe des Caesar giebt den Text der großen kritischen Ausgabe von Nipperdey.

Englische Unterrichtsbücher.

Deutschlein, C., Theoretisch-praktischer Lehrgang der englischen Sprache mit genügender Bezeichnung der Aussprache für höhere Schulen. Sechste nach der neuen Rechtschreibung gedruckte Auflage. 1881. Preis 3 Mark.

Wershoven, Dr. F. J. und Becker, A. L., Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 1880. Preis 2 Mark.

Eine neue (2.) Auflage erscheint Anfang Juli 1881.

Freieremplare stehen gern franco zur Verfügung; die Herren Fachlehrer werden gebeten, solche mit Postkarte zu verlangen von der Verlagsbuchhandlung von

Otto Schulze in Göttingen.

Akademische Verlagsbuchhandlung

von

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

in Freiburg i/B. und Tübingen.

Soeben ist erschienen:

C. Ritter

Die quintilianischen Declamationen.

Untersuchung über Art und Herkunft derselben.

Mit 2 Facsimile-Drucken in Holzschnitt und 4 Tabellen.

8. (XII. 276 Seiten.) M. 8. —

In den neuesten Auflagen bestens empfohlen:

Fr. Fr. Streich, Oberlehrer in Eßlingen

Handkarte von Württemberg und Baden in siebenfacher Farbendruck (Flüsse blau, Thäler und Ebenen hell- und dunkelgrün, Gebirgszeichnung braun, Hochflächen lichtbraun, Grenzen roth und gelb. Preis 30 S.

Schulwandkarte von Württemberg und Baden in denselben Farben ausgeführt wie die Handkarte. Preis: auf Leinwand mit Stäben und lackirt 8. M. 40. —

Geographie von Württemberg mit 4 Kärtchen in 6 Farben 30 S.

Geographie und Geschichte von Württemberg mit denselben Kärtchen. 40 S.

Text und Kärtchen auch einzeln, jedoch zu etwas erhöhten Preisen.

Commissionsverlag v. **Kug. Weismann** in Eßlingen, sowie direkt vom Herausgeber und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Hef V und VI sind unter der Presse

Dem III. und IV. Heft liegen bei Prospective der Verlagsbuchhandlungen: G. Basse in Quedlinburg, Franz Fues in Tübingen, M. Heinsius in Bremen, Justus Perthes in Gotha, F. Sönnicken in Bonn, T. O. Weigel in Leipzig.

 Sämmtliche hier angezeigte Werke sind zu beziehen durch die **L. Fr. Fues'sche Sortimentsbuchhandlung (Franz Fues) in Tübingen.**

XXVI. Bericht über die Versammlung der Lehrer an humanistischen Anstalten vom unteren Neckar

am 7. Mai 1881 in Heilbronn.

Die Versammlung der Lehrer an hum. Anstalten vom unteren Neckar fand diesmal am 7. Mai in Heilbronn statt. Als Lokal diente der Versammlung zum erstenmal der Festsaal des neuen Gymnasiums; hier fanden bei einer Zahl von 53 Theilnehmern die Verhandlungen statt unter dem Vorsitz von Rector Dr. Pressel aus Heilbronn. — Vor dem Eintritt in die Tagesordnung wurde ein Antrag von Rector Kraut aus Hall angenommen, dass die Versammlung künftighin in regelmässigem Wechsel das eine Jahr in Heilbronn, das andere in Hall tagen solle.

Den ersten der nun folgenden Vorträge hielt Prof. Büchler aus Öhringen „über die Weltsprache“. Ein katholischer Kleriker J. M. Schleyer (Constanz) hat nemlich die Welt mit einem Buch beglückt, das den Titel Volapük (Vola Gen: von Vol = Welt, pük = Sprache) führt und um den billigen Preis von einer Mark uns mit einer künstlichen Sprache bekannt macht, welche im Gegensatz zu den sogenannten Weltsprachen (wie das Französische) eine wirkliche Weltsprache werden soll vermöge ihrer über alle Massen einfachen Aussprache- und Bildungsgesetze. Prof. Büchler zeigt nun, wie der Erfinder dieser Universalsprache dieselbe unter Zugrundlegung hauptsächlich der englischen Sprache zusammengesetzt hat, indem er, um vor allem den orthographischen Nöthen den Garaus zu machen, als Grundsatz aufstellte, dass jedes Wort genau so geschrieben wird, wie es lautet, sodann zur Gewinnung des Wortschatzes bald die englischen Wörter zu lauter einsilbigen Vocabeln zustutzt (nat aus nature, lib aus liberty), bald Anlehen bei anderen Sprachen macht (zög statt Zögerung) bald selbst passende Bezeichnungen erfindet (pük Sprache). — Die Wortbildungslehre, die Flexion und Syntax sind ausserordentlich einfach; z. B.: mit -ik werden gebildet alle Adjectiva, mit el alle Personalbenennungen, mit -on

die Verba (kan, kanik, kanel, kanon Kunst, künstlich -erisch, Künstler, können). Einen Artikel gibt's nicht, ebensowenig werden die genera in der Declination unterschieden. Die Casusendungen sind a—e—i, der Plural ist durch s bezeichnet, Ablativ kommt nicht vor (vol, vola, vole, voli; vols, volas, voles, volis die Welt u. s. w.). Dieselbe Einfachheit beim Verbum. — Zum Schluss seiner Skizze sprach der Redner noch seine Überzeugung von der grossen Zukunft dieser Universalsprache aus und beglückwünschte das deutsche Volk, dass es den Erfinder derselben unter seine Söhne zählen dürfe. —

Da auf dieses Gebiet Niemand von den Anwesenden sich einlassen wollte, so gieng man sofort über zur Anhörung des zweiten Vortrags.

Prof. Rösch sprach über den Ursprung des epischen Verses (mit Benützung des betreffenden Aufsatzes von F. Allen in Kuhns Zeitsch. Bd. 24).

Die charakteristische Eigenthümlichkeit des epischen Verses ist die Cäsur, bei weitem vorherrschend im 3. Fuss, männlich oder noch öfter weiblich: die letztere *κατὰ τρίτον τροχῶν* ist die ursprüngliche, sie beweist, dass der Hexameter aus 2 kurzen Reihen zusammengesetzt ist, welche ebenso in dem „Parallelismus der Glieder der hebräischen Poesie, im altrömischen Saturnius, im altdeutschen, altindischen, alteranischen Vers erscheinen. Nur haben die Kurzzeilen oder Vershälften der 3 letzteren Sprachen je 4 Hebungen, die des Hexameters 3. Die allmähliche Entstehung dieses Verses lässt sich durch Beziehung des Saturnius anschaulich machen, welcher noch deutlicher in zwei Hälften zerfällt mit je drei Hebungen, die erste Hälfte mit der Senkung, die zweite mit der Hebung beginnend. Da sich aber auch Halbverse mit 4 Hebungen finden, so liegt es nahe, den dreifüssigen Vers aus dem vierfüssigen verkürzt zu denken; im vierten Fuss wurde die Silbe vor der letzten Hebung unterdrückt, die zwei aufeinandertreffenden Ikte aber führten der Erleichterung des Vortrags halber dazu, die letzte Hebung zur Senkung abzuschwächen. Aus *Dabúnt malúm Metéll(-i)-í* wurde *Dabúnt malúm Metéllí*, und weiter *Dabúnt malúm Metélli*.

Die vergleichende Betrachtung des heroischen Hexameters und des Saturnius ergibt sodann eine merkwürdige Ähnlichkeit des Metrums, wenn wir die zwei Hälften je für sich nehmen, wobei nur

der Römer der zweiten, der Griechen der ersten Hälfte den anhebenden Iktus zutheilte.

Steht aber dem nicht die Verschiedenheit des Metrums daktylisch-spondeisch gegen jambisch-trochäisch durchaus entgegen? Hier ist nun einzugehen auf die verschiedenen Stufen der Metrik, (nach Westphal) die silbenzählende, accentuirende und quantitirende, welche allmählich aus einer gemeinschaftlichen Grundform, eben der silbenzählenden sich entwickelten. Das quantitirende Princip haben die Inder eingeführt, die Griechen ausgebildet, das accentuirende die Deutschen bewahrt; die Römer schreiten unter griechischem Einfluss allmählich vom accentuirenden zum quantitirenden fort, der Saturnius steht noch in der Mitte. Die indogermanische Verszeile hatte wohl ursprünglich (wie der alteranische und altindische Vers) jambischen Rhythmus. Der Grieche brachte in die beiden zuerst gleichartigen Reihen Abwechslung, indem die Vorschlagsilbe in der ersten Reihe wegfällt; den so trochäisch gewordenen Rhythmus bildet er weiter mit Durchführung des Quantitätsprinzips zum spondeischen aus und den Spondeus zum Daktylus, indem die inneren Senkungen den Hebungen gleichzeitig und dann durch Auflösung der einen Langsilbe zu zwei Kürzen gemacht wurde.

Die Erinnerung aber an den Ursprung aus zwei an sich nicht daktylisch-spondeischen Reihen erhielt sich erstens in der Cäsur, besonders der *κατὰ τρίτον τροχάϊον*, zweitens in der anceps der letzten Senkung.

Diese Entwicklung ergänzt durch Vermittlung des sprachgeschäftlichen Zusammenhangs die auch von Leutsch im Philol. Jahrg. 1857 und von Bergk in seiner Literaturgeschichte angenommene Herleitung des Hexameters aus zwei ursprünglich gesonderten Reihen.—

Den dritten Vortrag hielt Prof. Dr. Egelhaaf aus Heilbronn über einige Unrichtigkeiten in der neuesten (XI.) Auflage des Müllerschen Leitfadens für Geschichte. Der Redner beschränkte sich auf eine Musterung der ersten Paragraphen aus der griechischen Geschichte und wird seine Ausstellungen in einem besonderen Artikel in diesen Blättern veröffentlichen.

Schliesslich trat Oberpræceptor Gessler von Hall auf und überschüttete die Versammlung mit einem Regen von Sprachfehleru, die er aus dem Zeitalter des Zerfalls der lateinischen Sprache in übersichtlicher Weise zusammengestellt hatte. Der Redner bemühte sich

besonders überall das Hereindringen der Vulgärsprache in die Schriftsprache aufzuzeigen und auf die Zusammenhänge der Vulgärsprache mit dem Romanischen hinzuweisen. Ein ausführlicher Stellennachweis zirkulirte während des Vortrags unter den Zuhörern. —

Nunmehr war — da sich auch nach den letzten Vorträgen eine Debatte nicht erhob, — der wissenschaftliche Theil des Programms erschöpft und es kam der praktische an die Reihe, d. h. die überaus wichtige Vakanzfrage, welche auch auf der Metzinger Versammlung zur Verhandlung kommen sollte, aber dort aus Mangel an Zeit für dieses Jahr zurückgestellt worden ist. —

Es ist erfreulicher Weise zu berichten, dass die Versammlung sich im Wesentlichen vollständig einigte. Nach einem kurzen Referat über die Calamität der gegenwärtigen Praxis, nach welcher es nahezu so viele Vakanzmodi gibt als Lateinschulen, beantragt der Referent Prof. Dr. Egelhaaf im Anschluss an den Vorschlag einer Lehrerversammlung in Ulm (1880), es solle zunächst von Seiten des Haller und Heilbronner Gymnasiums eine gemeinschaftliche Eingabe an die hohe Behörde gerichtet werden, in welcher es als Wunsch dieser Lehrerconvente bezeichnet werde, dass an Ostern 3 Wochen, an Weihnachten 10—12 Tage, im Herbst ca. vom 24. August bis 1. Oktober Ferien eintreten sollen. — Dieser Vorschlag, welcher vorher unter den Lehrern des Heilbronner Gymnasiums vereinbart worden war, fand fast einstimmige Annahme und die entsprechenden Schritte seitens der beteiligten Convente werden hoffentlich in Bälde erfolgen. Könnten sich die übrigen Gymnasien des Landes zur Unterstützung des Antrages bereit finden lassen, so würde wohl bald diese Frage aus der Welt geschafft werden, welche die Convente alljährlich zweimal in unnöthige Bewegung setzt und ebenfalls unnöthiger Weise häufig Agitationen für und wider unter dem interessirten Publikum der betreffenden Städte erzeugt.

Damit waren die Verhandlungen zu Ende und die Befriedigung der Versammlung über den Verlauf derselben zeigte sich in der zahlreichen Theilnahme an und in der gehobenen Stimmung bei dem gemeinsamen Mahl und nachfolgender geselliger Unterhaltung.

Heilbronn im Juni 1881.

Prof. G. Lechler.

XXVII. Über das von J. M. Schleyer erfundene System einer Weltsprache (Volapük).

Vortrag bei der Lehrerversammlung des Neckar- und Jaxt-Kreises in Heilbronn den 7. Mai 1881.

Unsere Erde wird von über 1300 Millionen Menschen bewohnt, und man zählt mit Einrechnung der verschiedenen Dialekte mehr als 3600 Sprachen, deren sich die Menschen bedienen. Wenn wir nun gewohnt sind, die englische Sprache, welche mehr als 100 Millionen sprechen, oder die französische, deren Sprachgebiet ca. 50 Millionen umfasst (und die von der deutschen noch um 20 Millionen übertroffen wird), vorzugsweise Weltsprachen zu nennen, so sind diess gegenüber der grossen Mehrzahl derjenigen, welche diese Sprachen nicht verstehen, sehr wenig zutreffende Bezeichnungen. Zu einer Weltsprache im eigentlichen Sinne eignet sich keine der lebenden, keine der todtten Sprachen, da ihre Erlernung viel zu schwierig und zu zeitraubend ist, als dass die Mehrzahl der Menschen, ja auch nur der gebildete Theil eines jeden Volkes sich entschliessen könnte, dieselbe Sprache zu erlernen. Und doch, welch' unermesslichen Vortheil für den Weltverkehr müsste eine Sprache bieten, welche, auf einfachen allgemein verständlichen Gesetzen beruhend, sich in wenigen Monaten erlernen und dem Denkvermögen eines jeden Volkes leicht anpassen liesse. Eine solche Sprache dürfte keine Ausnahmen kennen, keine die Aussprache erschwerenden Consonanten- oder Vokalverbindungen enthalten und müsste sich doch vollständig dazu eignen, jeden Gedanken kurz und klar auszudrücken. — Wir durchfliegen mittelst des Dampfes die Länder in Windeseile, mit der Schnelligkeit des Blitzes senden wir Nachrichten nach den entferntesten Punkten der Erde, wir durchstechen Meerengen und Gebirge, um die Völker einander näher zu bringen, und in schroffem Gegensatz zu diesen Bestrebungen sehen wir in unsern Tagen die eigenthümliche Erscheinung, dass einzelne Nationalitäten sich immer ablehnender gegen die Sprache des Nachbarvolkes verhalten, ihre Schulen fremden Sprachen immer mehr verschliessen und dadurch den Verkehr mit ihnen wesentlich

erschweren. Ein an und für sich löbliches, aber in dieser Hinsicht übertriebenes Nationalgefühl verleitet sie zu diesem Schritt, der in wenigen Jahrzehnten für sie leicht verhängnissvoll werden dürfte; dieselben Nationen werden sich jedoch wohl gerne zur Erlernung einer Sprache verstehen, welche die obengenannten Vortheile bietet, und nicht die Sprache eines einzelnen, vielleicht gehassten Volkes ist, sondern eine Sprache für die ganze Menschheit werden soll. Aber gibt es denn eine solche Sprache, kann es eine solche geben? Werden denn Sprachen von Einzelnen erfunden? Sind sie nicht ein Ausfluss der Volksseele? Wird sich je ein Volk und vollends die Menschheit in dieser Hinsicht den Ideen eines wenn auch noch so sprachgewandten und erfindungsreichen Kopfes anbequemen wollen? — — Alle diese Bedenken habe ich selbst gehegt; als ich zum erstenmal ein kleines Buch in die Hand nahm, das den seltsamen Titel führt: „Volapük. Die Weltsprache. — Entwurf einer Universalsprache für alle Gebildete der ganzen Erde. Von Johann Martin Schleyer. — Sigmaringen. In Kommission der Hofbuchhandlung von C. Tappen. 1880.“ Auf dem Titelblatt findet sich auch noch das Motto: Unam uni generi humano linguam! (In der Weltsprache = Menadé bal pükí bal). Meine Zweifel waren geschwunden, nachdem ich nur wenige Seiten gelesen; mit wachsender Bewunderung erkannte ich, dass ich es nicht mit einem Ideologen, sondern mit einem Manne von seltenem Scharfsinn zu thun hatte, dessen durchaus praktisches und consequentes System auf eingehenden Sprachstudien beruht; je mehr ich mich darein vertiefte, mit um so freudigerem Stolze erfüllte es mich, dass wir diese segensreiche Erfindung, die sicherlich eine grosse Zukunft hat, einem Deutschen verdanken. Der Erfinder ist ein Badenser, Sohn eines Oberlehrers, im Jahr 1831 geboren und steht also gegenwärtig in seinem 50. Lebensjahre. Nachdem er in Freiburg Theologie und Philologie studirt hatte, wurde er im Jahr 1856 zum Priester geweiht und wirkt seit 1867 als Pfarrer in Litzelstetten bei Konstanz, gegenüber der Insel Mainau. —

Als Grundlage für seine Erfindung wählte Herr Schleyer die englische Volkssprache, da dieselbe unter allen europäischen Sprachen die verbreitetste und aus den nächstverbreiteten, der deutschen und französischen, hervorgegangen ist.

Unter den aus dieser Sprache entlehnten Wörtern hat man drei Arten zu unterscheiden:

1) solche, die unverändert in die Weltsprache herübergenommen sind, wie: son Sohn; pen Feder; stäg Hirsch; dog Hund; kok Hahn; bāk Rücken; buk Buch; but Stiefel; fut Fuss; mit Fleisch (englisch meat); dabei ist jedoch zu bemerken, dass Herr Schleyer mit Recht von der verwirrenden englischen Orthographie ganz absieht und jedes Wort so schreibt, wie es gesprochen wird;

2) solche, bei denen das stumme e am Ende abgefallen ist, da die Weltsprache überhaupt keine stummen Buchstaben kennt z. B. ston Stein (engl. stone); tim Zeit (engl. time); lif Leben (engl. life); lak See (engl. lake); vin Wein (engl. wine); ton Ton (tone) u. a. Die von der Schreibweise des Volkes abweichende englische Aussprache findet dabei keine Berücksichtigung;

3) solche, die zwar aus einem englischen Wort hervorgegangen, aber aus verschiedenen, stets wohlüberlegten Gründen wesentlich umgestaltet sind, so dass sie auf den ersten Blick als willkürlich erfundene Wörter erscheinen.

Da nämlich alle Stammhauptwörter der Weltsprache womöglich **einsilbig** sein sollen, so entlehnt der Erfinder von vielen englischen Wörtern nur die betonte Silbe und vermeidet dabei alle Häufungen von Konsonanten oder Vokalen, sowie überhaupt alle Laute, welche für die Aussprache besondere Schwierigkeiten bieten. Deshalb bewog ihn z. B. die Rücksicht auf die romanischen und ostasiatischen Völker, auf die Kinder und auf die Greise, den schwer auszusprechenden Buchstaben **r** entweder mit dem verwandten **l** zu vertauschen oder, wenn er bei einem andern Konsonanten stehen würde, ganz auszustossen. —

Aus den oben angeführten Gründen lassen sich nachstehende Wortbildungen erklären: mon Geld (engl. money); nat Natur (engl. nature); stud Studium (engl. study); mat Ehe (engl. matrimony); lib Freiheit (engl. liberty); stim Achtung (engl. esteem); mag Bild (engl. image); pük Sprache (wahrscheinlich von speak spr. spikh, da der Erfinder statt des gedehnten i in der Regel ü setzt; flen Freund (engl. friend); blod Bruder (engl. brother); bil Bier (engl. beer); milag Wunder (engl. miracle); kad Karte (engl. card); gad Garten (engl. garden); vol Welt (engl. world) u. a. —

Wenn jedoch das betreffende englische Wort wegen zu schwieriger

Aussprache, wegen leichter Verwechslung mit einem andern Wort oder aus sonstigen Gründen nicht in sein Sprachsystem hineinpasste, so nahm der Erfinder keinen Anstand, die deutsche, französische, italienische, spanische und lateinische Sprache zu Hilfe zu nehmen, ja in vereinzelt Fällen wie z. B. bei den persönlichen Fürwörtern, eigene Wörter zu bilden. So sind nachstehende Wörter entstanden: lob Lob; tug Tugend; zög Zögerung; föd Förderung; dan Dank; veg Weg; klon Krone; glamat Grammatik; bod Brod; mak Mark; miliad Milliarde; jeval Pferd (frz. cheval); fin Ende (frz. fin); sol Sonne (vom franz. soleil oder lat. sol); stel Stern (lat. stella); sap Weisheit (lat. sapientia); num Zahl (lat. numerus); dol Schmerz (lat. dolor); kap Kopf (lat. caput); fluk Frucht (lat. fructus); naf Schiff (lat. navis); flum Fluss (lat. flumen); fon Quelle (lat. fons); pön Strafe (lat. poena); pönit Reue (lat. poenitentia); dom Haus (lat. domus); zif Stadt (lat. civitas); si ja (ital. si); ya schon (span.) u. a. —

Nicht bei allen Wörtern ist es mir bis jetzt gelungen, die Beweggründe für ihre eigentümliche Bildung herauszufinden, aber sicherlich ist die Willkür eine nur scheinbare. —

Das Erlernen von Wörtern kann dem die Weltsprache Studierenden natürlich nicht erspart werden; dies ist aber bei jedem Sprachstudium verhältnissmässig die leichteste Aufgabe, und der Erfinder hat durch sehr einfache Wortbildungsgesetze diese Mühe wesentlich erleichtert: so heisst z. B. **kan** Kunst; die Endung aller Adjective ist **ik** also heisst kanik künstlich; die Verneinungsvorsilbe **ne** bedeutet „un - los - bar - nicht“; also nekanik = unkünstlich, kunstlos; die Endung **el** bezeichnet die Person, die etwas thut, also heisst kanel Künstler und kanelik künstlerisch; alle Zeitwörter endigen im Inf. auf **ön** also heisst kanön können. Auf diese Weise lassen sich von einem Stammhauptwort durch Suffixe und Präfixe eine Anzahl verwandter Wörter mit Leichtigkeit ableiten. Ein Triumph menschlichen Scharfsinns ist vollends die Formenlehre und Syntax der Weltsprache, welche in dem Buch des Erfinders 29 Seiten einnimmt und sich in wenigen Tagen erlernen lässt.

Um es zu ermöglichen, dass jedes Wort der Weltsprache sofort richtig gelesen werden kann, hat der Erfinder ein Weltalphabet aus 26 Buchstaben in lateinischer Schrift ausgedacht, durch welches alle Sprachlaute der zivilisirten Menschheit genau

wiedergegeben werden können. Es bleiben dabei die deutschen Vokale: a, e, i, o, u; die Umlaute ä, ö, ü; die Konsonanten b, p; d, t; g, k; f; l, m, n, r; s, x und z ganz unverändert; dagegen wird das h, wie im Griechischen, durch einen spiritus asper (z. B. *et spr. het* = Hass) ersetzt; das lateinische c lautet wie dsch; c = tsch; h = ch; t = th (engl.); v = w; y = j (cf. engl. yesterday spr. jesterdeh); j = sch (cf. franz. jour); q und w fallen als überflüssig ganz weg; desgleichen die französischen Nasallaute. Jeder Laut hat nur ein Zeichen und jedes Zeichen nur einen Laut. Bei jedem Wort hat die Endsilbe den Akzent. — Die Weltsprache verzichtet, wie die lateinische und russische auf den Artikel; auch kennt sie gleich der englischen (?) keine drei Geschlechter; wo jedoch eine Unterscheidung des Geschlechts nothwendig ist, hilft sie sich beim Femininum wie die englische durch Vorsetzung von ji (spr. schi = she) z. B. blod Bruder, ji-blod Schwester; das sächliche Geschlecht bezeichnet sie durch das Suffix os z. B. gudik = gut, gudikos = Gutes. — Alle Hauptwörter endigen im Nom. Sing. auf einen Konsonanten, doch darf dieser keiner der 5 Zischlaute (c, j, s, x, z) sein. Als Deklinationendungen verwendet der Erfinder die drei ersten Vokale seines Alphabets und zwar a für den Genetiv, e für den Dativ und i für den Akkusativ z. B. Nom. Sg. pen = eine, die Feder; Gen. pena; Dat. pene; Acc. peni. — Das Zeichen der Mehrzahl ist der Endbuchstabe s, welcher an die Endungen der Einzahl angefügt wird, also heisst der Nom. Plur.: pens Federn, die Federn; Gen. penas; Dat. penes; Acc. penis. — Auf diese Weise werden alle Nomina ohne Ausnahme deklinirt. — Der Vokativ wird durch ein dem Nominativ vorangestelltes o gegeben z. B. o God! = o Gott! — Einen Ablativ oder sonst einen Kasus kennt die Weltsprache nicht und verwendet dafür entsprechende Präpositionen mit dem Nominativ. —

Alle Adjectiva, Zahl- und Färwörter werden in der Regel hinter dasjenige Hauptwort gestellt, zu welchem sie unmittelbar gehören und bleiben dann ganz unverändert, d. h. sie erhalten, wie im Englischen, kein Plural-, kein Geschlechts- und kein Kasuszeichen z. B. gute Federn: pens gudik; der guten Federn: penas gudik; unsern Brüdern: blodos obsik; den dritten Mann: mani kilida. Alleinstehend dagegen oder wo es die Deutlichkeit erfordert, werden sie wie die Hauptwörter deklinirt. — Alle Präpo-

sitionen haben den Nominativ nach sich, nur auf die Frage: wohin? regieren sie den Akkusativ. — Für die Pronomina personalia hat Herr Schleyer besondere Wörter erfunden, da die europäischen Sprachen hierin zu sehr von einander abweichen, als dass er sich an eine derselben hätte anlehnen können. Seine persönlichen Fürwörter sind alle einsilbig, fangen mit o an und endigen auf einen Konsonanten: ich heisst ob, du ol, er om, sie of, es os, man on (cf. frz. on) und das höfliche „Sie“ ons. Die Mehrzahl wird wie bei den andern Nominibus durch Anhängung eines s gebildet, also heisst obs wir; ols ihr; oms sie (männlich); und ofs sie (weibl.). —

Sämmtliche Zeitwörter haben, wie schon oben bemerkt wurde, im Infinitiv die Endung ön, also heisst löfön (St. löf) lieben. Die persönlichen Fürwörter werden in der Weltsprache an den Verbalstamm angehängt, demnach lautet der Indikativ des Präsens Akt. löfob ich liebe, löfol du liebst, löfom er liebt, löfof sie liebt, löfos es liebt, löfon man liebt; löfobs wir lieben, löfols ihr liebet, löfoms sie (die Männer) lieben, löfofs sie (die Frauen) lieben, löfons Sie (höflich) lieben.

Das Imperfectum Activi erhält nach dem Vorbild des griechischen vorn (das Augment ä also älöfob ich liebte, älöfol du liebtest u. s. w.

Im Perfectum Activi wird der Buchstabe e vorangestellt: elöfob ich habe geliebt u. s. w.

Das Zeichen des Plusqpf. Activi ist das Präfix i, also ilöfob ich hatte geliebt.

Der vorgesetzte Vokal o ist das Zeichen des Fut. I. Activi also olöfob ich werde lieben u. s. w.

Das Fut. II Activi endlich hat als Präfix den Vokal u, also ulöfob ich werde geliebt haben u. s. w.

Bietet auf diese Weise schon das Activum fast keine Schwierigkeiten, so ist vollends das Passivum noch leichter zu erlernen. Sein charakteristisches Zeichen ist ein vorangesetztes p und zwar wird im Ind. Praes. Pass. vor die entsprechende aktive Form die Silbe pa gesetzt, also heisst palöfob ich werde geliebt, palöfol du wirst geliebt u. s. w. In den übrigen Zeiten genügt das vorgesetzte p und so entstehen: pälöfob ich wurde geliebt, pelöfob ich bin geliebt worden, pilöfob ich war geliebt worden; polöfob ich werde geliebt werden und pulöfob ich werde geliebt worden sein. — Das

Zeichen des Konjunktivs ist in allen Zeiten die unmittelbar auf das Zeitwort folgende und durch einen Bindestrich mit ihr verbundene Silbe *la*, demnach bedeutet: *löfob-la* ich möchte lieben; *älöfob-la* ich würde lieben; *elöfom-la* er habe geliebt; *ilöfof-la* sie hätte geliebt u. s. w.

Auf diese einfache, aber vollständig genügende Weise werden sämtliche Zeitwörter der Weltsprache konjugirt; es gibt in ihr keine *verba anomala*. —

Diese wenigen Proben werden wohl genügen, um die überraschende Einfachheit und leichte Erlernbarkeit der Weltsprache darzuthun. Ihre in allen einzelnen Theilen tiefdurchdachte Grammatik ist abgeschlossen und bedarf keiner Ergänzung, keiner Verbesserung mehr. Ausser ihr enthält das Büchlein (welches von dem Erfinder um 1 M., im Partiep Preis um 80 Pf. zu beziehen ist) noch ein Weltsprache-Lexikon mit 2780 Wörtern, welche für den gewöhnlichen Verkehr vollständig ausreichen. Zu seiner Ergänzung ist jedoch das Weltspracheblatt (*Volapükabled*) bestimmt, das seit Januar 1881 monatlich einmal erscheint und eine Menge neuer Wortbildungen enthält, die der Lernende jedesmal in sein Wörterbuch einzutragen hat, Das Jahres-Abonnement für das inhaltsreiche und auch äusserlich sehr hübsch ausgestattete Blatt beträgt 1 Mark. —

Schleyer's grossartige Erfindung hat seit der kurzen Zeit ihres Bekanntwerdens schon an verschiedenen Orten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Englands, Schwedens, Amerikas, ja selbst Syriens begeisterte Anhänger gefunden. Mehrere derselben haben sich bei dem Erfinder einer Prüfung unterworfen und werden in dem Monatsblatt als Weltsprachelehrer empfohlen. Freilich ist diese Zahl eine verhältnissmässig noch sehr kleine, aber sie wird doch genügen, dass die Weltsprache nicht mehr todtgeschwiegen werden kann, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr so fern, in der auch in unsern Schulen ein Weltsprachekurs eingerichtet wird. Die Tragweite der Erfindung lässt sich noch nicht vollständig überschauen, wir Deutsche aber würden es sicherlich schwer zu bereuen haben, wenn wir die Ausnützung derselben einer fremden Nation überlassen wollten, denn dasjenige Volk, von welchem die andern die Weltsprache erlernen werden, dasselbe wird damit auch dem Weltverkehr neue Bahnen eröffnen und wohl bald dahin ge-

langen, den Welthandel zu beherrschen. — Möge es mir durch meine Ausführungen gelungen sein, auch bei Ihnen das nöthige Interesse zu erwecken, dass Sie diesem Sprachstudium einige Stunden widmen und nicht vorschnell es nur als eine gelehrte Spielerei betrachten. Sobald Sie sich nur einigermaßen damit beschäftigt haben, werden Sie wohl gleich mir von dem hohen Werth der Erfindung überzeugt und gleichfalls mit Freuden bereit sein, das Ihrige zur Weiterverbreitung derselben beizutragen, damit sie möglichst bald ein Gemeingut der gebildeten Welt wird, und so der geniale Erfinder noch zu seinen Lebzeiten den Lohn erntet, den er in so hohem Grade verdient. —

Öhringen.

Prof. Bächler.

XXVIII. Zur älteren griechischen Geschichte.

Bemerkungen zum: „Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte von W. Müller, Professor am Gymnasium zu Tübingen. Elfte Auflage, 1879.“

Wenn ich es im Folgenden unternehme, eine Anzahl von berichtigenden Bemerkungen zu einem in unsern heimischen Anstalten so verbreiteten, in elfter Auflage 1879 erschienenen Buche zu geben, so wird man dies nicht so auffassen, als ob ich dem verehrten Verfasser desselben persönlich zu nahe treten wollte, sondern es als gerechtfertigt anerkennen durch die Wichtigkeit und das Interesse der Sache. Ich werde mir da oder dort gestatten, auch eine Notiz anzufügen, welche nicht stricte eine Berichtigung Müllers enthält, sondern dazu dienen soll, die betreffenden Punkte weiter auszuführen oder aufzuhellen. Ich verfare im Übrigen rein der Ordnung gemäss, in welcher Müller die Dinge uns vorführt.

Vorgriechische Geschichte, S. 1—6.

S. 2. „Ums Jahr 1400 erscheint Sesostris, welcher grosse Eroberungen gemacht, Obeliskten errichtet und Kanäle angelegt haben soll.“ Ich wüsste keinen Grund, warum hier nicht auch Mittelmittelnasiasten gesagt werden dürfte, dass alle diese Angaben von grossen Eroberungen des Sesostris, wie sie die Griechen geben,

lediglich Erfindungen ägyptischer Nationaleitelkeit sind, welche durch die ägyptischen Denkmale selbst indirekt, aber gründlich widerlegt werden. Aus diesen geht ja unwidersprechlich hervor, dass Sesostris, weit entfernt, ganz Asien siegreich zu durchziehen, nicht einmal dahin gelangt ist, Palästina zu bändigen, dass er vielmehr am Ende mit dem „Volk von Cheta“ einen gütlichen Ausgleich treffen musste. Es ist also ungefähr das Gegenteil von dem wahr, was Justinus I 1, 6—7 sagt: *Sesosis Aegypti et Scythiae rex Tanaus . . . longinqua, non finitima bella gerebant.*

S. 2 heisst es von der Zeit des Pharao Necho: „Dies war die letzte Blütezeit, deren sich Ägypten als unabhängiger Staat erfreute“. Soll wohl heissen: deren sich der nationale Staat der Ägypter erfreute; denn ein unabhängiger Staat war Ägypten auch zur Blütezeit unter den ersten Ptolemäern.

S. 2. „In Unterägypten liegt das fruchtbare Delta, die Kornkammer der Römer.“ Ich zweifle ob es richtig ist, in dieser Art in den Ton eines geographischen Lehrbuches zu verfallen und alle möglichen Dinge zu anticipiren, die später einmal eodem loco passirt sind, aber in die betreffende Zeit lediglich noch nicht gehören. Das stärkste Beispiel dieser Art findet sich S. 13, wo es heisst: „Trappus, das erst zur Zeit der Kreuzzüge berühmt (?) wurde (!)“; und ebenda: „die Kolonien . . . bewirkten, dass griechische Sprache und griechische Bildung in allen (?) Theilen der im Alterthum bekannten Welt hochgeschätzt und das Kennzeichen eines gebildeten Mannes war“: eine Behauptung, die wieder nicht auf die Zeit, von welcher der Verfasser redet, sondern erst auf die viel spätere des Hellenismus sich anwenden lässt.

Die ausführliche und lebendige Schilderung der alten Phönicier wird man durchaus billigen, wenn man erwägt, dass damit auch für das Verständniss Karthagos und der punischen Kriege vorgearbeitet wird.

S. 5 wird die Geschichte von Kyros kurz nach Herodot erzählt (freilich mit einem „soll“), wogegen vom Standpunkt der Schule sicherlich nichts zu erinnern sein wird. Doch darf ich wohl auf Justi, Geschichte Persiens, S. 16 hinweisen. „Man darf annehmen, dass die Meder, als sie von den Persern besiegt waren, ihrem Stolz dadurch Genüge thaten, dass sie den Sieger mit ihrem eigenen Königshause als blutsverwandt, als Meder von Mutters Seite

ausgaben, etwa wie die persische Sage Alexander zum Sohne des Darius und einer Tochter Philipps macht.“

S. 5. „Vom Scheiterhaufen, auf dem er schon stand, rettete ihn nur sein schmerzlicher Ausruf: o Solon, Solon!“ Vgl. Herod. I, 86: ἀνασπενάξαντα ἐκ πολλῆς ἡσυχίης ἐς τρίς ὀνομάσαι Σόλωνα. Bekanntlich lässt es sich mit der Religion der Perser nicht vereinigen, dass Kyros einen Menschen dem heilig gehaltenen Feuer (Herod. III, 16) sollte überantwortet haben; auch stimmt es schlecht zu seinem Charakter (Herod. I, 130: Ἀστυάγεα δὲ Κύρος κακὸν οὐδὲν ἄλλο ποιήσας εἶχε παρ' ἑωυτοῦ, ἐς δ' ἔτελεύτησε); man nimmt daher seit Dunckers Erörterungen an, dass nicht Kyros, sondern Krösos selbst sich den Flammen überliefern wollte, um sich als Brandopfer für sein Volk den Göttern darzubringen (vgl. Justi l. c. S. 24), wie dies auch der Sage von Sardanapal zu Grunde liegt durch einen plötzlichen Regenguss, der als eine Art von Gottesurtheil aufgefasst wurde, ist die Vollendung des Opfers verhindert worden.

S. 6 wird das „letzterer“ vom Schüler leicht nicht auf Psammit, sondern auf das näherstehende Necho bezogen werden.

S. 6. „Seinen Zorn hierüber liess er an den Ägyptern aus, deren heiligen Stier Apis er tödtete.“ Dies ist unbestritten; dass Kambyses auch sonst gegen die Religion der Ägypter gewüthet habe (Herod. III, 37 f.: ἱροῖσι ἐπεγείρησε κατὰ γελᾶν) mag für die gleiche Zeit, da er den Apis tödtete, vielleicht gelten, aber wohl nicht für den Anfang seiner Herrschaft; wenigstens besagt die Inschrift des Priesters Uza-hor-penres im Vatikan, dass Kambyses den Tempel der Neith in Sais von Soldaten reinigte, alle Feste feiern hiess und selbst in die Mysterien der Neith eingeweiht wurde; vgl. Justi S. 49.

S. 6 wäre an den Skythenzug des Dareios doch die Bemerkung anzuhängen, dass aus diesem Anlass die Perser in Europa festen Fuss fassten, die Küste von Byzantion bis zum Strymon besetzten und selbst den König Amyntas von Makedonien zwangen, dem Grosskönig Erde und Wasser zu geben; vgl. Herod. V, 14 bis 18, wo der König die Gesandten des Dareios sogar δεσπότην nennt, als welche sie sich freilich auch aufführen.

Griechische Geschichte, S. 7 ff.

Auf S. 7 vernehmen wir die wundersame Kunde, dass „der Gebirgspass Thermopylä“ zu Thessalien gehöre. Dazu wäre zu bemerken, dass 1) Thermopylä kein Gebirgspass ist und dass 2) die Lokalität mit Thessalien nicht das Geringste zu schaffen hat. Thermopylä liegt vielmehr in Malis, hart an der Grenze gegen das epiknemidische Lokris, Thessalien gerade gegenüber.

S. 7 ist mit „Böotien, das grosse Schlachtfeld des Alterthums“ auch der Mund etwas zu voll genommen. Für die aussergriechische Geschichte kommt doch nur der Feldzug Sullas gegen die mithridatischen Generale in Betracht. Zu welchem Behuf eod. loco Methone in Messenien hervorgehoben wird, ist nicht abzusehen, und wenn in Lakonien bloss Sparta und Sellasia genannt werden, während bei Messenien und Böotien so viele Namen herausgehoben sind, so vermisst man doch die Städte Gythion, Amyklai und Helos; und es scheint doch sonst des Verfassers Princip nicht bloss Aufzählung von Schlachtorten zu sein, wie die Durchsicht der argolischen Namen ergibt. Wollte er je solche Orte besonders bevorzugen, so durfte die Insel Sphacteria nicht wegbleiben. Bei Arkadien sollte eine Stadt wie Tegea nicht fehlen, die nach Herod. I, 65—68 sich der spartanischen Hegemonie solange erwehrte, die bei Thermopylä nach Herod. VII, 202 durch 500 Mann vertreten war und von Alters her das Recht besass τοῦ κέρους τοῦ ἑτέρου ἀεὶ ἡγεμονεῦειν κοινῆς ἐξόδου γινουμένης, Herod. IX, 26. Weiter würden wir neben der römischen Form Corcyra die griechische Korkyra gern genannt sehen. Die Insel Leukas nennt Müller Leukadia, was wieder nicht angelt; ἡ Λευκαδίτις findet sich nur Thuc. III, 94 und bedeutet das Gebiet der Stadt Leukas. Die Insel Kythera noch zum ionischen Meer zu rechnen ist auch nicht statthaft.

Gehen wir nach diesen Bemerkungen zur Geographie (bei welcher übrigens Berge und Flüsse fehlen) weiter zur Geschichte, so stossen wir auf derselben Seite 7 auf den Satz: „dass entweder das nämliche Volk, welches Anfangs Pelasger hiess, unter anderen politischen Verhältnissen Hellenen genannt wurde“ u. s. w. Der Nachdruck ist aber nicht sowohl auf politische Veränderungen zu legen — denn die monarchische Staatsform blieb auch im hellenischen Zeitalter bestehen — als auf sociale; aus dem bauer-

lichen Leben der Pelasger bildet sich das ritterliche Element heraus, „das mit der ganzen Vorliebe anstatt der Bauernarbeit sich dem Waffenhandwerk widmet;“ „aus den patriarchalischen Häuptlingen werden reisige Kriegsfürsten,“ „die pelasgischen Bauern werden genöthigt, die Schleuder, das Schwert und die Lanze oder den Wurfspieß nicht mehr aus dem Bereich ihrer Hand zu lassen“; s. Herzberg, Geschichte von Hellas und Rom, I, 18.

S. 8. „Perseus . . . tödtete die Gorgo Medusa, indem er ihr, deren Anblick jeden versteinerte, in einen Spiegel sehend, den Kopf abschlug.“ Genauer muss es offenbar heissen: „deren unmitttelbarer Anblick“ u. s. w. Ebenda heisst es: „Der Pegasus, ursprünglich das Donnerross des Zeus“. Wie kommt Saul unter die Propheten? Mitten in einer ruhigen Erzählung stösst man auf einmal auf eine solche Bemerkung aus der Wissenschaft der Mythen- deutung, die einen höchst fremdartigen und sozusagen isolirten Eindruck hervorbringt. Entweder haben wir ein Schulbuch für Mittelklassen vor uns, welches den Inhalt der Sagendichtung rein objektiv berichtet, dann fort mit solchen erratischen Blöcken, die Gott weiss von woher in die friedlichen Fluren geschleudert sind. Oder wir haben ein rein wissenschaftlich gehaltenes Werk vor uns; dann müssen solche Erklärungen überall gegeben werden, nicht bloss beim Pegasus, der auf Haymarket schon hinlänglich misshandelt wurde!

S. 9 scheint die Angabe: „nach seines Vaters Tode wurde er (Theseus) König von Athen“ doch zu kurz; wäre nicht mit ein paar Worten auf die Geschichte vom weissen und schwarzen Segel hinzudeuten und auf den Ursprung des Namens ägäisches Meer, wie die Sage ihn motivirt?

S. 10 wird Pátroklus gemessen, wohl gegen die übliche deutsche Accentuirung, wie sie seit Schillers Siegesfest feststeht.

S. 12. „Mit Recht sagt . . . Herodot, dass Homer und Hesiod . . . den Griechen ihre Götter gemacht haben.“ Bei dieser Behauptung muss man sich in der That fragen, ob der Verfasser sich die Mühe genommen hat, die Stelle Herodots selbst nachzuschlagen und zu lesen. So oft man nämlich auch jenem Ausspruch in allen möglichen Büchern (und nicht bloss bei Müller) begegnet, so gewiss ist doch, dass er gar nie gethan worden ist und lediglich einer sehr oberflächlichen Lektüre von Herod. II, 53 seinen Ursprung verdankt. Die Stelle

lautet in Wahrheit: ἔνθεν δὲ ἐγένετο ἕκαστος τῶν θεῶν, εἴτε δὲ αἰεὶ ἦσαν πάντες, ὁμοῖοί τε τινες τὰ εἶδεν, οὐκ ἠπιστέατο μέχρι οὗ πρόωγν καὶ γῆδς ὡς εἰπεῖν λόγῳ. Ἡσίωδον γὰρ καὶ Ὀμηρον ἡλικίην τετρακοσίοισι ἔτεσι δοκέω μεν πρεσβυτέρους γενέσθαι, καὶ οὐ πλέουσι. οὗτοι δὲ εἰσι οἱ ποιήσαντες θεογονίην Ἑλλησι καὶ τοῖσι θεοῖσι τὰς ἐπωνυμίας δόντες καὶ τιμὰς τε καὶ τέγγας διελόντες καὶ εἶδεν αὐτῶν σημήναντες. Was sagt also Herodot in Wahrheit? Ganz gewiss nicht, dass Homer und Hesios den Griechen ihre Götter gemacht haben; eine solche bodenlose Anschauung mag man bei Echemeros und andern Gegnern aller Religion suchen, aber sicherlich nicht bei einem Schriftsteller von solch positiv-religiösem Standpunkt, wie es der Vater der Geschichte ist. Vielmehr sagt Herodot in deutlicher Anspielung auf das *θεογονία* betitelte Werk Hesiods: „Diese beiden haben den Hellenen den Stammbaum der Götter gemacht, d. h. sie haben die — längst vorhandenen und verehrten — Götter durch Aufstellung verwandtschaftlicher Verhältnisse, der Kategorien von Eltern und Kindern u. dgl., in Beziehung zu einander gesetzt, haben ihnen die Benennungen gegeben, welche zur pelagischen Zeit nach II, 52 noch nicht existirten, die Ehren und Künste unter sie vertheilt (man denke z. B. an die operosa Minerva, die officinae des Hephästos u. s. w.) und ihre Gestalten fest umrissen.“ Sie haben also Ordnung in den vorher wild wachsenden Garten gebracht — das ist der kurze Sinn der so oft heillos missverstandenen Stelle, welcher auch Schöll in seiner Herodotübersetzung nicht gerecht wird, wenn er das *θεογονία* mit „Götterwelt“ wiedergibt. Was Herodot meint, ist das gleiche, was Aristoteles im Sinne hat, wenn er Met. I, 3 beide Dichter als *πρωτοὶ θεολογίσαντες* bezeichnet. Man mag zum Ganzen Bergks griechische Literaturgeschichte I, 877 ff. und S. 965 vergleichen; gegen seine Übersetzung von *θεογονία* mit „Religionssystem“ wüsste ich nichts zu erinnern, obschon ich es nach solchen Ausdeutungen und Missverständnissen immer für das Rätlichste halte, streng sich an den Wortlaut des Textes zu halten und bei „Götterstammbaum“ zu bleiben.

S. 13 wird die Sage von Kodros erzählt und dieser gemäss ganz richtig gesagt: die Eupatriden benützten die Gelegenheit „eine Aristokratie anzubahnen;“ denn die volle Aristokratie wurde ja erst 682 eingerichtet. Wie stimmt aber damit die Behauptung,

bei dieser Veränderung habe man das Königthum „ganz abgeschafft?“ Abgeschafft wurde ja nach der Tradition nur die Unverantwortlichkeit, nicht aber die Lebenslänglichkeit und Erblichkeit der im Wesen nach vor wie vor monarchischen Obergewalt. Übrigens leidet die ganze Sage an einer doppelten Unwahrscheinlichkeit. Die Motivirung nämlich, dass nach Kodros niemand mehr des Thrones würdig sei, ist geradezu auffallend; wir erwarten das Gegentheil, dass eine Einrichtung, die sich so sehr als Bollwerk des Staates bewährt hatte, erst recht feste Wurzeln in Athen hätte fassen sollen. Dann ist es nicht glaublich, dass Athen — trotz seiner Isolirung — der sonstigen Entwicklung der Verfassungsverhältnisse so vorangeeilt sein sollte, dass die Monarchie hier 300 Jahre früher abgeschafft worden wäre als im übrigen Griechenland; denn sonst brach ja die Monarchie erst im 8. Jahrhundert zusammen — dem Schüler behältlich mag man sagen: Zu der Zeit, da Rom gegründet ward und Könige bekam, wurden sie bei den Griechen beseitigt. Da nun der entscheidende Schritt zur Aristokratie erst 752 — mit der Reduktion des lebenslänglichen Archontats auf das 10jährige — geschah, während 1068 kaum eine praktisch erhebliche Änderung eintrat, so ist man wohl zur Annahme berechtigt, dass überhaupt erst 752 Bresche in die königliche Machtvollkommenheit gelegt wurde und man zu Nutz und Frommen der Aristokratie dann erst das Märchen erfand, dass schon in altersgrauer Vorzeit eigentlich das Königthum beseitigt worden sei. Wie trefflich sich die Revolution, indem sie erst 752 sich vollzog, in die übrige Geschichte des Sturzes der hellenischen Monarchie einfügt, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.

Die Zahl der 9 Archonten, deren Einführung auch S. 13 erwähnt wird, erklärt sich, so auffallend sie an sich ist, doch einfach genug. Jede der vier altionischen Phylen stellte wohl zwei Archonten, wozu dann ein neunter als „Präsident der Republik“ und Vorstand des Collegiums trat. Vgl. Herzberg I, 88.

S. 14: „die Diakrier wollten Gleichheit der Rechte aller Bürger, also Demokratie.“ Ihre Tendenzen waren aber wohl weniger rein politisch als social; vgl. Plut. Solon cap. 29, der sie also charakterisirt: ἐν οἷς ἦν ὁ θετικὸς ὄχλος καὶ μέλιστα τοῖς πλουσίοις ἀγθόμενος. (cap. 13 heissen sie freilich auch γένος δημοκρατικώτατον.)

Aus S. 14 wird über das Wesen der solonischen Seisachtheia der Schüler nicht wohl klug werden, wenn ihm nur gesagt wird, die ärmere Klasse sei von einem Theil ihrer drückenden Schuldenlast befreit worden, „indem Solon theils den Zinsfuß herabsetzte, theils den Münzwert h erhöhte“ u. s. w. Hier bleibt keine Wahl als etwas ausführlicher zu werden und zu sagen, dass Solon — vgl. Plut. cap. 13 — die Drachme statt in 73 in 100 Minen eintheilte und gestattete, Kapitalien, welche man in schwerem alten Geld erhalten hatte, in leichtem neuem heimzuzahlen. Das ist aber keine Erhöhung, sondern eine Herabsetzung des Münzwert h s; denn das alte (äginetische) Talent verlor, wenn es dem neuen (euböischen) gleich gestellt wurde, 27⁰/_o seines Werthes.

S. 14 fehlt bei der Aufzählung der Befugnisse des Areopags das hochwichtige Recht, gegen alle Beschlüsse des Volks und Rath s ein Veto nicht bloss dann einzulegen, wenn sie gegen die bestehenden Gesetze liefen (Plut. cap. 19 nennt den Areopag deshalb $\sigma\upsilon\lambda\lambda\alpha\chi\tau\acute{\omega}\nu\ \nu\acute{o}\mu\omega\nu$), sondern auch, wenn sie zwar keine formell fassbare Verletzung der Gesetze enthielten, aber staatsgefährlich waren. Dass erst damit die $\xi\nu\omega\ \beta\omicron\upsilon\lambda\acute{\eta}$ zum „zweiten Anker des Staatsschiffes“ gemacht wurde, leuchtet ein.

S. 15. „Klisthenes hob die alte ionische Kasten(?) - Eintheilung in vier Phylen auf.“ Ohne weiter gegen den offenbar schiefen Ausdruck der Kasten eintheilung zu polemisieren, betonen wir, dass die alten Phylen gar nicht aufgehoben worden sind. Sie bestanden nach wie vor, sie besorgten wie vor Alters ihre religiösen Geschäfte, sie führten sogar die Standesregister fort; sie verloren nur ihre politische Bedeutung, welche an die 10 neuen Phylen übergieng. Das war viel; aber es war doch nicht alles.

S. 15 müssen wir die Behauptung lesen, dass Peisistratos „die Herrschaft seinen beiden Söhnen Hippias und Hipparch hinterliess“. Thukydides hat VI, 54 gegen falsche Ansichten seiner Landsleute in diesem Stück sich so deutlich ausgesprochen: $\sigma\upsilon\lambda\chi$ $\text{Ἰππάρχου, ὥσπερ οἱ πολλοὶ οἴονται, ἀλλ' Ἰππίασ; πρεσβύτερος ὢν ἔσχε τὴν ἀρχήν}$, und auch urkundliche Beweise dafür beigebracht, die Inschrift auf einer Säule, die auf der Akropolis stand und gleich nach Peisistratos den Hippias nannte — und nun ist alles umsonst, so gut wie Herodots ausdrückliches Zeugnis V, 55: $\text{Ἰππάρχων τὸν Πεισιστράτου, Ἰππίεω δὲ τοῦ}$

τυραννοῦ ἀδελοῦ! Nicht Tyrann freilich soll Hipparchos gewesen sein, aber — Mittyran, Colleague des Bruders, wovon nicht einmal οἱ πολλοὶ in Athen etwas gewusst haben.

Stilistisch zu beanstanden sind auf S. 16 und 17 die Wendungen: „am wenigsten militärisch eingerichtet sein“ und „Sparta zu einem vollständigen Kriegerstaate schaffen“; auch von „Vorrechten“ der spartanischen Könige dürfte weniger zu sprechen sein als von „Rechten“. Dass Lykurgs Gesetzgebung „demokratischen Umwälzungen vorbeugen“ sollte, wird auch sehr zweifelhaft sein; es handelte sich vielmehr darum, überhaupt wieder die Bedingungen staatlichen Lebens zu schaffen und den *κακονομώτατοι πάντων Ἑλλήνων* zur *εὐνομίῃ* zu helfen, Herod. I, 65. Die Behauptung, dass Lykurg nicht bloss die Wissenschaften, sondern auch die Künste vernachlässigt habe (S. 17), ist doch kaum mehr haltbar. Man vgl. Curtius I³, 189—191 und namentlich 266: „wo immer ein Kunstbrauch sich ausgebildet hatte, welcher in dem geistigen Leben Spartas eine Stelle fand, wurde er mit Auszeichnung aufgenommen, und die Künstler, welchen um eine nationale Anerkennung zu thun war, liessen sich in Sparta sehen und hören. Alkman aus Sardes, der Zeitgenosse des Tyrtaios und Terperandros, rühmt sich mit stolzer Brust, Sparta anzugehören, der an heiligen Dreifüssen reichen Stadt, wo er die helikonischen Musen kennen gelernt habe.“

Auf S. 18 lesen wir sodann: „Daher wurden oft Tausende (von Heloten nämlich) in der Stille niedergemacht, und die spartanischen Jünglinge auf förmliche Helotenjagden (*Krypteia*) geschickt.“ Oft Tausende? Überliefert ist nur ein Fall, bei Thuk. IV, 80, wo 2000 Heloten auf heimtückische und ruchlose Weise während des peloponnesischen Krieges niedergemacht wurden. Dass aber derartige Massenabschlachtungen oft vorgekommen sein sollten, ist weder überliefert noch auch nur denkbar. Was die *κρυπτεῖα*, den Geheimdienst, anlangt, so steht Müller auf dem Boden unbedingter Gläubigkeit an die Worte Plutarchs Lyc. 28: τῶν νέων οἱ ἄρχοντες διὰ χρόνου τοὺς μάλιστα νοῦν ἔχειν δοκοῦντας εἰς τὴν χώραν ἄλλως ἐξέπεμπον, ἔχοντας ἐγγχειρίδια καὶ τροφὴν ἀναγκαίαν, ἄλλο δὲ οὐδέν. οἱ δὲ μεθ' ἡμέραν μὲν εἰς ἀσυνδήλους διασπειρόμενοι τόπους ἀπέκρυπτον ἑαυτοὺς καὶ ἀνεπαύοντο, νύκτωρ δὲ κατιόντες εἰς τὰς ὁδοὺς τῶν εἰλώτων τὸν ἄλισκόμενον ἀπέ-

στραττον· πολλάκις δὲ καὶ τοῖς ἀγροῖς ἐπιπορευόμενοι τοὺς βωμολεωτάτους καὶ κρατίστους αὐτῶν ἀνήρουν. Dass aber dieser Bericht absolut ungläubwürdig ist; dass ein planloses Hinmorden der Heloten einfach unsinnig gewesen wäre; dass man die stärksten und kräftigsten zum Ackerbau, den die Spartiaten selbst nicht trieben, wie zum Waffendienst nöthig braucht; dass endlich bei solchen Zuständen die Heloten offenbar keinen Tag ihres Lebens sicher gewesen wären und zu einem Verzweigungskampf getrieben worden wären, der auch im Fall des Misslingens ihr Loos nicht noch mehr verschlechtern konnte: das alles liegt so auf glatter Hand, dass Schömann (griechische Alterthümer I 3 206) geradezu erklärt: „die Übertreibung ist in der That allzu abgeschmackt, um eine ernste Widerlegung zu verdienen“. Ohne Zweifel bestand die Krypteia in nichts anderem, als einer beständigen geheimen Überwachung der Heloten durch eine Art von Landjägern, welche alles Verdächtige den Ephoren anzeigen mussten und in besonderen Fällen wohl auch, natürlich unter ihrer Verantwortlichkeit, Exekutionen sofort vornehmen konnten. Bemerkt soll noch sein, dass Plutarch l. c. selbst der Ansicht ist, dass erst μετὰ τὸν μέγαν σεισμόν, wo die Heloten den Staat in schwere Gefahr brachten, die von ihm mit so düstern Farben geschilderten Massnahmen für nöthig befunden worden sein dürften.

S. 18: „Die fünf Ephoren waren ursprünglich eine Gerichtsbehörde für bürgerliche Streitigkeiten und hatten die Aufsicht über den Markt und die Staatseinkünfte.“ Gelzer im Rheinischen Museum Bd. 32 ist der Ansicht, dass die Ableitung der Ephoren aus der Lokalpolizei unstatthaft sei, dass sie vielmehr vom König Theopompos (vgl. Plut. Lyk. 7: „130 Jahre nach Lykurgos“) als Stellvertreter der abwesenden Könige eingesetzt worden seien. Müller behandelt etwas, was blosse Vermuthung ist, allzu apodiktisch als bezugte Thatsache.

S. 19: „und begründeten so ihre Hegemonie unter den Staaten des Peloponnes.“ Stilistisch richtiger wäre: über die Staaten u. s. w. An dieser Stelle möge es gestattet sein, Verwahrung gegen die Auffassungsweise der spartanischen Hegemonie einzulegen, wie sie Ernst Curtius mit all der ihm eigenen bestechenden Phantasie (I⁵ 220—21) entwickelt hat und im Wesentlichen noch festhält. Nach ihm ist nämlich diese Hegemonie eine Art von religiöser Eiu-

richtung S. 211: „Das delphische Orakel hatte seine Weihe auf das Heiligthum von Olympia übertragen und ihm eine ähnliche amphiktyonische Bedeutung gegeben, wie Delphi längst für die Dorier gehabt hatte . . . Mit dem Einflusse Spartas breitet sich die Anerkennung von Olympia aus, und diese Anerkennung ist wiederum die Stütze seiner Macht. Nicht am Eurotas, sondern am Alpheios hat Sparta seine vorörtliche Stellung erlangt; hier ist es das Haupt der Halbinsel geworden, das vorschauende und thatkräftig leitende.“ S. 221. „So hatte sich aus unscheinbaren Anfängen eine neue griechische Amphiktyonie gebildet, welche einerseits eine nationale Bedeutung in Anspruch nahm . . . andererseits aber einen bestimmten, natürlich begrenzten Kreis von Landschaften umfasste.“ Gegenüber dieser durch keine bestimmten Angaben der Quellen gestützten Auffassung hat Busolt (die Lakedaimonier und ihre Bundesgenossen; Forschungen zur griechischen Geschichte) bekanntlich den Satz aufgestellt und begründet, dass Elis und Olympia die Ausnahmstellung, welche der Gottesfriede mit sich brachte, nicht beständig hatten, sondern nur zur Zeit der Spiele, und dass der spartanische Bund eben darum etwas Neues ist, weil er keine lockere Amphiktyonie, sondern eine ausschliesslich und principiell politische Organisation ist. Und in der That macht alles, was wir wissen, den Eindruck, dass dieser Bund auf höchst praktischen politisch-militärischen Grundlagen ruhte, nicht auf religiösen Stimmungen; so wurden die Versammlungen nur ausnahmsweise (Thuc. III, 8 allerdings ein einziges Mal in Olympia, wohl weil gerade damals die Spiele gefeiert wurden) ausserhalb Spartas gehalten; Sparta stellte nicht bloss die Oberbefehlshaber über das ganze Bundesheer, sondern auch die Anführer der einzelnen Contingente, die sog. *ἑταίροι* u. s. w. Durch Olympia aber wurde der Peloponnes soviel oder sowenig geeinigt, als Deutschland etwa durch die Begeisterung für den Kölner Dom oder die Turner- und Schützenfeste.

Bemerken wir noch zu S. 20, dass das „Weissagen aus dem Ton der ehernen Becken“ in Dodona nach Schömann II, 329—30 erst in späteren Zeiten aufkam, und ausser den von Müller aufgezählten Weissagungsformen dort namentlich das Taubenorakel bestand, so sind wir zum Schlusse des Abschnitts gelangt, zu dem

wir kritische Bemerkungen zu machen beabsichtigten — claudite iam rivos pueri; sat prata biberunt!

Heilbronn, im Juli 1881.

Professor Dr. Egelhaaf.

XXIX. Französisches.

Das Rückübersetzen in den französischen Grundtext, als Übung in der französischen Composition, oder als Examensprobe.

Die Art und Weise, wie in unseren Lateinschulen gewöhnlich der Unterricht in der lateinischen (und griechischen) Sprache betrieben wird, hat der beim Unterricht in den modernen Sprachen meistens befolgten Methode gegenüber den unverkennbaren Vorzug, dass das ganze behandelte Regelwerk sammt den dazu gehörigen Paradigmen und aller Übersetzungsstoff den Weg durch den Verstand zum Gedächtniss und vom Gedächtniss zum Verstand nehmen muss. Das giebt vor allem Wort- und Phrasenreichthum und konkreten Anhalt für die grammatikalischen Gesetze, und weckt bei manchen Schülern auch den Sinn für die Schönheiten und den eigenthümlichen Charakter der fremden Sprache. Selbst die Muttersprache kommt durch den gründlichen Wechselverkehr mit andern Sprachen zu ihrem eigenen Bewusstsein. Bei solcher Behandlung ist ein Rückgreifen auf den fremdsprachlichen Grundtext, ein Reproduciren desselben an der Hand der zuerst ins Deutsche gelieferten Exposition, naturgemäss gerechtfertigt und für den Sprachunterricht erspriesslich, besonders wenn der Grundtext einen ziemlich zusammenhängenden Stoff, wie ihn z. B. die Chrestomathien bieten, oder ein Stück aus einem Schriftsteller darstellt. Etwas schwieriger wird die Aufgabe, wenn zwischen der anfangs gefertigten Exposition in der nachher verlangten Composition, resp. Reproduktion, ein etwas längerer Zeitraum liegt, etwa 3 Monate, oder gar ein ganzes Semester; und der fragliche Übersetzungsstoff in abgerissenen zur Exemplifikation der grammatikalischen Regeln eigens geschaffenen oder zusammengetragenen Sätzen besteht, deren Sinn, Inhalt und specielle Be-

ziehung also nicht durch das, was vorausgeht und was nachfolgt, genauer bestimmt und beleuchtet wird.

Kann der nämliche Ausdruck je nach den Nebenumständen in der fremden Sprache, als welche wir speciell die französische voraussetzen wollen, bald in der einen, bald in der anderen Form auftreten, so gibt die Rückübersetzung in den aus lose aneinander gereihten Sätzen bestehenden Grundtext oder eine Abweichung von demselben in der verlangten Reproduktion, absolut genommen, oft keinen sicheren Massstab mehr für die Richtigkeit resp. Unrichtigkeit der Arbeit.

Geben wir ein paar Beispiele:

Das deutsche bringen heisst im Französischen bald apporter bald amener. In dem isolirt stehenden Satze: Bringen Sie mir dieselben, ist die Wahl zweifelhaft. Übersetzen heisst bald transporter, bald traduire, bald traverser, faire passer, passer etc.

Das „trinken“ ist bald mit boire, } bald mit prendre zu
 „essen“ „ „ „ manger, } übersetzen.

Das kommen „ „ „ aller bald mit venir } im Französ.
 und zuweilen gehen mit venir } wiederzugeben.

(Beisp. H. N. hat mir gesagt, ich solle zu ihm kommen
 Mr. N. m'a invité d'aller etc.

Man ruft uns! Sagen Sie, dass ich komme: que j'y vais!
 Dagegen: kommen Sie mit uns: venez avec nous. Kommen Sie zuweilen zu uns: Venez quelquefois nous voir. Werden Sie mit mir gehen (oder kommen): viendrez-vous avec moi?

Das deutsche lassen wird bekanntlich im Französischen bald mit laisser bald mit faire, bald mittelst des Subjonct. ausgedrückt: Lassen Sie ihn kommen, kann heissen: laissez-le venir, faites-le venir, und qu'il vienne! Der abgerissene deutsche Satz gibt über die richtige Wahl etc. keinen Anhaltspunkt.

Ähnlich verhält es sich mit dem deutschen wenn (= wenn oder wann), das bald quand, bald si, bald tant que heisst: Er geht nicht aus, wenn es regnet = quand il pleut oder s'il pleut. Man muss das Eisen schmieden, wenn es heiss ist: Il faut frapper le fer tant qu'il est chaud.

Si bezeichnet bekanntlich eine Bedingung, eine Voraussetzung, unter welcher — quand den Zeitpunkt, in welchem

eine Handlung eintritt; beides sind begleitende Nebenumstände, die leicht in einander überfließen.

Ploetz sagt in seiner Schulgrammatik, Lect. 21, Satz 15: *Laissez-le venir, je saurai lui répondre, quand il se plaindra de vous.*

In der Fassung: *Faites-le venir, je saurai lui répondre, quand il se plaindra de vous* hätte der Satz in seiner abgesonderten Stellung, sowie, wenn er mit *qu'il vienne etc.* eingeleitet würde, gleich viel Berechtigung.

Das Zeitwort *vouloir* scheint im französischen Gebrauch vielfach eine von dem Deutschen ganz abweichende Bedeutung zu haben! Der deutsche Satz: Was wollen Sie von mir? wird im Französ. selten mit: *que voulez-vous de moi?* übersetzt; nur etwa in dem Sinne: welchen Dienst verlangen Sie von mir? Die deutsche Genitivform „von mir“ scheint im Französischen meistens mit dem Dativ *me* ausgedrückt zu werden: *que me voulez-vous?* — So gibt auch Ploetz den Satz (Lect. 13, Satz 18) ohne jedoch im Vorausgehenden das französische Idiom irgendwie berührt oder beleuchtet zu haben. Auch in Hölder's Grammatik fehlt hierüber die Andeutung. Im Ausdrucke: *il m'en veut* verträgt sich allerdings der französische Dativ mit dem deutschen.

1) Das *vouloir* ist im Französischen oft wirklich ein Verlangen, Begehren, Fordern: *La religion veut qu'on aime ses ennemis. Vous aurez tout ce que vous voudrez.* „Dieu le veut (alt: vult)!“

Ploetz sagt (in verschiedenen Ausgaben seiner Grammatik): *Verbes qui veulent oder qui régissent oder qui demandent l'accusatif etc.*

2) Oft ist es ein Wünschen (ähnlich *désirer*). *Mancher würde nicht das Unglück seines Nächsten (= seinem Nächsten kein Unglück) wünschen etc. = ne voudrait pas le malheur de etc.* Wir wünschten es zu haben = *nous voudrions l'avoir!*

3) Oft drückt es den Willen, die Geneigtheit, die Absicht aus: daher das *Veillez!* Ferner: *Je veux bien vous le montrer* (im Gegensatz zu *je vais vous le montrer*, welches im Deutschen auch das „will“ zulässt, aber den wirklichen Anfang der Handlung angiebt und

4) die Gesinnung *il vous veut du bien, il lui veut du mal!*

5) Vielfach tritt bei *vouloir* der Charakter des blossen Hilfsverbs stark hervor und das eigentliche Verb (*v. sous-entendu*) erklärt den Gebrauch des *vouloir*. So scheint das *que me voulez-vous* im

Deutschen dem: Was wollen Sie mir anhaben, Vorhalt machen, auseinandersetzen, vorbringen etc. zu entsprechen; so auch in: que, diable, me voulez-vous donc, je vous l'ai déjà souvent dit etc. = Was beim Kukuk wollen Sie mir vorbringen? Einem ähnlichen Gebrauch begegnen wir im Deutschen: Er wollte Geld von mir (sc. = erhalten); fast identisch mit: er verlangte Geld von mir oder: auf was haben sie es bei mir (an mir) abgesehen?

6) Oft kommt das vouloir dem soll nahe; que veut dire cela! = was soll das bedeuten?

7) Oft kann das deutsche Wollen im Französischen mit dem Futur gegeben werden: Wir wollen sehen: Nous verrons. — — —

Aus dem Gesagten erhellen aber die Bedenken, die sich bei dem Rückübersetzen einer Exposition in den französischen Grundtext ergaben, besonders wenn zwischen der erstgelieferten Exposition und der nachher geforderten Reproduktion ein verhältnissmässig längerer Zeitraum liegt, und der französische Grundtext abgerissene Sätze darstellt, welche für die sichere Wahl des einen oder des anderen Ausdrucks in der Rückübersetzung keinen positiven Halt bieten: Bedenken, die sich noch steigern, wenn bei Beurtheilung der Reproduktion, die als Prüfungs-, Locations- und Promotions-Arbeit gelten soll, eine Abweichung von dem Grundtext im Buche schlechtweg als Fehler angerechnet wird. Die Reproduktionsmethode wäre also, um einen billigen und sicheren Massstab für die Arbeit des Schülers, resp. deren Fehler abzugeben, immer cum grano salis zu gebrauchen.

Zum Schlusse wollen wir hier noch ein paar Beispiele anführen, wie sie da und dort in französischen Schulgrammatiken vorkommen, obgleich ihre Korrektheit im Deutschen zweifelhaft ist, im Französischen oft aber unbedingt verneint werden muss. In Borel thèmes zu § 62 finden wir den Satz: Warum sind die Reichen oft so hart gegen die Armen? „Weil sie nicht befürchten, es zu werden!“ Wird der letzte Absatz mit: de le devenir oder de l'être un jour eux-mêmes übersetzt, so repräsentirt das le offenbar das „hart“ nicht aber die Armen.

Ploetz führt in Lect. 34, I, 17 das Beispiel auf: Je sens bien la vérité de ce que vous dites. Ist hier der Gebrauch des „sens“ statthaft? Je sens votre bonté, statt je suis sensible pour v. b. ist, weil sentir auch riechen bedeutet, offenbar verwerflich! Je vois

bien la vérité etc. dürfte im Obigen einen Ausweg bieten. Das Je sens bien etc. (oben) hat den Sinn: ich fühle mich wohl betroffen von der Wahrheit oder ich fühle mich wohl überzeugt von etc. Das Je suis sensible trägt fast immer den Nebenbegriff der Dankbarkeit in sich.

Ploetz sagt in Lect. 65, 13, die Wölfe, Bären, Löwen, Tiger lassen sich zähmen durch Geduld und Beharrlichkeit, warum sollte der Mensch unzähmbarer sein als reissende Thiere? statt weniger zähmbar sein, denn der erste Satz spricht ja von der Zähmbarkeit der betreffenden Thiere. Bei valoir hätte wohl auch bei Ploetz das im Französischen il vaut mieux mit zwei davon abhängigen Infinitiven erörtert resp. an einem Beispiel behandelt werden dürfen. Der Subjonctif nach den fragend (verneinend, bedingend) gebrauchten verbis dicendi und sentiendi ist öfters irrig, eben weil bei der Wahl zwischen Subjonct. und Indicat. der innere Gedanken Zusammenhang mehr als die äussere Satzform entscheidet: Glauben Sie, sagt König Rudolph von H. zu seinen Höflingen, „croyez-vous que je suis empereur, pour être enfermé dans une boîte“? s. Eisenmann, Lesebuch!

In dem Satze: finden Sie, dass ich mich verändert habe (oder verändert bin) Ploetz Lect. 25 B lässt sich der Subjonct. so gut wie der Indicat. rechtfertigen, wie in: Je cherche quelqu'un qui me puisse faire cela oder qui me peut faire cela! „Alle Regel ist grau,“ sagt Göthe und diess ist zwiefach wahr, wenn die Regel nur nach ihren äusseren mechanischen Merkmalen behandelt wird. Ein gutes Wörterbuch führt daher die verschiedenen Bedeutungen und Beziehungen des nämlichen Wortes an, und H. Reiff in Stuttgart hat seiner Zeit mit Recht die Wichtigkeit einer guten Präparation und des richtigen Gebrauchs des Wörterbuchs nachdrücklich hervorgehoben.

J. W., L.

XXX. Geometrisches.

Zur Richtigstellung!

Auf die Cranz'schen Bemerkungen gegen eine in diesen Blättern erschienene Abhandlung des Reall. Fr. Wiest in Tübingen über die dem Dreieck einbeschreibbaren Rechtecke resp.

Quadrate etc. möchten wir hier ein paar Worte folgen lassen: — „Bitte recht sehr um Entschuldigung,“ sagte vor nicht langer Zeit ein junger in einem Mädcheninstitut stellvertretend als Lehrer verwendeter Kandidat auf die Bemerkung einer gereiften Schülerin, dass sie den Herren Docenten nicht recht verstanden habe, „bitte recht sehr um Entschuldigung, wenn ich mich „nicht deutlich ausgedrückt habe!““ — — — So könnte wohl Fr. W. auch da und dort entgegen auf die Ausstellungen des H. Cr., allein leicht könnte es ihm, dem Fr. W., wie jenem Candidaten ergehen, denn die Töcherschul-Fräulein fühlten sich durch die höfliche Entschuldigung ihres H. Docenten so geschmeichelt, dass sie, um dieselbe recht oft zu hören, bei jeder Gelegenheit wiederholt vorgaben: Wir haben Sie nicht verstanden! — Repetitio est mater studiorum!

Viele von den Lesern des Correspondenzblattes haben in dem Elaborate des Fr. W. eine ziemlich hübsche Abhandlung und einen Beleg dafür gefunden, welche vielseitige Auffassung und Verwendung eine geometrische Aufgabe finden könne, die wohl in jedem geometrischen Schulwerke und überall beim geometrischen Schulunterricht zur Behandlung kommt!

Man kann gewiss auch nicht den Vorwurf erheben, H. Cr., dem unter anderem die Möglichkeit von Druckfehlern nicht vorgeschwebt zu sein scheint, habe seine Ausstellungen ins Grossartige getrieben, er beschränkt sich auf einen ziemlich engen Kreis. Zum Beweis wollen wir nur ein paar Punkte anführen.

Er tadelt, dass in der Fr. W.'schen Abhandlung schlechtthin von Grundlinie und Spitze eines Dreiecks gesprochen werde, und allerdings würde der Ausdruck, um ganz exakt zu sein, lauten müssen: Die als Grundlinie angenommene Seite und die ihr gegenüberliegende Spitze. Ebenso ist es wahr, dass sich auf der Culminationshöhe der Richtigkeit von der Grundlinie und der Höhe eines Dreiecks nicht sprechen lässt, so wenig als man auch schlechtthin von Transversalen — stätt Mitten- oder Schwerpunkts-Transversalen — eines Dreiecks, von Basis und von Schenkeln eines gleichschenkligen Dreiecks oder, wenn wir aus dem mathematischen Gebiete heraustreten wollen, von einer gefallenen Grösse, von einer verblühten Schönheit etc. reden lässt. „Il trouverait des tâches au soleil“ sagt das franz. Sprichwort über das über scharfsichtige Kritikertalent! —

Was aber, möchten wir fragen —, sagt H. Cr., der ja auch Spiekers Schulgeometrie studirt hat, dazu, dass Spieker und mit ihm eine ganze Schaar von Mathematikern sagt: Der Inhalt eines Parallelogramms ist gleich dem Produkt aus der Grundlinie und Höhe (§ 192, I.) und: Der Flächeninhalt des Dreiecks ist gleich dem halben Produkt seiner Grundlinie und Höhe! so dass er also, *horribile dictu!* gar noch 2 Linien multiplizieren und Produkt statt Rechteck gelten lassen will, während doch nur die — das Längenmass der betreffenden Linien angegebenden Zahlen multiplizierbar sind! Auch Spitz sagt § 136: „Man drückt diess so aus: Der Inhalt des Parallelogramms ist gleich dem Produkt aus Grundlinie und Höhe; der Inhalt des Dreiecks ist gleich dem halben Produkt aus Grundlinie und Höhe; und ähnlich: der Inhalt des Paralleltrapezes ist gleich dem Produkt aus der halben Summe der parallelen Seiten und der Höhe derselben. Gaudtner und Junghans vermeiden zwar die Bezeichnung „Produkt“, aber sie behalten ebenfalls den Ausdruck Grundlinie und Höhe bei (Satz 81 und 82 ihrer vorangestellten Lehrsätze und Aufgaben). Auch van Swinden in seinem 2. Buche, 84. Lehrsatz, verfällt in die Cranzwidrige Ungenauigkeit, schlechthin von Grundlinie und Höhe eines Parallelogramms oder eines Dreiecks zu sprechen; und das Gleiche passirt Lieber in § 27 und 28 seiner geometrischen Constructions-Aufgaben. Das Schlimmste an der Sache ist, dass dieser Unfug, diese Fahrlässigkeit im Ausdrucke auch in Werken, die in anderer als deutscher Zunge geschrieben sind, sich eingenistet hat: Legendre, dieser „Euclides der neueren Zeit“, sagt in seinem livre III, proposition VI. Théorème „L'aire d'un triangle est égale au produit de sa base par la moitié de sa hauteur“.

Er hätte wohl nicht geahnt, dass er dafür noch in späten Tagen mit Kritik becränzt werden könnte!

Selbst Euclid behandelt das Wort Basis minder skrupulös. In lib. VI, 4 (einer lateinischen Ausgabe von Euclid) heisst es: „Altitudo cujusque figurae est linea perpendicularis, a vertice ad basin ducta.“ Und gleichermassen findet sich die leichtfertige Ausdrucksweise auch in anderen Gebieten als der Planimetrie.

Kommerell, der auch ein Bischen von Euclid-Legendrischem Geiste in sich trug, sagt in seinem Lehrbuch der Stereometrie: „Ein Parallel-

schnitt einer Pyramide ist ein ihrer Grundfläche ähnliches Vieleck.“ Diess muss natürlich auch von der dreiseitigen Pyramide gelten. Allein kann da nicht jede Grenzfläche zur Grundfläche und der Schnitt parallel zu irgend einer der Grenzflächen geführt werden, ohne also für jeden Fall der Grundlinie ähnlich zu werden! — Wir könnten noch eine reiche Ährenlese halten, allein wir wollen einer späteren Arbeit des H. Cr. nicht vorgreifen! Die gegebenen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie sehr das von H. Cr. gerügte Übel um sich gefressen hat und auf wie vielen Flanken er es billiger Weise also kuriren dürfte. Woher kommt diese weite Verbreitung dieses Übels? Einfach daher, weil Ausdrücke, wie Grundlinie und Höhe eines Dreiecks etc. durch stillschweigende Übereinkunft gerechtfertigt und für jeden verständlich sind, der einige Zeit Geometrie getrieben hat! Die Thatsache, dass ein an sich allgemeiner Ausdruck unter Umständen auch in einer speciellen Beziehung gebraucht wird, findet sich ja auch sonst sehr mannigfach. „Offizier, Minister“ etc. werden bei uns fast immer im engeren Sinne und nicht nach ihrem strikten Wortlaut, wie der Franzose sein Officier und Ministre, oder der Engländer sein Officer und Minister, gebraucht. Mit Mission verhält es sich ähnlich.

Wer aber in minimis seine magna oder maxima sucht, der findet sie — auf mathematischem Gebiete — reichlich noch in der so beliebten, abgekürzten Fassung der Aufgaben, wie sie bei Spieker, Junghans, Lieber u. A. durchgeführt ist. Sp. z. B. stellt in Abschnitt III der 14. Auflage, Übung 40 die Aufgabe „ein rechtwinkliges Dreieck aus Hypoth. a und Kathete b , Junghans in Band I, Aufgabe Nro. 94 § 5 ebenfalls die Aufgabe, dasselbe aus a , b zu construiren, obgleich es eine reine Unmöglichkeit ist, aus 2 Linien ein Dreieck zu construiren. Van Swinden allerdings ist vorsichtiger; er sagt etc. „wenn gegeben sind, oder von dem gegeben sind die Hypothenuse und eine Kathete;“ Lieber dagegen ist noch kürzer in seiner Ausdrucksweise, als Sp.; er setzt einfach: „Aufgaben über die rechtwinkligen Dreiecke“ 1) a , b , 2) a , c ; — bei ihm bedeutet c die Hyp. Allein es wird kaum irgend ein mathematisches Menschenkind darüber im Zweifel sein, dass die abgekürzte Fassung etc. in Sp., Junghans, Lieber etc. eben das gleiche besagen solle und wolle als die van Swinden'sche Wortfassung. „Errichte in D eine Senkrechte, — vergl. p. 223 des Correspondenzblattes — ist in

unsern Augen gerechtfertigt, sobald die Linie, auf der die Senkrechte stehen soll, aus dem Zusammenhang bekannt ist. Ob sie nach der einen oder der andern Seite der Geraden gehen solle, ist nicht nöthig anzugeben, weil unbegrenzte Länge der Richtung vorausgesetzt ist.

Lösbar statt „löslich“ würden wir in Beziehung auf „Aufgaben“ ebenfalls vorziehen; allein man sagt doch auch: ein unauflösliches Räthsel, sagt: er war sichtlich und sichtbar geführt u. A. m.

Weiteres Material aus „den Bemerkungen“ zu erörtern, halten wir für überflüssig und zu wenig lohnend, vielleicht auch für den geduldigen Leser ermüdend. Im Ganzen scheint es uns, die Cranz'schen Ausstellungen lassen sich weder zu einem Strahlenkranz nach der einen, noch zu einem Dornenstrauss nach der andern Seite hin verwinden.

J. W. L.

XXXI. Zu Tacitus Germania Cap. 11.

Ut turbae placuit, considunt armati. Schweizer-Sidler: ut turba placuit, sobald die Anzahl gross genug erscheint. Ich glaube nicht, dass die Lesart geändert werden muss. Ich verstehe die Stelle so: ut turbae placuit sc. considere, sobald es der Mehrzahl, einer genügenden Anzahl angemessen scheint, sich zum förmlichen Beginn der Versammlung niederzulassen. Ich kann nicht einsehen, warum die Entscheidung darüber, wenn man sich als vollzählig, als beschlussfähig, als zum Beginn der Verhandlung berechtigt ansehen will, nicht der turba in diesem Sinne überlassen gewesen sein könnte. Keinesfalls aber kann — ut — placuit sich auf armati beziehen; es müsste dann wohl placet stehen, auch wäre die Stellung eine andere.

Stuttgart.

Hochstetter.

XXXII. Horaz, de arte poetica.

Nun denke man sich diese Frage:
 Ein Menschenkopf mit Pferdehals,
 Ein Schwänenleib mit Löwentatze
 Und Pfauenfedern allenfalls,

Ein Schuppenschwanz von einem grauen
 Meerungeheuer zum Weichfuß —
 Nun, liebe Leute, möcht' ich schauen,
 Wer bei dem Bild nicht lachen muß.

Lacht nur, ihr Herren Federhelden!
 Dies Gleichniß ist für euch verfaßt,
 Weil in den Büchern auch so selten
 Der Anfang zu dem Ende paßt.

Wie? ist der Maler und der Dichter
 Nicht frei in seinem Schöpferthum?
 Gewiß! ich bin ein milder Richter
 Und bitte meinerseits darum.

Doch warm und kalt in einem Kessel,
 Ein Tiger neben einem Lamm.
 Die Rose neben einer Nessel
 Erscheint mir gar zu wunderbar.

Da setzt ein Dichter mir verlogen
 In seinem Buche zum Beginn
 Den Rheinfluss und den Regenbogen
 Mit scharlachrothen Frauen hin.

Was hilft im Schiffbruch eine Krone,
 Die man versinken lassen muß?
 Ein Weinkrug sei aus einem Thone
 Und ein Gedicht aus einem Guß.

Uns Dichtern fehlt es nicht am Streben;
 Nur finden wir den Weg nicht recht.
 Was wir in knapper Kürze geben,
 Versteht das Publikum nur schlecht.

Ein glatter Stil hat keine Seele,
 Ein feurriger erscheint geschraubt,
 Ein schlichter Ausdruck, den ich wähle,
 Schmeckt wieder erdig und bestaubt.

Wer gern die mageren Begriffe
 Verziert mit buntem Bilderheer,
 Der setzt aufs Forum Segelschiffe
 Und Elefanten in das Meer.

Künstliche Glieder, Wachsgelecke
 Sind eine Kuriosität
 Und schmücken höchstens als Geschenke
 Ein anatomisch' Cabinet.

Zu's Heiligthum der Künste gehe
Nur etwas Fertiges hinein.
Ein Fehler an der kleinen Zehe
Ist wie ein krummes Nasenbein.

So prüfe nur an allen Stoffen
Des Lebens deinen Genius.
Hast Du die rechte Wahl getroffen,
So fehlt es nicht am Bedesfluß.

Zum Anfang bringst du ganz natürlich,
Was an den Anfang hingehört;
Das andre werde dann gebühlich
Ein Weilschen hintendrein bescheert.

Man ordne jedes Wort womöglich
Nach der Bedeutung, nach dem Klang.
Sogar ein schlechtes wird erträglich
In seltenem Zusammenhang.

Und ist für einen Kraftgedanken
Bis jetzt kein rechtes Wort erdacht,
So soll auch kein Professor zanken,
Wenn man bescheiden eines macht.

Ein griechisch Wort ist allewege
Ein Klang, der unser Ohr ergötzt;
Und hat es ein modern Gepräuge,
So ist es bald in Kurs gesetzt.

Seid froh, wenn ihr den Baum, den alten,
Mit Anstand okuliren könnt!
So hat es Emms gehalten,
Drum sei's auch dem Vergil gegönt.

So grüßen wir die junge Blüte,
Des Frühlings neugeborne Pracht,
Indeß die welken Blätter müde
Hinsinken in des Todes Nacht.

Der Mensch verändert um die Wette
Die Schöpfung selbst mit seiner Hand,
Ein Strom verliert sein altes Bette,
Ein Riesensumpf wird Ackerland.

Und sind wir selbst mit unsrem Leben
Ein Tropfen in die Ewigkeit,
So richtet billig sich daneben
Die Sprache nach dem Geist der Zeit.

Hexameter für Heldenlieder
 Hat ein Homer schon aufgestellt,
 Für Elegien paßt hinwieder
 Ein Vers, der wechselnd steigt und fällt.

Den Jambus hat für Spottgesänge
 Archilochus zurechtgestutzt,
 Dann unsrer Dichter ganze Menge
 Im Lust- und Trauerspiel benutzt.

Wer Götter und Heroen preisen,
 Von Wein und Liebe reden will,
 Der singt gefühlvoll seine Weisen
 Im Strophenbau zum Saitenspiel.

Man muß kein Meister heißen wollen,
 So lang man sich am Lernen schämt
 Und seinen Geist nicht in die Rollen,
 Die man erschafft, hineinbequemt.

Daß man den Scherz in heitre Töne
 Einkleide, weiß ein Jeder wohl;
 Und wenn Thyestes seine Söhne
 Verspeist, so klingt es grauenvoll.

Doch hat bisweilen die Komödie
 Auch Worte hoher Leidenschaft,
 Und auch der Prachstil der Tragödie
 Verliert sein Feiner und erschlafft,

Wenn einem Telephus und andern
 Einfach die Galle überläuft
 Und er, vom Hungern müd' und Wandern,
 Mit Klagen unser Herz ergreift.

Empfinden soll der Dichter beides,
 Unglück und Glück in seiner Brust:
 Des Jornes Blut, den Wurm des Neides,
 Des Hasses Gift, der Liebe Lust.

Dann weinen sich in süßen Thränen
 Des Mitleids die Theater satt;
 Wo nicht, so lächeln sie und gähnen,
 So schön er sonst geschrieben hat.

Nur wenn die Leidenschaft uns innen
 Ergreift mit rasender Gewalt,
 Dann findet sie für unsre Sinnen
 Im Worte Wesen und Gestalt.

Der Heldenkreis der alten Sagen
Langweilt gewiß den Leser nie.
Doch kannst du's auch mitunter wagen,
Und schöpfst aus eigner Phantasie.

Dann unterscheide man und schneide
Nach der Person auch das Gewand,
Statt daß man Leder, Filz und Seide
Plump über einen Leisten spannt.

Ein Bauernweib ist keine Dame,
Ein Suverän kein Unterthan,
Ein Grieche keines Abram's Same,
Ein Bucherer kein Edelmann.

Ein Feuerstrom, den keiner hemmen
Noch löschen mag, sei dein Achill.
Gesetze gelten für die Memmen,
Für ihn allein sein eigner Will'.

Ivo sei weinerlich ergreifend,
Medea unbeugsam und fest,
Izion treulos, Io schweifend,
Welt Schmerzlich angehaucht Drest.

Nachst du zur Abwechslung die eigne
Erfindung wieder dir zur Pflicht,
So sei harmonisch und verleugne
Den Anfang durch das Ende nicht.

Handlungen, Szenen und Gestalten
Aus nichts erschaffen ist kein Spaß.
Viel lieber greift man in die Falten
Der guten Tante Ilias.

Es sei nur, daß man eine neue
Beleuchtung für die Fabel wählt
Und nicht dem Dichter ohne freie
Behandlung wörtlich nacherzählt.

„Vom großen Kriege will ich singen!“
Pathetisch rief ein Dichter aus
Und flog empor auf Adlerschwingen
Und kam herab als Fledermaus.

Homer, der Meister, steht bescheiden
Am Anfang nur die Musen an,
Daß sie den Helden treu geleiten
Auf seiner wechselvollen Bahn.

Dann, wie den Kern aus seiner Hülle,
Den Sonnenstrahl aus Nebeldampf,
Erweckt er uns der Wunder Fülle,
Charybdis und Zyklopentkampf.

Von Welterkämpfung spricht er schwerlich;
Er faßt am nächsten Zipfel bloß
Den Gegenstand und steuert herrlich
Aufs Centrum und aufs Ende los.

Behutjam und mit feinem Takte
Verknüpft er Wirklichkeit und Trug,
Und das Profaische, Vertracte
Läßt er beiseit und hat genug.

Ein Beifallsturm von allen Bänken,
Sobald der Vorhang niederfällt,
Das ist — wer will es dir verdenken —
Dein höchstes Ziel auf dieser Welt.

Dem fehlt es nicht an solcher Ehre,
Der einfach, wie's dem Volk beliebt,
Naturgetreue Charaktere
Im Reiz der Dichtung wiedergibt;

Den Knaben, wie er Schelmenstücke
Mit seinen Kameraden macht
Und fast in einem Augenblicke
In Thränen schwimmt und wieder lacht.

Den Jüngling, hartlos, trozig, eitel,
Unstät im Wandel, schnell im Wort,
Ein offnes Herz, ein offner Beutel
Und Lust am Hunds- und Pferdesport.

Der Mann muß Geld und Freunde raffen,
Begehrt nach hohem Rang und Amt
Und scheut sich, heute zu erschaffen,
Was morgen er vielleicht verdammt.

Der Greis, ein vielgeplagtes Wesen,
Zum Leben feig, dem Tode feind.
Die Welt ist heut so voll vom Bösen
Und war so gut nicht, wie er meint.

So hat das Alter seine Plage
Und hat die Jugend ihre Gunst,
Und Licht und Schatten, Lust und Klage
Vertheilt, verhöhnt sich in der Kunst.

Die Bühne wirkt im Zweifelsfalle
Durch Ohr und Augen aufs Gemüt.
Am besten überzeugt uns alle,
Was unser offnes Auge sieht.

Doch was dem Anstand, dem Gewissen,
Der Möglichkeit zu nahe tritt,
Verweist man hinter die Kulissen
Und theilt es nachher mündlich mit,

Wenn ihren Sohn Medea tödtet
Und Atreus einen Menschen schmälzt
Und Prokne als ein Schwälblein tötet
Und Kadmus sich als Schlange wälzt.

Beistand von unverhofften Göttern
Gilt nur, wo Menschenhilfe fehlt.
Drei Spieler seien's auf den Brettern
Und just fünf Akte wohlgezählt.

Es sei der Chor anstatt zu stören
Nur Wiederhall und Hintergrund;
Und läßt er seine Meinung hören,
So sei's ein Wort zu seiner Stund':

Ein Trost für ängstliche Gewissen,
Ein Zügel für den Übermut,
Ein Lob von mäßigen Genüssen
Und von des Friedens edlem Gut.

Verschwiegen sei der Chor und stehe
Zum Juppiter ohn' Unterlaß,
Daß es den Bösen schlimm ergehe,
Den Guten aber desto baß.

Zum Chor ertönte sonst die Flöte;
Da war sie nur von Holz und Wein.
Nun ist's ein künstliches Geräthe
Und fürs Theater doch zu klein.

Denn seit das Volk im Selbstgeföhle
Die engen Schranken niederwarf
Und seinen Wein und seine Spiele
Fast wie ein täglich Brod bedarf,

Ist's nicht mehr jene kleine Menge,
Andächtig, ehrenfest und kensch;
Es wächst im Hanse das Gedränge
Und im Orchester das Geräusch.

Das kann der Bauer dann vertragen,
 Der eben von den Ochsen kömmt
 Und auf dem Sperrsig mit Behagen
 Den Kopf in beide Fäuste stemmt.

Der Flötenspieler im Talare
 Bläst sich die armen Lungen fort,
 Der Harfenist im Lockenhaare
 Greift seinen mächtigsten Akkord,

Der Chor entzündet auch die Fackel
 Hinreißender Veredtsamkeit,
 Die wie ein delphisches Orakel
 Die ganze Zukunft prophezeit.

Dem Schauspiel folgt die Satyrposse,
 Wie auf das Mahl die Leckerei,
 Damit der trunkne Festgenosse
 Aufmerksam bis zum Ende sei.

Doch wenn man in das Spiel als Bierde
 Den Witz des nackten Satyrns flücht,
 So bringe man um ihre Würde
 Die Götter und Heroen nicht.

Sie sollen sich mit eiteln Phrasen
 Nicht wie die Segel blähen im Wind
 Noch irgend Worte hören lassen,
 Die nur in Kneipen gangbar sind.

Energisch mache sich die ganze
 Tragödie von Joten los,
 Wie eine Frau beim Satyrtanze
 Weisseite blickt und in den Schooß.

Ein Satyrspiel ist wohl erwogen
 Kein Lustspiel von gemeinem Schlag:
 Hier wird gestohlen und betrogen
 Und dort ist Bacchusfeiertag.

Nun mag der Stil danach sich richten:
 Er sei so leicht und ungeziert,
 Daß jeder meint, so könn' er dichten,
 Und doch nicht kann, wenn er's probirt.

Kein Stil, der mit ätherischer Feinheit
 Die Nettichfresser schlecht ergetzt,
 Und keiner, der durch Hundsgemeinheit
 Die Damenuwelt in Schrecken setzt.

Der Jambus hört nicht auf zu fliehen
 Kurz lang, kurz lang im gleichen Takt
 Als Trimeter von je sechs Füßen
 Vom ersten bis zum letzten Akt.

Doch weicht als friedlicher Gefelle
 Er dem Spondeus unterwegs,
 An zweiter nur und vierter Stelle
 Mit Vorbehalt des Privilegs.

Den Cuius und andre Herren
 Erklärt er aber vogelfrei,
 Wenn sie für ihn den Platz versperren
 Aus Unverstand und Schlapperei.

Wenn freilich jedes Ungeheuer
 Von Vers ein Römerohr entzückt,
 So fragt sich's, ob man nicht zu theuer
 Die Zeit an gute Verse rückt.

Dem wahren Künstler aber schwebt
 Die Kunst der Griechen stündlich vor,
 Und von der Astermuse hebt
 Sie zu der Göttin ihn empor.

Durchzuckt uns bis zur Fingerspitze
 Der Puls geläuterten Geschmacks,
 Dann pfeift man auf die alten Wize
 Des plantischen Komödienpacks.

XXXIII. Zur Rettung des Tacitus

von

Georg Fehleisen in Weinsberg.

In die vielbehandelte Frage über das Verhältniss des Tacitus zu Tiberius, in welcher sich die Parteien heute so schroff gegenüberstehen, wie einst Welfe und Waiblinger, wirft eine im Jahre 1880 erschienene, dem Programme des Heilbronner Gymnasiums beigegebene Abhandlung von Prof. Dr. Dürr „Die Majestätsprozesse unter dem Kaiser Tiberius“ ein neues Licht. Gewiss ist diese Abhandlung einer der schätzenswerthesten Beiträge zu der genannten Frage, wenn wir gleich von vornherein bekennen müssen, dass wir trotz

derselben auf dem entgegengesetzten Standpunkte des Verfassers stehen. Letzterer ist ein „Retter“ des Tiberius, und zwar ein sehr entschiedener. „Wir sind überzeugt, heisst es am Schluss, dass die Ansicht von der schrecklichen Handhabung des grausigen Majestätsgesetzes durch Tiberius nicht in die Geschichte, sondern in das Gebiet der Sagen gehört, und wir bedenken uns nicht, vor dem Richterstuhl der Geschichte für den bestgehassten und bestverleumdeten der Cäsaren zu zeugen, dass er besser war als sein Ruf.“

Sehen wir nun zu, wie der Verfasser im einzelnen den Makel der grausamen Handhabung des Majestätsgesetzes durch und unter Tiberius, die ja einen der schwersten Anklagepunkte gegen diesen Regenten bildet, von ihm zu entfernen sucht. Sehr treffend weist der Verf. nach, dass die Annahme, die sich auch in manchen Geschichtsbüchern findet und durch diese weit verbreitet und genährt wird, als ob die *lex majestatis* erst unter Tiberius als etwas ganz Neues aufgekommen sei, eine vollständig irrthümliche ist. Vielmehr ist nach seiner Ausführung dieselbe schon in der Königszeit und Republik begründet, in der Kaiserzeit von Augustus näher präcisirt und von Tiberius nur weiter ausgedehnt worden. Da mit der Umwandlung der Republik in die Monarchie die Person des Fürsten dem Staate gleichgestellt wurde, so ergaben sich in dieser Hinsicht als strafbare Vergehen, die unter den Begriff der *lex majestatis* fielen, einmal Hochverrath, auf Umwälzung des Staates gerichtet, zum andern Verletzungen der Person des Fürsten, mit den Rubriken erstens Mord oder Mordversuch, zweitens Injurie durch Schrift oder Wort, symbolische Beleidigungen oder falschen Eid bei des Kaisers Namen. Für die Regierung des Tiberius, mit der wir es zu thun haben, kommt vor allem die Beleidigung durch Wort in Betracht. Augustus hat, nach dem Zeugnis des Tacitus Ann. I, 72, das Majestätsgesetz in der Weise erweitert, dass unter dasselbe auch die *famosi libelli* fielen; modern ausgedrückt: Beleidigung des Kaisers durch die Presse wurde strafbar, während Beleidigung durch Worte straflos blieb, oder, wenn sie je verfolgt wurde, diese Verfolgung in der Weise einer einfachen Injurienklage erfolgte. Es war Tiber, der die *lex majestatis* auch auf die mündliche Beleidigung ausdehnte. Dies nun scheint uns ein sehr bedeutsamer und schwerwiegender Schritt zu sein, den Tiber that und in diesem Punkte schon befinden wir uns in entschiedenem Gegensatz

zum Verfasser, der sagt, dass ihm dieser Schritt nichts so Grausames und Tyrannisches zu enthalten scheine, vielmehr nur zur Ausfüllung einer bestehenden Lücke gedient habe. Verfasser weist dabei auf unser modernes Strafrecht hin, das, ohne dass es jemand auch nur im mindesten auffallend finde, beide Arten von Beleidigungen gleichmässig strafe. Hiebei ist einerseits auf das hinzuweisen, was Verfasser unmittelbar darauf anführt, dass die Strafen für das betreffende Vergehen nach unserm Strafgesetzbuche ganz ungleich milder sind, als unter Tiberius, bei uns Gefängniß nicht unter 2 Monaten, oder Festungshaft bis zu 5 Jahren, in Rom Exil, Relegation, Deportation, ja Todesstrafe, verbunden mit Confiscation des Vermögens. Wenn nun Tiberius diese Strafen, die früher nur auf die Beleidigung durch Schrift gesetzt waren, auch in ihrer ganzen Härte auf die mündliche Beleidigung ausgedehnt hat, die bis zu seiner Regierung straflos gewesen war, so ist dies offenbar keine so geringe und leichtwiegende Massregel, wie denn auch der Verfasser selbst sagt, dass man allerdings die Härte der Strafen der kaiserlichen Justiz zum Vorwurf machen müsse. Wir fügen bei, in allererster Linie dem Tiberius speziell; denn wenn er die *lex majestatis* auf das gesprochene Wort ausgedehnt hat, so hat er wohl auch das Strafmass dafür veranlasst. Dazu kommt unseres Erachtens noch der weitere Gesichtspunkt, dass Tiberius überhaupt die Majestätsbeleidigung auf das gesprochene Wort ausgedehnt hat. Unserer Ansicht nach ist der Verfasser in diesem Punkt zu sehr von unserer modernen Rechtsanschauung befangen und trägt den damaligen Zeitverhältnissen zu wenig Rechnung. Schon dass Augustus die schriftliche Beleidigung unter die *lex majestatis* gebracht hat, wird bei manchem Römer, der sich noch der Republik erinnerte, bedenkliches Kopfschütteln hervorgerufen haben und unwillkürlich fällt uns in dieser Beziehung das Verhalten eines Monarchen der modernen Zeit ein, Friedrichs des Grossen, der bekanntlich ein des Nachts angeklebtes Pasquill bei Tag tiefer hängen liess, damit man es besser lesen könne. Übrigens wird der Schritt, den Augustus that, erklärlich, wenn wir in Rechnung ziehen, dass er, als Begründer der Monarchie, glaubte, ein übriges thun und seine Person vor Angriffen durch die Schrift wahren zu müssen. Dass bei Augustus gewissermassen ein Compromiss zwischen monarchischem Bewusstsein und Schonung des republikanischen Freiheitssinnes vorhanden ist,

das beweist unseres Erachtens eben der Umstand, dass er die schriftliche Beleidigung unter die *lex majestatis* gestellt hat, die mündliche nicht, weil er auch wohl der Ansicht gewesen ist, dass zwischen einer Beleidigung durch Schrift, die unter Umständen überallhin verbreitet wird und einer mündlich ausgesprochenen, die vielleicht nur einer oder einige wenige hören, doch ein Unterschied ist.

Dass Augustus übrigens nicht rigoros in Verfolgung der schriftlichen Beleidigung gewesen ist, werden wir aus dem sonstigen Verhalten des Kaisers, von dessen Güte ja manche Züge überliefert sind, wohl sicher schliessen dürfen. Cremutius Cordus, von dem noch später die Rede sein wird, stellt in seiner Vertheidigungsrede Ann. IV, 34 die Maximen der Tiberischen Regierung in grellen Gegensatz zu dem Verhältniss des, der That nach wenigstens, ersten römischen Monarchen, Cäsars und seines Nachfolgers Augustus: *Marci Ciceronis libro, quo Catonem caelo aequavit, quid aliud dictator Caesar, quem rescripta oratione, velut apud judices respondit? Antonii epistolae, Bruti contiones false, quidem in Augustum probra, sed multa cum acerbitate habent; carmina Bibaculi et Catulli referta contumeliis Caesarem leguntur: sed ipse divus Julius, ipse divus Augustus et tulere ista et reliquere, haud facile dixerim moderatione an sapientia; namque spreta exolescunt: si irascere, adgnita videntur.* Gerade das letzte veranlasst uns noch zu einer Bemerkung. Die gesprochene Majestätsbeleidigung ist mitunter etwas zweifelhafter Natur; häufig auf eine augenblickliche Erregung zurückzuführen, eine Äusserung des Unmuths, oft verübt, wenn der Betreffende einen „Schoppen zu viel“ zu sich genommen, also in vielen Fällen gewiss nicht der schriftlichen gleich zu stellen, die doch immer grössere Überlegung voraussetzt. Mit der Ignorirung der mündlichen thut man sich daher in vielen Fällen einen grösseren Dienst, als mit ihrer Verfolgung. So werden wir es denn auch von Augustus begreiflich finden, dass er die mündliche Beleidigung ignorirt hat (kam eine solche, die geeignet war, ihn wirklich zu kränken und herunterzusetzen, vor, so stand ihm ja immer der Weg der gewöhnlichen Klage offen). Sein Nachfolger Tiberius hat allem nach sensiblere Nerven gehabt. Wir haben schon angedeutet, dass Augustus auf die republikanische Vergangenheit, gewiss mit vollem Recht, Rücksicht genommen und keine allzu schroffen Massregeln veranlasst hat. Tiberius kennt diese Rück-

sicht nicht. Er hat kein Bedenken getragen, dem Volke handgreiflich zu zeigen, dass man nicht mehr in der Republik lebe und hat ihm vollends den letzten Rest republikanischer Freiheit, die Redefreiheit genommen. Unseres Erachtens hat er damit nicht bloss rigoros, sondern auch unpolitisch gehandelt, hat sich in einem Staate, wo doch bei vielen noch die Erinnerung an die alte Zeit lebte, von vornherein die Herzen seiner Unterthanen entfremdet. Wir freilich sehen es heute als selbstverständlich an, dass auch mündliche Beleidigung des Staatsoberhaupts verfolgt wird; aber die Monarchie zählt bei uns nach Jahrtausenden; bei den Römern zählte sie damals nach Jahren; folglich mussten diese nothwendig die Sache mit andern Augen ansehen, als wir es heutzutage thun.

Um es noch einmal zusammenzufassen, so ist es nach unserem Urtheil dem Tiberius zum Vorwurf zu machen, einmal, dass er überhaupt die *lex majestatis* auf das gesprochene Wort ausgedehnt, zweitens so harte Strafen für dieses Vergehen zugelassen hat. Wir gehen einen Schritt weiter und folgen dem Verfasser bei seiner Abhandlung über die Delatoren. In sehr anschaulicher Weise weist der Verfasser nach, dass auch dieses Institut, über welches gleichfalls sehr schiefe Vorstellungen vorhanden sind, keineswegs eine Schöpfung Tiberius sei, dass dasselbe, allerdings in etwas modificirter Form, schon während der Republik bestanden habe, sofern das Volk selbst gewissermassen die Stelle des modernen Staatsanwalts vertreten habe, indem ohne Klage von Seiten eines Mitglieds der Bürgerschaft überhaupt kein Verfahren eingeleitet worden sei. Auch dass die *delatores* in gewissen Fällen Belohnungen erhielten, war, wie Verfasser nachweist, keine Neuerung des Tiberius, sondern bestand schon zur Zeit der Republik. Hiezu möchten wir nur bemerken, dass wenn Verfasser anführt, dass zur Zeit der Republik die Ankläger z. B. für die Anzeige des *ambitus*, beim *crimen repetundarum* Belohnungen beanspruchen konnten, dies doch etwas anderes ist, als wenn eine Belohnung für Denunziation wegen Kaiserbeleidigung ertheilt wird, wie es unter Tiberius geschah. Bei der Anzeige wegen *ambitus*, wegen *repetundarum*, brachte für den Ankläger, der die Haltbarkeit seiner Anklage doch nachweisen musste, dies unter Umständen viel Mühe und Zeitaufwand mit sich, bis er sich überzeugt hatte, dass seine Anklage auch wirklich begründet sei. Wenn er nun für seine Mühe und für den Dienst,

den er damit, dass er ein Vergehen, das unter Umständen eine schwere Schädigung von Bürgern oder des Staatswesens im Ganzen verursacht hätte, zur Aburtheilung brachte, eine Entschädigung beanspruchen konnte, so möchten wir dem an die Seite stellen, dass ja auch gegenwärtig manchmal Prämien an Leute verliehen werden, durch deren Bemühung die Bestrafung eines Verbrechens ermöglicht worden ist. Wenn aber unter Tiberius den Delatoren, welche eine Majestätsbeleidigung, insbesondere eine mündliche, vielleicht nur ein unvorsichtiges Wort eines anderen, zur Anzeige brachten, Belohnungen in Aussicht standen, welche nach dem Zeugnis des Tacitus sogar in dem 4. Theil des Vermögens des Verurtheilten bestanden, musste das nicht geradezu eine Anreizung zu Missbrauch jeder Art, zu Perfidien Spionagen, Missbrauch des Vertrauens etc. führen? Dass Tiberius die Belohnung der Anzeige von *crimen majestatis* geduldet hat, ist ein weiterer Vorwurf, von dem er nicht frei zu machen ist. Übrigens gesteht Verfasser selbst zu, dass „eine gewisse Ausartung in dieser Hinsicht unter Tiberius' Regierung eintrat“ und an einer andern Stelle, dass „der Gebrauch leicht in Missbrauch umschlagen konnte.“

Hiebei noch ein Wort über die Thatsache, dass der Kaiser unter Umständen selbst zuständige Behörde für Majestätsklagen war. Auch in dieser Beziehung können wir dem Tiberius den Vorwurf nicht ersparen, dass es eine bedeutende Verfehlung von ihm war, überhaupt eine solche Gesetzesbestimmung zuzulassen, und eine noch grössere, von ihr Gebrauch zu machen. Wenn ein anderer mich beleidigt, so bin ich Partei, mag ich nun Privatmann sein, oder das höchste Staatsamt bekleiden; jemand aber, der Partei ist, soll doch nicht über seine eigene Sache zu Gericht sitzen, weil er nicht objektiv sein kann. Wenn also der Kaiser in einem Majestätsprocesse, sofern er seine Person betraf, selbst mitgesprochen hat, so ist das unzweifelhaft eine Aufhebung der Objektivität und damit des ersten Princip der Rechtsprechung, der Gerechtigkeit.

Gehen wir über zur Zusammenstellung der einzelnen unter Tiberius verhandelten Fälle von Majestätsbeleidigung, die Verfasser sehr anschaulich und übersichtlich anführt.

Wir haben zu unterscheiden:

1) Processe der Majestätsbeleidigung (*crimen majestatis in specie*).

2) Prozesse des Hoch- und Landesverraths.

Wir wollen in beiden Arten von Processen diejenigen Fälle hervorheben, welche geeignet sind, zur Beantwortung der Frage: Ist das Majestätsgesetz unter Tiberius grausam gehandhabt worden oder nicht? zu dienen. Dass natürlich nicht sämmtliche vorgekommenen Fälle der Art eine grausame Handhabung zeigen, ist selbstverständlich; vielmehr wird es sich nur um die Frage handeln, ob überhaupt Prozesse vorgekommen sind, die eine solche Behandlung aufweisen. Ist dies der Fall, so hat man, unseres Erachtens, das Recht von einer grausamen Handhabung des Majestätsgesetzes zu sprechen, in dem Sinne, dass dieselbe vorgekommen, wenn auch nicht gerade strikte Regel gewesen ist.

Zur Einleitung möchten wir den Process des Grenius Marcellus, Prätor's von Bithynien (Tac. Ann. I, 74) berühren, nicht etwa, weil dessen Ausgang eine Handhabe für die Ansicht von der grausamen Ausführung des Majestätsgesetzes bieten würde (der Angeklagte wurde trotz Tiberius freigesprochen), sondern weil er geeignet ist, das ganze Gebahren des Tiberius in ein eigenthümliches Licht zu stellen. Der Angeklagte, den, auch bezeichnend, sein eigener Quästor vor Gericht brachte, war beschuldigt, *sinistros de Tiberio sermones habuisse*, ausserdem wurde ihm zur Last gelegt, dass er sein Standbild höher gehängt habe als das der Cäsaren (man sehe, wie weit es schon mit der Servilität gekommen sein musste!), endlich, dass er einer Statue des Augustus den Kopf abgehauen und den des Tiberius darauf gesetzt habe (also eine Beleidigung sogar eines Verstorbenen, wie sie in Rom möglich war, nach unserem Gesetze nicht möglich ist; übrigens hätte dies letztere Tiberius ja doch gewiss in *bonam partem* als Ehre für sich auslegen können).

Wir wüssten für unsere oben ausgesprochene Behauptung, dass Tiberius nie sich hätte sollen selbst an der Verhandlung über einen Majestätsprocess, wo er Partei war, betheiligen, nichts Beweiskräftigeres anzuführen, als das Verhalten Tiberius in diesem Process. *Exersit adeo*, erzählt Tacitus, *ut rupta taciturnitate proclamaret, se quoque in ea causa laturum sententiam, palam et juratum quo ceteris eadem necessitas fieret*. Erst wie ihn C. Piso darauf aufmerksam macht, welche Consequenzen diess nach sich ziehen könne, „*quo loco censebis, Caesar, si primus, habebō quod sequar; si post omnes, vereor, ne imprudens dissentiam*“ lässt er sich beschwich-

tigen; der Angeklagte wird freigesprochen (*manebant etiam tum vestigia morientis libertatis*).

Wir betrachten den Process des Lutorius Priscus vom Jahr 21 Ann. III, 49. Der Genannte, ein Poet seines Zeichens, hatte ein Trauergedicht auf Germanikus gemacht, und war dafür dekorirt worden. Da stach ihn denn der Haber, als Drusus krank war, ein solches auch auf Drusus zu machen, und es — *horribile dictu* — vor Damen vorzulesen. Er wurde wegen dieses Verbrechens vom Senat, auf Veranlassung des Haterius Agrippa, trotzdem sich M.' Lepidus energisch dagegen verwahrte, zum Tod verurtheilt und auch wirklich hingerichtet!

Verfasser sucht bei diesem in der That haarsträubendem Falle die Verantwortlichkeit vom Kaiser abzuwälzen und sie ganz auf den Senat zu schieben, da Tiberius gar nicht in Rom gewesen sei. Aber wir können den Tiberius doch nicht ganz von Schuld freisprechen. Wenn er auch von Rom abwesend war, so war es sicherlich seine Pflicht, sich über Fälle, bei denen es sich um ein Menschenleben handelte, auch nach auswärts berichten zu lassen, eventuell die Vollstreckung eines Todesurtheils wegen *crimen majestatis* bis zu seiner Ankunft zu sistiren, da er ja eine Änderung des Spruchs hätte herbeiführen können, wenn er gewollt hätte. So fällt hier die indirekte Schuld sicherlich dem Kaiser zu. Dass mit dem nachträglichen Verweis des Tiberius an den Senat nichts mehr gut zu machen, dass der Todte nicht mehr in's Leben zurückzuführen war, ist einleuchtend.

Was Tiberius schon vorher hätte bestimmen sollen, dass die Entscheidungen der vorherigen Kenntnissnahme und Genehmigung des Kaisers unterliegen sollten, wurden nun nachträglich festgesetzt.

Wir kommen zum Process des Geschichtsschreibers Cremutius Cordus vom Jahre 25 (Ann. IV, 34. 35). Der Angeklagte war beschuldigt, in seinem Geschichtswerke den M. Brutus gelobt und den C. Cassius den letzten Römer genannt zu haben (in der That ein haarsträubendes Verbrechen!). Nachdem Cremutius seine Vertheidigungsrede, in der er die bestehende Begierung in vernichtender Weise geißelt, gehalten hat, geht er nach Hause und macht seinem Leben durch Aushungern ein Ende. Das Gesicht Tibers während seiner Vertheidigungsrede, die allerdings für diesen nichts weniger als schmeichelhaft war, scheint ihm sein bevorstehendes Schicksal schon zur Genüge angedeutet zu haben.

Wir stehen nicht an, diesen Process als eines der traurigsten Vorkommnisse in der Regierungszeit Tiberius zu bezeichnen. Schon der Umstand, dass es Kreaturen Sejans waren, die, wie es scheint, auf den Angeklagten eine Malice hatten, die den Process anstrebten, lässt uns diesen im richtigen Licht erscheinen. Verfasser freilich sucht auch bei diesem Anlass den Tiberius zu retten. „Warum Cremutius, heisst es p. 20, wenn er schon *relinquendæ vitæ certus* war und seine Verurtheilung voraussah, doch noch diesen oratorischen Kraftaufwand sich leistet, ohne die Wirkung desselben auf das Erkenntniss abzuwarten, ist nicht ganz klar.“ Unseres Erachtens ist dies ganz natürlich. Wenn auch Cremutius sich einen Erfolg seiner Vertheidigung nicht versprechen konnte und deshalb seinen Entschluss schon gefasst hatte, so benützte er doch mit vollem Recht die Gelegenheit, um Tiberius die bittere Wahrheit in's Gesicht zu sagen und vor der ganzen, wenigstens nicht servilen Welt den Process in seiner ganzen Schnödigkeit zu kennzeichnen. Dass der Process eine Schnödigkeit war, ist unsere volle Überzeugung. Verfasser zwar findet den Process erklärlich, denn, sagt er, „wir müssen uns erinnern, dass mit dem Ausspruch des Cremutius, mochte es nun eigene Wendung oder nur gebilligtes Citat sein (es ist nemlich, wie Verfasser anführt, die Vermuthung Nipperdey's wahrscheinlich, „dass Cremutius den bei Plutarch (Brut. 44) erwähnten Ausspruch des Brutus, der den Cassius den letzten Römer nannte, berichtet und — ihm beigestimmt habe“), der damals faktisch existirenden und zu Recht bestehenden Monarchie unter Tiberius die Berechtigung aberkannt und eine moralische Verurtheilung des bestehenden Regiments ausgesprochen wurde, wenn auch freilich die Worte in den Mund eines nach Brutus noch lebenden Römers nicht recht passte. Es ist ferner zu bedenken, dass vom Standpunkt des Nichtrepublikaners das Lob des Cassius einfach als eine Verherrlichung des Tyrannenmords angesehen werden musste.“ Unseres Erachtens war eine solche Anschauung nur in einer despotischen Monarchie möglich. Betrachtet man die geschichtlichen Vorgänge und Verhältnisse, so ist nicht zu leugnen, dass Brutus und Cassius bei der Ermordung des Cäsar nichts anderes im Auge hatten, als die Rettung der Freiheit, der Republik, die Cäsar im Begriff war, vollends ganz aufzuheben, dass sie aus reiner Überzeugung ihre That vollbracht hatten und ein egoistisches Motiv ihnen fern war.

So fern es uns liegt, die Ermordung Cäsar's vom politischen oder moralischen Standpunkte aus zu vertheidigen, so müssen wir doch das den Verschworenen zugestehen, dass ihr Beweggrund ein edler war. Dazu kommt noch, dass Brutus und Cassius die Freiheit bis zum letzten Athemzuge vertheidigt haben. Dass sie politisch sehr kurzsichtig waren, dass sie nicht verstanden, dass die Zeitverhältnisse auf die Umwandlung der abgelebten Republik in die Monarchie drängten, thut ihrem Charakter keinen Eintrag. Wenn nun nach Vernichtung der Republik ein Geschichtsschreiber diesen Männern, die auf dem Schlachtfelde für die verlorene Sache, die sie ihr Leben lang vertheidigt, auch gefallen waren, die Anerkennung zu Theil werden lässt, die ihnen gebührt, wenn er des Brutus ehrend gedenkt und ein Citat eines Schriftstellers anführt, wornach Brutus den Cassius den letzten Römer genannt habe, wenn man hierin Hochverrath, moralische Verurtheilung des bestehenden Regiments u. s. w. findet, so ist das unseres Erachtens nur ein Beweis, dass unter Tiberius die Monarchie schon zu einer Despotie geworden war. Wenn das freie Wort in der Weise geknebelt ist, dass nicht einmal ein Geschichtsschreiber sich ein anerkennendes Urtheil über Männer erlauben darf, die für die Sache, die sie als recht erkannt hatten, wenn gleich sie im Gegensatz zu der bestehenden Regierungsform stand, gekämpft und ihr Leben gelassen hatten, so geht daraus hervor, dass Tiberius überhaupt ein Feind jeglichen freien Worts war und glaubte, auch den freien Gedanken durch brutale Gewalt unterdrücken zu können. Dazu kommt noch die von Tacitus mit Recht gezeisselte Anordnung der Verbrennung des Geschichtswerks des Cremutius.

Verfasser sucht diese dadurch zu rechtfertigen, dass er darauf hinweist, dass auch „nach der modernen Praxis der Gesetzgeber die Vernichtung der Schriften, durch welche eine Beleidigung begangen worden ist, anordnet“. Diess ist wohl richtig, trifft aber schwerlich für den vorliegenden Fall zu. Die Unbrauchbarmachung des *corpus delicti*, die wohl auch nur in schweren Fällen angeordnet wird, ist in sehr vielen Fällen eine blosse Förmlichkeit. Sie wird angeordnet bei Fällen von Beleidigung durch die Presse und da die Verhandlung über die Beleidigung doch immerhin einige Wochen nach der Herausgabe der Druckschrift, in welcher die Beleidigung begangen wurde, erfolgt, so werden es wohl in der

Regel wenige Exemplare sein, die noch vorhanden sind und dem Schicksal der Vernichtung anheimfallen. Etwas anderes ist es mit dem vorliegenden Fall. Dass man das Werk eines Geschichtschreibers verbrannte, welches beim Kaiser Anstoss erregt hatte, das war in Rom noch nie vorgekommen, das hatte man noch nie erlebt; diese Anordnung, eine offenbare Liebedienerei des Senats gegenüber dem Kaiser musste nicht bloss als eine gehässige Massregel, indem man die Verfolgung nicht bloss auf den Schriftsteller, sondern auch auf dessen Werke ausdehnte, sondern auch als Lächerlichkeit erscheinen, als ob man damit überhaupt auch das freie Wort und den freien Gedanken ausgerottet hätte. Dass die Schriften trotz oder gerade wegen des Scheiterhaufens sich erhielten, ist natürlich; und die Bemerkung des Tacitus „*quo magis socordiam eorum inridere libet, qui praesenti potentia credunt exstingui posse etiam sequentis aevi memoriam; nam contra punitis ingeniis gliscit auctoritas, neque aliud externi reges aut qui eadem saevitia usi sunt, nisi dedecus sibi atque illis gloriam peperere*“ gehört nach unserer Ansicht zu den treffendsten Sätzen unseres Schriftstellers.

Nicht minder das über den Process der Vitia vom Jahr 32 Gesagte. Tacitus erzählt Ann. VI, 10 in einer fast schauerlichen, um so lauter redenden Kürze: „*Ne feminae quidem exsortes periculi: quia occupandae reipublicae argui non poterant, ob lacrimas incusabantur: necataque est anus Vitia, Fufii Gemini mater, quod filii necem flevisset.* Dieser letztere, nach Ann. V, 2 *dicax et Tiberium acerbis facetiis inridere solitus* hatte dies, wie es scheint, mit dem Leben büssen müssen.

Wir enthalten uns jeglicher Bemerkung zu dem Process der Vitia; wir fürchteten, den Eindruck abzuschwächen. Wir begnügen uns, mit dem Verfasser zu constatiren, dass, wie wir oben beim Process des Lutorius Priscus vom Jahre 21 gesehen, besonders festgesetzt wurde, dass die Entscheidungen der vorherigen Kenntnissnahme des Kaisers unterbreitet werden sollten.

Wir kommen zu dem Resultate, das der Verfasser aus den unter 1) behandelten Processen, von denen wir die gravirendsten herausgegriffen haben, zieht:

„Wir finden während der 23jährigen Regierungszeit des Tiberius im Ganzen 39 Fälle. Von diesen 39 Personen werden 12 entweder freigesprochen, oder wird der Process niedergeschlagen, oder wird die Klage zurückgenommen oder aufgehoben durch den

Tod des Regenten, 13 werden verurtheilt, 14 bleiben unbestimmt, oder tritt Tod oder Selbstmord des Angeklagten ein.“ —

Wir behalten uns vor, auf dieses Resultat nach Besprechung der Fälle 2) zurückzukommen.

Wir gehen über zu 2): Prozesse des Hoch- und Landesverraths und wollen auch hier wieder die bezeichnendsten Fälle herausgreifen, wozu wir gleich den ersten der vom Verfasser angeführten Fälle rechnen können.

C. Scribonius Libo Drusus hatte von dem Senator Firmius Catus sich zu eiteln Hoffnungen, als sei er zu Höherem berufen, verleiten und dazu verführen lassen, Traumdeuter etc. zu befragen. Auf einem Schriftstücke von ihm sollten die Namen der Cäsaren und dabei geheime, drohende Zeichen gestanden haben. Ist die Anklage schon an und für sich eine zum mindesten zweifelhafte, so tritt sie vollends in grelles Licht durch das bei ihr angewandte Verfahren. Da man nach dem Gesetz die Slaven nicht gegen das Leben ihrer eigenen Herren befragen durfte, wurden diese, wie Tacitus erzählt, auf Veranlassung des Tiberius, der diesen Kunstgriff neu erfunden habe, an den actor publicus verkauft. So waren sie also nicht mehr Slaven des Angeklagten; das Gesetz war umgangen, und man konnte die Slaven ohne Rechtsscrupel befragen. Verfasser führt an, dass nach Dio Cassius LV, 5 nicht Tiberius, sondern Augustus der Erfinder dieses Kunstgriffs gewesen sei. Wir wollen hier nicht streiten, wer von den beiden Gewährsmännern mehr Glauben verdient; selbst zugegeben, dass Dio Cassius Recht hätte, so hat unter allen Umständen Tiberius geduldet, dass dieser schönödeste aller Kunstgriffe zur Anwendung kam, den jeder, dem es auch nur im Entferntesten um das Recht zu thun ist, mit Abscheu von sich gewiesen hätte. Übrigens ist es ja durchaus nicht bewiesen, dass dem Augustus die Urheberschaft zuzuschreiben ist, besonders wenn wir den sonstigen Charakter des Augustus in Betracht ziehen und es ist recht wohl möglich, dass Tiberius diese Rechtspraktik ausgesonnen hat. Der Process kam nicht zur Erledigung, da Libo es vorzog, sich vorher das Leben zu nehmen; vor dem Senat wurde die Anklage trotzdem zu Ende geführt, wobei Tiberius eidlich betheuerte (juravit), er würde dem Manne trotz seiner Schuld das Leben erbeten haben; was eigentlich leicht zu betheuern war, nachdem der Angeklagte nicht mehr lebte,

und man auch schwerlich dem Tiberius das Gegentheil beweisen konnte. Übrigens nimmt sich diese Betheuerung etwas sonderbar aus im Munde eines Regenten, der seine freundliche Gesinnung gegen den Angeklagten durch das erwähnte Rechtsmittel bekundet hatte.

Von Interesse ist auch der Process der Agrippina und ihrer Söhne Nero und Drusus. Ein endgiltiges Urtheil zwar können wir hierüber nicht fällen, da der Bericht des Tacitus mitten abbricht; doch ist auch so das Verhalten Tiberius' deutlich genug gekennzeichnet. Bekanntlich bestand eine alte Rivalität zwischen Tiberius einer- und Germanicus-Agrippina andererseits. Weit entfernt, dass der Tod des Germanicus die Sache gebessert hätte, wurde sie nur um so schlimmer. Dass Agrippina eine leidenschaftliche Natur war, ist nicht zu leugnen, aber dass sie, was Tiberius andeutete, staatsgefährliche Plane unter der Decke gegen ihn geschmiedet habe, davon vermögen wir uns nie zu überzeugen. Trotzdem, oder vielleicht gerade weil sie so leidenschaftlich war, war sie, wie aus der ganzen Schilderung des Tacitus erhellt, doch eine gerade und ehrliche Frau, die zu nichts weniger fähig war, als zu geheimen Intriguen. Tiberius ruhte nicht, bis sie in Anklagestand versetzt war. Verfasser macht es sehr glaublich, dass neben sonstigen Beschuldigungen auch die Anklage auf staatsgefährliche Pläne gestellt sein musste. Dass übrigens die Anklage auf schwachem Fusse gestanden sein muss, geht aus dem Verhalten des Senats hervor. Diese sonst so gefügige und dem Kaiser, besonders wo es sich um einen Majestätsprocess handelt, entgegenkommende Körperschaft macht bei diesem Process allerlei Schwierigkeiten; er geht, durch einen Volksauflauf eingeschüchtert, zur Tagesordnung über; als er deshalb vom Kaiser, der unter allen Umständen den Process durchgeführt wissen will, einen Riffel erhält, macht er allerlei Drehungen und Wendungen; kurz, es muss mit der Anklage nicht recht sauber gewesen sein. Weiteres wissen wir, wie schon bemerkt, leider über den Verlauf des Processes nicht; nur sein Ende ist bekannt; Drusus und Nero wurden für „Feinde“ erklärt und es wurde demgemäss gegen sie verfahren; Agrippina wurde nach Pandataria deportirt. So hatte Tiberius Ruhe vor ihr. Charakteristisch ist sein Verhalten nach ihrem Tode, der im Jahre 33 eintrat. Tacitus erzählt Ann. VI, 25, dass sie durch Aushungern ihrem Leben ein Ende gemacht habe, wenn nicht ihr die Lebens-

mittel absichtlich entzogen worden seien, um den Schein zu erwecken, als habe sie sich selbst umgebracht. Kaum hat Tiberius ihren Tod vernommen, als er, getreu dem Grundsatz *de mortuis nihil nisi bene*, die schändlichsten und gehässigsten Beschimpfungen auf sie häuft. Er bezüchtigt sie der Unkeuschheit, sprach die Vermuthung aus, dass ihr Tod damit im Zusammenhang stehen könne und liess verlauten, dass sie eigentlich an den Galgen und auf die Gemonische Treppe gehört hätte; ferner wurde ein Danksagungsfest, und da ihr Todestag mit dem Tage zusammenfiel, da Sejan seine Strafe ereilt hatte, eine jährliche Spende an Juppiter angeordnet, lauter Züge, die uns in Tiberius alles andere als einen edlen Charakter erkennen lassen, selbst dann, wenn Agrippina schuldig gewesen wäre.

Wir streifen den Process des Sejan, dieses einst so allmächtigen Günstlings Tibers, der den Kaiser Jahre lang am Narrenseil herumgeführt hatte, bis er endlich, da er selbst nach der Kaiserwürde strebte, die wohlverdiente Strafe erhielt. Wir berühren diesen Process, weil er die bleibende Verbitterung des Kaisers und eine der blutigsten Reaktionen nach sich zieht, die die Geschichte kennt. Wenn wir dieselbe auch nicht durchaus auf Tiberius, als den Urheber zurückführen wollen, so ist ihm doch jedenfalls das zum Vorwurf zu machen, dass er dieselbe geduldet hat. Wir können nicht umhin, einige Proben aus dem Wüthen gegen die in die Verschwörung Sejan's verwickelten Personen anzuführen. Einen Begriff von der Grausamkeit und dem Blutdurst, mit dem die Reaktion durchgeführt wurde, können wir uns aus der Erzählung des Tacitus Ann. V, 9 machen, dass nemlich die 2 unmündigen Kinder Sejan's hingerichtet wurden. Verfasser selbst kann nicht umhin, dies als eine Grausamkeit und Barbarei sonder gleichen zu bezeichnen. (Sejan's Frau tödtete sich selbst.) Wir fragen, wer hat diese Grausamkeit und Barbarei sonder gleichen zugelassen?

Wir kommen zu einer weiteren Nachwirkung des Sejan'schen Processes. Wir begnügen uns, dem Wortlaut des Taciteischen Berichts, den man eben trotz allem nicht in Zweifel ziehen kann, wiederzugeben: Ann. VI, 19.

Irritatus supplicii (Tiberius) cunctos, qui carcere attinebantur accusati societatis cum Sejano necari jubet: jacuit immensa strages, omnis sexus, omnis aetas, illustres, ignobiles, dispersi aut aggerati. Wenn hiebei Verfasser die Frage aufwirft, ob dies wohl ein Massen-

mord, analog den massacres de septembre in Paris gewesen, oder ob die Hinrichtungen auf Grund der in Form Rechts vorangegangenen Untersuchungen und Verurtheilungen erfolgt seien, so glauben wir, dass in diesem Falle beides zutrifft. Es hatte sich wohl aus den bisher verhandelten Processen die Schuld der Verhafteten ergeben; in dieser Zeit blinder Reaction und tiefster Erbitterung des Kaisers hält man es nicht mehr für nöthig, gegen jeden der Inhaftirten einen besonderen Process anzustrengen und es erfolgte ein massacre en masse. Die genannten Prozesse, die wir aus 2) herausgegriffen, werden genügen zur Illustration der Frage, um die es sich handelt. Wir ziehen mit dem Verfasser das Rechenexempel aus 2): Gegen 40 Personen wurde gerichtlich eingeschritten. Davon fallen 27 unter die Art von Hochverrath, welche Angriffe und Unternehmungen auf den Thron und das Leben des Regenten begreift. Von diesen Fällen sind 9 nicht näher bestimmbar, in 4 Fällen trat Freisprechung ein, in 14 Verurtheilung und Bestrafung. Bei 1) wie bei 2) ist an die 23jährige Regierungszeit des Kaisers zu erinnern. Fügen wir noch als ein, wenigstens wie uns scheint, charakteristisches Zeichen die statistische Notiz hinzu, dass nicht weniger als 15 Angeklagte sich selbst das Leben nahmen, theils vor, theils nach Erledigung der Anklage und ziehen wir das Facit. Hiebei möchten wir zu unserem Grundprincip den Satz machen, den Verfasser p. 31 als Citat aus Sievers anführt. „Die Quantität der Verurtheilungen darf nicht als ein Beweis von der Grausamkeit des Tiberius angesehen werden.“ Wir sehen von dieser ganz ab; wir betrachten nur die Qualität. Wir stehen nicht an, als unsere Überzeugung auszusprechen, dass, selbst wenn alle anderen Fälle von Majestätsbeleidigung mit Freisprechung geendet hätten, die von uns der Reihe nach angeführten drastisch genug beweisen, dass man die Berechtigung hat, von einer schrecklichen Handhabung des Majestätsgesetzes in dem Sinne, wie wir es oben ausgeführt haben, zu sprechen. Dass die angeführten Fälle, es mochte nun Zeit sein, welche es wollte, mochte der Kaiser auch überzeugt sein, dass er „einen Wolf an den Ohren halte“, aller Gerechtigkeit und Menschlichkeit Hohn sprechen, und dass Tiberius, wie wir nachzuweisen gesucht haben, dieselben theils direkt, theils indirekt veranlasst hat, das ist ein Umstand, der auf's Entschiedenste gegen die Rettung des Tiberius in Hinsicht der Majestätsprocesse spricht.

Die Nachwelt ist dem Wunsche des Tiberius, den er nach Tacitus Ann. IV, 38 geäußert hat, dass man die beabsichtigte Weihung eines Tempels für ihn unterlassen möchte, insofern nachgekommen, als ihm die göttlichen Ehren versagt wurden. Gerne würden wir ihm mit dem Verfasser von unserem Standpunkte als Mensch aus die Ehre der Menschlichkeit gönnen; aber wenn wir sine ira et studio die unerbittlichen Thatsachen prüfen, so vermögen wir es nimmermehr, uns dazu zu entschliessen. Unserer Ansicht nach zwingt uns die Geschichte zu dem hergebrachten Urtheil über Tiberius und wir sind überzeugt, dass alle Versuche zur Rettung des Tiberius, Angesichts der historischen Thatsachen umschlagen müssen zu einer Rettung des Tacitus.

XXXIV. Nachrichten über die Frühjahrsprüfungen (1881)

von Candidaten des realistischen Lehramts einschliesslich der
Kollaboraturprüfung mit Latein.

A) Kollaboraturprüfung.

1. Aufgaben im schriftlichen Theil.

a) Religion.

1. Welches sind und wo liegen die Orte, an denen sich das Nationalheiligthum Israels zu verschiedenen Zeiten befand?
2. König Hiskia und die Ereignisse seiner Regierung.
3. Welches sind die wichtigsten Aussprüche, mit denen Jesus auf die Thatsache und Bedeutung seines Todes hingewiesen hat?

b) Thema zum deutschen Aufsatz.

Alles in der Welt lässt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Goethe.

c) Thema zur lateinischen Composition.

Als die Engländer vor einigen Jahren die Grenznachbarn ihrer Provinz im südlichen Afrika, die holländischen Ansiedler, ihrer Unabhängigkeit beraubten, fehlte es zwar damals sogar im eigenen

Lande (domi) nicht an solchen, welche dieses übermüthige Verfahren aufs schärfste tadelten; aber dass jene ländergierige Nation so bald Ursache haben würde, dasselbe zu bereuen, daran dachte wohl niemand. Durch verschiedene Gewaltthätigkeiten gereizt, erhoben jene entschlossenen und patriotischen Männer, ähnlich ihren Vorfahren, welche das spanische Joch abschüttelten, die Fahne der Empörung und begannen die festen Plätze der Engländer in ihrem Lande zu bestürmen. Auf die Nachricht hievon marschirte der Oberbefehlshaber der englischen Streitkräfte aus, um den eingeschlossenen Seinigen Entsatz zu bringen. Auf einer Höhe wurde Halt gemacht, niemand dachte an einen Angriff, obgleich die Feinde in der Nähe waren, als plötzlich die Holländer mit solcher Schnelligkeit den Berg erstiegen und sich auf die überraschten Engländer stürzten, dass diese trotz des tapfersten Widerstandes beinahe vollständig aufgerieben wurden, wobei der Oberbefehlshaber selbst den Tod fand. Es ist jetzt zu hoffen, dass das traurige Blutvergiessen ein Ende nehmen werde, da ein Waffenstillstand geschlossen und Friedensverhandlungen eingeleitet sind.

d) Thema zur lateinischen Exposition.

Curtius III, 29.

Pugna ad Issum facta omnium oculos animosque in semet averterant captivæ mater conjuxque Darei: illa non majestate solum, sed etiam aetate venerabilis, haec formae pulchritudine conspicua. Suae calamitatis oblitæ quæ Darei fuisset fortuna requirebant, se captas esse negantes, si viveret rex. Praemittit ad eas Alexander, qui nuntiarent ipsum venire, inhibitaque comitantium turba tabernaculum cum Hephæstione intrat. Is longe omnium amicorum carissimus erat regi, cum ipso pariter educatus; libertatis quoque in admonendo eo non alius plus habebat, et sicut aetate par erat regi, ita corporis habitu præstabat. Ergo reginae illum esse regem ratae suo more veneratae sunt. Inde monstrantibus quibusdam, quis Alexander esset, Sisygambis advoluta est pedibus ejus, ignorationem nunquam antea visi regis excusans. Quam manu allevans rex: „Non errasti, inquit, mater, nam et hic Alexander est.“

e) Thema zur französischen Composition.

Jedermann weiss, dass der Dominikaner Las Casas sich un-

sterblich gemacht hat durch seinen unermüdlichen Eifer zu Gunsten der unglücklichen, von seinen Landsleuten unterdrückten Indianer. Er wurde in Sevilla (-e) im Jahre 1474 geboren und starb in Madrid, der Hauptstadt von Spanien, im Jahr 1566. Im Alter von 20 Jahren schiffte er sich mit Christoph Columbus nach Amerika ein, als dieser grosse Seefahrer seine zweite Reise unternahm; Las Casas kam erst nach Spanien zurück, nachdem er beinahe 50 Jahre in der Neuen Welt zugebracht hatte. Wir wissen, dass dieser fromme und edelmüthige Priester die 50 Jahre, welche er in Amerika gelebt, im Dienste der Menschlichkeit angewendet hat. Ist es nicht furchtbar, dass sich durch einen bedauernswerthen historischen Irrthum an den Namen dieses Mannes die Schmach geknüpft ¹⁾ hat, der Urheber des Negerhandels ²⁾ zu sein? — Es ist wahr, nie hat irgend ein Geschichtsschreiber gezweifelt, dass seine Absichten rein waren, als er einige Neger an den Küsten Afrikas nach Amerika hinüberbringen liess. Er wünschte, sagt man, dass die Arbeit dieser kräftigen Menschen die der schwachen Indianer ersetze. Andere erzählen, dass Las Casas nicht selbst habe Neger nach Amerika bringen lassen, sondern dass er nur in seinen Schriften gerathen habe, es zu thun. Es ist seit langer Zeit anerkannt, dass beide Behauptungen irrthümlich ³⁾ sind. Aber ist es nicht seltsam, dass es viel schwieriger ist, einen historischen Irrthum auszurotten ⁴⁾, als ihn zu verbreiten? —

1) s'attacher; 2) traite des noirs; 3) erroné; 4) déraciner.

f) Dictée und Thema zur Exposition.

Presque tous les philosophes des différentes écoles n'ont fait aucun cas de l'argent: pour qu'il en ait été autrement, il a fallu qu'un naturel vicieux les empêchât de suivre la droite raison. Socrate, assistant à une cérémonie où l'on avait étalé beaucoup d'or et d'argent: que de choses, dit-il, dont je n'ai point envie! Alexandre avait ordonné d'aller présenter à Xénocrate cinquante talents, somme alors très-considérable et surtout à Athènes. Xénocrate invita les envoyés du roi à souper dans l'Académie et leur fit servir un repas où il n'y avait que le nécessaire, sans aucun appareil. Le lendemain quand ils lui demandèrent à qui il désirait que l'on remit la somme qu'ils devaient lui offrir: N'avez-vous donc pas compris, leur répondit-il, en assistant hier à un repas si modeste, que

je n'ai pas besoin d'argent? Cependant, comme il les voyait contrariés, il accepta trente mines, pour ne pas dédaigner les présents du roi. Diogène, en qualité de cynique, répondit plus librement à Alexandre qui lui demandait s'il n'avait besoin de rien. Je désire seulement que tu t'écartes un peu de mon soleil. Il se chauffait au soleil, et Alexandre en avait intercepté les rayons. —

g) Geschichte.

1. Der sicilische Feldzug.
2. Cäsar und Pompejus.
3. Otto der Grosse.

h) Geographie.

1. Die Hauptströme Asiens.
2. Die Ostsee mit ihren Theilen, angrenzende Länder, Inseln, Flüsse.
3. Die preussische Provinz Hessen-Nassau, Grenzen, Gebirge, Flüsse, polit. Eintheilung, Städte, Produkte.

i) Arithmetik.

1) 243 Tage 12 Stunden 42 Minuten 21 $\frac{3}{17}$ Sekunden sind gleich welchem Bruchtheil eines gemeinen Jahrs? (Das Resultat ist in einem gemeinen und in einem Dezimalbruch auf 4 Dezimalstellen anzugeben.)

2) Wie oft ist $\frac{1}{4\frac{4}{5}}$ in der Differenz zwischen $\frac{3}{5}$ von $80\frac{2}{3}$ und $\frac{7}{9}$ von $42\frac{3}{4}$ enthalten? (Die Zahlenverbindung soll angeschrieben und in gemeinen Brüchen ausgerechnet werden.)

3) Ein Gefäß kann durch 3 Röhren gefüllt und durch einen Zapfen geleert werden. Durch die Röhre a wird es in $16\frac{4}{5}$ Stunden voll, durch b in $10\frac{1}{2}$ Stunden, durch c in $9\frac{1}{3}$ Stunden, durch den Zapfen d wird es leer in $19\frac{1}{4}$ Stunden. Man öffnet alle drei Röhren und den Zapfen. In wie viel Stunden, Minuten und Sekunden wird das anfangs leere Gefäß gefüllt? (Ausflussgeschwindigkeit auch als gleichmässig vorausgesetzt.)

4) Von 2 rechteckigen Kisten ist die eine im Innern 1 m 85 cm lang, 1 m breit und 78 cm hoch; die andere 1 m 48 cm lang, 90 cm breit und 91 cm hoch. Wie viele cbm hält jede Kiste und wie verhalten sich diese Räume im einfachsten Verhältniss in ganzen Zahlen?

5) Ein Kaufmann hat 2 Säcke Kaffee von gleichem Gewicht und gleichem Preise. Den 1. Sack verkauft er pr. Pfund zu 1 M. 25 Pf. und gewinnt dabei 81 M. 50 Pf. am Sack. Den 2. Sack verkauft er pr. Pfund für 1 M. 30 Pf. und gewinnt dabei am Sack 122 M. 25 Pf. Wie viel hat er für jeden der beiden Säcke gegeben?

6) Aus einer Quantität Garn können 240 Stücke 1,28 m breites Tuch gefertigt werden, wenn das Stück $37\frac{1}{2}$ m hält. Aus einem Theil des Garns werden aber 150 Stücke 1,08 m breites Tuch gefertigt, jedes Stück zu 40 m; wie viele Stücke 0,84 m breites Tuch, jedes Stück zu 36 m können aus dem Rest gefertigt werden?

7) Wie groß ist eine Wechselsumme, welche am 27. August verfallen ist und am 12. Juni unter Berechnung von 5⁰/₁₀₀ Diskont^o (von 100) mit 475 M. bar bezahlt wird? (1 Monat = 30 Tage.)

8) Ein Kapitalist zieht aus seinem auf Zinsen stehenden Kapital eine jährliche Rente von 2860 M. $\frac{2}{3}$ seines Kapitals hat er zu 5⁰/₁₀₀, $\frac{1}{5}$ desselben zu $4\frac{1}{2}$ ⁰/₁₀₀ und den Rest zu 4⁰/₁₀₀ ausgeliehen. Wie gross ist sein Kapital?

9) Ein Milchhändler zahlt für 250 l Milch 27 M. 50 Pf. Er setzt Wasser zu und verkauft das Liter für 18 Pf., wobei er 80⁰/₁₀₀ gewinnt. Wie viel Prozent Wasser enthält die Mischung?

10) Ein Stuttgarter Kaufmann kauft in Paris 600 kg Waren für 2340 frs. Zoll, Fracht u. s. w. betragen 10⁰/₁₀₀; beim Verkauf will er $12\frac{1}{2}$ ⁰/₁₀₀ gewinnen. Die Zahlung in Paris bewerkstelligt er mit Pariser Wechseln, die er in Stuttgart zum Preis von 81 M. 20 Pf. für 100 frs. kauft. Auf wie viel Mark wird er den Preis von 1 Pfund der Ware stellen?

Anm. Bei Beurtheilung der Ausarbeitungen wird besonders auch auf klare und zweckmässige Darstellung der Auflösung Rücksicht genommen.

k) Geometrie.

1) Zwei Winkel, welche sich zu zwei Rechten ergänzen, können so an einandergerückt werden, dass sie Nebenwinkel bilden. (Beweis.)

2) Die Mittellothe über den 3 Seiten eines Dreiecks schneiden sich in einem Punkt. (Beweis.)

3) In welchem Viereck halbiren sich die Diagonalen unter Rechten? (Satz und Beweis.)

4) Was lässt sich über die Winkel eines Vierecks sagen, durch dessen 4 Eckpunkte sich ein Kreis legen lässt?

(Satz und Beweis.)

5) Welcher Art ist das Viereck, das entsteht, wenn man die Seiten eines beliebigen Vierecks von zwei gegenüberliegenden Eckpunkten aus je in gleichem Verhältniss theilt und die aufeinander folgenden Theilpunkte durch Gerade verbindet? (Satz und Beweis.)

6) Welche Proportion ergibt sich, wenn man zwei Gerade von einem Punkte ausserhalb eines Kreises schneidend durch letzteren zieht?

(Satz und Beweis.)

7) Konstruire ein gleichschenkliges Dreieck mit gegebenem Winkel an der Spitze und gegebenem Umfang.

(Analysis und Konstruktion genügt.)

8) Wie gross ist der Umfang eines Kreises, in welchem ein Centriwinkel von n Grad einen Ausschnitt von s qm Flächeninhalt gibt?

(Übersichtliche Herleitung der Formel.)

1) Geometrisches Zeichnen.

Zeichne als Umfassungsrand der Zeichnung ein möglichst grosses Rechteck, dessen Seiten sich verhalten wie 3:4. Ziehe darin den Längenmittelstrich und theile diesen in 16 gleiche Theile. Aus dem sechsten Theilpunkt, gegen rechts gezählt, beschreibe drei konzentrische Kreise mit Halbmessern von 2, 4 und 5 Sechszehnteln der Blattlänge, und aus dem zwölften Theilpunkt beschreibe mit drei Sechszehnteln Radius einen von den vorigen abgewendeten Halbkreis und ziehe dessen senkrechten Durchmesser $A A'$.

Den kleinsten der drei konzentrischen Kreise theile von den Endpunkten seines senkrechten und wagrechten Durchmessers aus in 12, den Halbkreis in 6 gleiche Theile. Im Halbkreis ziehe nach den von oben herab gezählten Theilpunkten A, B, C, D, E, F, A' die noch fehlenden Radien. Nenne im kleinsten konzentrischen Kreis die 12 Theilpunkte von dem rechts vom oberen Scheitel gelegenen Theilpunkte aus gegen rechts gezählt $a, b, c, d, e, f; a, b, c, d, e, f$, wodurch der obere und untere Scheitel je den Buchstaben f erhalten. Ziehe durch diese 2mal 6 Punkte der Reihe nach Parallelen mit den 6 gleichnamigen Radien des Halbkreises bis zu ihren nächsten Schnittpunkten $a', b', c', d', e' \dots$ mit dem zweiten konzentrischen Kreise. In diesen Schnittpunkten

errichte auf den Geraden $a a'$, $b b'$, $c c'$ gegen rechts (stets vom Mittelpunkt aus betrachtet) Lothe bis zu ihren Schnittpunkten a'' , b'' , c'' , d'' mit dem grössten konzentrischen Kreise. Ferner ziehe von a'' , b'' , c'' der Reihe nach Parallelen mit $a a'$, $b b'$, $c c'$ bis zu ihren Schnittpunkten mit $b' b''$; $c' c''$, $d' d''$ Endlich verlängere $a a'$, $b b'$, $c c'$ über a , b , c hinaus, bis jede die nächstfolgende trifft.

Ausführung in Tusche, nach Wegwischung der Buchstaben:

Der Halbkreis schwarz strichpunkt; sein senkrechter Durchmesser schwarz durch; sein wagrechter Halbmesser schwarz sehr kurz gestrich; seine vier schiefen Halbmesser schwarzstrichpunkt. Die Hauptfigur, nach Wegwischung der 3 konzentrischen Kreise und der sonstigen Hilfsstriche, mit gleich satten schwarzen Strichen, so dass das Bild 12 im Kreise über einander gelegte Karten vorstellt.

Der Umfassungsrand schwarz durch mit 2 Strichen, innen einem satten, aussen einem parallelen, sehr fetten.

m) Naturgeschichte.

Die Prüfung in diesem Fach wird nur mündlich vorgenommen; verlangt ist „allgemeine Kenntniss der drei Reiche, ihrer Eintheilung in Klassen und der wichtigsten organischen Verrichtungen von Pflanzen und Thieren“. Nach diesem Wortlaut kann es keinem Zweifel unterliegen, dass auch von Mineralogie und Geognosie allgemeine Kenntniss erwartet wird und dass dieser Erwartung zuwider laufende Äusserungen der Candidaten keinerlei Berücksichtigung finden konnten. Die Anforderungen halten sich im Rahmen der bekannten Leitfaden und Lehrbücher von Leunis, Koppe, Schilling u. a., wornach etwa folgende Punkte besonders zur Sprache kommen:

a) Mineralogie und Geognosie: Kenntniss der landläufigsten Mineralien, ihrer Eintheilung, sowie ihrer hauptsächlichsten physikalischen, chemischen und geometrischen Eigenschaften; Württembergs Formationen, Bergwerke, Versteinerungen;

b) Botanik: allgemeine Gestaltlehre, Bau und Leben der Pflanze, Linné'sche Eintheilung sowie die wichtigsten Familien des natürlichen Systems;

c) Zoologie: das Wichtigste aus der Anatomie und Physiologie, Verbreitung der Thierwelt, Eintheilung und Kenntniss der bekanntesten Thiere.

Bei diesem Fache wird endlich auch besonders darauf Gewicht gelegt, ob der Candidat über die Verwendung und Verwerthung, über Schaden und Gefährlichkeit der Naturalien für den menschlichen Haushalt Aufschluss zu geben im Stande ist.

XXXV. Mathematisches.

1. Arithmetische Aufgabe.

A schuldet dem B sM. und hat für diese Forderung den Bürgen C gestellt. Im Gant des A kommen $p\%$ (p natürlich < 100) zur Vertheilung. Wenn es nun dem C gestattet ist, diejenige Summe, mit welcher B durchfällt, für die er also aufkommen muss, in demselben Gant anzumelden, wie hat alsdann die endgiltige Vertheilung zu erfolgen?

Bemerkung: Vorstehende Aufgabe wurde mir von einem Juristen gestellt, welcher die in der Aufgabe vorausgesetzte Berechtigung des C zu Anmeldung der ihn treffenden Summe principiell bestreitet und diese Frage auch mathematisch beleuchtet wünscht.

R.

Th. Sch.

2. Geometrisches.

A) Ist in $\triangle ABC$ $AC > AB$, und beschreibt man aus A mit AB und AC Bögen, welche die AC und die AB in B' und C' schneiden, zieht B'C', welche die BC in D schneidet, so ist bekanntlich AD Mediane des Winkels BAC, ferner $DB' = DB$; $DC' = DC$. In Dreieck DB'C ist Wkl. $DB'C = 2R - \beta$, somit $DB'C - DCB' = \alpha$. Beschreibt man aus D mit DB' einen Bogen, der die CA nochmals in E trifft, so ist Wkl. $EDC = \alpha$. Hieraus ergibt sich mit Leichtigkeit die Lösung der Aufgabe: ein Dreieck zu construiren aus einem Winkel und den Abschnitten, in welche die Gegenseite von seiner Mediane getheilt wird, ohne Anwendung der Kreislehre und der Proportionen. (Vergl. Correspondenzblatt Jahrg. 79 pag. 170; Spieker 13. Aufl. Abschnitt III, Übung 31^a; Abschnitt V, Übung 51^a 63^a, 63^b.)

R.

Th. Sch.

B) Der allgemeine oder verallgemeinerte Pythagoräer.

Der Pythagoräer, welcher nach der Fassung der in ihm behandelten geometr. Wahrheit, wie nach der Euclid'schen Beweisart desselben zunächst einen für sich abgeschlossenen Spezialfall dadurch bietet, dass er ausschliesslich ein rechtwinkl. \triangle , und Quadrate, die

auf dessen Seiten errichtet sind, voraussetzt, ist bekanntlich nach 2 Seiten hin einer Verallgemeinerung fähig: (dass noch 3 weitere möglich sind, soll im Nachfolgenden gelegentlich angedeutet werden),

1) indem man unter Beibehaltung des rechtwinkl. \triangle s, auf dessen Seiten nicht blos Quadrate, sondern jede beliebige Art von ähnlichen Figuren, für welche die \triangle sSeiten homologe Seiten bilden, voraussetzt:

2) indem man an die Stelle des rechtwinkl. \triangle s ein beliebiges \triangle treten lässt, und das auf einer Seite construirte Quadrat, also zunächst das auf der einem stumpfen \triangle sWinkel, dann das auf der einem spitzen \triangle sWinkel gegenüberliegenden Seite errichtete Quadrat dem Inhalt nach vergleicht mit der Summe der auf den 2 andern Seiten construirten Quadrate. Heis hat in seinem Lehrbuche der Geometrie den 3. Abschnitt des IV. Kap. der Vergleichung der Quadrate auf den Seiten eines \triangle s gewidmet.

Eine dritte Erweiterung bestände also darin, dass man unter Voraussetzung eines beliebigen \triangle s, über dessen Seiten beliebige ähnl. Figuren im Sinne von 1) construiert sind, den Inhalt der einen dieser ähnl. Figuren (3Ecke, 4Ecke, Vielecke) mit der Summe der Inhalte der beiden andern in Vergleich setzt.

Heissen diese Figuren F , \mathfrak{F} , f und deren homologe Seiten a , b , c , (— die Seiten des \triangle s —), so hat man

$$\begin{aligned} \alpha) \quad \mathfrak{F} : \mathfrak{F} + f &= b^2 : (b^2 + c^2) \\ \text{und } F : \mathfrak{F} &= a^2 : b^2 \\ \text{also } F : \mathfrak{F} + f &= a^2 : (b^2 + c^2) \end{aligned}$$

folglich, da für jedes beliebige \triangle

$$\begin{aligned} a^2 &= b^2 + c^2 \pm 2b \cdot pr \quad \text{oder} \\ &= b^2 + c^2 \pm 2c \cdot pr^1 \end{aligned}$$

wenn die Projection von c auf b mit pr und $\left. \begin{array}{l} \text{,,} \quad \text{,,} \quad \text{,,} \quad b \quad \text{,,} \quad c \quad \text{mit } pr^1 \end{array} \right\}$ bezeichnet wird,

$$\begin{aligned} \text{auch } \rho) \quad F : \mathfrak{F} + f &= (b^2 + c^2 \pm 2b \cdot pr) : (b^2 + c^2) \\ \text{oder} &= (b^2 + c^2 \pm 2c \cdot pr^1) : (b^2 + c^2). \end{aligned}$$

In dem Ausdrucke für $a^2 = \rho$

ist der Werth rechts so zu sagen ein Maximum, wenn zu $b^2 + c^2$ noch ein $+$ Werth; — so zu sagen ein Minimum, wenn zu $b^2 + c^2$ noch ein $-$ Werth tritt, und ein Zwischenwerth, wenn $2b \cdot pr$ oder $2c \cdot pr^1 = \text{Null}$ wird, was beim Pythagor. eintritt.

Die obigen Gleichungen (Proportionen) liefern aber kein einfaches, überschauliches Resultat, denn aus α) erhält man:

$$F = \frac{(\mathfrak{F} + f) \cdot a^2}{(b^2 + c^2)} \text{ und}$$

aus β)

$$F = \frac{(\mathfrak{F} + f) \cdot (b^2 + c^2 \pm 2b \cdot pr)}{b^2 + c^2} \text{ etc. etc.,}$$

welch' beiden die elegante Kürze des gewöhnl. Pythagor. völlig abgeht.

Eine Übertragung des Pythagorischen Princips von der Planimetrie in die Stereometrie enthält der Satz: Schneidet man ein körperliches Eck S durch eine Ebene \mathfrak{E} , dem S gegenüber, und heisst das Durchschnitts \triangle (abc) Hypotenusen \triangle , die 3. rechtwinkl. \triangle e aber Katheten \triangle e, so ist das Quadrat des Hyp. \triangle s = der Summe der Quadrate der Katheten \triangle e. Dass das Quadrat eines Flächeninhalts eigentlich keine geometrische Anschauung mehr gibt, sondern mehr einen algebraischen Ausdruck repräsentirt, braucht kaum bemerkt zu werden. Der Beweis gründet sich auf den bekannten Satz, dass der Inhalt eines \triangle s = dem Inh. seiner \perp Projection auf eine Ebene multipliziert mit dem cosin. des Neigungswinkels ist. Um zur Planimetrie zurückzukehren, so scheint dem Pythagor. Princip das wesentlich zu sein, dass von gleichartigen (ähnlichen) Figuren, die auf den 3 \triangle sSeiten construirt werden,

also Quadrat und wieder Quadrate

gleichschenkl. \triangle und ähnliche \triangle e

oder allgemein ein Polygon und wieder ähnliche Polygone, — der Inhalt der einen mit der Summe der Inhalte der beiden anderen verglichen wird!

Der Euclid'sche Beweis für den Pythagoräer zeigt aber in seinem Verlaufe zunächst, dass Flächenstücke, i. e. Rechtecke, die je aus einer \triangle sSeite und einem bestimmt gebildeten Stück ihrer Richtung construirt werden (z. B. aus der ganzen Hypot. und einem ihrer Segmente), inhaltlich anderen Flächen oder Flächenstücken gleich sind.

Aus dieser Beweisart folgt dann ein Lehrsatz, den neuere Mathematiker abgedeutert aufgestellt, also gleichsam Euclid abgesehen haben.

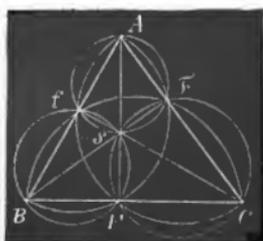
Heis drückt ihn Cap. IV, 16 so aus:

Projicirt man die begrenzten Schenkel eines Winkels jeden auf den andern (— statt auf einander —), so sind die Rechtecke aus je einem Schenkel und der Projection des andern einander gleich; — folgt beim Beweise ganz der Euclid'schen Beweisart für den Pythagor. und benützt dann den Satz als Grundlage bei seinem Beweis für den Pythagoräer, so dass das Verfahren H.'s mehr einer Spaltung der gewöhl. Beweisführung in eine Vorbereitungs- und wirkliche Vollendungsarbeit gleich kommt.

Spieker führt ihn in Abschn. VIII, Üb. 8 der Hauptsache nach wie Heis, nur minder präcis und dann nochmals in Abschn. XIX, §. 287, I in besserer Fassung auf und nimmt beim Beweise die Ähnlichkeit der $\triangle e$ zu Hilfe, ohne jedoch den Satz bei dem nachfolgenden Lehrsätze zu verwerthen.

Gandtner-Junghaus behandeln den Satz im I. Bande, 521. 522 und deuten durch die Figur auf die Euclid'sche Beweisführung hin.

Ein weiterer Beweis würde sich leicht mittelst des sogenannten Sekanten-Satzes und der im \triangle durch die Höhen gebildeten Figuren ergeben.



Beim spitzwinkligen \triangle werden nämlich durch die 3 Höhen

α) 3 Sehnenvierecke = je durch die Endpunkte einer Seite und die auf den 2 andern Seiten liegenden Höhenfusspunkte, —

β) 3 weitere Sehnen- (oder Kreis-)Vierecke je durch den Höhenschnitt, 2 Höhenfusspunkte und eine \triangle sSpitze, resp. durch diese, die auf die 2 anstossenden Seiten fallenden Höhenfusspunkte und den Höhenschnitt bestimmt.

Die zugehörigen Kreisdurchmesser sind bei α) je eine \triangle sSeite, bei β) je der obere, d. h. der \triangle sSpitze zugekehrte Abschnitt der zur Gegenseite gehörigen Höhe.

Beim stumpfwinkl. \triangle ist die Sachlage im Principe die gleiche, wie beim spitzwinkl.

Beim rechtwinkligen \triangle fallen, da die Katheten selbst 2 Höhen darstellen, Höhenschnitt und 2 Höhenfusspunkte zusammen; i. e. in die Spitze des R.

Die Projectionen der Katheten auf einander werden Punkte, oder Null; — die Projectionen der Katheten auf die Hypotenuse

sind deren Segmente also zusammen = ihr; die Projectionen der Hypotenuse endlich auf die Katheten werden je = der betreffenden Kathete.

Für das einē Sehnenviereck fallen also beim rechtwinkl. \triangle die bestimmenden Punkte zusammen, es wird zum Punkte, und liegt in der Spitze des R.

Die anderen Sehnenvierecke werden, weil je 2 Punkte, nämlich Höhendurchschnitt und Höhenfusspunkt zusammenfallen, zu \triangle en.

Von den — den Sehnenvierecken entsprechenden Kreisen (oder Halbkreisen) bleiben nur 3, nämlich diejenigen, deren Durchmesser die 3 \triangle sSeiten sind; die Halbmesser der 3 anderen, als die Entfernung des Höhendurchschnitts von \triangle sEcken darstellend, werden Null, die zugehörigen Kreise also zu Punkten.

Wollte man noch eine weitere Verallgemeinerung des Pythagoräers mit völligem Absehen vom Quadrat und vom rechtwinkl. \triangle statthaft finden, so doch, dass noch Parallelogramme aber ohne Ähnlichkeitsbedingung zur Geltung kämen, so wäre es der Satz des Pappus, dem aber auffallender Weise die Leichtigkeit der Wortfassung abgeht.

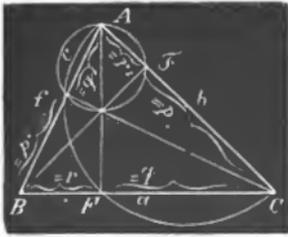
Soll wenigstens über einer \triangle sSeite ein Quadrat zum Rechte gelangen und im Übrigen nur Rechtecke in den Vergleichungs-Bereich zugelassen werden, so hiesse der verallgemeinerte Pythagoräer „das Quadrat einer jeden \triangle sSeite ist = der Summe der Rechtecke aus je einer der beiden andern Seiten und der Projection der „zuerst angenommenen Seite auf die beiden andern.“

(Vergl. Junghaus und Gandtner I. Band, N. 597 und Corresp.-Bl. eines früheren Jahrgangs.)

Der Satz ist nur eine Combination von dem bereits berührten (Heis Cap. IV, 16) und lässt sich aus der angeführten Figur mittelst der durch die Höhen in einem \triangle bestimmten Sehnenvierecke, resp. aus dem sogenannten Sekanten-Satze ziemlich leicht direkt ableiten.

Es ist übrigens sehr bezeichnend, dass er schon in der Euclid'schen Demonstration für den Pythagoräer enthalten, wenn auch nicht wörtlich ausgesprochen ist.

Zur Vervollständigung geben wir hier noch den angedeuteten Beweis, indem wir abermals zunächst ein spitzwinkl. \triangle ABC voraussetzen und die Projectionen



der a auf b und c mit p und p^1
 „ b „ a „ c „ q „ q^1
 „ c „ a „ b „ r „ r^1

bezeichnen.

Wir haben dann vom Punkt B aus
 2 Sekanten an den durch die Ecken A, C
 und die auf a und c liegenden Höhenfußpunkte

gehenden Kreis

also $a \cdot r = c \cdot p^1$; und ebenso für die von C aus ähnl.
 gehenden Sekanten

$$a \cdot q = b \cdot p$$

also $a \cdot (q + r) = cp^1 + b \cdot p$

d. h. $a \cdot a = cp^1 + bp$ oder $a^2 = cp^1 + bp$; —
 ebenso für das Quadrat jeder anderen Seite.

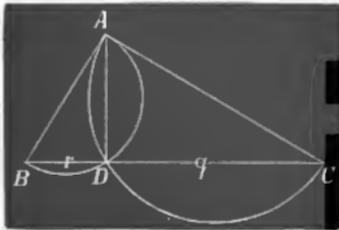
Der Beweis bei Zugrundlegung eines stumpfwinkl. \triangle s verläuft,
 wie schon angedeutet, ganz analog.

Beim rechtwinkl. \triangle wird, wenn die Halbkreise, resp. ganzen
 Kreise über den Katheten gezogen werden, die Kathete zur Tan-
 gente, also nach dem sogenannten Tangenten-Sekanten-Satz

$$a \cdot r = c^2$$

$$a \cdot q = b^2$$

folgt $a(r + q) = c^2 + b^2$
 oder $a^2 = c^2 + b^2$.



Die Ableitung der gewöhnlichen
 Formel für das Quadrat einer dem
 spitzen \triangle s Winkel gegenüberliegenden

Seite ergibt sich leicht, wenn man statt p setzt $b - r^1$, und statt
 p^1 das $c - q^1$. Man erhält dadurch für

$$a^2 = cp^1 + b \cdot p$$

$$a^2 = c(c - q^1) + b(b - r^1)$$

$$= c^2 + b^2 - cq^1 - br^1 \text{ und da } cq^1 = br^1;$$

so $a^2 = c^2 + b^2 - 2cq^1$ oder

$$= c^2 + b^2 - 2br^1.$$

Vorzuziehen aber ist unseres Erachtens der rein geometrische
 oder graphische Beweis, bei welchem das Prinzip, welchem Euclid
 für den Pythagor. folgt, 3mal zur Anwendung kommt.

Fürs stumpfwinkl. \triangle wird $p = b + r^1$ und $p^1 = c + q^1$.

Wenden wir aber den obigen Satz, Junghaus Band I, N. 597 auf die im rechtwinkl. \triangle dem spitzén Winkel gegenüberliegende Seite (= Kathete) an, so ist z. B.

$$c^2 = a \cdot r + b \cdot \text{Null} = a \cdot r$$

$$b^2 = a \cdot q + c \cdot \text{Null} = a \cdot q$$

als sonst schon bekannte Resultate.

Nehmen wir aus dem Höhenschnitt des \triangle s noch den Satz: das Rechteck aus Höhe und ihrem untern Schnitt-Abschnitt ist = dem Rechteck aus den durch diese Höhe auf der zugehörigen \triangle sSeite gebildeten Abschnitten, so wird, weil im rechtwinkl. \triangle der untere Höhen-Abschnitt = h selbst wird:

$h \cdot h = r \cdot q$; d. h. das Quadrat der Höhe = dem Rechtecke aus den Segmenten der Hypotenuse.

Wird der Satz (Gandtner-Junghaus I, 597) auf die Hypot. des rechtwinkl. \triangle s angewandt, so wird, weil die Projection der a (Hypot.) auf b = b

„ „ „ a (Hypot.) „ c = c

$$a^2 = b \cdot b + c \cdot c = b^2 + c^2,$$

was auch aus der Gleichung für $c^2 = \text{etc. } b^2 = \text{folgen würde.}$

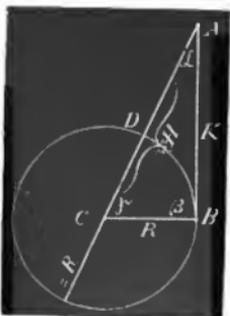
Aus dem Satz: Gandtner I Bd. N. 597 ergibt sich unschwer der folgende: „Werden von den Endpunkten einer \triangle sSeite Tangenten (d. h. je von einem Endpunkt aus eine) an den durch den Höhenschnitt und die auf den 2 anderen Seiten liegenden Höhenfusspunkte bestimmten Kreis gezogen, so bilden diese die Katheten eines rechtwinkl. \triangle s, dessen Hypotenuse die zuerst angenommene \triangle sSeite ist.

Bei Anwendung dieses Satzes auf das rechtwinkl. \triangle wird, von der Hypotenuse ausgehend, wieder der betreffende Kreis zum Punkt, wie man sich leicht überzeugt, wenn man die Spitze A eines spitzwinkl. \triangle s, welche ausserhalb des über a construirten Halbkreises liegt, allmählig der Peripherie näher rücken lässt, bis sie endlich auf dieselbe fällt. Die Tangenten an diesen Kreis sind die Katheten des \triangle s.

Zum Schlusse fügen wir noch 2 einfache Beweise für den Pythagoräer bei, nämlich

α) mittelst des sogenannten Sekanten-Satzes

β) „ „ „ „ Sehnenschnitt-Satzes.



(statt L lies α .)

$$(H + R) \cdot (H - R) = K^2, \text{ woraus}$$

$$H^2 - R^2 = K^2, \text{ also auch}$$

$$H^2 = K^2 + R^2 \text{ folgt.}$$



Ad. β) Beschreibe aus dem Scheitel des einen spitzen Winkels mit der Länge der Hyp. einen Kreis, so erscheint H als rad, die eine der sich schneidenden Sehnen als $2K$; die Abschnitte der anderen als $(H + R)$ und $(H - R)$ und man hat nach dem Chordenschnittsatz

$$(H + R)(H - R) = K \cdot K = K^2$$

d. h. $H^2 - R^2 = K^2, \text{ also}$

$$H^2 = K^2 + R^2.$$

J. W. L.

C) Von dem interessanten Satz, auf welchen Hr. Prof. v. Baur (C.B. 1881, S. 19 f.) aufmerksam gemacht hat, lässt sich Schülern, die mit der projectivischen Geometrie nicht bekannt sind, folgender Beweis geben.



MSN sei die auf der Ebene der Schnittcurve senkrechte Meridianebene des Rotationskegels S , von welcher dieselbe nach der Curvenachse AX geschnitten wird. Ein beliebiger Punkt P_1 der Schnittcurve, der auf dem Parallelkreis mit dem Mittelpunkt G liegt, sei auf die Ebene des durch A gehenden Parallelkreises, dessen Mittelpunkt F heisse, in P projicirt, dann ist $P_1P \nparallel GF$, also auch $FP \nparallel GP_1$.

Die Ebene des Parallelkreises G wird von der Meridianebene nach einem Durchmesser C_1C , von der Ebene der Schnittcurve nach einer durch P_1 gehenden und zur Meridianebene senkrechten Geraden geschnitten, welche durch den Schnittpunkt Q_1 von C_1C und AX geht. Die zu den Parallelkreisen und dem Meridian senkrechte Ebene PP_1Q_1 endlich schneidet den Meridian und den Parallelkreis F nach zwei auf AF in einem Punkt Q zusammenlaufenden Geraden so, dass Q die Projection sowohl von P als von Q_1 auf AF ist. Zieht man nun $SD_1 \parallel FA$ bis zum Schnitt mit AQ_1 , und D_1D senkrecht auf FA , so ist:

$FP : FA = GP_1 : FA = GC : FA = CS : AS = Q_1D_1 : AD_1 = QD : AD$,
also auch $FP : QD = FA : AD$.

Folglich liegt P auf einem Kegelschnitt mit dem Brennpunkt F , dessen Excentricität $FA : AD$ und dessen zu F gehörende Leitlinie die in D auf der Meridianebene senkrechte Gerade ist.

Ulm, 6. Juli 1881.

Binder.

XXXVI. Literarischer Bericht.

Auszug aus einem Gutachten über die Schwegler'sche neue Rechenmaschine, eingesandt an die K. Centralstelle für Gewerbe und Handel den 16. Juni 1881.

Die neue Rechenmaschine von Schullehrer Schwegler in Göppingen ist ein brauchbares und empfehlenswerthes Veranschaulichungsmittel für den elementaren Rechenunterricht. Während die überall gebräuchliche sogenannte russische Rechenmaschine nur im ersten Schuljahr verwendet werden kann, leistet die Rechenmaschine von Schwegler für die ersten 3 Schuljahre und auch später noch nützliche Dienste. Dieselbe kann bei wagrechtlicher Stellung der 10 Drähte ganz als russische Rechenmaschine gebraucht werden. Bei vertikaler Stellung der Drähte — und dies ist das spezifische Neue des Apparats — dient sie in Verbindung mit der metrischen Numerirtafel zur Veranschaulichung des Numerirens, der 4 Spezies innerhalb des Zahlenraums von 1—1000000, dann des Rechnens mit Dezimalbrüchen bis zu den Tausendsteln herab; auch die Elemente des Rechnens mit gemeinen Brüchen können an der Maschine demonstriert werden; endlich gibt die metrische Numerirtafel eine anschauliche Übersicht über das ganze metrische Mass- und Gewichtssystem. Dieses neue Unterrichtsmittel ist somit ein wirklicher Fortschritt und wird namentlich bei mittel- und schwächer-

begabten Schülern auch in den späteren Schuljahren noch gute Dienste leisten. Es ist desswegen der Wunsch gerechtfertigt, dass dasselbe eine möglichst allgemeine Verbreitung und eine fleissige Benutzung finde.

Italienische Schul- und Conversations-Grammatik v. Sauer, gänzlich durchgesehen von Cattaneo. 7. Aufl. Heidelberg, J. Groos. 1880.

Die Namen auf dem Titelblatt und die Zahl der Auflagen bürgen dafür, dass wir es hier mit einem Buche zu thun haben, das sich bewährt. Wenn wir im Folgenden auf einige Punkte aufmerksam machen, die wir geändert haben möchten, so geschieht dies aus Interesse für das Buch und in der Absicht, etwas wenigens zu dessen Vervollkommnung beizutragen.

Angewandt ist die sog. neue synthetische oder Conversationsmethode; das Buch besteht aus 2 abgesonderten Cursen. Es schliesst sich enge an an die im gleichen Verlage erschienene Otto'sche französ. Conversationsgrammatik. Bei der ganzen Anlage und Methode des Buches liess es sich nicht vermeiden, dass überall die Zahl der Verweisungen nach vorwärts eine grosse sein muss, ja die Zahl derselben könnte oder dürfte eine noch viel grössere sein. Dass aber sehr häufig Worte erst übersetzt oder angegeben werden, nachdem sie schon ein- und das anderemal vorkamen, das liess sich vermeiden. Die Bemerkungen über Apostroph und Accente scheinen uns ungenügend und unvollständig zu sein, zumal sie an verschiedenen Orten zu suchen sind. In Folge der Beifügung von Anmerkungen ist die Durchsichtigkeit manchmal etwas geschmälert worden, wie es schon vielen Schulbüchern ergangen ist. Es fehlt mitunter die Angabe des Genus, wo dieselbe wünschenswerth wäre. occhi, nasi. S. 21. Die gewiss sehr anregenden Etymologien dürften in einzelnen Fällen mit einem Fragezeichen versehen werden. Die Fassung einzelner Regeln scheint uns weniger gelungen. Wir wenden uns nunmehr zu Einzelheiten, welche Belege für obige Sätze liefern werden. Sehr wohl hat uns die Schlussbemerkung S. 6 gefallen, welche erklärt, warum im Franz. le père z. B. mit B gesprochen gehört wird. Warum werden hier die deutschen Bedeutungen einmal angegeben, ein andermal nicht? Consequenz! S. 7 negligere ist nicht egal gedruckt, sowie auch die folgenden Zeilen. S. 8 übergebe. Die Angabe eines und desselben Wortes kehrt manchmal zu früh wieder. Wir sind natürlich nicht gegen alle und jede Wiederholung. smoccolatoio. S. 9. 10. 14. An letzterer Stelle erscheint die Ableitung. cappello, Hut. S. 11. 12. 32. la città, Stadt. S. 13. 20. S. 111. città Druckfehler. cioccolata, Chokolade. S. 4. 30. Manchmal ist nicht ersichtlich, warum ein Wort in Klammern beige setzt wird, während ein anderes im „Wörter“verzeichnis seine Stelle findet. S. 26 la frutta, das Obst. Das genauere stand S. 13. Damit vergleiche den Plur. S. 51 le poma. scelta. S. 6. 28. sempre S. 29. 37. Die Bemerkung S. 6. q werde wie im Deutschen gesprochen, ist geeignet, ein Missverständniss herbeizuführen. Ebenso könnte S. 96 „Ich nicht (nicht no)“ irreführen. vecchio. S. 6 alt. S. 32 alter Mann. Dies und

ähnliches konnte zusammengenommen werden. S. 31 giovane, giovanotto. S. 32 giovinotto. S. 34 auch noch giovinetto. S. 111 wird giovinotto erklärt durch „v. giovine“. Hier musste Verweisung genügen. Wenn diese 3 Formen nebeneinander gestellt werden sollten, so wäre eine Bemerkung nicht überflüssig gewesen. Überhaupt scheint uns diese Lekt. 7 in dieser Ausführlichkeit hier nicht am rechten Orte zu stehen, namentlich wenn wir beachten, wie wenig Curs. z. B. über Plur. der Adj. und der Worte auf co bietet. Der Verfasser scheint dies selbst gefühlt zu haben, indem er sich in einer Schlussbemerkung S. 32 * in dieser Beziehung gewisser Massen entschuldigt. Wenn S. 11 egli ha, aber ha esso u. s. w. steht im Vergleich mit egli avrà und avrà egli S. 14, so wäre mindestens auf S. 95 1) zu verweisen. Siehe indessen S. 107 unten esclamb' essa. Ebenso egliuo hanno, hanno essi, egliuo avevano, avevano egliuo. Umgekehrt behandelt die Sache S. 23 esso è, è egli, essi sono, sono egliuo. e (vor Vocalen ed), hiezu vergl. S. 30 a balli e a concerti u. s. w. Ebenso bei o, od S. 48. 49 o ad Aquisgrana. S. 15, 2 muss der Pl. Augen übersetzt werden. S. 21. 2 erscheint derselbe wieder und wird angegeben, was auf S. 15 hätte geschehen sollen. Wenn occhi S. 15 aus der Anm. * geschlossen werden soll, so kann dasselbe dem Schüler auch S. 21 zugemuthet werden. S. 17 Abs. 3 war auf S. 50 und S. 34 ** zu verweisen, woselbst statt „Lekt. 15“ zu lesen ist „Lekt. 14“ 3) S. 54. S. 21 finden wir unter 2 (del mio S. die Besitz. Fürw.), diese sonderbare Abkürzung müsste offenbar „s. die Besitz. F.“ heißen, indessen heisst es S. 53 „die zueignenden Fürwörter“; worauf S. 17 verwiesen werden durfte. S. 21 ** foglio, Blatt im Buche. S. 20 Das Blatt Papier. Das Zeichen * gehört mindestens ebenso passend zu il figlio, i figli als in die Übung 5 hinein. Wenn S. 21 ** gesagt wird „nach latein. Art“, so ist dies nur bedingt richtig, sofern esse c. Dat. jedenfalls eine ganz ähnliche Bedeutung hat. Übrigens vergl. S. 104 1) unten. S. 23 wird sodann chi? wer? übersetzt. S. 18 ist die Reihenfolge la, il, lo, l'. S. 22 il, lo, la. S. 22 nelle, neglie, coglie, suglie, colle, sulle u. s. w. S. 23 Z. 18 v. u. dietro Druckfehler. S. 24 * ist zu lesen. Vergl. die Note S. 9 statt 10. Die Regel S. 25 Abs. 2 ist mir zu „allgemein“ gehalten. Nachdem längst die Auslassung des persönlichen Pronoms geübt ist, kommen die betreffenden Bemerkungen S. 40 und dann mit Rückweisung S. 79. Wenn es S. 40 heisst „wie früher schon angedeutet“, so war das eine sehr sanfte Andeutung, sofern sie in der Nichtsetzung des Fürwortes bestand. Auf S. 40 hätte wohl beim erstmaligen Auslassen S. 21. 22 verwiesen werden dürfen. S. 36 erscheinen unter den „Wörtern“ Signore, Signora, während ersteres schon da war z. B. S. 30. Über Signor S. 37. Il suo Signor padre S. 56 und Signore vermisste ich eine Bemerkung. S. 40 avere bekommen, kommt auch zu spät. Bei gran S. 30 und grande S. 14 wolle auf S. 52 * verwiesen werden. S. 30 erscheint der Pl. cucchiai einfach angegeben. S. 30 guanti, Handschuhe. S. 36 il guanto. Manchmal ist eine solche Erscheinung erklärlich aber nicht immer, jedenfalls eröffnet sich hier ein weites Feld für künftige Redactionen des Buches. S. 30 oriuolo. S. 56. Hier durfte gesagt werden,

dass horloge Thurmuhre heisst und aus dem Griechischen stammt; dasselbe gilt von la lampada S. 42, 2). S. 30 * citire S. 24 **, ebenso bei S. 31 *, dazu S. 338f. S. 32 „1) one (durch welche . . .“ setze bei „Endung“). Wir kennen „ein derbes Leibchen“, nicht aber ein „derbes Fieber“ S. 32, ein Ausdruck, der gelinde gesprochen etwas „derb“ ist. Nahe zu naiv ist die Belehrung über il contino S. 32. „des Verächtlichen“ S. 33 setze , ebenso nach manchmal z. B. S. 107 nach „Ja“. Ebendasselbst nach „Si“. Nach „davon“ setze !“ S. 34 bellissima (sehr schön), S. 43 bellissimo (sehr schön). S. 49 bellissimi (sehr schön). Das ist mehr als schön! Nachdem S. 37 in Übung 15 da Venézia stand, kommt endlich S. 47 die Bedeutung. Ähnlich verhält es sich mit Quale S. 37. 43. il parenti S. 26. 41. S. 43 ricompensa. la chicchera S. 29. 48. Dem Schluss der Regel von Lekt. 11 S. 47 müssen wir im letzten Absatze eine andere streng logische Fassung wünschen. S. 48 ricco ohne Übers., welche S. 67 folgt; in Aufg. 20 ist der Pl. erforderlich, dessen Schreibweise S. 69 zu entnehmen oder aus ricchissimo S. 53 zu schliessen ist, während S. 13 versprochen worden war, die Mehrzahl der Wörter auf co „eigens anzugeben“. becoi S. 4. 13. 51. Unklar ist die Erklärung über grande, gran und den Pl. S. 52 *. Ähnliches gilt über di lui, lei S. 55, wo der Begriff reflexiv zu Hilfe zu nehmen war. Die Sätze über „ihr, ihre, Ihr, Ihre“ müssen mit grosser Vorsicht gewählt und eigentlich nur in zusammenhängendem Texte gegeben werden. Unklar ist manchmal die Wortfolge in den „Wörtern“. Warum stehen z. B. S. 29 u. s. w. die Partic. nicht beisammen? S. 48 tutti e tre nimmt die Regel S. 59 7) vorweg. S. 58 scudo, Thaler. S. 60 Thaler (tallero). Das Wort contadino S. 60 kommt erst S. 67 angegeben. „Bei Brüchen mit einer ganzen Zahl“ S. 62, warum wird nicht der technische Ausdruck „bei gemischten Zahlen“ gewählt. S. 56 hat der Schüler zu übersetzen „liebt“, S. 67 erfährt er „ama, liebt“. S. 69 erscheint bianco als zweisilbiges Beispiel. Im Citiren ist das Buch etwas ungenau und ungleichmässig, ausser schon berührten Fällen mache ich auf S. 109 2) aufmerksam. Es ist gut, die Seitenzahl beizusetzen, da auch längere Lectionen vorkommen. Zur Bemerkung S. 69 1) füge am Schluss S. 207 und zu 2) S. 52. Die Regeln über die Stellung des Adjectivs S. 70 befriedigen uns nicht sonderlich. Wenn S. 72 die franz. und österreichischen Farben in Sätzen vorkommen, so sind dieselben auch in der richtigen Reihenfolge zu geben. „Blau, weiss, rothe Kokarde“ Riehl, Gesch. a. alt. Zeit. II, S. 49. Böhmisches: blau, roth, weiss. S. 72 * darf wohl gesagt werden „berühmter italienischer Persönlichkeiten“. ognuno S. 73. 83. Die grammatischen Termini des Buches werden nicht gleichförmig zur Anwendung gebracht. Wenn S. 76 steht la seta, die Seide, il baco der Wurm, und in Übung 33 il baco da seta, braucht wahrhaftig S. 77 Aufg. 34 2 die Übersetzung für „Seidenwurm“ nicht schon wieder gegeben zu werden. Der Druck ist im Ganzen S. 9 correct; wir bemerken noch S. 80 vendiamo das n unvollständig. S. 87 Z. 5 v. u. schreibe „Papa“ statt „Pappa“. S. 84 Z. 22. 23 v. o. „(sie zu stehlen, d. h. wenn du sie u. s. w.)“, hier ist beide Male „es“ zu setzen, da S. 83 casetta mit „das Kästchen“ übersetzt wird.

S. 85 diese Geschichte S. 100 la storia. S. 85 das genauere über Licht stand. S. 56 sogleich subito. S. 56. 100 il dapo pranzo. S. 86. 88. 90. 92 le zelo. S. 88 il zelo. S. 100. S. 90. 4) zweiter Absatz „Auch zerfällt“ zer ist zu streichen. S. 95 schreibe „also nicht : sono“ statt ; . clavicembalo und cembalo, wie aus S. 96 hervorgeht. S. 96 Egli va, streiche das Komma. denaro und danaro S. 26. 100. commovente S. 107. commuovere S. 108 bewegen; letztere Übersetzung taugt hier nichts, sondern „rühren, erschüttern“. Ebenso ist es unpassend, dass für celebros und famoso S. 71 nur die eine Übersetzung „berühmt“ gegeben wird. S. 106 passt „berüchtigt“. S. 101. „Hatte sie sie ihm“ — hier sollte „ihm dieselben“ wenigstens in Klammern beigelegt werden. S. 103 hat „noch“ eine ungewöhnliche Stellung.

Diese Beispiele werden genügen, den Beweis zu liefern, dass wir uns dieses Buch des Genaueren angesehen haben. Minima curat praeceptor: wenn wir ein kleines Scherflein zur Vervollkommnung desselben beitragen konnten, fühlen wir uns hinreichend belohnt.

Stuttgart.

Hochstetter.

Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium verfasst von Dr. Th. Gelbe, Realschuldirektor.

Eisenach, Bacmeister. VIII und 219 Seit. gr. 8. 3,60 Mk.

„Es fehlt,“ so heisst es in der Vorrede zu dieser Sprachlehre, „nach den Erfahrungen, die der Verf. als Gründer und Leiter mehrerer Vereine für deutsche Sprache und als Lehrer zu machen Gelegenheit hatte, ein Buch, das, ohne grosse Anforderungen an das Wissen zu stellen, den gegenwärtigen Stand der deutschen Sprache systematisch und fehlerlos darstellt, von diesem Standpunkte aus aber auch weitere Blicke in die Vergangenheit und Entwicklung der deutschen Sprache eröffnet und ermöglicht, namentlich den nicht genügend bewanderten Lehrer zum Denken und Lernen reizt und leitet, ihm Aufschluss gibt über die Regelmässigkeiten sowohl als auch über die Unregelmässigkeiten der Sprache, ja sogar über un- oder aussergewöhnliche Ausdrücke und Redeweisen unseres Volkes, unserer Klassiker: ein Buch, das wie dem Lehrer, so dem reiferen Schüler als Grundlage für den deutschen Sprachunterricht in die Hände gegeben werden kann, das aber auch . . . von Gebildeten jedes Standes als treuer und zuverlässiger Rathgeber benutzt zu werden geeignet erscheint.“ Und der Verf. hat ein solches Buch geliefert. Wenn auch manchmal seine Breite und seine Polemik gegen andere Sprachforscher minder angenehm berührt, so bietet es, das Sprachgeschichtliche besonders hervorhebend, über die Wortlehre und Wortbildung (die Satzlehre soll erst später folgen) einen ungewöhnlich grossen Reichthum an sprachlichen Daten und wird so zu einem tüchtigen Wegweiser für alle diejenigen, für welche es bestimmt ist. Untersuchungen aller Art werden vorgenommen; Nachweise in verschiedener Richtung treten auf. So fesselt das Buch den Suchenden und gibt ihm Winke, Aufschlüsse, Regeln über den Gebrauch der Muttersprache. Bezüg-

lich der Orthographie hat der Verf. die Beschlüsse der Berliner Konferenz angenommen, „weil diese Schreibweise die des einigen deutschen Reiches werden soll.“ In höheren Klassen, namentlich in Lehrerseminarien, wird das Buch mit Nutzen verwendet werden. Für diese sei es deshalb auch, sowie zum Selbststudium bestens empfohlen.

Die deutschen Klassiker von Ed. Kuenen, Königl. Seminar-Direktor. 3. Bändchen. Lessing's Minna von Barnhelm. 1878. Köln, C. Roemke. 1 Mk.

In gleicher Weise wie in den beiden vorausgegangenen und von uns angezeigten Bändchen erläutert und würdigt der Verf. in dem vorliegenden Lessing's Minna von Barnhelm für Gymnasien, Real- und höhere Töchterschulen. Und wie wir uns früher nur anerkennend über seine Arbeiten ausgesprochen haben, so müssen wir auch dieser Veröffentlichung unser volles Lob zollen. Sind doch derartige Behandlungen eines Dramas, einer Tragödie ganz dazu angethan, in das Verständniß des Ganzen und der einzelnen Charaktere einzuführen und die Werke unserer Klassiker lieb zu gewinnen.

Pflanzen in Sitte, Sage und Geschichte. Für Schule und Haus von F. W a r n k e. Leipzig, Teubner. 1878. VIII und 219 S. kl. 8.

Nicht Pflanzenbeschreibungen gibt der Verf., sondern zur Belebung des botanischen Unterrichts die Sagen, Legenden, Märchen, welche sich an die Pflanzenwelt knüpfen. In dieser Richtung wird das Büchlein namentlich den Lehrern an Töchterschulen nicht unwillkommen sein. Aber auch die Jugend wird es gerne zur Hand nehmen und mit Vergnügen diese oder jene Märe von ihren Lieblingen vernehmen.

Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volkes von Dr. D. Müller, Prof. in Karlsruhe. 3. Aufl. Berlin, Franz Vahlen. 1878. VIII und 224 S. kl. 8. 1,60 Mk.

Dieser Leitfaden bedarf keiner weiteren Empfehlung. Binnen 4 Jahren sind drei Auflagen nöthig geworden. Und diese vorliegende dritte hat nach dem Tode des Verf. durch eine berufene Hand gediegene Nachbesserung erfahren. Deshalb wird sie sich überall neue Freunde gewinnen.

Auswahl von Märchen, zusammengestellt von Dr. G. Dederding. Jena, G. Fischer. 1878. VIII und 256 S. gr. 8.

Diese Märchensammlung, zum Gebrauch in den Vorschulen höherer Lehranstalten bestimmt, ist mit feinem Geschmack und richtigem Takt zusammengestellt und wird sicherlich mit Freuden aufgenommen und auch

von älteren Kindern gerne gelesen werden. Dass unter den 92 Märchen, welche hier geboten werden, die Grimmschen vorzugsweise berücksichtigt sind, wird dem Sammler gewiss niemand missdeuten. So begrüßen wir diesen Märchenschatz freundlichst und wünschen ihm weiteste Verbreitung.

Naturgeschichte des Thierreichs. Lehr- und Lesebuch für die unteren Klassen der Gymnasien, Realschulen und verwandten Lehranstalten. Bearbeitet von Dr. Friedrich K. Knauer. Mit 600 Abbildungen. Pr. geh. 1 fl. ö. W. Wien, A. Pichler's Witwe u. Sohn. 1878.

Die eigentlichen Begleitworte will der Verfasser, da sie, wie er richtig bemerkt, sich auf vieles erstrecken, das der Schüler nicht zu wissen braucht, in einer Reihe von Artikeln im „Östreich. Schulboten“ nachfolgen lassen. In seinem Vorworte beschränkt er sich deshalb auf einige streng sachliche Bemerkungen. Aus demselben entnehmen wir, dass er dem Schüler der bezeichneten Klassen, der selbst aus der Volksschule einen bald grösseren, bald geringeren Schatz an zoologischem Wissen mit sich bringt, eine mehr übersichtliche Behandlung der Thierwelt darbieten möchte. Neben der systematischen Behandlung, wobei die vielen Abbildungen, welche theils Originale, theils Copien aus andern gediegenen Werken sind, die Anschauung fördern und das Interesse des Schülers wach erhalten, finden sich Wiederholungsblätter, welche nochmals einige Repräsentanten der einzelnen Ordnungen, die wichtigsten Merkmale in gedrängter Form, die übersichtliche Gruppierung und Ausführliches über Nutzen und Schaden bringen; auch ist eine kleine Sammlung ausgewählter Lesestücke beigelegt, welche dies und das ergänzen und das Interesse der Schüler für solche ernstere Unterhaltungslektüre wecken sollen. Man fühlt es jeder Seite des Buches an, der Verfasser weiss, was er will, und einem erfahrenen Lehrer der Naturgeschichte ist es gewiss leicht möglich, das hier Gebotene zu beleben, um nicht bloss das Gedächtniss seiner Schüler anzufüllen, sondern auch ihre geistige Bildung zu fördern.

Naturgeschichte der Lurche. (Amphibiologie.) Eine umfassende Darlegung unserer Kenntnisse von dem anatomischen Bau, der Entwicklung und systematischen Eintheilung der Amphibien sowie eine eingehende Schilderung des Lebens dieser Thiere von Dr. Friedr. K. Knauer. Mit 120 Illustrationen, 4 Karten und 2 Tabellen. Wien, A. Pichler's Witwe und Sohn. 1878.

Vorstehendes Buch, das zwar zunächst nur Fachmänner und Studierende der Zoologie interessiren wird, kann in seinem zweiten, allgemein beschreibenden Theile auch dem gebildeten Leser Interesse abgewinnen und wird in einer reichlicher ausgestatteten Schulbibliothek eine ganz geeignete Stelle einnehmen.

Thierfreundliche Geschichten. Ähren, gelesen auf mancherlei Feldern von F. Callin, Vorsitzendem des Thierschutzvereins zu Hannover. Zweites Heft. Hannover, Karl Meyer (Gustav Prior). 1878.

Das vorliegende Heft enthält auf 3 Bogen eine längere Jagdgeschichte, 3 kleinere Mittheilungen „über unsere Haus- und Stubenfreunde“, eine Beschreibung des Festes des heil. Antonius, Schutzpatrons der Thiere, in Italien, eine Mittheilung über Billy, den Regimentsbock, und zwei weitere kürzere — alles in anziehendem Stile geschrieben und geeignet, Sympathie für die Thierwelt im Leser zu wecken. Weitere Hefte sind in Aussicht gestellt. Wir wünschen denselben eine recht weite Verbreitung! Bis zu 9 Exemplaren gibt die Verlagsbuchhandlung das vorliegende Heft zu 60 Pf., von 500 Exemplaren aufwärts um die Hälfte ab.

Mineralogische Tafeln. Anleitung zur Bestimmung der Mineralien von F. Leypold, Regierungsrath a. D. Stuttgart, Maier. 1880. Gross 8^o. 128 Seiten. M. 3.

Um Anfänger in der Mineralogie zu üben, gibt es kein besseres Mittel, als wenn man denselben eine unrichtig oder gar nicht bestimmte Mineraliensammlung züsstellt mit dem Auftrag, dieselbe zu bestimmen und zu ordnen; bei diesem Geschäft, das für den Mineralogen ebenso instruktiv ist, wie für den Chemiker die Analyse, werden sich allerdings dem Laboranten alsbald Schwierigkeiten entgegenstellen und es wird sich einer nach einem Wegweiser und Führer umsehen, der ihn bei der Bestimmung leite. Eine solche Hilfe sollen obige Tafeln leisten, worin über 300 der bekanntesten Mineralien nach ihren Kennzeichen beschrieben werden. Als erstes Erkennungszeichen ist die Skala des specifischen Gewichtes benützt, als zweiter Eintheilungsgrund dient die Löslichkeit in Wasser, Salzsäure, Schwefelsäure, Königswasser (üblicher als „Salpetersalzsäure“) und die Rubriken sind dann folgende: specif. Gew., Härte, chemische Zusammensetzung, Verhalten vor dem Löthrohr, Boraxperle, Farbe, Glanz, Durchsichtigkeit (1 bis 5), Strich und Bruch, weitere Kennzeichen Magnetismus, Elektrizität, Phosphoreszenz („Phosphoreszenz“ im Kopf sämtlicher Tafeln ist ein ungeschickter Druckfehler). Den Tafeln vorausgeschickt sind belehrende Erklärungen über diese Erkennungszeichen und der Gang der Prüfung wäre hiernach folgender: Feststellung des specif. Gew., Versuch der Löslichkeit, Härte, Verhalten in der Flamme ohne und mit Zusatz eines Flussmittels, Farbe, Durchsichtigkeit und weitere Erkennungszeichen; dieser Gang wird an 4 Beispielen (pag. 17 Linie 2 Härte nicht 5, sondern 2,5) erklärt. Es ist mehr als fraglich, ob es gut war, vom specif. Gew. als oberstem Eintheilungsgrunde auszugehen; ja wenn die Hand des Mineralogen so geschickt wäre, eine hydrostatische Wage zu ersetzen, dann gieng das noch eher an, aber bei dem dermaligen Gefühlssinn der menschlichen Hand greift der Mineraloge zu allen anderen Hilfsmitteln, ehe er die zum Theil umständ-

liche Bestimmung des specif. Gew. zu Rathe zieht. Nebenbei gesagt hat dieser Weg seine grossen Bedenken, wie oft sind die Mineralien verunreinigt! Die Verschiedenheit des specif. Gew. trennt Gruppen zusammengehöriger Mineralien wie z. B. die der Feldspäthe und oft ist der Spielraum des specif. Gew. ein so grosser, Selenkupferblei liegt zwischen 5,6 und 7,5, dass Wiederholungen in den Tafeln sehr oft nothwendig wurden. Zuerst bestimmt man doch meistens die Härte und wenn diese nicht leitet, so greift man, das hat uns Plattners vorzügliches Werk gelehrt, zu den mineralchemischen Erkennungszeichen und da vermischen wir in den Tafeln neben der Boraxperle die anderen Zuschläge. Dass alle und jede Hinweisung auf die Form fehlt, wird der Kristallograph kaum billigen, um so weniger, als eine Berücksichtigung der sehr zweckmässigen Zusammenstellung von Prof. Groth in seiner „tabellarischen Übersicht der einfachen Mineralien“ angezeigt war. Überhaupt hätte der Verfasser von seiner allgemeinsten Rubrik „weitere Kennzeichen“ viel ausgedehnteren Gebrauch machen können, so fehlt, um ausser dem oben Berührten nur einiges anzuführen, bei der Braunkohle die braune Färbung von KOH, bei den Carbonaten das Aufbrausen in Säure, beim Opal die Löslichkeit in heisser KOH, beim Quarz die klare Sodaperle, beim Chialolith die Figur des Querschnitts, bei den Eisenerzen die Reaktion mit Blutlaugensalz, beim Axinit Trichroismus, die Unterscheidung von Augit und Hornblende, beim Granat die Spaltung in 3 chemische Gruppen, beim Arsen der Unterschied seines Beschlages von dem des Antimon.

Abgesehen von diesen Bedenken, die bei einer zweiten Redaktion vielleicht Berücksichtigung finden, werden die Tafeln den Anfängern sicher gute Dienste leisten, da eine tabellarische Zusammenstellung der Kennzeichen für die Bestimmung ebenso unentbehrlich, wie für das Studium an sich belehrend ist. Darum empfehlen wir dieselben vorzüglich Realschülern und Polytechnikern, welche zur Unterstützung ihrer Studien ihre Fähigkeit an kleinen Sammlungen erproben, wir empfehlen dieselben solchen Lehrern, die sich auf mineralogischen Unterricht vorbereiten, denn alles mineralogische Wissen und jeder mineralogische Unterricht steht in der Luft, wo praktische Übungen fehlen.

Leuze.

Englische Schüler-Bibliothek. Herausgegeben von Dr. A. Wiermann, Rektor der höheren Bürgerschule zu Eilenburg. 1. Bändchen: Biographien berühmter Männer. Gotha, Gustav Schloßmann. 1879. 116 S. 60 M.

Der Verfasser will Werke für die erste Lektüre bieten, die sich durch Einfachheit und „Individualitätslosigkeit“ ihrer Sprache auszeichnen. Die vorliegenden Lebensbeschreibungen berühmter Männer (Miltiades, Leonidas, Themistokles, Hannibal, Tiberius und Cajus Gracchus, Attila, Columbus, Wallenstein) sind der Penny Cyclopaedia entnommen. Die Aussprache ist sparsam, durchgängig nur bei den griechischen und römischen Eigennamen

nach dem Wörterbuch von Webster bezeichnet. Die für den Schüler notwendigen Redensarten sind dem Texte angefügt und stehen nicht unter demselben.

Résumé de l'Histoire de la Littérature Française. A l'Usage des Écoles. Par H. Hecker. Troisième Édition entièrement revue et considérablement augmentée. Leipzig, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1,25 M.

Auf 108 Seiten gibt der Verfasser in französischer Sprache eine Übersicht der Geschichte der französischen Litteratur für Schulen und Pensionen. Der Stoff ist verschiedenen Werken entnommen und kann auch für die Lektüre in obern Klassen benützt werden. Für das Privatstudium ist das Werkchen dem zu empfehlen, der sich eine kurze Übersicht verschaffen will. Dass bereits zwei starke Auflagen vergriffen sind, spricht für die Brauchbarkeit desselben.

Liederbuch für Mittelschulen. Herausgegeben von M. Hell. 3. Aufl. München, Central-Schulbücher-Verlag. 1878. 80 $\frac{1}{2}$

Es finden sich hier alle die bekannteren Melodien und Texte, die in ähnlichen Sammlungen ebenfalls getroffen werden. Nur ist diese Sammlung weder nach der Schwierigkeit des Singstoffs noch nach dem Inhalt des Textes geordnet. Schweres und Leichtes, Vaterlands-, Turner- und andere Lieder sind durcheinander gemischt. Die Ausstattung ist eine ausgezeichnete. Bemerken wollen wir noch, dass der Dichter der „Wacht am Rhein“ nicht Müller von Königswinter heisst, sondern Max Schneckenburger.

Auswahl von Gesängen für Gymnasien und Realschulen von F. W. Sering. Lahr, Schauenburg. 1878.

Diese Sammlung, vollständig in 7 Heften (6 liegen uns vor), enthält einen solch reichen, wohlgeordneten Singstoff, dass selbst die kühnsten Anforderungen befriedigt werden und dem weitest gehenden Bedürfniss genügt ist. Von den leichtesten einstimmigen Melodien bis zu schwierigsten Kompositionen schreitet das Ganze vorwärts, und es bedarf wohl nur des Hinweises auf dieses reichhaltige Werk, um die Gesanglehrer aufzufordern, sich mit demselben bekannt zu machen und es in ihrem Unterrichte zu verwerthen. Hervorheben möchten wir noch, dass die Stimmen jeder Entwicklungsstufe angemessen berücksichtigt sind. Ob aber in Gymnasien und Realschulen solch schwere Lieder, wie sie z. B. Heft 6 bietet, bewältigt werden können, scheint uns sehr fraglich zu sein. Die Ausstattung der Hefte ist tadellos.

Erzählungen aus der griechischen und römischen Geschichte.
Ein Lehr- und Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen

höherer Lehranstalten. Von J. C. Andrä. Mit 2 Karten in Farbendruck. Kreuznach, R. Voigtländer. 1878. VI u. 167 S. kl. 8. Pr. 1,4 M. kart.

Der durch seine historischen Schriften längst bekannte und beliebte Verf. auch der vorliegenden „Erzählungen“ gibt in diesem neuesten Werke 9 bis 11jährigen Schülern ein Büchlein in die Hände, das wir nach Inhalt, Schreibweise und Ausstattung zum gediegensten in seiner Art zählen dürfen; ja, wir sind dessen gewiss, dass Schüler, denen dieses Büchlein übergeben wird, mit sichtlicher Freude nicht nur darin lesen, sondern auch den gebotenen Geschichtsstoff sich völlig aneignen werden. Wir kennen ähnliche „Geschichten aus der Geschichte“, wenn wir sie so heissen wollen; aber allen diesen darf diese neue Arbeit des Herrn Andrä wenn nicht vorgezogen, so doch ebenbürtig zur Seite gestellt werden. Wir machen deshalb ganz besonders diejenigen Lehrer der griech. und röm. Geschichte, deren Schüler etwas Ausführlicheres zum eigenen Studium, ja' nur zur Unterhaltung zu besitzen wünschen, auf diese Biographien nachdrücklich aufmerksam. 24 Erzählungen aus der griech. und 17 aus der röm. Geschichte mit zwei Karten (Alt-Griechenland und Alt-Italien) sammt einer Zeittafel bieten gerade das richtige Material, um die Schüler für den „nachfolgenden eingehenderen“ Unterricht in der Weltgeschichte nicht nur gehörig vorzubereiten, sondern ihnen auch ein wirkliches Interesse für dieses Pensum einzuflößen. Möge das Büchlein sich der Freunde unzählige erwerben! Es ist werth.

Vocabulaire Français für die drei oberen Gymnasialklassen von

Dr. H. Hädicke, Professor an der K. Landesschule Pforta.

Leipzig, B. G. Teubner. 1879. — 1 *M.* 50 *S.*

Wir haben es schon oft wiederholt, dass auch im französischen Unterricht die Lektüre nicht ausreicht, dem Schüler den genügenden Wortschatz zu geben; das Vokabellernen muss von Anfang an bis zu Ende systematisch betrieben werden, und dazu ist ein Vocabulaire in der Hand des Schülers nothwendig. — Das vorliegende ist zwar zunächst für das Gymnasium bestimmt, kann aber wohl auch der Realschule ohne Latein dienen, da Letzteres nur in seltenen Fällen beigezogen ist. Es sind meist nur die wichtigsten Worte aus einer Familie zusammengestellt, wobei die neufranzösische Wortbildung zu Grunde gelegt, und die lateinischen Wurzelwörter in Klammern nur da beigelegt sind, wo einer Anzahl französischer Wörter das gemeinschaftliche Simplex fehlt. Überhaupt ist es dem Verfasser mehr um praktische Rücksichten als wissenschaftliche Forderungen zu thun. Für die einzelnen Wörter sind nur die wichtigsten Bedeutungen angegeben. — Ob die Vorbemerkungen, welche nur ein paar Sätze über Geschlecht und die Vorsilben en, dé, mé und in enthalten, nicht vermehrt werden sollten, dürfte bei einer neuen Auflage wohl erwogen werden.

Au Coin du Feu. Par Emile Souvestre. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. O. Schülze, ord. Lehrer an der Realschule I. O. zu Gera. I. Bändchen. Mit zwei Anhängen. Leipzig, B. G. Teubner. 1879. — 1 M.

Der Inhalt ist, wie bekannt, ein trefflicher, zur Lektüre für Sekunda und Prima, ja selbst für eine niederere Stufe äusserst geeigneter; nicht weniger verdient auch die vorliegende Bearbeitung, welche auf Grammatik und sprachliche Eigenthümlichkeit Souvestre's aufmerksam zu machen sich besonders bestrebt, neben den Ausgaben von Sauer (1870), Göbel (1876), Güth (1877) alle Empfehlung.

1. **Das Princip der Anschauung** angewendet auf den Elementarunterricht in lebenden Fremdsprachen, insbesondere auf den Unterricht im Französischen. Vortrag (gehalten im Kaisersaale des Gewerbehause in Bremen) von C. Böhm. Anhang, enthaltend: 1. Folgerungen aus den im Vortrage enthaltenen Grundsätzen und Ansichten. 2. Verzeichniss der wesentlichsten Theile des Inhalts der französischen Sprachschule (I. Heft). Preis 20 Pf.
2. **Französische Sprachschule.** Auf Grundlage der Aussprache und Grammatik nach dem Princip der Anschauung mit Benutzung von „Wilke's Bildertafeln“ bearbeitet von C. Böhm. I. Heft. (Zu Tafel 1 bis 4.) Ausgabe für Schüler. Pr. geheftet 60 Pf. gebunden 80 Pf.
3. **Französische Sprachschule.** Ausgabe für Lehrer. Braunschweig, Friedrich Wreden. 1878. 1,60 M.

In ähnlicher Weise, wie es die beiden Lehmann in den bei Bensheimer in Mannheim und Strassburg schon 1873 erschienenen Lehrbüchern für Französisch und Englisch ausgeführt haben, will der Verf. dem Unterricht in der Fremdsprache die Anschauung zu Grund legen. Er benützt in dem vorliegenden Hefte die 4 ersten der Bildertafeln für den Anschauungsunterricht von Wilke: die Wohnstube, die Küche, der Garten, der Hühnerhof; welche in Umschlag zum Preise von 3 M. aus jeder Buchhandlung bezogen werden können. Ob es angeht, selbst den ersten Unterricht im Französischen in einer vollen Klasse nach dieser Methode zu ertheilen, ist fraglich; bei ganz kleinen Klassen und im Privatunterricht hat sie wohl beachtenswerthe Vorzüge. Doch finden sich in dem vorliegenden Hefte manche Übungen, die mit jeder Methode verbunden werden können, wesshalb Ref. glaubt, dass der angehende Lehrer demselben manches praktisch Verwendbare entnehmen wird, während der Vortrag, den Nro. 1 und 3 enthalten, die Idee des Verfassers über das Prinzip der Anschauung nicht klar macht und vieles stark Anfechtbare enthält.

Höchst auffallend ist in der 17. Leseübung *parler* dreimal mit *avec* konstruirt: „Parlez vous avec mon père?“ etc.

Lehrbuch der französischen Sprache von Dr. W. Heiner, Oberlehrer an der Realschule zu Essen. I. und II. Cursus. Elberfeld, 1878. R. L. Friederichs.

Die Abfassung vorliegender Schulbücher wurde durch die gemeinsamen Konferenzen der rheinischen Realschulen 2. Ordn. angeregt. Diese sprachen sich gegen den Gebrauch der Plötz'schen Lehrbücher in denjenigen Schulen aus, welche das Französische als erste fremde Sprache lehren, da nach dem Urtheil der dort vereinigten Fachlehrer das Elementarbuch zu wenig systematische Grammatik bietet, und die Elementargrammatik auf dem Fundament der lateinischen Sprache aufbaut. Ferner soll nach der hier vertretenen Ansicht das Französische als erste fremde Sprache nicht nur in die französische Grammatik einführen, sondern es hat auch die Aufgabe, die allgemeinen grammatischen Begriffe zu entwickeln, „vor allem die Formen der Muttersprache zur Anschauung zu bringen.“ Mit dem letztern Punkt können wir uns nun nicht einverstanden erklären. Die Formen der Muttersprache müssen in dieser klar gemacht werden, und auf dieser Grundlage hat dann der fremdsprachliche Unterricht aufzubauen. — Der Verfasser will die Vortheile der Seidenstücker'schen Methode mit denen einer möglichst systematischen Scheidung des grammatischen Stoffs verbinden; deshalb folgt im I. Theil nach Abschnitt 1, der die Lautlehre vollständig abhandelt, dieser nach den Redetheilen geordnet, doch so, dass sich der nöthige Übungsstoff anschliesst. Von der Plötz'schen Elementargrammatik unterscheidet sich daher der I. Kursus wesentlich durch eine in sich abgeschlossene Behandlung der Lautlehre und der Redetheile, von bisher gebrauchten Schulbüchern aber durch verschiedene Behandlung der Deklination, indem vorbereitende Übungen über die Präposition vorangehen, durch praktische Rechenübungen zur Einübung der Zahlwörter, durch Ausscheidung der Zeitwörter auf *avoir*, durch Vergleichung der Fürwörter mit den deutschen in Beziehung auf Form und Stellung. — Besonders bestrebt war der Verfasser, seine Beispiele aus den besten Erzeugnissen der Literatur zu wählen.

Der I. Kursus ist auf 4 Semester berechnet, und das Buch bildet, da auch die anomalen Verben in einer anschaulichen Tabelle mitgetheilt sind, ein in sich abgeschlossenes Ganze. Der II. Kursus enthält die unregelmässigen Verben und das Wesentliche der Syntax. — Das Ganze hat den Vorzug, dass es aus eigener Erfahrung hervorgegangen ist. Das merkt man dem Buch auch überall an, und es ist deshalb zu den besten seiner Art zu rechnen. Nur scheint uns der Art. part., wofür uns der deutsche Name „Theilungsartikel“ besser zusagen würde, als der neue „Theilartikel“, etwas zu weit nachgestellt, da er sogar nach der vollständigen Konjugation der regelmässigen Verben kommt. Warum hier nicht auch das Zusammengehörige beisammen lassen? Schüler, welche das alles lernen müssen, was dem Art. part. vorausgeht, können auch leicht diesen schon früher einüben.

Neuhochdeutsche Grammatik für den Unterricht an höheren Schulen von Ludwig Frauer. Heidelberg, Winter 1881.
Mk. 6. —

Die „Neuhochdeutsche Grammatik für den Unterricht an höheren Schulen“ von Ludwig Frauer hilft wirklich, um den trivialen Ausdruck zu gebrauchen, einem jetzt vielfach empfundenen Bedürfniss ab und kommt in passender Weise dem Zug der Neuzeit entgegen, die allmählich, wenn auch leider noch langsam genug, zu der Erkenntniss erwacht, dass wir Deutschen, zumal wir Süddeutschen in ungerechtfertigter Weise über den klassischen und anderen Studien unsere deutsche Muttersprache vernachlässigen. Während nun die kleine deutsche Grammatik von Assfahl, Glöckler und Erbe, die ich früher in diesen Blättern anzuzeigen und dem Wohlwollen der Herren Collegen zu empfehlen das Vergnügen mir machte, nur ein kürzerer Leitfaden sein und als solcher wesentlich den Anfängern in den untersten Klassen unserer Lehranstalten dienen wollte, wendet sich dieses mir vorliegende Buch wie schon sein Titel besagt, an reifere Schüler und denkt sich als die jüngsten die es in die Hand bekommen sollen, 13-, 14-, 15jährige (Einleitung p. X); ja es will selbst als Leitfaden für akademische Vorträge dienen. Daraus folgt, dass dies Buch nicht die praktische Erlangung von Korrektheit, nicht nur eine systematisch geleitete Übung im Gebrauch der Muttersprache bezweckt — diese muss vorangegangen sein — sondern die wissenschaftliche Aneignung und Festigung dessen, was man aus dem Gebrauch schon mehr oder weniger kennen gelernt hat. Deshalb führt der Verfasser überall Beispiele an, um dem Schüler dadurch Gelegenheit zu geben durch eigene Beobachtung an den Beispielen die allgemeinen Regeln zu finden, die gefundenen zu kontrolliren. Hiezu verweist das Buch in der Formenlehre bei jeder Gelegenheit auf die früheren Sprachstufen, die sich im Alt- und Mittelhochdeutschen darstellen, manchmal sogar auf das Gothische, zieht, was ich für einen wesentlichen Vorzug des Buches halte, die deutschen Dialekte vielfach herein und gibt so für alle einzelnen Beobachtungen eine Fülle von Beispielen aus den verschiedenen Sprachstufen und Idiomen. Ebenso werden in der Satz- und Stillehre die einzelnen Regeln stets mit praktischen Beispielen, sämmtlich von ersten Autoritäten, Göthe, Schiller u. A. genommen, belegt und bewiesen. Referent glaubt, dass die Aufstellung dieser Grammatik einem glücklichen Gedanken entsprungen ist, der sich mit Erfolg in unseren höheren Schulen fruchtbar machen lässt, und empfiehlt dieselbe in diesem Sinne angelegentlichst den Herrn Collegen zum Studium und zur eventuellen Einführung. Referent wird sich erlauben, so bald als möglich, hoffentlich schon im nächsten Heft des Correspondenz-Blattes, eine eingehendere Recension des Buches zu geben, zu deren Ausarbeitung ihm bis jetzt die Zeit gemangelt.

Reutlingen den 19. September 1881.

Dr. A. v. Soden.

XXXVII. Dienstnachrichten.

Ernannt: (7. Juli) zum Professor an der Realanstalt in Stuttgart Professor Ehrhart in Reutlingen; (14. Juli) zum Hauptlehrer an der II. Classe des Realgymnasiums in Stuttgart Präceptor Egerer daselbst; (22. Juli) zum Professor für Mathematik an der oberen Abtheilung des Gymnasiums in Stuttgart Prof. Widmann in Ulm; (8. Aug.) zum Hauptlehrer an Classe IV^b des Gymnasiums in Heilbronn, Präceptor Klemm an derselben Anstalt mit dem Titel Oberpräceptor; zum Hauptlehrer an der III. Classe der Realanstalt in Tübingen Reallehrer Bernecker in Herrenberg; zum Präceptor an der Lateinschule in Lauffen Hilfslehrer Zech am Lyceum in Esslingen; (11. Aug.) zu Hauptlehrern an der untern Abtheilung der Realanstalt in Stuttgart Reallehrer Herter in Ludwigsburg und Collaborator Matthes in Hall; (25. August) zum Professor an der oberen Abtheilung des Realgymnasiums und der Realanstalt in Ulm Professor Dr. Haas in Ravensburg; zum Hauptlehrer an der I. Classe des Realgymnasiums in Stuttgart Hilfslehrer Bazlen daselbst mit dem Titel Präceptor; (1. September) am Karls Gymnasium in Stuttgart zum Professor an Classe IX Prof. Dr. Rapp am Realgymnasium daselbst; zum Prof. an Classe VIII Prof. Dr. Kayser in Tübingen; zum Professor an Classe VII Prof. Hauber am Gymnasium in Stuttgart; zum Hauptlehrer an Classe III Präceptorats-Candidat Grotz in Tübingen; zum Hauptlehrer an Classe II Präceptor Maag am Lyceum in Ludwigsburg; zum Hauptlehrer an Classe I Hilfslehrer Schaich an derselben Anstalt mit dem Titel Präceptor; zum philolog. Professor am Obergymnasium in Hall Präceptor Gaupp in Murrhardt; zum Präceptor in Schorndorf Präceptor Schall in Marbach; zum Hauptlehrer an der oberen Classe der Realschule in Tuttingen Reallehr-
amtsverweser Hils in Stuttgart; (7. Sept.) zum Hauptlehrer an Classe III^b des Gymnasiums in Heilbronn Präceptor Kern in Gaildorf; (14. Sept.) zum Rector und ersten Hauptlehrer an der Realanstalt in Cannstatt Prof. Jäger an der höheren Handelsschule in Stuttgart; zum Reallehrer in Niederstetten der Verweser daselbst, Reallehramts-candidat Wied.

XXXVIII. Amtliche Bekanntmachungen.

Bekanntmachung der in das evangelische Seminar in Maulbronn aufgenommenen Zöglinge.

Von den 108 Schülern, welche sich bei der diesjährigen Konkursprüfung für die Aufnahme in das evangelische Seminar in Maulbronn eingefunden haben, sind nachgenannte als Seminaristen aufgenommen worden: Amthor, Hermann, Sohn des Pfarrers in Bernhausen. Beck, Gustav, S. d. Stadtpfarrers in Metzingen. Belser, Gustav, S. d. Küfers in Ludwigsburg. Bienz, Hermann, S. d. Landgerichtsraths in Tübingen. Bofinger, Arthur,

S. d. † Turnlehrers in Stuttgart. Breining, Friedrich, S. d. Mädchen-
schullehrers in Schorndorf. Dieterich, Theodor, S. d. Pfarrers in Pfedel-
bach. Eisele, Theodor, S. d. Institutslehrers in Heilbronn. Esenwein,
Albert, S. d. Pfarrers in Rudersberg. Gös, Friedrich, S. d. Apothekers in
Augsburg. Hoffmann, Konrad, S. d. † Oberhofpredigers in Berlin. Huber,
Wilhelm, S. d. Dekans in Brackenheim. Kiefer, Gustav, S. d. Hausgeist-
lichen in Ludwigsburg. Laissle, Theophil, S. d. † Missionars in Akrop-
pong. Lutz, Friedrich, S. d. Rothgerbers in Altensteig. Maier, Hein-
rich, S. des Seifensieders in Heidenheim. Mergenthaler, Ernst, S. d.
† Bauern auf dem Lehrhof bei Steinheim. Metzger, Karl, S. d. Schult-
heissen in Strümpfelbach. Metzger, Theophil, S. d. Sprachlehrers in
Stuttgart. Reiff, Ernst, S. d. Stadtpfarrers in Stuttgart. Schlayer, Max,
S. d. Lederfabrikanten in Reutlingen. Schmid, Eugen, S. d. Hüttenkassiers
in Wasseralfingen. Schott, Eberhard, S. d. Missionsinspektors in Basel.
Stahlecker, Eugen, S. d. Lehrers am Katharinenstift in Stuttgart.
Teichmann, Robert, S. d. Kaufmanns, derzeit in Amerika. Völter,
Immanuel, S. d. Pfarrers in Neckargröningen. Waldbaur, Alfred, S. d.
† Fabrikanten in Stuttgart. Weiler, Gotthold, S. d. Schullehrers in
Hohenstaufen. Wolff, Theodor, S. d. Schullehrers in Notzingen. Zeller,
Rudolf, S. d. Pfarrers in Gönningen.

Diese Zöglinge haben am 13. Oktober l. Js. in das evangelische Se-
minar in Maulbronn einzutreten und dabei dem Ephorus der Anstalt die
Verpflichtungsurkunden mit der im Regierungsblatt vom 6. November 1826
Nro. 489 vorgeschriebenen Beglaubigung zu übergeben. Dabei werden die-
selben hinsichtlich der Verpflichtung zum Kostenersatz auf die Bekannt-
machung vom 23. August 1875 (Staats-Anzeiger Nr. 197 S. 1341) hingewiesen.

Etwaige Bitten um Aufnahme unter die Hospites und zwar zugleich
mit der bestimmten Erklärung darüber, ob im Falle der Nichtaufnahme
unter die Seminarhospites die Aufnahme unter die Privathospites gewünscht
werde, sind bei der unterzeichneten Stelle einzureichen.

Stuttgart, den 25. August 1881.

K. Kultministerial-Abtheilung für Gelehrten- und Realschulen:

Bockshammer.

Ankündigungen.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

GESCHICHTE ROMS

IN DREI BÄNDEN

VON

CARL PETER.

Vierte, verbesserte Auflage.

Drei Bände.

gr. 8. (XXVIII und 550, XX und 525, XXXI und 605 Seiten.)

geh. complet 18 Mark, jeder einzelne Band 6 Mark.

Halle a./S.

Buchhandlung des Waisenhauses.

Im Verlag der Fr. Link'schen Buchhandlung in Trier erschien soeben und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Physikalischer Schul-Atlas.

Herausgegeben

von

Dr. Adolf Dronke,

Direktor der Realschule I. O. in Trier.

Preis 3 Mark.

Inhalt: 1. Weltkarte, Regenkarte; 2. Europa, Regenkarte; 3. Deutschland, Regenkarte; 4. Weltkarte, Höhengichten; 5. Europa, Höhengichten; 6. Deutschland, Höhengichten; 7. Weltkarte, Isothermen. Meeresströmungen. Bahnen der Cyclonen. Verbreitung der vulkan. Erscheinungen. 8. Weltkarte. Säkuläre Hebungen und Senkungen. Verbreitung der Korallen und Steinkohlen. 9. Deutschland, Isothermen. Mittlere Jahrestemperaturen.

Im Verlage der Hahn'schen Buchhandlung in Hannover sind so eben erschienen:

C. Julius Cäsar.

Sein Verfahren gegen die gallischen Stämme vom Standpunkte der Ethik und Politik, unter Zugrundelegung seiner Kommentarien und der Biographie des Sueton.

Von

Dr. G. A. Saalfeld.

8. 1881. geh. 80 Pf.

Griechisches Übungsbuch

im Anschluß an ein systematisches Vocabularium

von

Dr. Hermann Hahn,

Gymnasiallehrer in Beuthen.

Erster Teil für Quarta. gr. 8. 1881. 1 M. 20 Pf.

Im Verlage der Unterzeichneten sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Übungsstücke zum Uebersetzen

aus dem Deutschen in das Lateinische
für Classe III und IV (Quarta und Tertia)

von

J. G. Weckerlin,

Gymnasialprofessor in Stuttgart.

8°. (IV. 80 Seiten.) 1881. geh. 1 Mk.

Dem Wunsche derjenigen Herren Lehrer zu entsprechen, welche außer den in der Grammatik von Hermann u. Weckerlin enthaltenen zusammenhängenden Übungsstücken eine besondere größere Sammlung gewünscht haben, hat sich der Verfasser veranlaßt gesehen, eine solche herauszugeben, die lauter schon in der Schule erprobte Aufgaben enthält. Da nur wenige Bücher vorhanden sind, welche kürzere zusammenhängende Übungsstücke enthalten, wird dieselbe gewiß willkommen sein, umso mehr weil sie Übungsstücke historischen Inhalts gibt, die für Schüler anziehend und lehrreich sind und in welchen zugleich die Syntax in Anwendung kommt. Sie kann aber nicht nur nach Vollendung der oben genannten Grammatik, sondern auch nach Vollendung jeder andern Elementargrammatik gebraucht werden.

Lateinische Schulgrammatik

für untere Gymnasialklassen und höhere Bürger- und Realschulen mit Expositions- und Compositionsstoff, einer Wörtersammlung zum Memoriren und einem lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Wörterbuche

von

H. A. Hermann und J. G. Weckerlin.

Achte verbesserte Auflage. 8°. (V. 543 Seiten.) 1881. geh. 3 Mk. 60 Pf.

Die in kurzen Zwischenräumen auf einander folgenden neuen Auflagen liefern den Beweis für die weite Verbreitung und den anerkannten Werth dieser Grammatik für den Schulunterricht, deren hauptsächlichste Vorzüge in der großen Reichhaltigkeit und passenden Auswahl des Expositions- und Compositionsstoffes und in der einfachen und klaren Sprache bestehen, in welcher die Regeln gegeben sind. Auch in dieser neuen Auflage sind wieder die neuesten grammatischen Schriften berücksichtigt und viele Verbesserungen vorgenommen worden.

Stuttgart, August 1881.

J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage der Hahnsehen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiges Wörterbuch zu

Xenophons Kyropaedie

von

Lic. Dr. Hermann L. Strack.

Zugleich 3. Auflage des von G. Ch. Crusius verfassten Wörterbuchs.

gr. 8. 1881. 2 Mark.

Verlag der **Fr. Lintz'schen** Buchhandlung in Trier.

Herausgegeben von **Dr. J. Buschmann**,
Oberlehrer am kgl. Gymnasium zu Trier.

Deutsches Lesebuch

für die unteren und mittleren Klassen
höherer Lehranstalten.

III. Auflage.

- I. Abteil. (für die unteren Klassen) broch. M. 2,00
II. " (für die mittleren ") " " 3,20

Deutsches Lesebuch

für die
Oberklassen höherer Lehranstalten.

(Geschichte der deutschen Nationallitteratur in Übersichten und Proben.)

II. Auflage.

3 Abteilungen. Preis broch. M. 6.

- I. Abteilung: Deutsche Dichtung im Mittelalter.
a. Ausgabe für Gymnasien im Urtext. M. 1,20
b. Ausgabe für Realschulen II. Ordnung, Gewerbeschulen, höhere
Lehrerschulen und ähnliche Anstalten in neuhochdeutscher
Übertragung " 1,20
II. Abteilung: Dichtung in der Neuzeit " 3,00
III. Abteilung: Prosa " 2,00

Leitfaden

für den
Unterricht in der deutschen Sprachlehre
für die unteren und mittleren Klassen
höherer Lehranstalten.

III. Auflage.

Preis geb. M. 1.

Abriß der Poetik und Stilistik

für
höhere Lehranstalten.
Preis geb. 75 Pfg.

Sämmtliche Werke sind mit der neuen Orthographie.

Im Verlage der **Sahnschen Buchhandlung** in Hannover ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

K u r r u n .

Nach Müllenhoff und Martin verkürzte Ausgabe mit grammatischer
und metrischer Einleitung und Wörterbuch für Schulen und zum
Selbstunterricht

von

A. G. Zwißers,

Direktor der höheren Lehrerschule in Emden.

8. 1881. geh. 1 Mk.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Sieheben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reinheimer, A., Leitfaden der Botanik.

Für die unteren Klassen höherer Lehranstalten. Zweite Auflage. Mit 115 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8°. (VIII u. 93 S.)
M. 1. 20. Geb. M. 1. 50.  Neue Orthographie. 

Wichtige Neuigkeiten in der Realschulfrage!

In meinem Verlage erschien soeben:

Über

die allgemeine Bildung

auf Gymnasien und Realschulen

und über

die Notwendigkeit der Gleichberechtigung
beider Lehranstalten.

Pädagogische Erwägungen

von

Dr. G. Griesbach,

Gymnasiallehrer in Weissenburg i. Elsaß.

Preis 1 M. 50 

Die Zulassung der Realschul=Abiturienten zum medizinischen Studium

und ihre

mutmaßliche Bedeutung für den ärztlichen Stand

von

Dr. med. C. Mettenheimer,

Geh. Medicinalrath in Schwerin.

Preis 50 

Carl Hinstorff Verlag

in Ludwigslust.

Hefte VII und VIII erscheinen in 14 Tagen.

Dem V. und VI. Heft liegen bei Prospective der Verlagsbuchhandlungen:
Haude & Spener in Berlin, Justus Perthes in Gotha, Soennecken
in Bonn, T. O. Weigel in Leipzig.

 Sämmtliche hier angezeigte Werke sind zu beziehen durch die
L. Fr. Fues'sche Sortimentsbuchhandlung (Franz Fues) in Tübingen.

XXXIX. Einleitung in die historische Chronologie.

Für Geschichtsfreunde, Studierende
und Schüler höherer Lehranstalten.

Von

Edmund Jäger,

Königl. Württemb. Major z. D.

*Non me cuiquam mancipavi, nullius nomen fero:
multum magnorum virorum iudicio credo,
aliquid et meo vindico. Senec. epist. 45.*

Vorbemerkung.

Nicht unpassend hat man die Chronologie oder die Lehre von der Zeitrechnung das eine Auge der Geschichte genannt. Damit soll doch wohl ihre Unentbehrlichkeit für letztere ausgedrückt und angedeutet werden, dass derjenige, der Geschichte studirt, nothwendig auch eine gewisse Bekanntschaft mit dieser so wichtigen Hilfswissenschaft sich aneignen müsse.

Und in der That: weder in der alten noch in der mittleren Geschichte kann man sich heimisch machen ohne nähere Kenntniss wenigstens der vorzüglichsten im Gebrauch gewesenen Systeme und ihres Verhältnisses unter sich sowie zu unserer heutigen Zeitrechnung. Auch das, was man unter Kalender zu verstehen pflegt, insbesondere wie sich derselbe zu seiner heutigen Gestalt allmählig entwickelt hat, gehört in diesen Kreis, zuvörderst natürlich die Grundlage von Allem: die Lehre von den Zeitmassen selbst.

Werfen wir nun einen Blick in unsere grossen neueren und neuesten Geschichtswerke, so finden wir zu unserem Erstaunen, dass keines derselben es für angemessen erachtet, die Grundbegriffe der Chronologie abzuhandeln, wie diess doch frühere Historiker — wir erinnern an Rollin und Rotteck — nicht unterlassen haben. Die Unwissenheit auf diesem Gebiete ist daher, selbst unter den Gebildeten, heutzutage weit grösser, als man glauben möchte und als wünschbar ist.

Allerdings fehlt es auch für unsern Gegenstand nicht an treff-

lichen Specialwerken¹⁾, allein dieselben sind — ganz abgesehen von ihrem Umfang — nicht jedermann zugänglich oder verständlich. Überdies stösst man nicht selten auch da, wo man es nicht erwarten sollte, auf Lücken und störende Widersprüche.

Es dürfte daher kein undankbares Unternehmen sein, wenn der Verfasser im Folgenden eine gedrängte Zusammenstellung nicht ganz müheloser Forschungen im Gebiete der Chronologie versucht hat und sie hiemit dem jüngeren Studirenden sowie dem gereiften Geschichtsfreund, dem es an Zeit oder den nöthigen Hilfsmitteln gebricht, mit dem Wunsche darbietet, es möchte ihm gelungen sein, wenigstens Andern viel mühsames und zeitraubendes Suchen erspart zu haben.

§ 1.

Begriff der Chronologie. — Natürliche Zeitmasse.

Chronologie ist diejenige Wissenschaft, welche die Zeit messen, eintheilen und hiernach die Reihenfolge der Begebenheiten ordnen lehrt. Nach dieser ihrer doppelten Aufgabe zerfällt sie in die sogen. mathematische (astronomische) und in die historische (technische) Chronologie, welch' letztere die erstere zur nothwendigen Voraussetzung hat.

Die Dauer der Zeit oder vielmehr ihrer Theile wurde von jeher nach der Dauer der (wahren oder scheinbaren) Bewegungen der Gestirne gemessen. Die Umdrehung der Erde um ihre Axe, der Lauf des Mondes um die Erde sowie der Erde um die Sonne begründen die natürliche Eintheilung der Zeit in Tage, Monate und Jahre. Die weitere Unterabtheilung derselben ist meist willkürlich.

§ 2.

Vom Tag und seiner Eintheilung.

Der natürliche Tag, d. h. die Zeit zwischen dem Auf- und Untergang der Sonne, wurde im Alterthum (insbesondere bei den

1) Wir nennen: Ideler, Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie. 2 Bde. Berlin 1825/6. — Ideler, Lehrbuch der Chronologie. Berlin 1831. — Das umfassendste Werk, unentbehrlich für den Historiker vom Fach, ist die berühmte „Art de vérifier les dates“, begonnen von den Benediktinern d'Antine, Clémencet und Durand, fortgesetzt von Clément, Saint-Alais u. A. bis 1828, zuletzt herausgegeben von Courcelles (19 Bde., Paris 1821/44).

Babyloniern, Griechen, Römern und Juden ²⁾) in 12 unter sich gleiche Theile (Stunden) getheilt; in eben so viele Theile auch die Zeit zwischen dem Unter- und Aufgang der Sonne oder die natürliche Nacht ³⁾). Die Stunden des Tages mussten daher im Sommer länger, im Winter kürzer sein, die der Nacht umgekehrt kürzer im Sommer und länger im Winter. Hiezu kamen für zwei verschiedene Orte noch die Unterschiede der geographischen Lage.

2) Vgl. z. B. Matth. 27, 45 f.; Mark. 15, 25; Luk. 23, 44.

3) Hienach fieng bei den Alten die erste Stunde des Tags ungefähr um 6 Uhr Morgens an, die dritte Stunde endigte um 9 Uhr Vormittags, die sechste um 12 Uhr Mittags, die neunte um 3 Uhr Nachmittags, die zwölfte um 6 Uhr Abends. Die erste Stunde der Nacht begann um 6 Uhr Abends, die dritte endigte Nachts 9 Uhr, die sechste um 12 Uhr Mitternacht, die neunte um 3 Uhr, die zwölfte um 6 Uhr Morgens.

Daneben wurde — insbesondere für militärische Zwecke — die Nacht auch in 4 Nachtwachen (ungefähr von Abends 6—9, 9—12, 12—3 und 3—6 Uhr Morgens) getheilt.

Will man eine Zeitangabe der Alten genau in unsere Zeitmessung übertragen, so ist die specielle Kenntniss des Tages sowie der geographischen Lage des Orts erforderlich. Nachstehende Tabelle der verschiedenen Tages- und Nachtlängen Rom's (41,9° nördl. Breite) für die 4 Hauptpunkte der Sonnenbahn mag diess veranschaulichen.

Orte der Sonne.	Tage des Jahres.	Dauer des Tages.		Dauer der Nacht.		Dauer einer Tages- stunde.			Dauer einer Nacht- stunde.		
		St.	M.	St.	M.	St.	M.	S.	St.	M.	S.
O° des Widder's (Früh- lingsäquinoktium)	20. (21.) März	12	—	12	—	1	—	—	1	—	—
O° des Krebses (Som- mersolstiz) . . .	21. (22.) Juni	15	6	8	54	1	15	30	—	44	30
O° der Waage (Herbst- äquinoktium) . .	22. (23.) Sept.	12	—	12	—	1	—	—	1	—	—
O° des Steinbocks (Wintersolstiz) . .	21. (22.) Dez.	8	54	15	6	—	44	30	1	15	30

Hat ein alter Römer z. B. um die 9. Tagesstunde ein Geschäft vorgenommen, so geschah diess, nachdem 2 Stunden der Zeit nach Mittag verflossen waren. Diese 2 Stunden römische Zeit, nach obiger Tabelle in unsere Zeit übertragen, ergeben: am 21. März und 23. September that er es um 2 Uhr, am 22. Juni um 2 Uhr 31 Minuten, am 22. Dezember um 1 Uhr 29 Minuten Nachmittags.

Es ist mithin klar, dass der natürliche Tag keinen festen Massstab der Zeiten abgeben kann, dass man — um eine Einheit von unveränderlicher Grösse zu bekommen — vielmehr Tag und Nacht als ein Ganzes betrachten, mit andern Worten den Zeitraum der vollen Umdrehung der Erde um ihre Axe der Berechnung zu Grunde legen muss. Diess ist der sogen. künstliche oder bürgerliche Tag, dessen Begriff zwar auch den Alten nicht unbekannt war (*νοκτιδίμερον*, *noctiduum*), von welchem sie aber bei ihrer Stunden-Eintheilung keinen Gebrauch machten. Bei uns dagegen ist eine Stunde genau der 24ste Theil eines mittleren Sonnentages und wird in 60 Minuten à 60 Sekunden eingetheilt.

In welche der 4 Tageszeiten (Morgen, Mittag, Abend, Mitternacht) man den Anfang des bürgerlichen Tages verlegt, ist an sich gleichgiltig, und so gab es denn schon im Alterthum die verschiedensten Tagesanfänge ⁴⁾, wie der bekannte Vers ausdrückt:

Atticus occasum spectat, Babylonius ortum;

Nox media Ausoniis, media ac lux perplacet Umbris.

Heutzutage zählt man allgemein die Stunden von Mitternacht an, und zwar in doppelter Reihe von 1—12 ⁵⁾. Nur in Italien zählt man noch hier und da von Sonnenuntergang an fortlaufend von 1—24, worüber uns Göthe in seiner Italienischen Reise (Sämmtl. Werke, Stuttg. 1868 Bd. 19 p. 38) interessante und lichtvolle Aufklärung gibt.

§ 3.

Von den Monaten und Wochen.

Unter Monatsmonat versteht man die Periode eines Umlaufs des Mondes um die Erde, und zwar beträgt die für die historische Chronologie allein in Betracht kommende synodische Umlaufszeit desselben oder die Zeit von einem Neumond zum andern 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten, 3 Sekunden.

4) Vgl. Plin. hist. nat. (ed. Hard.) 2, 79.

5) Dass man die 24 Stunden des bürgerlichen Tags nicht in fortgesetzter Reihe zählt, sondern lieber zweimal von 1—12, ist wohl eingeführt, um dem Ohr das Unangenehme der vielen Schläge der Schlaguhren und sich die Mühe und Geduld des langen Zählens zu ersparen. — Bekanntlich zeigen die Zeiger sowie das Schlagen der Uhren nicht die anfangende, sondern die abgelaufene Stunde an.

Die meisten Völker rechnen übrigens heutzutage nach sogen. Sonnenmonaten, deren jeder der zwölfte Theil des tropischen Sonnenjahrs ist, genau genommen also 30 Tage, 10 Stunden, 29 Minuten, 4 Sekunden beträgt.

Für die Zwecke des bürgerlichen Lebens wurde übrigens schon früh den Monaten eine bestimmte Anzahl ganzer Tage zugetheilt, meist so, dass der eine Monat mehr, der andere weniger Tage zählt.

Bei den Römern hatte das Jahr ursprünglich 10 Monate: 1. Martius (von Mars, dem Vater des Romulus), 2. Aprilis (von aperire; Monat, in welchem die Pflanzenwelt sich aufthut), 3. Majus (d. i. der Grosse, Beiname Jupiters), 4. Junius (von der Göttin Juno), 5. Quintilis (der fünfte), 6. Sextilis (der sechste), 7. September (der siebente), 8. October (der achte), 9. November (der neunte), 10. December (der zehnte). Numa Pompilius soll zwei weitere Monate hinzugefügt haben, und zwar den Januarius (von Janus, dem Symbol der Zeit und des Jahres) zu Anfang, den Februarius (von februare; Monat des Reinigungsfestes) zu Ende des Jahres. Hiedurch verloren die von Zahlen abgeleiteten Benennungen ihre Bedeutung. Zur Zeit der Decemviren wurde der Februar zwischen Januar und März eingeschoben, letzterer Monat also der Dritte u. s. f. Durch Cäsar erhielt der Quintilis den Namen Julius und der Sextilis durch August die Benennung Augustus⁶⁾.

Diese römischen Bezeichnungen der Monate hat auch der Gregorianische Kalender (§ 5) beibehalten; daneben aber haben die Deutschen noch eine andere Bezeichnung, welche nach Einhard's Leben Karl's des Grossen (cap. 29) von letzterem herrühren soll, zum Theil aber noch viel älter ist. Hienach heisst der:

Januar Wintermonat (auch der grosse Horn oder Hartmonat, von dem hornharten Frost);

Februar Hornung (d. i. der kleine Horn);

März Lenzmonat;

April Ostermonat (wegen des gewöhnlich in denselben fallenden Osterfestes);

Mai Wonnemonat;

Juni Brachmonat;

6) Vgl. Sueton. Caes. 76; Aug. 31.

Juli Heumonat. (Im Mittelalter nannte man den Juli den „ersten Augst“, den August den „andern Augst“.)

August Erntemonat;

September Gätemonat;

Oktober Weinlesemonat;

November der herbe, rauhe Wind- oder Reifmonat;

Dezember Heiligmonat. (Bei Hans Sachs auch „Wolfsmonat“ genannt.)

Die Eintheilung der Zeit in Wochen zu 7 Tagen kann man genau genommen nicht als eine Unterabtheilung des Monats gelten lassen, denn dieser besteht nicht aus 4 solchen Wochen, sondern aus 4 Wochen und einigen Tagen. Indessen scheint die Übereinstimmung vieler alter Völker in der Siebenzahl der Wochentage sich allerdings auf die 4 Mondphasen zu gründen, sofern dieselben nach ungefähr je 7 Tagen auf einander folgen. Sie hängt also eigentlich mit dem Mondsmonat zusammen. Für uns, die wir nach Sonnenmonaten und Sonnenjahren rechnen, hat die siebentägige Woche jedenfalls die grosse, wenn auch in Folge langer Gewohnheit weniger fühlbar gewordene Unbequemlichkeit, dass das Jahr nicht aus einer runden Zahl von Wochen besteht: unser gemeines Jahr von 365 Tagen hat 52 Wochen und 1 Tag, unser Schaltjahr von 366 Tagen hat 52 Wochen und 2 Tage. Das Jahr ist also zu Ende, während die Woche (die doch ein Theil des Jahres sein sollte) noch nicht zu Ende ist; der Neujahrstag fällt daher in jedem gemeinen Jahr 1 und in jedem Schaltjahr 2 Tage später in der Woche, als in dem vorangegangenen Jahr.

Ob die Juden die Eintheilung ihrer Woche in sieben Tage von den Ägyptern angenommen oder diesen gebracht haben, ist zweifelhaft. Gewiss aber ist, dass letztere angefangen haben, die Tage der Woche nach den damals bekannten sieben Planeten (Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn) zu benennen ⁷⁾. Von Ägypten kam die siebentägige Woche zu den Griechen, welche vordem durch die Eintheilung ihrer Monate in Dekaden eine Art zehntägiger Wochen, und im zweiten Jahrh. n. Chr. zu den Römern, welche durch ihre Nundinen neuntägige Wochen gehabt hatten. Die christliche Kirche hatte schon früher ihrer Feste wegen die jüdische Woche

7) Die Alten rechneten auch Sonne und Mond zu den Planeten.

in den von ihr angenommenen Julianischen Kalender (§ 4) eingeführt.

Bei den germanischen Völkern war die Woche ursprünglich ein Zeitabschnitt von 14 Nächten zwischen Neu- und Vollmond. Die siebentägige Woche (septimana) nahmen sie erst von den Römern an, ersetzten jedoch deren Bezeichnungen für die Wochentage durch Namen einheimischer Gottheiten. Nur für die zwei ersten Tage blieben die römischen Namen, und für den letzten Tag wurde die Bezeichnung Samstag oder Sonnabend üblich. Wir haben hienach:

Sonntag, eigentlich Sonnentag (engl. sunday);

Montag, eigentlich Montag (engl. monday);

Dienstag, vom Kriegsgott Tyr benannt (engl. tuesday). —

In einigen Alpengegenden, z. B. in Steiermark, wird der Dienstag „Erttag“ genannt, desgleichen bei Hans Sachs „Erich-tag“, was auf die Erdgöttin Hertha hinweist.

Mittwoch, d. i. Mitte der Woche (eine Abstraktion). — In Westfalen und Geldern heisst übrigens (wie Klopstock in den Anmerkungen zur „Hermanns-Schlacht“ bemerkt) dieser Tag noch jetzt „Wodensdag“ oder „Godensdag“, was an den Göttervater Odin oder Wodan erinnert. Ähnlich in den andern germanischen Zweigsprachen, z. B. engl. wednesday.

Donnerstag, eigentlich Thorstag, vom Donnergott Thor benannt (engl. thursday). — In einigen oberdeutschen Gegenden (auch bei Hans Sachs) heisst dieser Tag durch griechisch-slawischen Einfluss — von πέντε, „fünf“; nämlich der fünfte Tag vom Sonntag an gerechnet — „Phingstag“ oder „Pfungstag“, eigentlich Phinztae. Wobei übrigens zu bemerken, dass bei den griechischen Slawen der Freitag so heisst, weil sie vom Montag an zählen.

Freitag, von der Liebesgöttin Freia benannt (engl. friday).

Samstag, abgekürzt aus dem jüdischen Sabbathstag (oder Sonnabend, d. i. Abend vor dem Sonntag). Andere germanische Zweigsprachen behielten auch hier die römische Benennung bei, z. B. engl. saturday⁸⁾.

8) Was die romanischen Sprachen betrifft, so erhielten sich dort die römischen Bezeichnungen, wenn gleich manchfach verstümmelt, in noch ausgedehnterem Masse. Nur der Sonntag, dessen Feier bei den Christen an Stelle des jüdischen Sabbaths trat (vgl. Plin. Epist. 10, 97; Justinus

§ 4.

Das Jahr.

Das wichtigste Zeitmass für den Historiker ist das Jahr. Die Berechnung seiner Länge, die Bestimmung seines Anfangs und seiner (bald nach fortlaufender, bald nach wiederkehrender Reihe gezählten) Folge werden uns nunmehr ausschliesslich beschäftigen.

Schon frühe zog die regelmässige Folge und Wiederkehr der 4 Jahreszeiten ⁹⁾ die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich. Man glaubte zu bemerken, dass der Kreis derselben mit der Dauer von 12 (synodischen) Mondumläufen übereinstimme, und kam so zum *Mondsja hr*, welches genau berechnet 354 Tage, 8 Stunden, 48 Minuten, 36 Sekunden beträgt. Indessen konnte nicht lange unbemerkt bleiben, dass dieses Jahr entschieden zu kurz sei, und dass der Sonnenlauf (oder vielmehr der Lauf der Erde um die Sonne) den einzig richtigen Massstab abgebe. Zwar gelang es den Alten nicht völlig, die Dauer des Sonnenjahres ganz genau zu bestimmen, doch kamen sie der Lösung dieser schwierigen Aufgabe allmählig sehr nahe. Nach neueren Forschungen beträgt die mittlere Dauer des tropischen Sonnenjahres, d. h. derjenigen Zeit, in welcher die Sonne von dem Frühlingspunkte ausgeht und wieder zu demselben zurückkehrt, 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 46 Sekunden. Statt dieses genau berechneten Sonnenjahres hatten die Chaldäer und andere alten Völker lange ein Jahr von 360 Tagen. Die Ägypter verbesserten es zu annähernd 365 Tagen, 6 Stunden. Die Griechen, welche Anfangs nach schlecht berechneten Mondjahren rechneten, erhielten später durch Meton (§ 9, 2) ein verbessertes Mondjahr und durch Kallippos aus Kyzikos

Apol. I), wurde dies *dominica* „Tag des Herrn“ genannt, und für den Samstag verblieb auch hier die jüdische Bezeichnung. Wir haben also:

Lateinisch:	Deutsch:	Italienisch:	Spanisch:	Französisch:
Dies Solis	Sonntag	domenica	domingo	dimanche
„ Lunae	Montag	lunedì	lunes	lundi
„ Martis	Dienstag	martedì	martes	mardi
„ Mercurii	Mittwoch	mercoledì	miercoles	mercredi
„ Jovis	Donnerstag	giovedì	jueves	jeudi
„ Veneris	Freitag	venerdì	viernes	vendredi
„ Saturni	Samstag	sabato	savado	samedi.

9) Merkwürdiger Weise war bei den Germanen in ältester Zeit das Jahr nur in 3 Theile getheilt: Winter, Lenz, Sommer. Vgl. Tac. Germ. 26.

ein Sonnenjahr von 365 Tagen, 6 Stunden, das zuletzt durch Hipparchos der Wirklichkeit nahezu gleich gebracht wurde.

Bei den Römern führte Numa Pompilius ein Mondsjahr von 355 Tagen und ein Sonnenjahr von durchschnittlich $366\frac{1}{4}$ Tagen ein. Julius Cäsar verbesserte dasselbe im J. 46 v. Chr. mit Hilfe des Alexandrinischen Astronomen Sosigenes zu 365 Tagen, 6 Stunden. Damit das Jahr immer aus einer ganzen Anzahl von Tagen bestehe, schaltete er nach 3 gemeinen Jahren, die zu 365 Tagen gerechnet wurden, 1 Jahr ein, welches 366 Tage zählte und annus bissextus genannt wurde, weil der 24. Februar oder nach römischer Bezeichnung der dies sextus ante Calendas Martias¹⁰⁾ zweimal gerechnet wurde. Es war also jedes Jahr, das durch 4 theilbar ist, ein Schaltjahr.

Diess der berühmte Julianische Kalender, der im Gegensatz zu dem sogleich zu erwähnenden Gregorianischen auch „alter Stil“ genannt wird. Er gieng mit der § 3 erwähnten Modifikation auf die Christenheit über und wurde von den späteren Historikern nicht nur zur Berechnung der auf Cäsar gefolgten, sondern auch aller früheren Zeiten angenommen. Vgl. § 10.

§ 5.

Der Gregorianische Kalender.

Da übrigens das Julianische Jahr dem astronomischen (tropischen) Sonnenjahr gegenüber um 11 Minuten und 14 Sekunden zu gross ist, was nach 128 Jahren schon einen Tag ausmacht, so musste sich nothwendig im Verlauf von Jahrhunderten eine Unrichtigkeit in der Zeitréchnung einstellen. Bereits zur Zeit des Konzils in Nikäa 325 n. Chr. fiel das Frühlingsäquinoktium nicht — wie Cäsar angeordnet hatte — auf den 24. März, sondern auf den 21ten; also 3 Tage zu früh; und im Jahre 1582 auf den 11. März, anstatt — wie auf oben erwähntem Konzil festgesetzt worden — auf den 21. März, also 10 Tage zu früh. Im Ganzen hatte sich also seit Cäsar das Frühlingsäquinoktium um 13 Tage zurück geschoben.

10) Die Römer zählten bei Angabe der Monatstage in der Art rückwärts, dass sie sowohl den terminus a quo als den terminus ad quem mitrechneten. Der „sechste Tag vor dem 1. März“ ist also unser 24. Februar, wenn man diesen sowie den 1. März mitzählt.

Auf die Beseitigung solcher Missstände war bereits Pabst Sixtus IV. bedacht gewesen und hatte 1474 den berühmten Regiomontanus (Joh. Müller), also einen Deutschen, mit Vorschlägen zur Verbesserung beauftragt. Allein dieser starb schon nach zwei Jahren, ohne das Werk vollendet zu haben. Dagegen gelang es ein Jahrhundert später (1582) dem Pabst Gregor XIII., mit Hilfe des Kalabresen Aloysius Lilius, des Clavius aus Bamberg, des Spaniers Ciaconius sowie des Italieners Ignatio Danti die unter dem Namen Gregorianischer Kalender bekannte Reform durchzuführen, welche (im Gegensatz zum Julianischen Kalender) auch als „neuer Stil“ bezeichnet wird.

Gregor stellte der von ihm niedergesetzten Kommission die Aufgabe, dass gemäss dem Beschluss des Konzils zu Nikäa das Frühlingsäquinoktium ständig auf den 21. März fallen und dass Ostern stets am ersten Sonntag nach dem darauf folgenden Vollmond oder — wenn dieser auf einen Sonntag trifft — am nächstfolgenden Sonntag gefeiert werden müsse ¹¹⁾.

Um diess durchzuführen, wurde das Jahr 1582 um 10 Tage verkürzt, indem man vom damaligen 4. Oktober sogleich auf den 15ten zählte. Zugleich wurde als Jahreslänge die Zeit von 365 Tagen, 5 Stunden, 49 Minuten, 16 Sekunden angenommen und verordnet, dass alle 400 Jahre 3 Schalttage ausfallen sollten, was durch die Bestimmung erreicht wird, dass das letzte Jahr eines jeden Jahrhunderts (das sogen. Säkularjahr), welches nach dem Julianischen Kalender stets ein Schaltjahr ist, nur dann zu 366 Tagen gerechnet wird, wenn es durch 400 theilbar ist. So bleiben z. B. die Jahre 1600 und 2000 Schaltjahre, die Jahre 1700, 1800, 1900 und 2100 aber sind es nicht. Für die übrigen Jahre gilt die gewöhnliche Regel des Julianischen Kalenders, dass sie nämlich Schaltjahre sind, wenn sie durch 4 getheilt werden können, z. B. 1876.

Hiedurch ist das bürgerliche Jahr dem astronomischen (tropischen) in der That so nahe gebracht, dass der Unterschied, um den es zu lang ist, in 400 Jahren nur etwa 3 Stunden beträgt, die sich erst nach 3200 Jahren zu 1 Tage anhäufen, was dann durch eine unterbleibende Einschaltung auszugleichen ist.

11) Zuzolge dieser Bestimmungen kann das Osterfest nie vor dem 22. März und nie später als auf den 25. April fallen (sogen. Ostergrenze).

Übrigens wurde der Gregorianische Kalender nur in Italien, Spanien und Portugal zu der vom Pabste festgesetzten Zeit eingeführt, in Frankreich 2 Monate später, in den katholischen Theilen Deutschlands, der Schweiz und der Niederlande 1583, in Polen 1586, in Ungarn 1587. Die deutschen Protestanten aber, welche „lieber nicht mit der Sonne als mit dem Pabste übereinstimmen wollten“, nahmen ihn unter dem Titel verbesserter Kalender erst im J. 1700 an ¹²⁾ und auch dann noch blieb eine Verschiedenheit hinsichtlich der Berechnung des Osterfestes ¹³⁾, welche erst 1777 durch die endliche Annahme eines durchgängig gleichen deutschen Reichskalenders beseitigt wurde. Zur selben Zeit wie im protestantischen Deutschland erfolgte die Annahme des Gregorianischen Kalenders in Dänemark und den evangelischen Niederlanden. 1701 folgte die Mehrzahl der evangelischen Schweizerkantone, Sct. Gallen aber erst 1724, während in Glarus, Appenzell und einem Theil von Graubünden die Protestanten den alten Kalender noch bis zur Staatsumwälzung von 1798 beibehielten. England nahm den neuen Stil — gleichzeitig mit der Verlegung des Jahresanfangs

12) Die Differenz zwischen beiden Kalendern betrug damals bereits 11 Tage; man warf dieselben aus dem J. 1700 heraus, d. h. man zählte auf den 18. Februar gleich den 1. März und behandelte das Jahr als gemeines. — Die Unbequemlichkeiten der zweierlei Kalender in Ländern, wo Katholiken und Protestanten unter einander wohnten, waren nicht gering: die gemeinschaftlichen Feste wurden von den Einen früher, von den Andern später gefeiert und Urkunden, Briefe u. s. w. mussten doppelt datirt werden, indem man beide Tage in Form eines Bruches schrieb. Für die Geschichtschreibung entstanden so (speciell für Deutschland hinsichtlich der Zeit vom 5. Oktober 1582 bis einschliesslich 18. Februar 1700) eine Menge Schwierigkeiten, denn vielfach wurde die doppelte Datirung verabsäumt und keineswegs kann man aus dem Glaubensbekenntnis eines Schriftstellers der damaligen Zeit mit völliger Sicherheit auf seine Kalenderangaben schliessen. Bei einem und demselben Autor findet man die Zeitangaben, je nachdem er aus katholischen oder protestantischen Quellen schöpfte, bald nach dem neuen, bald nach dem alten Stil ohne jede nähere Bezeichnung gemacht. Die historische Kritik muss hier mit grosser Vorsicht verfahren, damit nicht etwa auch da eine Verwandlung vorgenommen wird, wo gar keine nöthig ist.

13) Vgl. Lichtenberg's launiges „Sendschreiben der Erde an den Mond“ im Göttingischen Magazin 1. Jahrgangs 6. Stück (1780) p. 231 ff. — Die Protestanten berechneten das Osterfest zuerst nicht mittelst der Epakten (Ann. 48), sondern astronomisch, was richtiger war.

vom 25. März auf den 1. Januar, vgl. Anm. 20 — erst im J. 1752 an, Schweden 1753.

Dagegen hat Russland, als es auf Befehl Peters des Grossen die gemeine christliche Ära annahm (vgl. Anm. 30), den Julianischen Kalender beibehalten und kam dadurch — da nach diesem Kalender die Jahre 1700 und 1800 Schaltjahre sind — dem Gregorianischen Kalender gegenüber zunächst um 11 und seit 1800 um 12 Tage zurück, die sich im J. 1900 auf 13, im J. 2100 auf 14 Tage vermehren werden. Es ist also beispielsweise gegenwärtig der 4. Mai nach russischem Kalender gleich dem 16. Mai neuen Stils, was auf folgende Art ausgedrückt wird: $16\frac{1}{4}$. Mai.

Auch in Griechenland und bei den Slawen griechischer Konfession gilt noch der Julianische Kalender ¹⁴⁾.

§ 6.

Jahresanfang.

Zu den Verwirrungen, welche die verschiedene Jahreslänge (§ 4) nothwendig in die Zeitrechnung bringen musste, kommt noch die, welche aus der Verschiedenheit des Jahresanfangs entsteht. Bei den Athenern fieng das Jahr um die Zeit der Sommersonnenwende ¹⁵⁾, bei den Lakedämoniern um die Zeit der Herbstnachtgleiche ¹⁶⁾ an. Den Römern diente — wie wir (§ 3) gesehen haben — zuerst der 1. März, später der 1. Januar als Jahresanfang; die Jahre

14) Eine für geschichtliche Studien sehr werthvolle Arbeit mag hier nicht unerwähnt bleiben: der 1879 bei Rupfer in Stuttgart erschienene „Ewige Kalender für die Jahre 1—2300 n. Chr.“, dessen verdienstvoller Verfertiger ein Württembergischer Schulmann, G. Schwegler, ist.

15) Die Monatsnamen der Athener und unsere denselben entsprechenden Monate sind: Hekatombäon (Juni-Juli), Metageitnion (Juli-August), Boëdromion (August-September), Pyanepsion (September-Oktober), Mämakterion (Oktober-November), Poseideon (November-Dezember), Gamelion (Dezember-Januar), Anthesterion (Januar-Februar), Elaphebolion (Februar-März), Munychion (März-April), Thargelion (April-Mai), Skirophorion (Mai-Juni).

16) Die Monatsnamen der Lakedämonier und unsere denselben entsprechenden Monate sind: Herasios (September-Oktober), Apellaios (Oktober-November), Diosthyos (November-Dezember), ? (Dezember-Januar), Eleusinos (Januar-Februar), Gerastios (Februar-März), Artemisios (März-April), Delphinios (April-Mai), Phliasios (Mai-Juni), Hekatombeos (Juni-Juli), Karneios (Juli-August), Panamos (August-September).

nach Erbauung Rom's wurden vom 21. April an gezählt. Die Germanen hatten die längste Nacht, also die Zeit der Wintersonnenwende, zum Jahresanfang, daher sie auch zuweilen nach Wintern statt nach Jahren zählten. Die Juden fiengen ihr bürgerliches Jahr mit dem Herbst (Monat Tischri) an, hatten aber für geistliche Sachen noch einen andern Jahresanfang im Frühling (Monat Nissan) ¹⁷⁾, gleichwie die abendländischen Christen ihr kirchliches Jahr mit dem ersten Adventssonntag ¹⁸⁾, ihr weltliches mit dem 1. Januar beginnen.

Übrigens hatte man selbst nach allgemeiner Annahme der christlichen Ära (§ 8, 1) noch lange die verschiedensten Jahresanfänge. Nicht nur ganze Völker, sondern selbst einzelne Regenten, Korporationen und Städte hatten ihre eigenen Jahresanfänge, die der Geschichtsforscher alle berücksichtigen muss, wenn er nicht groben Irrthümern unterliegen soll. In Deutschland wurde das Jahr vielfach mit dem Sct. Martins- oder dem Sct. Clemenstage begonnen, d. h. mit dem 11. oder 23. November, wie noch jetzt in manchen Gegenden das bauerliche Zinsjahr. Andere übliche Jahresanfänge waren: der 25. Dezember als Tag der Geburt Christi (so bei den deutschen Kaisern bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts ¹⁹⁾, bei den Päbsten bis zum Jahre 1691 und in England bis zum Ende des 12. Jahrhunderts); der 25. März als Tag der Verkündigung Mariä (so in Trier, bei der Universität Köln, in der Grafschaft Mark, an einigen Orten Italiens

17) Die jüdischen Monatsnamen und unsere denselben entsprechenden Monate sind: Tischri (September-Oktober), Marcheschwan (Oktober-November), Kislev (November-Dezember), Tebet (Dezember-Januar), Schebat (Januar-Februar), Adar (Februar-März), Nissan (März-April), Ijar (April-Mai), Siwan (Mai-Juni), Thamus (Juni-Juli), Ab (Juli-August), Ellul (August-September). In Schaltjahren wird der Veadar, d. h. der zweite Adar, zwischen Adar und Nissan eingeschoben.

18) In der griechisch-katholischen Kirche dagegen beginnt das Kirchenjahr mit dem 1. September, an welchem Tage früher (bis zum J. 1700) in Russland auch das bürgerliche Jahr begann. Vgl. Anm. 30.

19) So ist z. B. noch Maximilians I. Testament vom 30. Dezember 1519 datirt und am 6. Januar desselben Jahres vollzogen, d. i. bestätigt worden. Auch die Kaiser Karl V. und Ferdinand I. verblieben noch bei dem Jahresanfang am 25. Dezember.

und seit dem 13. Jahrhundert in England ²⁰⁾, endlich das wegen seiner wandelbaren Natur am wenigsten geeignete Osterfest (so in Mainz, am Kölner Kurfürstenhof, im Bisthum Lüttich und in Frankreich bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts). Dem 1. Januar, obwohl er auch als Tag der Beschneidung Christi galt und sich wegen seines Zusammenhangs mit dem längst recipirten Julianischen Kalender am meisten empfahl, war man eben dieses seines heidnischen Ursprungs wegen lange Zeit wenig geneigt und nur ganz allmählig vermochte er sich Geltung zu verschaffen. In Strassburg war er schon ziemlich früh im Gebrauch, dagegen wurde es in den kaiserlichen Kanzleien erst nach dem Tode Ferdinand's I. (1564) üblich, das Jahr mit dem 1. Januar zu beginnen, während die deutschen Gerichte diess schon seit Anfang des 16. Jahrhunderts thaten.

Auch die Julianische Periode Scaliger's (§ 10) fängt mit dem 1. Januar an.

20) In England wurde erst mit der Annahme des Gregorianischen Kalenders im J. 1752 der 1. Januar zum gesetzlichen Jahresanfang gemacht. Man liess das Jahr 1751, das wie die vorangegangenen Jahre mit dem 25. März begonnen hatte, gar nicht zu Ende gehen, zählte schon vom 1. Januar 1751 englischer Zeitrechnung an 1752 und liess — da der Unterschied zwischen beiden Kalendern damals 11 Tage betrug — auf den 3. September 1752 den 15. folgen. Nun hätte sich das Volk den Verlust von 11 Tagen noch gefallen lassen, aber das Jahr 1751 kam auf solche Weise noch ausserdem um die Monate Januar und Februar sowie um die ersten 24 Tage des März. So entstand eine ungeheure Aufregung: die Leute wollten, so sehr man ihnen auch erklärte, es sei nur ein Schein, nicht mit einem Male fast 3 Monate älter sein und Lord Chesterfield, der Urheber der Reform, wurde fast ein Opfer ihrer Wuth. Überall verfolgte man ihn mit dem Geschrei: „gib uns unsere drei Monate wieder!“

Um die Verwirrung voll zu machen, war es bei den englischen Historikern längst üblich geworden, den Jahresanfang vom 1. Januar zu datiren. Man findet z. B. als Hinrichtungsstag Karl's I. bald den 30. Januar 1648, bald den 30. Januar 1649 angegeben, und zwar in folgender Art: January 30. 164⁸/₉ oder January 30. 1648—9. Die obere bzw. erste Zahl entspricht hiebei der officiellen englischen Zeitrechnung.

Was Schottland betrifft, so war daselbst schon im J. 1600 der Jahresanfang vom 25. März auf den 1. Januar verlegt worden, allein der Julianische Kalender blieb auch hier noch bis zum J. 1752 im Gebrauch.

§ 7.

Von der Zählung nach Ären und Cyklen im Allgemeinen. — Schwierigkeiten der alten Chronologie.

Noch wichtiger als der Jahresanfang ist die Zählung der auf einander folgenden Jahre. Sie werden entweder nach fortlaufenden Reihen (Ären) gezählt oder aber nach wiederkehrenden Reihen (Cyklen, Zeitkreisen, Perioden).

Von beiden Zählungsarten gibt es — zu grosser Erschwerung der Zeitrechnung — eine Unmasse der verschiedensten Systeme. Insbesondere der Erforschung der alten Chronologie hat eine Menge ausgezeichnete Forscher wie Scaliger, Calvisius, Usher, Petavius, Bochart, Marsham, Newton, Perizonius, Lenglet du Fresnoy, von den Neueren namentlich Ideler Zeit und Mühe geopfert ²¹⁾. Vgl. § 10. In der

21) Josef Justus Scaliger, geb. 1540 in Agen, † 1609 als Professor in Leiden, schrieb die Werke: *De emendatione temporum* (1583) und *Thesaurus temporum* (1606).

Sethus Calvisius (eigentlich Kalwitz), geb. 1556 zu Gorschleben in Thüringen, † 1615 als Kantor zu Leipzig, schrieb das bekannte *Opus chronologicum* (1605).

Thomas Usher (lat. Usseus), geb. 1580 zu Dublin, † 1656 als Erzbischof zu Ryegate in Surrey, schrieb *Annales veteris et novi Testamenti* (1650—54).

Dionysius Petavius (Petau), der „französische Leibniz“ genannt, geb. 1583 in Orléans, † als Professor der Theologie zu Paris 1652. Jesuit. Er schrieb: *De doctrina temporum* (1627); *Tabulae chronologicae* (1628) und einen Auszug aus ersterem Werke unter dem Titel: *Rationarium temporum*, in quo aetatum omnium sacra profanaque historia chronologicis probationibus munita summam traditur (1633).

Samuel Bochart, geb. 1599 in Rouen, † als Prediger zu Caen 1667, schrieb *Geographia sacra* (1646); *Hierozonicon* (1663).

John Marsham, geb. 1602 in London, † daselbst 1685. War Kanzleischreiber König Karl's I. Er schrieb: *Canon chronicus aegypt., hebr., graecus* (1672).

Isaak Newton, der geniale Begründer der neueren mathematischen Physik und physischen Astronomie (geb. 1643, † 1727), schrieb auch das scharfsinnige Buch: *The chronology of ancient kingdoms amended*. London 1728.

Jakob Perizonius, geb. in der niederländischen Stadt Dam 1651, † 1715. Verbesserte namentlich Petav's *Rationarium temporum*.

Lenglet du Fresnoy ist auch bekannt durch die 1747 von

Hauptsache denn doch vergebens! Von der verwirrenden Zahl ihrer Systeme gleicht nach Bolingbroke's trefflichem Ausdruck ²²⁾ eines wie das andere den Zauberschlossern, die bei näherer Betrachtung in das Nichts zerrinnen.

Dennoch ist es nicht bloß für den Geschichtsforscher, sondern für Jeden, der etwas tiefer in das Studium der Geschichte eindringen will, unerlässlich, die Grundlagen der alten Chronologie in soweit kennen zu lernen, dass er im Stande ist, die älteren Geschichtswerke, deren Kenntniss auch heute nicht entbehrt werden kann, zu verstehen.

Was die neuere Chronologie betrifft, so nimmt dieselbe selbstredend in dem Masse an Licht und Zuverlässigkeit zu, als sie uns näher rückt.

§ 8.

Von den Ären.

Unter Ära ²³⁾ versteht man eine unbegrenzte Zahl von Jahren, die von irgend einem geschichtlich merkwürdigen Punkte an gezählt werden, ohne in einem Kreise wiederzukehren, wie z. B. unsere christliche Ära, die Weltära u. s. w. Der Zeitpunkt, womit eine Ära beginnt, heisst Epoche oder Fixirpunkt; so ist z. B. die Erschaffung der Welt die Epoche der Weltära.

Von der grossen Menge der verschiedensten Ären, welche die Geschichte kennt, wird es genügen die folgenden wichtigeren näher zu betrachten.

1. Die christliche Ära.

Die Zeitrechnung nach Jahren Christi hat unter den christlichen Völkern Europa's heutzutage allgemeinen Eingang gefunden und wird mit Fug als die gemeine christliche Ära

ihm besorgte Ausgabe der wichtigen Denkwürdigkeiten des Philippe von Comines.

Christian Ludwig Ideler, geb. 1766 zu Gross-Brese bei Perleberg, † als Professor zu Berlin 1846. Seine chronologischen Schriften sind bereits Anm. 1 genannt.

22) Letters on the study of history. London 1753.

23) Das Wort Aera, schon zur Zeit des Kaisers Augustus in diesem Sinn gebraucht, ist ursprünglich die Pluralform des lat. aes und bedeutet eigentlich die Grundzahl bei Rechnungen.

(aera vulgaris) bezeichnet. Christus, der Mittel- und Wendepunkt des Lebens der Menschheit, muss für uns Christen nothwendig auch als Mittel- und Wendepunkt der Weltgeschichte gelten.

Die christliche Ära wurde zuerst im Jahre 525 von dem römischen Abt Dionysius Exiguus in seiner Ostertafel (cyclus paschalis) aufgestellt, daher sie auch die Dionysische heisst. Nach ihr fällt Christi Geburt in den letzten Monat des Jahres 753 der Stadt Rom nach Varro und unmittelbar darnach wird das Jahr 1 nach Christus gezählt, mit andern Worten: die christliche Ära beginnt mit dem 1. Januar des 754. Jahres der Stadt Rom nach Varro.

Übrigens ist längst erkannt, dass Dionysius' Berechnung nicht mit den Evangelien stimmt, denen zufolge Christus jedenfalls noch unter der Regierung Herodes des Grossen († 750 der Stadt Rom) geboren wurde. Man nimmt neuerdings meist das Jahr 749 Rom's als das wahre Geburtsjahr Christi an, wobei zu bedauern, dass man sich nicht auf das von Joh. Kepler²⁴⁾ gefundene Jahr einigen kann. Den Berechnungen dieses grossen Astronomen zufolge wurde Christus noch zwei Jahre früher (747) geboren, denn der Matth. 2, 2 erwähnte „Stern der Weisen“ ist nichts anderes als die zu jener Zeit eingetretene grosse Konjunktion der beiden Planeten Jupiter und Saturn im Himmelszeichen der Fische. Leuchtend standen damals die beiden Gestirne beisammen, eine weithin strahlende Kugel am himmlischen Zelte bildend.

Nur zu billigen ist es indessen, dass man trotz des erkannten Fehlers die Dionysische Berechnung unverändert liess, um nicht neue Verwirrung in der Chronologie anzurichten.

2. Die verschiedenen Weltären.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts rechnete man in den Geschichtswerken bezüglich der Begebenheiten vor Christus meist

24) Johannes Kepler, 1571 geboren in der damaligen Reichsstadt Weilderstadt (jetzt württembergisch), † 1630 in Regensburg. Über ihn vgl. Seubert, Die Sterne Schwabens (Stuttgart 1856) Nr. 72. — Die hieher gehörige Schrift Kepler's führt den Titel: De Jesu Christi Servatoris nostri vero anno natalitio (1606).

nach Jahren der Welt ²⁵⁾, eine Zählung, welche schon im Alterthum bei den Juden aufkam und den Schriften des Alten Testaments entnommen wurde. Da jedoch diese Ära bei dem Mangel an sicheren Daten und bei den Widersprüchen des masorethischen Bibeltextes mit der Übersetzung der Alexandriner (der Septuaginta ²⁶⁾) sehr verschieden konstruirt wird, so ist ihr — ganz abgesehen von den mit unserem Religionsgefühl zusammenhängenden Gründen — die christliche Ära, über welche man sich auf Grund der Berechnung des Dionysius Exiguus wenigstens allgemein geeinigt hat, weitaus vorzuziehen.

Es gibt mehrere hundert verschiedene Angaben über den Beginn der Weltära, von welchen wir nur die nachstehenden hervorheben.

Nach Joh. von Müller ²⁷⁾ fällt die Schöpfung der Welt

25) Den Anhängern dieser Zeitrechnung kam es übrigens niemals in den Sinn, die Welterschaffung gerade auf das Jahr Eins dieser Ära zu setzen; sie war immer nur eine angenommene „ultima memoria hominum“ nach dem ältesten Geschichtsbuch, der Bibel. Über das wahre Alter unserer Erde kann nur die Geologie annähernden Aufschluss geben. Der Geologe K. G. Bischof hat z. B. berechnet, dass die Abkühlungszeit der Erde von einem ehemaligen Temperatur-Überschuss von 230° R. bis zu dem von 0,01° über die Temperatur des Weltenraums, welcher für die dermalige Erkaltung der Oberfläche anzunehmen ist und wobei natürlich die Sonnenwärme nicht mit berücksichtigt wird, 353 Millionen Jahre betrage. Damit die mittlere Temperatur Deutschlands von 22°, die es in der Steinkohlen-Periode gehabt hat, auf 8° herabsinke, mussten allein 9 Millionen Jahre vergehen. Der Mensch selbst scheint erst nach der letzten grossen Erdrevolution, dem Diluvium, entstanden zu sein.

26) Die Septuaginta zählen zwischen Adam und Abraham 1376 Jahre mehr als der masorethische Text, was nach Joh. von Müller um so nöthiger, als bei kürzeren Zeiträumen die Erde nach der grossen Überschwemmung (Sintflut) sich unmöglich schon in einem solchen Zustand wieder hätte befinden können, wie sie die Mosaischen Bücher zur Zeit Abrahams schildern.

27) Vgl. Joh. von Müller, Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten (Neue Ausgabe, Stuttgart und Tübingen 1861) Bd. 1 p. 18. — Nach der von diesem grossen Geschichtskenner an einem andern Orte niedergelegten ausführlichen Motivirung passen in diesen Rahmen von 5723 Jahren die Dynastien der alten Perser ganz gut, ohne dass man nöthig hätte, weder die Überlieferungen Iran's noch die Angaben der Griechen zu verwerfen.

in das Jahr 5723 v. Chr., nach Julius Africanus ²⁸⁾ in das Jahr 5499, nach Usher in das Jahr 4003, nach Petaſ in das Jahr 3983, nach Calvisius in das Jahr 3949, nach der Berechnung des Rabbi Hillel ²⁹⁾ endlich, welche dem heutigen jüdischen Kalender zu Grunde liegt, in das Jahr 3761. Mit andern Worten: das erste Jahr unserer christlichen Zeitrechnung entspricht dem 5724. Jahr der Welt nach Joh. von Müller, dem 5500. nach Julius Africanus, dem 4004. nach Usher, dem 3984. nach Petaſ, dem 3950. nach Calvisius, dem 3762. nach Hillel.

Wichtig ist auch die byzantinische oder konstantinopolitanische (Welt-) Ära, festgesetzt auf dem ökumenischen Konzil von 681, welche bei den Russen bis zum Jahre 1700, bei den Griechen bis zu ihrer Losreissung von der türkischen Herrschaft in Geltung war ³⁰⁾. Ihr 5509. Jahr ist gleich dem ersten unserer christlichen Ära, fängt aber 4 Monate früher (mit dem 1. September 5508) an.

Bei so vielen Verschiedenheiten bezüglich der Epoche der

28) Sextus Julius Africanus aus Libyen (nach Andern aus Emaus in Palästina), ein Christ, welcher in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts lebte. Er schrieb ein chronologisches Werk (*πεντάβιβλον χρονολογικόν*), das von Erschaffung der Welt bis auf 221 n. Chr. reichte und einer zum Theil abweichenden Berechnungsweise, der sogen. Alexandrinischen Ära, folgte, wonach z. B. — wie auch Joh. von Müller annimmt — die Geburt Christi 3 Jahre früher als nach Dionysius Exiguus fällt (also in's Jahr 750 Rom's nach Varro). Von diesem für die Chronologie so wichtigen Werke haben sich indess nur Bruchstücke, namentlich bei Eusebios, erhalten. Gleiches Schicksal hatte ein anderes grosses Sammelwerk des Julius Africanus, *κεστοί* („Gürtel“) betitelt, welches in 24 Büchern eine Masse der verschiedenartigsten Gegenstände (meist aus der Naturgeschichte) umfasste.

29) Hillel Hannasi (d. i. der Fürst), der Begründer der jüdischen Zeitrechnung, lebte im 4. Jahrh. n. Chr. und war Vorsteher der Schule zu Tiberias. Seine Ära beginnt übrigens nicht mit dem 1. Januar, sondern mit dem 7. Oktober, wesshalb die auf sie bezüglichen Zahlen in unserer Tabelle p. 315 nicht völlig genau sind, für unsere Zwecke jedoch genügen dürften, da wir keinen Kalender schreiben.

30) Im J. 1700 nahmen die Russen unter gleichzeitiger Verlegung des Jahresanfangs auf den 1. Januar die gemeine christliche Ära (mit Beibehalt des Julianischen Kalenders) an. Vgl. § 5. Die Griechen folgten diesem Beispiel erst im 19. Jahrh.

Weltära erwarb sich Scaliger durch Aufstellung seiner, einen allgemeinen Vereinigungspunkt bietenden sogen. Julianischen Periode (§ 10), deren Beginn er in das 4713. Jahr v. Chr. setzte, ein höchst bedeutendes Verdienst.

Reduktion von Jahren der Welt auf die christliche Ära und umgekehrt.

1) Um ein Jahr der Welt, welches das Epochenjahr des betreffenden Systems nicht übersteigt, in das Jahr vor Christus oder umgekehrt ein Jahr vor Christus in das entsprechende Jahr der Welt zu verwandeln: muss man die gegebene Jahrzahl von dem um 1 vermehrten Epochenjahr abziehen. Der Rest gibt das Jahr vor Christus oder der Welt.

Z. B. 3653 d. W. nach Petav ³¹⁾ = 3984 — 3653 = 331 v. Chr.

Umgekehrt:

331 v. Chr. = 3984 — 331 = 3653 d. W. nach Petav.

2) Um dagegen ein Jahr nach Christus in das Jahr der Welt oder umgekehrt ein Jahr der Welt, welches das Epochenjahr des in Rede stehenden Systems übersteigt, in das Jahr nach Christus zu verwandeln, addirt man im ersteren Fall das Epochenjahr, ohne es um 1 zu vermehren, zu der gegebenen Zahl oder zieht es im zweiten Fall von derselben ab.

Z. B. 1783 n. Chr. = 3983 + 1783 = 5766 d. W. nach Petav.

Umgekehrt:

5766 d. W. nach Petav = 5766 — 3983 = 1783 n. Chr.

31) Unrichtig nimmt Rotteck, Allgem. Geschichte Bd. 1 (8. Aufl. Freiburg 1832) p. 91 die Zahl 3983 als Minuenden an, woraus in seinen chronologischen Angaben Verwirrung entsteht.

Vergleichung der Jahre der Welt mit den Jahren Christi und Rom's.
(Vgl. auch die Tabelle p. 320.)

Jahre der Welt nach				Julia- nische Peri- ode.	Jahre der Welt nach		Christliche Zeit- rechnung.	Jahre Rom's	
Hil- lel *).	Calvi- sius.	Petav.	Usher.		Julius Afri- canus.	Joh. v. Mül- ler.		nach Varro.	nach Cato.
—	—	—	—	—	—	1	5723v.Chr.	—	—
—	—	—	—	—	1	225	5499v.Chr.	—	—
—	—	—	—	1	787	1011	4713v.Chr.	—	—
—	—	—	1	711	1497	1721	4003v.Chr.	—	—
—	—	1	21	731	1517	1741	3983v.Chr.	—	—
—	1	35	55	765	1551	1775	3949v.Chr.	—	—
1	189	223	243	953	1739	1963	3761v.Chr.	—	—
3009	3197	3231	3251	3961	4747	4971	753v.Chr.	1	—
3010	3198	3232	3252	3962	4748	4972	752v.Chr.	2	—
3011	3199	3233	3253	3963	4749	4973	751v.Chr.	3	1
3012	3200	3234	3254	3964	4750	4974	750v.Chr.	4	2
3013	3201	3235	3255	3965	4751	4975	749v.Chr.	5	3
3014	3202	3236	3256	3966	4752	4976	748v.Chr.	6	4
3015	3203	3237	3257	3967	4753	4977	747v.Chr.	7	5
3016	3204	3238	3258	3968	4754	4978	746v.Chr.	8	6
3017	3205	3239	3259	3969	4755	4979	745v.Chr.	9	7
3018	3206	3240	3260	3970	4756	4980	744v.Chr.	10	8
3019	3207	3241	3261	3971	4757	4981	743v.Chr.	11	9
3020	3208	3242	3262	3972	4758	4982	742v.Chr.	12	10
3754	3942	3976	3996	4706	5492	5716	8v.Chr.	746	744
3755	3943	3977	3997	4707	5493	5717	7v.Chr.	747	745
3756	3944	3978	3998	4708	5494	5718	6v.Chr.	748	746
3757	3945	3979	3999	4709	5495	5719	5v.Chr.	749	747
3758	3946	3980	4000	4710	5496	5720	4v.Chr.	750	748
3759	3947	3981	4001	4711	5497	5721	3v.Chr.	751	749
3760	3948	3982	4002	4712	5498	5722	2v.Chr.	752	750
3761	3949	3983	4003	4713	5499	5723	1v.Chr.**	753**	751
3762	3950	3984	4004	4714	5500	5724	1n.Chr.	754	752
3763	3951	3985	4005	4715	5501	5725	2n.Chr.	755	753
3764	3952	3986	4006	4716	5502	5726	3n.Chr.	756	754
3765	3953	3987	4007	4717	5503	5727	4n.Chr.	757	755
3766	3954	3988	4008	4718	5504	5728	5n.Chr.	758	756
3767	3955	3989	4009	4719	5505	5729	6n.Chr.	759	757
5544	5732	5766	5786	6496	7282	7506	1783n.Chr.	2536	2534
5661	5849	5883	5903	6613	7399	7623	1900n.Chr.	2653	2651

*) Vgl. Anm. 29.

**) In den letzten Monat des Jahrs 1 v. Chr. oder 753 Rom's nach Varro wird Christi Geburt fallend gedacht (§ 8, 1). Unmittelbar darauf folgt nach historischer Zählung das J. 1 n. Chr. oder 754 Rom's nach Varro, mit dessen 1. Januar die Zählung unserer christlichen Ära beginnt.

3. Die Olympiaden-Ära.

Olympiade hiess bei den Griechen ein Zeitabschnitt von 4 Jahren, so benannt nach der gewöhnlichen Wiederkehr der Olympischen Spiele ³²). Dieselben fiengen mit dem ersten Vollmond nach der Sommersonnenwende an und dauerten 5 Tage (19.—23. Juli), jedoch setzt man den Beginn der Olympiaden-Ära allgemein auf den 1. Juli, und zwar des Jahrs 776 vor Christus, in welchem Jahr Koröbos den Sieg gewann ³³). Im Jahr 394 n. Chr. (= Ol. 293, 2 erste Hälfte) hörte man auf, nach ihr zu rechnen. Der Geschichtsschreiber Timäos war der Erste, welcher diese Zeitrechnung gebrauchte ³⁴); sie gieng übrigens in das bürgerliche Leben niemals über, sondern blieb stets nur Gemeingut der Schriftsteller. Heutzutage ist sie noch in der griechischen Kunstgeschichte üblich.

Reduktion der Olympiaden-Ära auf die christliche.

Da der Anfang der Olympiaden-Ära auf den 1. Juli fällt, der Anfang der christlichen Ära aber auf den 1. Januar: so fällt die erste Hälfte (Juli bis Dezember) eines jeden Olympiadenjahres mit der zweiten Hälfte eines christlichen Jahres und die zweite Hälfte (Januar bis Juni) desselben Olympiadenjahrs mit der ersten Hälfte des darauf folgenden ³⁵) christlichen Jahres zusammen.

A. Für Jahre vor Christi Geburt. ³⁶)

1) Fällt das Ereigniss, um dessen Reduktion es sich handelt, in die erste Hälfte eines Olympiadenjahrs, so vermindert man die

32) Die Olympiaden sind mithin kleine Cyklen (§ 7) und wären nach dieser Rücksicht eigentlich in § 9 abzuhandeln.

33) Also nicht in die Zeit der Einführung der Spiele, deren Ursprung vielmehr in die dunkelsten Zeiten zurück geht.

34) Vgl. Polyb. 12, 11. — Vor Einführung der Olympiaden-Rechnung rechnete man nach Generationen, deren man drei (Grossvater, Vater, Sohn oder Vater, Sohn, Enkel) auf 1 Jahrhundert annahm. Herodot. 2, 142. Übrigens darf man nicht, wie sehr mit Unrecht häufig geschieht, diesen Geschlechtsfolgekreis mit der Rechnung nach Menschenaltern verwechseln: das natürliche Alter eines Menschen ist ungefähr 2 Generationen gleich zu achten.

35) Dieses darauf folgende christliche Jahr hat für die Zeit vor Christus natürlich die kleinere, für die Zeit nach Christus die grössere Zahl.

36) Um Jahre vor Christus handelt es sich, wenn die Olympiadenzahl die erste Hälfte des vierten Jahrs der 194sten Olympiade nicht übersteigt.

Zahl der Olympiaden um 1 und multiplicirt den Rest mit 4; zum Produkt zählt man die volle Zahl der Jahre in der gegebenen Olympiade und zieht diese Summe von 777 ab.

Z. B. Ol. 75, 1 erste Hälfte fällt auf das Jahr 480 v. Chr. zweite Hälfte.

$$\text{Nämlich } 74 \times 4 = 296$$

$$296 + 1 = 297$$

$$777 - 297 = 480$$

2) Fällt dagegen das Ereigniss in die zweite Hälfte eines Olympiadenjahrs, so muss man die durch obige Rechnung erhaltene Zahl um 1 verkleinern.

Z. B. Ol. 75, 1 zweite Hälfte ist = 479 v. Chr. erste Hälfte.

B. Für Jahre nach Christi Geburt.³⁷⁾

1) Fällt das Ereigniss in die erste Hälfte des Olympiadenjahrs, so vermindert man die Zahl der Olympiaden um 1 und multiplicirt den Rest mit 4; zum Produkt zählt man die volle Zahl der Jahre, welche der gegebenen Olympiade zugehören, und zieht 776 von der erhaltenen Summe ab.

Z. B. Ol. 254, 2 erste Hälfte ist = 238 n. Chr. zweite Hälfte.

Reduktion der christlichen Ära auf die Olympiaden-Ära.

Da der Anfang der christlichen Ära auf den 1. Januar fällt, der Anfang der Olympiaden-Ära aber auf den 1. Juli: so fällt die erste Hälfte eines jeden christlichen Jahres mit der zweiten Hälfte (Januar bis Juni) eines Olympiadenjahrs und die zweite Hälfte desselben christlichen Jahrs mit der ersten Hälfte (Juli bis Dezember) des darauf folgenden³⁸⁾ Olympiadenjahrs zusammen.

A. Für Jahre vor Christi Geburt.

1) Fällt das Ereigniss in die erste Hälfte eines christlichen Jahrs, so zieht man das gegebene Jahr von 776 ab und dividirt den Rest mit 4. Der Quotient, um 1 vermehrt, zeigt die verfloffenen Olympiaden und der Rest das laufende Jahr an. Bleibt

37) Um Jahre nach Christus handelt es sich, sobald die Olympiadenzahl die erste Hälfte des vierten Jahrs der 194sten Olympiade übersteigt. Hienach fällt Ol. 194, 4 zweite Hälfte mit der ersten Hälfte des J. 1. n. Chr. zusammen.

38) Dieses darauf folgende Olympiadenjahr hat sowohl für die Zeit vor als nach Christus stets die grössere Zahl.

nichts übrig, so nimmt man das vierte Jahr der laufenden Olympiade dafür und vermehrt dann die Zahl der Olympiaden nicht um 1.

Z. B. 753 v. Chr. erste Hälfte ist = Ol. 6, 3 zweite Hälfte.

Nämlich $776 - 753 = 23$

Dividirt man 23 durch 4, so ist der Quotient 5, der Rest 3.

Ferner:

480 v. Chr. erste Hälfte ist = Ol. 74, 4 zweite Hälfte.

Nämlich $776 - 480 = 296$

Dividirt man 296 durch 4, so ist der Quotient 74, Rest 0.

2) Fällt dagegen das Ereigniss in die zweite Hälfte eines christlichen Jahrs, so muss man das gegebene Jahr um 1 vermindern, ehe man es von 776 abzieht. Im Übrigen ist das Verfahren wie oben.

Z. B. 480 v. Chr. zweite Hälfte ist = Ol. 75, 1 erste Hälfte.

Ferner:

753 v. Chr. zweite Hälfte ist = Ol. 6, 4 erste Hälfte.

B. Für Jahre nach Christi Geburt.

1) Fällt das Ereigniss in die erste Hälfte eines christlichen Jahrs, so addirt man zu dem gegebenen Jahr die Zahl 776 und dividirt die erhaltene Summe durch 4. Der Quotient, um 1 vermehrt, zeigt die verflossenen Olympiaden und der Rest, um 1 vermindert, das laufende Jahr an. Bleibt nichts übrig, so nimmt man das dritte Jahr der laufenden Olympiade dafür und vermehrt dann die Zahl der Olympiaden nicht um 1.

Z. B. 238 n. Chr. erste Hälfte ist = Ol. 254, 1 zweite Hälfte.

Nämlich $238 + 776 = 1014$ Dividirt man 1014 durch 4, so ist der Quotient 253, der Rest 2.

Ferner:

240 n. Chr. erste Hälfte ist = Ol. 254, 3 zweite Hälfte.

Nämlich $240 + 776 = 1016$ Dividirt man 1016 durch 4, so ist der Quotient 254, Rest 0.

2) Fällt dagegen das Ereigniss in die zweite Hälfte eines christlichen Jahrs, so addirt man gleichfalls zu dem gegebenen Jahr die Zahl 776 und dividirt die erhaltene Summe durch 4; auch der Quotient wird um 1 vermehrt. Der Rest dagegen gibt unmittelbar die Zahl der Jahre für die bestimmte Olympiade an. Bleibt nichts übrig, so nimmt man das vierte Jahr der laufenden

Olympiade dafür und vermehrt die Zahl der Olympiaden nicht um 1.

Z. B. 238 n. Chr. zweite Hälfte ist = Ol. 254, 2 erste Hälfte.

Ferner:

240 n. Chr. zweite Hälfte ist = Ol. 254, 4 erste Hälfte.

4. Ära nach Erbauung der Stadt Rom.

1) Nach Varro³⁹⁾, dessen Berechnung aber nicht mehr in seinen Schriften selbst vorhanden, sondern blos durch Folgerungen aus Plut. Romul. 12 und Censorinus de die natali 21 gezogen ist, fällt die Erbauung Rom's in das Frühjahr (Fest der Palilien am 21. April) von Olympiade 6, 3, d. i. in das J. 753 v. Chr.⁴⁰⁾ Es ist demnach 753 d. St. das erste Jahr vor, 754 das erste Jahr nach Christi Geburt.

Um also ein Jahr der Stadt, dessen Zahl 753 nicht übersteigt, in das Jahr vor Christus zu verwandeln, oder umgekehrt ein Jahr vor Christus in das Jahr der Stadt: muss man die jedesmalige Jahreszahl von 754 abziehen, wo dann der Rest das Jahr vor Christus oder der Stadt ergibt.

Z. B. 608 d. St. ist = 754 — 608 = 146 v. Chr.

Umgekehrt:

146 v. Chr. ist = 754 — 146 = 608 d. St.

Um dagegen ein Jahr der Stadt, dessen Zahl 753 übersteigt, in das Jahr nach Christus oder umgekehrt ein Jahr nach Christus in das Jahr der Stadt zu verwandeln: muss man im ersteren Fall 753 von der gegebenen Jahreszahl abziehen, im zweiten Fall zu derselben addiren.

Z. B. 1059 d. St. ist = 1059 — 753 = 306 n. Chr.

Umgekehrt:

306 n. Chr. ist = 753 + 306 = 1059 d. St.

Hiebei wird der fast viermonatliche Unterschied, der zwischen dem eigentlichen Anfang der Stadt (21. April) und dem der christlichen Zeitrechnung (1. Januar) statt findet, gewöhnlich nicht weiter beachtet.

39) Ein Zeitgenosse des Cicero und Augustus.

40) Nicht, wie Th. Mommsen annimmt, 754 v. Chr.

Die Varronische Rechnung ist von den meisten römischen und neueren Schriftstellern adoptirt.

2) Eine andere Berechnung begründete M. Porcius Cato Censorinus († 148 v. Chr.), welche auch von Dionysios von Halikarnass (1, 74 f.) angenommen wurde und deshalb bald die Catonische, bald die Dionysische⁴¹⁾ genannt wird. Für sie sind die Palilien (21. April) von Olympiade 7, 1 oder das J. 751 v. Chr. die Epoche⁴²⁾.

Hinsichtlich der Reduktion der Catonischen Ära auf die christliche und umgekehrt gelten analog dieselben Grundsätze wie sub 1. Oder kurz gesagt: die Catonische Ära hat 2 Jahre weniger vor und 2 Jahre mehr nach Christus als Varro.

Vergleichung der Jahre Rom's mit den Jahren Christi.

(Vgl. auch die Tabellé p. 315.)

Jahre der Stadt.	Nach Varro.	Nach Cato.	Jahre der Stadt.	Nach Varro.	Nach Cato.
1	753 v. Chr.	751 v. Chr.	749	5 v. Chr.	3 v. Chr.
2	752 v. Chr.	750 v. Chr.	750	4 v. Chr.	2 v. Chr.
3	751 v. Chr.	749 v. Chr.	751	3 v. Chr.	1 v. Chr.
4	750 v. Chr.	748 v. Chr.	752	2 v. Chr.	1 n. Chr.
5	749 v. Chr.	747 v. Chr.	753 ^{*)}	1 v. Chr.*	2 n. Chr.
6	748 v. Chr.	746 v. Chr.	754	1 n. Chr.	3 n. Chr.
7	747 v. Chr.	745 v. Chr.	755	2 n. Chr.	4 n. Chr.
8	746 v. Chr.	744 v. Chr.	756	3 n. Chr.	5 n. Chr.
9	745 v. Chr.	743 v. Chr.	757	4 n. Chr.	6 n. Chr.
10	744 v. Chr.	742 v. Chr.	2535	1782 n. Chr.	1784 n. Chr.
744	10 v. Chr.	8 v. Chr.	2536	1783 n. Chr.	1785 n. Chr.
745	9 v. Chr.	7 v. Chr.	2537	1784 n. Chr.	1786 n. Chr.
746	8 v. Chr.	6 v. Chr.	2651	1898 n. Chr.	1900 n. Chr.
747	7 v. Chr.	5 v. Chr.	2652	1899 n. Chr.	1901 n. Chr.
748	6 v. Chr.	4 v. Chr.	2653	1900 n. Chr.	1902 n. Chr.

^{*)} In den letzten Monat des Jahrs 1 v. Chr. oder 753 Rom's nach Varro wird Christi Geburt fallend gedacht (§ 8, 1). Unmittelbar darauf folgt nach historischer Zählung das Jahr 1 n. Chr. oder 754 Rom's nach Varro, mit dessen 1. Januar die Zählung unserer christlichen Ära beginnt.

41) Man muss sich also vor Verwechslung mit unserer christlichen Ära, welche gleichfalls die Dionysische heisst (§ 8, 1), wohl hüten. — Übrigens wird die Catonische Ära häufig auch die Kapitolinische genannt, weil sie dem Konsularverzeichniss zu Grunde liegt, welches man, auf Marmortafeln eingegraben, 1545 auf dem Forum zu Rom gefunden und auf das Kapitol verbracht hat.

42) Nicht, wie Ideler will, Ol. 6, 4 oder 752 v. Chr.

5. Die Ära Nabonassar's.

Der Astronom Ptolemäos, welcher in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. lebte, gibt in seinem hochberühmten Lehrgebäude der Astronomie, dem Amalgest⁴³⁾, auch ein Verzeichniss von Königen und Kaisern, das mit dem Regierungsantritt des babylonischen Königs Nabonassar (26. Febr. 747 v. Chr.) beginnt.

Die Astronomen haben daraus eine Ära Nabonassar's gemacht, weil dieser König das babylonische Jahr verbessert haben soll. Jedenfalls ist jene Regententafel (der „Kanon des Ptolemäos“ genannt) für die alte Chronologie von grosser Wichtigkeit, weil sich nach ihr die Zeit vieler geschichtlich denkwürdiger Fakta genau berechnen lässt.

Um ein Jahr der Nabonassarischen Ära, das 747 nicht übersteigt, in das Jahr vor Christus zu verwandeln, oder umgekehrt ein Jahr vor Christus in das Jahr der Nabonassarischen Ära: muss man die jedesmalige Jahreszahl von 748 abziehen, wo dann der Rest das gesuchte Resultat ergibt.

Z. B. 747 der Nabonassarischen Ära ist $= 748 - 747 = 1$ v. Chr.

Umgekehrt:

1 v. Chr. ist $= 748 - 1 = 747$ der Nabonassarischen Ära.

Um dagegen ein Jahr der Nabonassarischen Ära, das 747 übersteigt, in das Jahr nach Christus oder umgekehrt ein Jahr nach Christus in das Jahr der Nabonassarischen Ära zu verwandeln: muss man im ersteren Fall 747 von der gegebenen Jahreszahl abziehen, im zweiten zu derselben addiren.

Z. B. 2625 der Nabonassarischen Ära ist $= 2625 - 747 = 1878$ n. Chr.

Umgekehrt:

1878 n. Chr. ist $= 747 + 1878 = 2625$ der Nabonassarischen Ära.

43) Der Titel des aus 13 Büchern bestehenden griechischen Originals lautet: *μεγάλη σύνταξις* und Ptolemäos hiess davon *ὁ μέγας ἀστρονόμος*. Daher in der arabischen Übersetzung die Überschrift: *Tabrir al magesthi*, woraus im barbarischen Latein des Mittelalters *Almagestus* (d. i. *μέγιστος*; mit dem arabischen Artikel *al*) entstand.

6. Die Ära von Mohammed's Flucht oder die Hedschra.

Mit Hedschra („das Scheiden“) bezeichnen die Mohammedaner die Flucht Mohammed's aus Mekka und beginnen von ihr, 16. Juli 622 n. Chr., ihre Zeitrechnung. Da sie nach Mondjahren rechnen, so ist die genaue Zurückführung mohammedanischer Zeitangaben auf unsere christliche Ära sehr complicirt. Indess sind 33 mohammedanische Jahre ziemlich 32 christlichen oder Sonnenjahren gleich. Will man sich daher mit annähernden Resultaten begnügen, so ergeben sich für die gegenseitige Reduktion folgende Regeln:

1) Wenn die mohammedanische Jahreszahl 32 nicht übersteigt, so braucht man, um das Jahr der christlichen Zeitrechnung zu bekommen, nur 621 dazu zu zählen.

Z. B. das Jahr 20 der Hedschra ist $= 621 + 20 = 641$ n. Chr.

2) Übersteigt dagegen die mohammedanische Jahreszahl 32, so zieht man den 33. Theil der gegebenen Jahressumme von dieser ab und addirt 622 zum Rest.

Z. B. das Jahr 1297 der Hedschra ist $= 1880$ n. Chr.

$$\text{Nämlich } \begin{array}{r} 1297 \\ 33 \end{array} - = 39$$

$$1297 - 39 = 1258$$

$$1258 + 622 = 1880$$

3) Will man umgekehrt ein Jahr der christlichen Zeitrechnung, das 653 (d. i. $621 + 32$) nicht übersteigt, in Jahre der Hedschra verwandeln, so zieht man 621 ab.

Z. B. das Jahr 641 n. Chr. ist $= 641 - 621 = 20$ der Hedschra.

4) Übersteigt dagegen das Jahr der christlichen Zeitrechnung die Zahl 653 (d. i. $621 + 32$), so zieht man 622 ab und addirt zum Rest den 32. Theil desselben.

Z. B. das Jahr 1880 n. Chr. ist $= 1297$ der Hedschra.

$$\text{Nämlich } 1880 - 622 = 1258$$

$$\begin{array}{r} 1258 \\ 32 \end{array} = 39$$

$$39 + 1258 = 1297$$

7. Die französische Revolutions-Ära.

Die neue französische Ära trat bekanntlich mit grossem Geräusche in die Welt und brachte die revolutionäre Störung auch in den Kalender, jedoch war die dadurch hervorgerufene Verwirrung nur eine vorübergehende, da die ganze Neuerung nicht viel über 13 Jahre in Geltung blieb: mit dem 22. September 1792 (dem Tag der Verkündigung der Republik, zugleich Herbstäquinoktium) begann die neue Ära und bereits vom 1. Januar 1806 ab war die christliche Zeitrechnung wieder in Geltung.

Übrigens hat eine Menge denkwürdiger Tage die republikanische Bezeichnung bis heute behalten, die Kenntniss des republikanischen Kalenders ist daher — ganz abgesehen von dessen wissenschaftlichem Interesse — noch jetzt von praktischer Bedeutung ⁴⁴).

Das neufränkische Jahr war in 12 Monate von je 30 Tagen eingetheilt, wozu zwischen dem letzten Fructidor und dem ersten Vendémiaire, d. h. in der Zeit vom 17.—21. September, 5 und in jedem vierten Jahr (dem Schaltjahr) 6 Ergänzungstage — jours complémentaires oder sansculottides — kamen. Von Zeit zu Zeit sollte statt des Schaltjahrs nur ein gemeines sein. Die 5 regelmässigen Ergänzungstage hiessen: Fête du génie, Fête du travail, Fête des actions, Fête des récompenses, Fête de l'opinion; der Schalttag: le jour de la République. Die Jahre wurden fortlaufend mit römischen Ziffern bezeichnet (an I, II u. s. w.); je 4 Jahre hiessen eine Franciade.

Die Namen der Monate waren dem Charakter der Jahreszeiten entnommen; sie folgten sich in nachstehender Reihe:

Vendémiaire (Weinmonat)	= 22. Sept.—21. Okt.
Brumaire (Nebelmonat)	= 22. Okt.—20. Nov.
Frimaire (Reifmonat)	= 21. Nov.—20. Dezbr.
Nivôse (Schneemonat)	= 21. Dezbr.—19. Jan.
Pluviôse (Regenmonat)	= 20. Jan.—18. Febr.
Ventôse (Windmonat)	= 19. Febr.—20. März
Germinal (Keimmonat)	= 21. März—19. April
Floréal (Blüthenmonat)	= 20. April—19. Mai

44) Eine vollständige Vergleichung des französischen Revolutionskalenders mit dem Gregorianischen findet sich in Littrow's „Kalender für alle Stände. Wien 1849.“

Prairial (Wiesenmonat) = 20. Mai—18. Juni

Messidor (Erntemonat) = 19. Juni—18. Juli

Thermidor (Hitzmonat) = 19. Juli—17. Aug.

Fructidor (Fruchtmonat) = 18. Aug.—16. Sept.

Jeder Monat zerfiel in 3 Dekaden zu je 10 Tagen, welche mit fortlaufender Zahl von 1—10 bezeichnet wurden: primidi, duodi, tridi, quartidi, quintidi, sextidi, septidi, octidi, nonidi, décadi. Létzterer galt als Ruhetag. Daneben waren die einzelnen Tage einer Dekade noch materiell nach verschiedenen (meist landwirthschaftlichen) Gegenständen benannt.

Der 14. Juli (Tag der Erstürmung der Bastille), der 10. August (an diesem Tage hatte sich 1792 der König in den Schutz der Nationalversammlung begeben) und der 21. Januar (Hinrichtungstag des Königs) sollten alljährlich als Feste der Republik gefeiert werden.

§ 9.

Von den Cyklen.

Von Cyklen oder Zeitkreisen (§ 7) verdienen ausser den Olympiaden, welche schon oben (§ 8, 3) dargestellt wurden, der Sonnen-, Mond- und Indiktionscykel aus dem Grunde eine nähere Betrachtung, weil sie zu den sogen. „chronologischen Kennzeichen“, d. h. den Merkmalen gehören, wodurch die Jahre von einander unterschieden werden.

1. Der Sonnencykel.

Der Sonnencykel ist ein Kreis von 28 Jahren, nach deren Verfluss die Sonntage (also auch die übrigen Wochentage) wieder auf dieselben Monatstage fallen. Hätten wir keine Schaltjahre, so würde diess schon nach Verlauf von 7 Jahren geschehen.

Man nennt die Zahl, welche angibt, das wievielte dieser 28jährigen Periode ein gegebenes Jahr ist, den Sonnenzirkel und findet denselben, indem man die Jahreszahl um 9 vermehrt ⁴⁵⁾ und

45) Diess desshalb, weil Dionysius Exiguus, als er den Sonnencykel einführte, den Anfang desselben 9 Jahre vor Christi Geburt gesetzt hat. Der Anfang unserer christlichen Ära ist also das 10te Jahr im Sonnencykel. — Übrigens hat sich mit Einführung der Gregorianischen Zeitrechnung dieser Zirkel verrückt, wesshalb die sog. „Sonntagsbuchstaben“ nach dem Julianischen und Gregorianischen Kalender verschieden sind.

dann mit 28 dividirt. Der Rest oder, wenn die Division aufgeht, die Zahl 28 selbst ist der Sonnenzirkel. Für das Jahr 1879 z. B. ist der Sonnenzirkel 12, für das Jahr 1895 dagegen 28.

2. Der Mondcykel oder die goldene Zahl.

Der Mondcykel ist ein Zeitraum von 19 Jahren, welche nach ihrem Ablauf wieder von vorn anfangen. Die Vergleichung der Bewegungen des Mondes mit jenen der Sonne gab Anlass zu seiner Erfindung, die dem Griechen Meton (§ 4) zugeschrieben wird. Nach dessen Lehre nahm man an, dass nach Verfluss von 19 Jahren die Neu- und Vollmonde jedesmal wieder auf die nämlichen Tage fallen.

Die Zahl welche angibt, das wievielte ein gegebenes Jahr im Mondcykel ist, wird die goldene Zahl genannt, weil man sie früher für so wichtig hielt, dass sie als goldene Ziffer in die Kalender eingereiht wurde ⁴⁶⁾. Dieselbe wird gefunden als der Rest, den die um 1 vermehrte Jahreszahl ⁴⁷⁾ bei der Division mit 19 übrig lässt. Geht die Division auf, so ist 19 die goldene Zahl. Z. B. für 1879 ist die goldene Zahl 18, für 1880 dagegen 19.

Weil übrigens 19 Mondsjahre um beinahe $1\frac{1}{2}$ Stunden kürzer sind als 19 Sonnenjahre, so besteht keine völlige Richtigkeit in Betreff der Bestimmung der Neu- und Vollmonde nach der goldenen Zahl; die Berechnung des christlichen Osterfestes nach den sogen. Epakten ⁴⁸⁾, welche mit derselben in engem Zusammenhang stehen, ist daher keineswegs astronomisch genau.

3. Der Indiktionscykel.

Im vierten Jahrhundert nach Christus wurde im römischen Reich eine Grundsteuer eingeführt, in der Art, dass alle 15 Jahre

46) Nach Andern rührt der Name davon, dass die Berechnung des Meton zu Athen auf der Mauer des Pnyx mit goldener Schrift eingegraben war. Vgl. Barthelemy, Reise des jungen Anacharsis (deutsche Ausgabe, Wien & Prag 1802) Bd. 3 p. 168.

47) Dionysius Exiguus, der den Metonischen Mondcykel neuerdings wieder einführte, setzte den Anfang der christlichen Ära in das 2te Jahr dieses Cyklus.

48) Vgl. Anm. 13. — Unter Epakten oder Alter des Mondes versteht man diejenigen Zahlen, welche anzeigen, wie viel Tage vom letzten Neumond im Dezember eines verflossenen Jahres bis zum ersten Tag des neuen Jahres vergangen sind. Die Epakten des Gregorianischen Kalenders sind verschieden von denen des Julianischen.

durch eine vom Kaiser feierlich unterschriebene Verordnung bekannt gemacht wurde, wie viel jede Provinz, jeder Distrikt, jede Stadt oder Kommune zu dieser Steuer beitragen sollte. Während der folgenden 15 Jahre musste nun jede Provinz, jeder Ort und in jeder Provinz, an jedem Ort jeder einzelne Einwohner die auferlegte Steuerquote entrichten, sie mochten unterdessen ärmer oder reicher geworden sein. Erst bei der jedesmaligen Abfassung der neuen Verordnung nach 15 Jahren wurde auf solche Veränderungen Rücksicht genommen⁴⁹⁾.

Eigentlich wurde die Verordnung, durch welche die Kaiser diese Steuer befahlen, *indictio* (Ansagung) genannt; dann aber nannte man auch die Steuer selbst so. Später führte sie meist die Bezeichnung *Römerzinszahl* oder *Kaiserzahl*.

In Konstantinopel kam allmählig die Sitte auf, bei Datirung der kaiserlichen Verordnungen auch das laufende Jahr der Indiktion mit zu nennen. Es hiess z. B. von einer kaiserlichen Verordnung, sie sei gegeben Indictione 4, d. h. im vierten Jahr der laufenden Indiktion. Die Päbste zu Rom, welche diesen Gebrauch nachahmten, fügten noch die Zahl der letzteren selbst bei. Zugleich nahmen sie (man weiss nicht, warum?) an, die Indiktionen hätten schon 3 Jahre vor Christi Geburt ihren Anfang genommen, da sie doch erst — wie bereits erwähnt — seit dem vierten Jahrhundert nach Christus in Gebrauch kamen. Die päpstliche Formel war also z. B.: anno 4 Indictionis LIII. Hiernach sollten 52 volle Indiktionen oder $52 \times 15 = 780$ Jahre verflossen sein; die 53. Indiktion hatte angefangen, und in derselben war es das vierte Jahr. Es war also, nach jener irrig angenommenen Voraussetzung, dass die Indiktionen 3 Jahre vor Christi Geburt angefangen haben, das Jahr 781 n. Chr.

Auch Karl der Grosse nahm die Angabe des laufenden Indiktionsjahrs in seine Urkunden auf, obwohl die Steuer selbst, auf welche die Formel sich bezog, längst aufgehört hatte, so dass man kaum mehr die Bedeutung des Wortes kannte. Die deutschen Kaiser behielten die Indiktionsrechnung gleichfalls bei und noch in neueren Urkunden und Notariats-Instrumenten kommt sie vor, angeblich, um Fälschungen vorzubeugen, wesshalb sie im Kalender angegeben wird.

49) Vgl. Schlosser, Weltgesch. (2. Ausgabe, Oberhausen & Leipzig 1871) Bd. 3 p. 567 f.

Da nach jener päpstlichen Fiktion das erste Jahr unserer Zeitrechnung das vierte eines Indiktionscyklus ist, so muss man zu der christlichen Jahreszahl 3 addiren, um durch Division mit 15 den Rest zu finden, der die diesem Jahr gehörige Zahl im Indiktionscykel angibt. Bleibt kein Rest, so ist 15 die Indiktion. Für das Jahr 1879 z. B. ist die Indiktion 7, für das Jahr 1887 aber 15.

§ 10.

Von den chronologischen Perioden. — Julianische Periode.

Unter den „chronologischen Perioden“, wie die Zusammenstellungen mehrerer Cyklen genannt werden, ist die von Josef Scaliger erfundene sogen. Julianische Periode, deren schon oben (§ 8, 2) gedacht worden, vorzüglich merkwürdig.

Zu ihrem näheren Verständniss ist ein historischer Rückblick nöthig.

Nach Wiederherstellung der Wissenschaften im 15. und 16. Jahrhundert leuchtete den Geschichtsforschern vor Allem ein, dass es ohne eine bestimmte und zuverlässige Zeitrechnung keine wahre und richtige Geschichte geben könne. Die Chronologie wurde daher von vielen ausgezeichneten Gelehrten mit grossem Eifer getrieben. Vgl. § 7. Bald sah man auch ein, dass es für die alte Geschichte eine Hauptaufgabe sein müsse, eine gleichförmige, allgemein anwendbare Jahrrechnung zu haben, auf die sich die von einander so abweichenden Jahrrechnungen der verschiedenen Völker des Alterthums reduciren liessen.

Zu einer solchen allgemeinen Zeitrechnung — glaubte man — wäre nun nichts besser geeignet, als erstlich die Jahrformen aller alten Völker auf Julianische Jahre zurück zu bringen (vgl. § 4 i. f.) und zweitens die Schöpfung der Welt, den Mosaischen Nachrichten zufolge, zur Anfangsepoche zu machen, d. i. nach Jahren der Welt zu rechnen.

Aber über das Alter der Welt selbst waren die Forscher uneinig, die Einen nahmen von der Schöpfung der Welt (vgl. übrigens Anm. 25) bis zu Christi Geburt mehr, die Andern weniger Jahre an und so entstanden die vielerlei Weltären, die wir oben (§ 8, 2) näher betrachtet haben. Man war also wieder in Verlegenheit; statt dass wir sagen, Rom sei im Jahre 753 v. Chr. erbaut wor-

den, verlegte z. B. Calvisius das Gründungsjahr Rom's in das Jahr 3197 d. W., Petav in das Jahr 3231, Usher in das Jahr 3251. Um die Angaben eines Jeden zu verstehen, musste man also sein Epochenjahr kennen, d. h. wissen, wie viel Jahre er von der Schöpfung bis auf Christi Geburt gerechnet habe.

Solcher Unbequemlichkeit abzuhelfen, erfand nun Scaliger seine berühmte Julianische Periode, so genannt, weil sie nach Julianischen Jahren rechnete.

Dieselbe entsteht aus der Multiplikation des Indiktionskreises mit der Dionysischen Periode, welch' letztere das Produkt des Sonnen- und Mondcykels ist ⁵⁰), enthält also eine Reihe von $15 \times 28 \times 19 = 7980$ Jahren ⁵¹).

Da sie das Geburtsjahr Christi in das 4713. und den Anfang der christlichen Ära auf den 1. Januar des 4714. Jahres setzt (als in welchem Jahre allein das zehnte Jahr des Sonnen-, das zweite des Mond- und das vierte des Indiktionscykels zusammenkommen), so waren die Systeme aller — wenigstens der lateinischen — Chronologen in ihr enthalten, so dass es nach Rotteck's Ausdruck den streitenden Parteien ermöglicht wurde, ohne ihren Hypothesen abzuschwören, in diesem konventionell angenommenen, gewissermassen neutralen System einen Punkt der Vereinigung zu finden und in dasselbe — als in ein Netz oder eine Leiter — die Begebenheiten nach ihrem Abstand unter einander und von dem

50) Die Dionysische Periode (auch das grosse Jahr oder der Ostercyklus, *cyclus paschalis* genannt) ist eine Kombination des Sonnen- und Mondcykels, besteht also aus $28 \times 19 = 532$ Jahren, nach deren Verlauf Ostern wieder auf denselben Monatstag, innerhalb der Obergrenze, fällt. Übrigens war Dionysius Exiguus, nach welchem diese Periode benannt wird, nicht der Erfinder, sondern nur der Verbesserer derselben. Eigentlich stammt sie von Victor aus Aquitanien (um 465 u. Chr.), wesshalb sie oft auch „*periodus Victoriana*“ genannt wird.

51) Die Julianische Periode hat daher den Vortheil, dass man durch blosse Division mit 28, 19 oder 15 die Sonnen-, Mondcykel- und Indiktions-Zahl für jedes gegebene Jahr finden kann. Der Rest oder, wenn die Division aufgeht, der Divisor selbst ist die gesuchte Zahl. So findet man z. B. ohne jede Weiterung für das J. 6592 der Julianischen Periode (= 1879 n. Chr.) die Sonnencykel-Zahl 12, die Mondcykel- oder goldene Zahl 18 und die Indiktionszahl 7. Für das J. 6608 der Julianischen Periode (= 1895 n. Chr.) ist die Sonnencykel-Zahl der Divisor selbst, nämlich 28.

allgemeinen Schwerpunkt der Zeitrechnung (der Geburt Christi) vor- und rückwärts einzutragen.

Die Schriftsteller hatten nun nicht mehr nöthig, die Jahre der Welt, in welche sie eine Begebenheit setzten, nach all' den hundert verschiedenen Systemen anzugeben, wenn sie von deren Anhängern verstanden werden wollten: es genügte, das Jahr der Julianischen Periode zu nennen, und jeder Chronolog wusste dann leicht zu finden, welches Jahr der Welt nach seinem System damit zusammentraf.

Seitdem man aber die Rechnung nach Jahren der Welt verlassen hat, hat auch die Julianische Periode viel von ihrer einstigen Bedeutung verloren. Jedoch bedient man sich ihrer auch noch heutzutage in Fällen, wo es sich um scharfe und genaue Zeitangaben handelt.

XL. Horaz, de arte poetica.

(Schluß.)

Thespis, des Dramas erster Schöpfer,
 Hat auf dem Narren debütiert
 Und einfach, wie mit Lehm der Töpfer,
 Mit Schminke sein Gesicht bestrich.

Schauspielgerüst und Maskenhülle
 Kam dann durch Aeschylus hinzu;
 Der Sprache gab er ihre Fülle,
 Dem Spieler seinen Stelzenschuh.

Auch die Komödie begehrte
 Nach Freiheit oder nach Skandal.
 Als man dem Chor das Schimpfen wehrte,
 Da schwieg er ein für allemal.

Wohl haben wir — ich muß es loben —
 Uns an der Mutterbrust genährt
 Und unser Volk in tausend Proben
 Des Lust- und Schauspiels hochgeehrt.

Doch bleibt vom Glanz latinischer Waffen
 Lateinische Dichtung weit entfernt,
 Wenn man beim dichterischen Schaffen
 Nicht auch die Feile brauchen lernt.

Drum frisch gefeilt und nicht gewichen
 Und jedes Stück mit Pann belegt,
 Das nicht, zum zehnten Mal durchstrichen,
 Den Stempel der Vollendung trägt.

Demofritus, der Stegerrichter,
 Läßt in den heiligen Musenhain
 Nur tolle, geniale Dichter,
 Doch keinen nüchternen hinein.

Drum läßt sich eine schwere Masse
 Poeten Bart und Nägel stehn
 Und läßt sich nirgend auf der Gasse
 Wie andre Menschekinder sehn.

Als Meister fällt vom Himmel plötzlich
 So ein verrückter Strobellopf,
 Und ich kasteie mich entseglisch
 Und bleibe nach wie vor ein Tropf!

Welch ein Genie hätt' ich gegeben
 Und bin ein plumper Schleiffstein jetzt!
 Ein Stein, oho! der doch daneben
 Zum scharfen Schnitt das Messer wegt.

Wohlan! hinfort sei meine Stärke
 Nichts als die blasse Theorie
 Vom Dichter und von seinem Werke,
 Vom Wo und Wann und Was und Wie.

Zum Büchermachen hilft nur sicher
 Ein durchgebildeter Verstand.
 Drum nehme man die besten Bücher
 Der Philosophen in die Hand.

Man lerne, was der Sohn, der Bruder,
 Der Bürger für Gefühle hegt,
 Wie ein Senator oder guter
 Feldherr und Richter sich betragt.

Und weiß man so die rechten Schranken
 Von Groß und Klein, von Mein und Dein,
 So stellt zum richtigen Gedanken
 Das rechte Wort sich selber ein.

Man sammle aus zerstreuten Zügen
 Des Lebens ein vollkommnes Bild,
 Das mit herzinnigem Vergnügen
 Die Herzen aller Hörer füllt.

Sie lieben mehr ein Stück mit Sprüchen
Und Charakteren von Gewicht
Als eines, das mit lächerlichen
Verkünften bloß das Ohr besticht.

Dem Griechenvolk ist Ruhm und Ehre
Des Lebens einziger Gewinu.
Ihu gab die Göttin weise Lehre,
Liebliche Reden in den Sinn.

Prozente, Zinsfuß und Sesterze,
Sind eines Römerkinds Kost,
Und in sein jugendliches Herze
Krißt schon des Mammons gelber Noit.

Der Lehrer lobt den kleinen Simpel,
Der wacker dividiren kann.
Natürlich! so ein Rechenzimpel
Wird später ein gemachter Mann.

Kenntniß der Münzen und Gewichte
Macht ja denbeutel eher satt
Als wenn man eigene Gedichte
In seinem Bücherkasten hat.

Will uns der Dichter Lehren geben,
So sei die Rede kurz und knapp.
Die vielen Phrasen laufen eben
Wie Wasserlein an uns hinab.

Führt uns der Dichter zum Vergnügen
In eines Märchens Zauberkreis,
So mach' er uns nicht plumpe Lügen
Aus einer Kinderstube weis.

Belehrung und Ergeknung fließen
Abwechselnd aus des Dichters Mund
Und auf der höchsten Stufe schließen
Sie miteinander ihren Bund.

Um solche Meisterwerke schlagen
Buchhändler sich und Publikum,
Und über Meer und Länder tragen
Sie des Verfassers ewgen Ruhm.

Der beste Schütz verzieht sich freilich,
Die beste Saite schwankt im Ton.
Ein kleiner Fehler ist verzeihlich
Bei einem braven Mnjensohn.

Er ist sonst einer von den Guten
 Und hat sich nur einmal verrannt,
 Vielleicht hat ihn ein paar Minuten
 Die Magenschwäche übermannt.

Nur kein Pardon für einen Stümper,
 Der sich auf seine Fehler steift
 Und unermüßlich im Geflimper
 Die gleiche falsche Saite greift.

Doch wenn ich nebenbei bemerke,
 Daß auch Homer sein Schläfchen thut,
 So denk' ich: bei so langem Werke
 Hält man's dem Alten gern zu gut.

Bei unsrer lieben Dichtkunst ist es
 Genau wie bei der Malerei,
 Das eine sieht man und vergißt es,
 Das andre freut uns immer neu;

Das eine schaut man etwas näher,
 Beim andern tritt man mehr zurück;
 Bald reizt es uns im Schatten eher,
 Bald mehr im Lichte der Kritik.

Wahr ist's — doch auch geschiedten Ohren
 Sagt man die Wahrheit nie genug —:
 Bist du zum Dichter nicht geboren,
 So führe lieber Schwert und Pflug.

Gar manche Herrn sind keine Lichter
 Und werden Doktor und Jurist;
 Doch einen mittelmäßigen Dichter
 Wirft Gott und Menschheit auf den Mist.

Zu einer feinen Table d'Hôte
 Verlangt man keine Tanzmusik.
 Ein schlechter Honig auf dem Brote
 Ist schlechter als ein trocknes Stück.

Kann ich nicht reiten, sattl' ich lieber
 Den Pegasus zu keinem Ritt;
 Denn vom Erhabenen hinüber
 Zum Lächerlichen ist ein Schritt.

Ist man kein Turner und kein Schwimmer,
 So glänzt man eben anderswo
 Und macht nicht öffentlich und immer
 Für alle Welt den Bajazzo.

Doch so ein Klecker denkt-verwegen:
 Ein Verschen machen kann ich schon.
 Mit Recht! er hat ja hübsch Vermögen,
 Ist tugendhaft und schreibt sich von.

Sogar wenn einer Geist und Kenntniß
 In Worten zeigt und in der That,
 Fragt er zum besseren Verständniß
 Bei seinem Werk den Freund um Rath.

Neun Jahre gibt er seine Lieder
 Noch nicht heraus, wie sehr's ihn juckt.
 Ein Manuscript verbrennt man wieder,
 Doch was gedruckt ist, bleibt gedruckt.

Schon Orpheus hat, der gottvertraute,
 Den wilden Thieren musizirt,
 Amphion mit dem Klang der Laute
 Die kalten Steine selbst gerührt.

Der Sänger war zuerst ein Lehrer
 Vom Eigenthum und Städtebau,
 Den Gottsverächtern ein Befehrer,
 Ein Richter zwischen Mann und Frau.

Dann ließ Thyräus und vor allen
 Der unvergleichliche Homer
 Das Hohelied vom Krieg erschallen
 Und seinem Gott in blanker Wehr.

Dann sang man Gnomen und Orakel,
 Dann kam das Hofpoententhum,
 Dann schrieb man rührende Spektakel
 Für's arbeitsmüde Publikum.

Talent und Fleiß vereint sich immer
 Im wahren Werthe des Gedichts;
 Talent allein ist eitler Schimmer,
 Der Fleiß allein erfindet nichts.

Wer siegreich ringen will und laufen,
 Der läßt sich als ein Knabe schon
 Mit Wasser und mit Feuer taufen.
 Und spricht dem Wein, den Weibern Hohn.

Wer als Poet und Flötenspieler
 In Delphi seinen Gegner schlägt,
 Hat sich gewiß als braver Schüler
 Schon seinen Schulsack beigelegt.

Heut wollen gar die Vogelschenken,
Gelehrte oder Dichter sein;
Und will die eigne Kraft nicht reichen,
So schwindelt man ein X hinein.

Ein reicher Dichter, von dem Troffe
Gemeiner Schmeichelei verehrt,
Gleicht einem Kaufmann, der durch große
Schaufenster seine Kundschafft mehrt.

Gern übernimmt er für die Schmeichler
Bürgschaft, Prozeß und Zahlungspflicht;
Den wahren Freund von einem Heuchler
Zu unterscheiden weiß er nicht.

Zuerst beschenkt er die Klienten,
Dann läßt er seine Verse los,
Und alle klatschen mit den Händen:
Vortrefflich, wundervoll, famos!

Bei einer traurigen Erzählung
Wird einem gar das Auge feucht,
Und bringt er's weit in der Verstellung,
So zuckt er krampfhaft und erbleicht.

Die schlimmen Freunde sind im Loben
Verschwenderisch, die guten karg,
Klagweiber heulen laut und toben,
Verwandte weinen still am Sarg.

Drum hat ein Fürst, den Freund zu prüfen,
Ihn erst mit starkem Wein berauscht
Und dann als Fuchs die Herzenstiefen
Des andern Fuchses fein belauscht.

Wenn ich dem ehrlichen Kameraden
Duintil von meinen Verien las,
So sieng er an mich einzuladen:
Verbessere dies und streiche das!

Und fragt ich ihn alsdann verdrießlich,
Was es darau zu tadeln gibt,
So schwieg er still und dachte schließlich:
Der ist halt auch in sich verliebt.

Ein Aristarch von Gottes Gnaden
Verbessert, was verbesserlich,
Beseitigt alle Wortparaden,
Tilgt allen Schund mit einem Strich.

Man kränkt ja lieber halb im Spasse
Im Kämmerlein des Freund's Gemüt,
Als daß man ihn auf offner Straße
Sich hinteudrein blamiren sieht.

Der Anabe liebt phantastische Leute,
Dem weisen Mann ist ein Phantast
Ein Kerl, durch dessen Eingeweide
Ein Fieber oder Dämon rast.

So einer irrt als Vogelsteller
Durch alle Himmel im Triumph
Und fällt je höher desto schneller
Einstweilen in den tiefsten Sumpf.

Da schlägt er sich im Dreck und Schilfe
Das Deklamiren aus dem Sinn.
Zu Hilfe! ruft er dann, zu Hilfe!
Kein Mensch erbarmt sich über ihn.

Und käme man mit einem Seile,
So müßt' ich sagen: Habet Acht!
Er hat vielleicht aus Langerweile
Freiwillig diesen Sprung gemacht.

So sagt man ja, daß auch der gute
Empedokles im Atna starb
Und in der Glut mit kaltem Blute
Sich die Unsterblichkeit erwarb.

Behagt es einem nicht im Leibe,
Ein edler Tod hilft aus der Noth.
Das Recht der Selbstbestimmung bleibe
Dem tollen Kerl bis in den Tod.

Sonst faßt er uns mit Bärenarmen
Und liest uns seine Verse vor
Und hängt, ein Vampyr ohn' Erbarmen
Bis zur Verzweiflung uns am Ohr.

Ob er die Göttertempel schändet,
Ob er außs Grab des Vaters pißt,
Nichts ist so ruchlos und verblendet
Als wenn er Verse macht und liest.

Tuttlingen.

Feucht.

XLI. Nachrichten über die Frühjahrsprüfungen (1881) von Candidaten des realistischen Lehramts.

B) Reallehrerprüfung.

Die Vorschriften für diese Prüfung sind in Nro. 1 und 2 des Correspondenzblattes, Jahrgang 1879, in dem Artikel „Nachrichten über die im Frühjahr 1878 abgehaltenen Prüfungen“ zur öffentlichen Kenntniss gebracht worden. Separatabdrücke dieser Nachrichten können die Kandidaten gegen eine Gebühr von 50 Pfg. jederzeit von dem Sekretariat der M.-A. für Gelehrten- und Realschulen, sowie während der Prüfung durch den Famulus der Realanstalt in Stuttgart beziehen.

Aufgaben zur schriftlichen Prüfung.

a) Religion.

1) Es soll an verschiedenen Beispielen aus dem Alten und Neuen Testament gezeigt werden, wie Menschen gegen ihr eigenes Wissen und Wollen Werkzeuge des göttlichen Rathschlusses gewesen sind.

2) Die dogmatischen und moralischen Grundwahrheiten über das Reich Gottes, wie sie in den Gleichnissen Jesu enthalten sind.

Zu Nr. 2 wurde den Theilnehmern an der Prüfung angedeutet, dass es denjenigen Candidaten, welche auf das dogmatische, auf das die Glaubenslehre Betreffende in den Gleichnissen über das Reich Gottes weniger eingehen wollen, freistehe, um so genauer die moralischen Wahrheiten über das Reich Gottes d. h. hauptsächlich die sittlich religiösen Forderungen, die Christus in den verschiedenen Gleichnissen stellt, auszuführen.

b) Deutsch.

α) Thema für den deutschen Aufsatz.

Das Wort aus Göthe's Tasso (Aufz. I, Sc. 2): „Es bildet ein Talent sich in der Stille, Sich ein Character in dem Strom der Welt“ — inwiefern trifft es zu und in welcher Weise muss es näher bestimmt werden?

β) Deutsche Grammatik.

1) Kurze Darstellung der amtlich vorgeschriebenen Interpunktionslehre.

2) Was ist aus der Verslehre Realschülern von 12—14 Jahren mitzuthemen?

3) Die Bildung des Substantivs durch Zusammensetzung.

Bemerkung über die Anforderungen in der deutschen Grammatik. Es wird zunächst nur Kenntniss der neuhochdeutschen Grammatik verlangt; hat der Kandidat jedoch auch historische Studien gemacht, so wird es gerne gesehen, wenn er seine Kenntnisse in der Behandlung der Aufgaben zu verwerthen weiss. Neben der amtlich vorgeschriebenen Orthographie und Interpunktionslehre wird genau Kenntniss der Wort- und Satzlehre, sowie der Verslehre, insbesondere in denjenigen Theilen, welche für den Schulunterricht wichtig sind, bei dem Kandidaten vorausgesetzt. Erwünscht ist es zu erfahren, welche Lehrbücher derselbe seinem Studium zu Grunde gelegt hat.

γ) Literatur.

- I) Entwicklung des Charakterbildes der Götheschen Iphigenia.
- II) Was ist Epos und welche Unterabtheilungen gehören ihm zu?
Mit Angabe von charakteristischen Beispielen.

c) Französisch.

α) Zur französischen Komposition.

Es kann kein Zweifel darüber obwalten, dass Cäsar mehr als irgend ein anderer seiner Zeitgenossen es verdiente, an der Spitze der römischen Republik zu stehen. Man spricht zwar viel von seinem Glücke; aber dieser ausserordentliche Mann besass so viele grosse Eigenschaften, dass er, in welchem Staate er auch gelebt hätte, als Feldherr wie als Politiker eine grosse Rolle gespielt haben würde. Nie hat er eine Schlacht geliefert, die er nicht gewonnen hätte und je grösser die Gefahr war, um so mehr Hilfsquellen schien sein Geist zu entdecken, um ihr zu entgehen. Mag ihm der eine oder andere als Feldherr auch gleich kommen, was ihn am meisten auszeichnet, sind seine politischen Talente. Keiner verstand es wie er, dem Volke zu schmeicheln und dasselbe zu leiten, ohne dass es dessen gewahr wurde. Er war der einzige Mann, dem es gelingen konnte, die verschiedenen Parteien durch seine ebenso milde als feste und weise Regierung zu vereinigen. Ist es daher zu verwundern, dass Cäsar nach so vielen Erfolgen nach der Königswürde strebte und sein Haupt mit dem Diadem geschmückt zu sehen wünschte? Wir glauben nicht, dass man ihm einen Vorwurf daraus machen darf, wofern man nicht jeden Ehrgeiz für verbrecherisch hält. Aber jedes Ding hat seine zwei Seiten: Diejenigen, welche noch nicht daran verzweifelten, dass die Republik gerettet werden könne, mussten um jeden Preis zu verhüten suchen, dass Cäsar zum König ausgerufen werde; denn es

stand zu befürchten, dass er dann die Alleinherrschaft auf immer errichten werde. Welche Erfolge er auch seinem Ehrgeiz verdankte, eben dieser gestattete ihm nicht, dass er sie ruhig genießen konnte. Die Thatsache übrigens, dass die Ermordung Cäsars nicht verhinderte, dass die Republik die Beute eines einzigen wurde, ist ein Beweis dafür, wie wenig selbst die gewaltsamsten Mittel im Stande sind, den Gang der Ereignisse aufzuhalten oder zu verändern.

§) Französisches Diktat.

Loin de nous la pensée de nier le génie extraordinaire de Voltaire. C'est parce que, dans notre conviction, ce génie était peut-être un des plus beaux qui aient été jamais donnés à aucun écrivain, que nous en déplorons plus amèrement le frivole et funeste emploi. Nous regrettons, pour lui comme pour les lettres, qu'il ait tourné contre le ciel cette puissance intellectuelle qu'il avait reçue du ciel. Nous gémissons sur ce beau génie qui n'a point compris sa sublime mission, sur cet ingrat qui a profané la chasteté de la muse et la sainteté de la patrie, sur ce transfuge qui ne s'est pas souvenu que le trépied du poète a sa place près de l'autel. Et, ce qui est d'une profonde et inévitable vérité, sa faute même renfermait son châtement. Sa gloire est beaucoup moins grande qu'elle ne devait l'être, parce qu'il a tenté toutes les gloires, même celle d'Erostrate. Il a défriché tous les champs, on ne peut dire qu'il en ait cultivé un seul. Et, parce qu'il eut la coupable ambition d'y semer également les germes nourriciers et les germes vénéneux, ce sont, pour sa honte éternelle, les poisons qui ont le plus fructifié. Ses satires, empreintes parfois d'un stigmaté infernal, sont fort au-dessus de ses comédies, plus innocentes. On préfère ses poésies légères, où son cynisme éclate souvent à nu, à ses poésies lyriques, dans lesquelles on trouve parfois des vers religieux et graves. Ses contes, enfin, si désolants d'incrédulité et de scepticisme, valent mieux que ses histoires, où le même défaut se fait un peu moins sentir, mais où l'absence perpétuelle de dignité est en contradiction avec le genre même de ces ouvrages. Quant à ses tragédies, où il se montre réellement grand poète, on ne peut disconvenir, malgré tant d'admirables scènes, qu'il ne soit encore resté assez loin de Racine, et surtout du vieux Corneille.

(V. Hugo.)

γ) Thema zur Exposition.

A. M. Philarète Chasles.

Ce 29 mars, 1865.

Mon cher Chasles,

Permettez-moi de vous parler en toute franchise. Vous n'avez pas à me faire de visite. J'aurais plutôt à vous en faire, car vous êtes d'un an ou deux, je crois, mon ancien. Vos titres ne sont pas en question: ce n'est à mes yeux qu'une affaire de possibilité, et j'agirai en conséquence. Maintenant, comme je suis franc, je vous dirai que, dans votre cours du mardi 12 janvier de l'année dernière, vous vous êtes permis, à propos de Bonstetten, à qui vous m'avez fait l'honneur de me comparer, de faire rire votre auditoire à mes dépens. Vos propres termes ont été ceux-ci: „Bonstetten . . . un Genevois, inconnu aujourd'hui, qui était l'ami de Madame de Staël, un homme qui avait plus d'un trait de ressemblance avec l'écrivain ondoyant, le plus ondoyant de notre époque, notre brillant ami M. Sainte-Beuve, qui sait si bien s'assimiler, prendre toutes les teintes, toutes les doctrines, qui est si fluide, si ondoyant, dis-je, qui s'assimile admirablement les idées philosophiques, littéraires, politiques aussi: Mais ne touchons pas à la politique, c'est chose trop délicate.“ Voilà ce que vous avez dit, il n'y a pas de négation possible; vous le nieriez, à moi parlant, que je n'en croirais pas un mot; car j'admets volontiers que vous ne pensiez pas à mal et que vous étiez ce matin-là un peu en pointe. Mais je n'accepte point, de tels éloges de la part de mes amis. Il vous arrive quelquefois de réclamer pour ce temps-ci non des idées, mais des caractères. Cela me fait sourire et vous me paraissez demander précisément le contraire de ce que vous possédez le mieux. — Je crois avoir autant de caractère que vous, mon cher ami, mais en revanche, beaucoup moins d'idées. J'ai évité de vous voir depuis ce jour-là; je l'éviterai encore. J'aurais à vous reprocher d'avoir, ce jour du 12 janvier, manqué à toutes les convenances envers un homme qui appartient nominalement encore au Collège de France, et qui est par conséquent votre collègue. Que diriez-vous donc et que feriez-vous, si j'étais une fois votre confrère? Tout à vous, sans autre rancune.

Sainte-Beuve.

d) Englisch.

α) Zur englischen Composition.

Im Sommer des Jahres 1683 brach ein türkisches, 200000 Mann starkes Heer in Ungarn ein und wendete sich von dort aus gegen Wien. Kaiser Leopold gerieth in grosse Bestürzung. Zwar hatte er schon das deutsche Reich um Beistand angesprochen und mit den deutschen Fürsten Hilfsverträge abgeschlossen, auch mit dem Polenkönig sich dahin geeinigt, dass dieser ihm ein Heer von 40000 Mann zuführen solle; aber die Gefahr rückte näher und die Hilfe blieb fern. Er flüchtete daher mit seiner Familie am 7. Juli erst nach Linz, dann nach Passau und überliess die Vertheidigung Wiens dem Grafen von Stahrenberg. Wenige Tage nach der Flucht des Kaisers traf Kara Mustapha vor Wien ein und eröffnete die Belagerung der Stadt. Stahrenberg leitete die Vertheidigung derselben mit grosser Umsicht; die Besatzung that das Äusserste, aber die Festungswerke waren schwach, an Lebensmitteln war Mangel, Krankheiten verminderten täglich die Zahl der Vertheidiger und dazu wurden die Angriffe der Türken immer drohender. Der Augenblick war nahe, da Wien fallen musste. Doch als die Gefahr am grössten war, erschien die ersehnte Hilfe. Am 11. September traf König Johann Sobiesky mit den anderen Heerführern an der Spitze einer Heeresmacht von ungefähr 60000 Mann vor Wien ein und besetzte die steilen und waldigen Höhen des Kahlenberg. Kara Mustapha ahnte nicht was ihm bevorstand; im blinden Vertrauen auf die Überzahl seines Heeres wähnte er, dass die Christen nicht wagen würden, ihn anzugreifen. Um so grösser war seine Bestürzung, als der Polenkönig am 12. September den Kampf begann und unaufhaltsam mit seiner Reiterei, die er auf dem rechten Flügel selbst anführte, in das türkische Lager eindrang. Die Türken vermochten nicht zu widerstehen; ein panischer Schrecken ergriff sie und ihr ganzes Lager mit allem Geschütz und Gepäck, mit allen Lebensmitteln für Menschen und Pferde, mit allen Reichthümern- und Kostbarkeiten, welche daselbst aufgehäuft waren, fiel den Christen in die Hände. Wien war gerettet.

β) Diktat und Thema zur Exposition.

Charles II was the greatest instance in history of the various revolutions of which any one man seemed capable. He was bred

up the first twelve years of his life with the splendour that became the heir of so great a crown. After that he passed through eighteen years of great inequalities; unhappy in the war, in the loss of his father, and of the crown of England. Scotland did not only receive him, though upon terms hard of digestion, but made an attempt upon England for him, though a feeble one. He lost the battle of Worcester with too much indifference. And then he showed more care of his person than became one who had so much at stake. He wandered about England for ten weeks after that, hiding from place to place. But, under all the apprehensions he had then upon him, he showed a temper so careless, and so much turned to levity, that he was then diverting himself, with little household sports, in as unconcerned a manner as if he had made no loss, and had been in no danger at all. He got at last out of England. But he had been obliged to so many who had been faithful to him, and careful of him, that he seemed afterwards to resolve to make an equal return to them all; and finding it not easy to reward them all as they deserved, he forgot them all alike. Most princes seem to have this pretty deep in them, and to think that they ought never to remember past services, but that their acceptance of them is a full reward. He, of all in our age; exerted this piece of prerogative in the amplest manner; for he never seemed to charge his memory, or to trouble his thoughts, with the sense of any of the services that had been done him. While he was abroad at Paris, Cologne or Brussels, he never seemed to lay anything to heart. (Burnet.)

e) Italienisch.

α) Thema zur Composition.

Am 22. Mai 1873 starb in Mailand Alexander Manzoni. In diesem berühmten Todten beweinte nicht allein seine Vaterstadt ihren edelsten Bürger, sondern auch ganz Italien seinen grössten Dichtergenius, den Vater seiner neuern Literatur. In der That hat Manzoni in allen Gattungen der Poesie Werke geschaffen, die ihm eine hervorragende Stelle unter den Dichtern aller Zeiten sichern. Sein erstes bedeutenderes Werk waren die „heiligen Hymnen“, zum Theil im Jahr 1815, zum Theil im Jahr 1822 veröffentlicht, und veranlasst durch die Wandlung, die sich kurz

zuvor im Dichter vollzogen hatte. Seine erste Gattin, Luise Henriette geborne Blondel, Tochter eines Genfer Bankiers, erzogen im protestantischen Bekenntniß, mit der er die ersten Jahre seiner Ehe in Paris verlebte, trat daselbst, angezogen durch die Poesie des katholischen Ritus, zur römischen Kirche über. Dieser unerwartete Übertritt wirkte mächtig auf Manzoni, und mit einemmal erwachte in ihm aufs neue jener Widerstreit von Gedanken und Gefühlen, der schon die Seele des Jünglings bewegt und ihn frühe der Religion entfremdet hatte. Jetzt fühlte er sich mit unwiderstehlicher Gewalt zurückgezogen zum frommen Glauben seiner Jugend: der Philosoph, der Jahre lang auf den Namen Voltaire geschworen, wurde begeisterter Katholik. Manzoni schickte sich an, die Lehren des Katholicismus gründlich zu studiren, und der Dichter empfand das Bedürfniss, seinen neuen Überzeugungen und den erhabenen Eingebungen seines Herzens freien Erguss zu gestatten. So schrieb er im Jahr 1812 die erste der heiligen Hymnen, „die Auferstehung,“ in welcher sich das Auferstehen seiner Seele zum Glauben widerspiegelt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Dichter in diesen durch die Tiefe des Gedankens und die Macht des Gefühls, wie durch den Glanz der Form und die Grossartigkeit der Bilder gleich ausgezeichneten Hymnen so sehr sein Innerstes ausgeschüttet hat, dass wir berechtigt sind, in ihnen das Edelste zu erblicken, was die italienische Literatur auf dem Gebiet der religiösen Poesie aufweist.

§) Diktat und Thema zur Exposition.

È una delle facoltà singolari e incomunicabili della religione cristiana, il poter indirizzare e consolare chiunque, in qualsivoglia congiuntura, a qualsivoglia termine ricorra ad essa. Se al passato c'è rimedio, essa lo prescrive, lo somministra, dà lume e vigore per metterlo in opera, a qualunque costo; se non c'è, essa dà il modo di far realmente e in effetto ciò che si dice in proverbio, di necessità virtù. Insegna a continuare con sapienza ciò che è stato intrapreso per leggerezza; piega l'animo ad abbracciar con propensione ciò che è stato imposto dalla prepotenza, e dà a una scelta che fu temeraria, ma che è irrevocabile, tutta la santità, tutta la saviezza, diciamolo pur francamente, tutte le givie della vocazione. È una strada così fatta che, da qualunque labirinto,

da qualunque precipizio l'uomo capiti ad essa e vi faccia un passo, può d'allora in poi camminare con sicurezza e di buona voglia, e arrivar lietamente a un lieto fine.

f) Lateinisch.

α) Thema zur lateinischen Composition.

Über die letzten Schicksale des Themistokles waren schon im Alterthum verschiedene Gerüchte verbreitet. Als er dem Greisenalter nahe die schwierigste Aufgabe seines Lebens übernehmen und sich mit fremdem Seevolke, auf dessen Tüchtigkeit und Treue er sich nicht verlassen konnte, den Trieren seiner eigenen Vaterstadt und ihrem sieggewohnten Feldherrn Kimon gegenüberstellen sollte, starb er plötzlich, und sein Tod trat so rechtzeitig ein, um ihn aus der peinlichsten Lage zu erlösen, dass man sehr allgemein an einen freiwilligen Tod dachte. Indess stellt Thukydides diesen Gerüchten die bestimmte Nachricht entgegen, dass er an einer Krankheit gestorben sei, und man kann also nur darüber im Zweifel sein, ob dieselbe zufällig eingetreten sei, oder ob der innere Zwiespalt zwischen Vaterlandsliebe und persönlicher Verpflichtung, in welchen ihn seine unglückliche Stellung gebracht, und das unerträgliche Bewusstsein, dass er aus dieser Verwicklung nicht mit Ehren hervorgehen könne, am Ende seine geistige und leibliche Kraft gebrochen habe.

Curtius gr. G. 2; 121.

β) Lateinische Exposition.

Quod si apud Athenienses, homines Graecos, longe a nostrorum hominum gravitate disjunctos, non deerant, qui rem publicam contra populi temeritatem defenderent, quum omnes, qui ita fecerant, e civitate ejicerentur: si Themistoclem illum, conservatorem patriae, non deterruit a re publica defendenda nec Miltiadis calamitas, qui illam civitatem paullo ante servarat, nec Aristidis fuga, qui unus omnium justissimus fuisse traditur: si postea summi ejusdem civitatis viri, quos nominatim appellari non est necesse, propositis tot exemplis iracundiae levitatisque popularis, tamen suam rem publicam illam defenderunt: quid nos tandem facere debemus, primum in ea civitate nati, unde orta mihi gravitas et magnitudo animi videtur; tum in tanta gloria insistentes, ut omnia humana leviora videri debeant? deinde ad eam rem publicam tuendam aggressi, quae tanta dignitate est, ut eam defendentem occidere non

aliud sit, quam oppugnantes rerum potiri? Homines Graeci, quos antea nominavi, inique a suis civibus damnati atque expulsi, tamen, quia bene sunt de suis civitatibus meriti, tanta hodie gloria sunt, non in Graecia solum, sed etiam apud nos, atque in ceteris terris, ut eos, a quibus illi oppressi sunt, nemo nominet, horum calamitatem dominationi illorum omnes anteponant.

(Ciceronis oratio pro P. Sextio c. 67—68.)

g) Algebra.

1) Eine Gerade ist in eine Reihe von Strecken getheilt. Jede folgende ist das grössere Stück der stetig getheilten vorangehenden. Wie gross ist die Gerade, wenn die erste Strecke = a ist?

2) Vier Zahlen bilden eine Proportion. ($x : y = z : w$) Die Summe derselben ist = 45, die Summe ihrer Quadrate = 533. Die Summe der Producte aus der ersten und zweiten, der dritten und vierten ($xy + zw$) ist = 246. Wie heisst die Proportion?

3) Man soll x berechnen aus:

$$\sqrt[7]{6^{5x}} : \left(\frac{7}{5}\right)^{x+1} = \left(\frac{5}{7}\right)^{x-1} : \sqrt[5]{6^{7x}}$$

4) Zu reduciren durch Wegschaffen der Wurzeln aus dem Nenner:

$$\frac{257}{\frac{1}{2}\sqrt[5]{2} + 2\sqrt[5]{\frac{1}{2}}}$$

5) Eine halbjährige Rente von 360 M. wächst bei Zinseszinsen und 3% p. a. in 12 Jahren zu der gleichen Summe an wie ein Kapital bei einfachen Jahreszinsen und gleichen Procenten in der nehmlichen Zeit. Wie gross ist dieses Capital?

6) Vier Spieler machen 4 Spiele mit einander. Beim ersten Spiel verliert A die Hälfte seines Geldes und B, C, D gewinnen es zu gleichen Theilen. Ebenso ergeht es hernach im zweiten Spiel dem B, im dritten dem C und im vierten dem D. Endlich haben alle Spieler gleich viel Geld. Wenn nun D zu Anfang 31 M. hatte, wie viel hatten A, B, C?

Anmerkung. Das höchste Zeugniß ist zu erreichen mit der sorgfältigen Bearbeitung und klaren Durchführung von 4 Aufgaben.

h) Planimetrie.

I. Constructionsaufgaben.

1) Man soll ein gleichseitiges Dreieck zeichnen, von welchem eine Spitze in einem geg. Punkt ausserhalb eines geg. Winkels, die beiden andern Spitzen aber auf den Schenkeln dieses Winkels liegen.

2) Ein Viereck zu zeichnen, wenn gegeben: Die Lage der Halbirungspunkte dreier Seiten und zwei Gegenseiten.

3) Ein rechtwinkliges Dreieck zu construiren, wenn gegeben; Ein Winkel und der Ueberschuss der Kathetensumme über die Hypotenuse.

II. Sätze zu beweisen.

4) Wenn man aus beliebigen Punkten der Peripherie eines Kreises Lothe auf zwei geg. Durchmesser zieht, so haben die Fusspunkte je zweier aus einem Punkt gezogener Lothe gleichen Abstand.

5) In jedem Dreieck ist das Rechteck aus den Abschnitten einer Höhe doppelt so gross als das Rechteck aus dem Halbmesser des Umkreises dieses Dreiecks und dem Halbmesser des in das Fusspunktdreieck beschriebenen Kreises.

6) Beschreibt man in ein Dreieck ABC ein auf BC stehendes Quadrat, verlängert man die Seite BC bis M um die zugehörige Höhe AK und verbindet man M mit der entferntesten Ecke E des Quadrats, so ist, wenn L der Schnitt der ME und AC, $\triangle AEL = \triangle CLM$. Wie lässt sich hieraus eine Construction für das Einbeschreiben eines Quadrats ableiten?

III. Berechnungen.

7) Man soll das Segment eines Peripherie-Winkels von 15° bei geg. Rad. r berechnen.

8) In einem Trapez sind 3 Seiten je $= a$ und die vierte Seite ist einer Diagonale gleich. Wie lässt sich durch Rechnung eine Construction des Trapezes ableiten?

9) Verbindet man den Halbirungspunkt einer Quadratseite mit den Gegenecken und beschreibt man Kreise in die entstandenen Dreiecke, so ist der Halbmesser des kleineren Zehnecksseite des grösseren Kreises, und der Halbmesser des grösseren Zehnecksseite des in das Quadrat beschriebenen Kreises.

i) Ebene Trigonometrie.

1) Jede der Tangenten AB und AC, welche aus 1 Pkt. A an einen Kreis M gezogen sind, hat die Länge a. Eine 3te Tangente schneidet AB in D, die AC in E, und es ist $DE = b$; man soll die Länge des Abschnittes DB berechnen aus a, b und Wkl. $BAC = \alpha$.

$$a = 6,05 \text{ dm. } b = 1,25 \text{ dm. } \alpha = 5^\circ 12' 18''.$$

2) Zwei Kreise K und k, deren Halbmesser R und r sind, und deren Centrale Kk = d gegeben ist, werden von einem dritten Kreis M, dessen Halbmesser = ρ ist, von aussen berührt; welchen Winkel bildet die Verbindungsgerade der Berührungspunkte mit der verlängerten Centrale beider Kreise K und k?

$$R = 16,8; r = 9,2; \rho = 15; d = 22.$$

3) Man beweise, dass, wenn α , β und γ drei Winkel eines Dreiecks sind, die Relation besteht:

$$\sin^2 \alpha + \sin^2 \beta - \sin^2 \gamma = 2 \sin \alpha \sin \beta \cos \gamma.$$

Die Aufösungen der Aufg. (1 und 2) wurden 2fach gerechnet, die der Aufg. (3) einfach.

k) Geschichte.

1) Zehn bedeutsame Jahreszahlen aus der römischen Geschichte vor, zehn nach Christus, je mit Angabe der Geschichtstitel (von 510 vor bis 180 nach Christus). [nicht mehr als je 10.]

2) Die Kämpfe Friedrichs II. von Hohenstaufen.

3) Chronologische Folge der Verwaltungsformen in Frankreich von 1789—99.

4) (zu ausführlicherer Beantwortung):

Der Humanismus in Deutschland und seine Einflüsse.

l) Geographie.

a) Physikalisch, politisch.

1) Horizontale und vertikale Gliederung Grossbritanniens.

2) Gebirge, Hauptgewässer und politische Vertheilung der Balkanhalbinsel.

3) Die Äquatorialländer Asiens und Amerikas nebst ihrer politischen Zugehörigkeit aufzuzählen.

β) Mathematisch (zu sofortiger kurzer Beantwortung).

1) Was nennt man Rectascension?

2) Wie kann man aus der Culminationszeit eines Sterns auf seine Rectascension schliessen?

3) In welcher Art ändert sich die Länge eines Erdmeridiangrads vom Äquator zu den Polen hin?

4) Wie gross ist in ungefährem Durchschnitt die Länge eines solchen Grads in Toisen oder Metern?

5) Eine mit Gebäuden besetzte Strasse eines Orts unter dem Äquator zieht von W. gegen O. Ist in Bezug auf Beleuchtung die nördliche oder südliche Seite günstiger gelegen?

6) Breite des Chimborazo $1^{\circ} 29'$ s.

Wann nahezu sieht man von ihm aus die Sonne $23\frac{1}{2}^{\circ}$ rechts vom Westpunkt untergehen?

7) Bekanntlich sieht man die Spitze eines hohen Bergs noch längere Zeit nach Sonnenuntergang beleuchtet. Mit welcher andern Erscheinung geht diese analog?

8) Ist die Dauer dieser Beleuchtung im März länger oder kürzer als im Juni?

9) Wenn die Mitternachtstiefe der Sonne eben noch den Werth -2° annehmen könnte, welchen Winkel bildete dann Äquator mit Ekliptik?

10) Worin liegt die Ursache für die fortwährende Änderung der Sonnendeclication?

11) Aus welchem Grund ist die Declination sämtlicher Gestirne einer langsamen Änderung unterworfen?

12) Wie gross müsste der Winkel zwischen Mondbahn und Ekliptik sein, damit bei jedem Vollmond eine centrale Mondfinsterniss eintreten würde.

13) Welchen Zeitraum nennt man chaldäische Periode oder Periode der Finsternisse?

14) Wie liegen die Sterne, deren Aberrationsbahn nahezu ein Kreis ist?

15) Auf welche Art werden Karten, die nicht allzu ausge dehnte Landstriche umfassen, gewöhnlich entworfen?

16) Orthogonale Äquatorialprojection!

17) Inwiefern genügt auf die Länge auch die gregorianische Schaltmethode nicht?

m) Naturgeschichte.

A. Botanik.

1) Welche Theile unterscheidet man an der Blüte der dikotylen angiospermen Pflanzen? welche Stellungen

nehmen dieselben gegen einander ein und welche Methode befolgt man, um diese Stellungsverhältnisse graphisch zur Darstellung zu bringen? nachzuweisen an charakteristischen Vertretern der wichtigsten Ordnungen.

2) Die Gruppe der gefässführenden Sporenpflanzen ist zu beschreiben, in Ordnungen und Familien einzutheilen und mit Bezugnahme auf ihre Verbreitung und ihren Nutzen zu schildern.

B. Mineralogie.

1) Natürliche Entstehung und Bildung, Umwandlung und Verwitterung der Mineralien, sowie künstliche Darstellung derselben.

2) Überblick über die Petrefakten, deren Entstehung, Verbreitung und Aufeinanderfolge in den Formationen.

C. Zoologie.

1) Darstellung der Beschaffenheit und Funktion eines Muskels sowie der Muskulatur im allgemeinen mit besonderer Berücksichtigung des menschlichen Muskelsystems.

2) Welchen Schaden richten die Insekten an und welche Thiere nützen durch Vernichtung derselben?

n) Physik.

Serie I.

1) Nachweisung der Bedingung des Gleichgewichts bei der Schraube ohne Ende oder beim Differentialhaspel.

2) Was heisst Auftrieb und wovon hängt dessen Grösse ab?

3) Was versteht man unter Diffusion der Gase, wie weist man sie nach und welche Bedeutung hat sie für das Leben der Thierwelt?

4) Was heisst Siedpunkt und wie kann derselbe willkürlich geändert werden? Zu welchen Zwecken geschieht letzteres?

5) Welche Ähnlichkeiten bestehen bezüglich der Wirkungsweise zwischen gewissen sphärischen Spiegeln und Linsen?

6) Wie wird die magnetische Deklination und wie die Inklination eines Orts bestimmt?

Serie II.

1) Wenn die Horizontalneigung einer schiefen Ebene 5° beträgt und ein Wagen von 80 Ctr. Gewicht hinaufgezogen werden soll (Richtung der Kraft parallel der Länge), welche Kraft ist dazu nöthig, den Reibungskoeffizienten zu $\frac{1}{16}$ angenommen?

2) Worauf beruht das Volumeter von Gay Lussac und wie wird es verwendet?

3) 0,536 g eines organischen stickstoffhaltigen Körpers gaben bei der Elementaranalyse (nach der Methode von Dumas) 150 ccm Stickstoff bei 327^{mm} Barometerstand und 10° C gemessen. Wenn nun 1 Liter Stickstoff bei 0° C und 336^{mm} Barometerstand 1,26 g wiegt, wie viel Procente Stickstoff enthält dieser Körper?

4) Nach Gay Lussac wiegt 1 Liter Wasserdampf von 100° C und bei 760 mm Druck 0,5895 g. Welches Verhältniss besteht also zwischen der Dichtigkeit des Wasserdampfs und derjenigen der Luft unter denselben Umständen und wie viel Volumina Dampf von 100° C liefert 1 Volum Wasser von 4° C?

5) Wie ist das astronomische Fernrohr (oder das zusammengesetzte Mikroskop) eingerichtet und was versteht man unter dessen Vergrößerung?

6) Wovon ist der Leitungswiderstand eines Drahts gegenüber dem Durchgang eines galvanischen Stroms abhängig und was versteht man unter einer Siemens'schen Einheit?

Anmerkung. 5 wurden verlangt; diese durften nach Belieben aus Serie I oder II gewählt werden, jedoch nicht von gleichen Nummern.

o) Geometrisches Zeichnen.

Construktion einer Ellipse, einer gleichseitigen Hyperbel und einer Parabel.

Jeder Kandidat erhält eine kleine Skizze, worauf die zur zweckmässigen Anordnung der Kurven nothwendigen Masse und für jede derselben eine Andeutung der Construktion verzeichnet sind.

C) Professoratsprüfung

in sprachlich historischer Richtung.

Aufgaben zur schriftlichen Prüfung.

a) Thema für den deutschen Aufsatz.

Der Begriff der Romantik und ihre geschichtliche Erscheinung in der Literatur und Politik der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts.

b) Französisch.

α) Zur französischen Composition.

Lothar von Sachsen war ein ebenso wohlthätiger als tapferer und staatsverständiger Fürst. Sein Betragen unter den beiden

vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutschlands erworben. Da er die vaterländische Freiheit in mehreren Schlachten gegen Heinrich IV. verfochten, so befürchtete man um so weniger, dass er als Kaiser versucht werden könnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrerer Sicherheit liess man ihn eine Wahlcapitulation beschwören, die seiner Macht im Geistlichen sowohl als im Weltlichen sehr enge Grenzen setzte. Wie sehr aber dieser Fürst, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiserlichen Ansehens gearbeitet hatte, so änderte doch der Purpur seine Gesinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbin seiner beträchtlichen Güter in Sachsen; durch ihre Hand konnte er seinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürsten machen. Da er als Kaiser nicht fortfahren durfte, das Herzogthum Sachsen zu verwalten, so konnte er den Brautschatz seiner Tochter noch mit diesem wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er sich den Herzog von Baiern, einen an sich schon sehr mächtigen Fürsten zum Eidam, der also die beiden Herzogthümer Baiern und Sachsen in seiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar diesen Heinrich zu seinem Nachfolger im Reich bestimmte, das schwäbisch-fränkische Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürsten das Gegengewicht zu halten und ihm die Nachfolge streitig zu machen, nach einem festen Plane zu unterdrücken strebte, so verrieth er deutlich genug seine Gesinnung, die kaiserliche Macht auf Unkosten der ständischen zu vergrössern.

Schiller XI, 34.

§) Diktat (wie B, d, §).

Boileau Sat. IX.

Un esprit né sans fard, sans basse complaisance,
 Fuit ce ton radouci que prend la médisance.
 Mais de blâmer des vers ou durs ou languissants,
 De choquer un auteur qui choque le bon sens,
 De railler d'un plaisant qui ne sait pas nous plaire,
 C'est ce que tout lecteur eut toujours droit de faire.
 Il n'est valet d'auteur, ni copiste, à Paris,
 Qui, la balance en main, ne pèse les écrits.
 Dès que l'impression fait éclore un poète,
 Il est esclave né de quiconque l'achète:

Il se soumet lui-même aux caprices d'autrui,
 Et ses écrits tout seuls doivent parler pour lui.
 Un auteur à genoux, dans une humble préface,
 Au lecteur qu'il ennuie a beau demander grâce;
 Il ne gagnera rien sur ce juge irrité,
 Qui lui fait son procès de pleine autorité,
 Et je serai le seul qui ne pourrai rien dire!
 On sera ridicule, et je n'oserai rire!
 Et qu'ont produit mes vers de si pernicieux,
 Pour armer contre moi tant d'auteurs furieux?
 Loin de les décrier, je les ai fait paraître:
 Et souvent, sans ces vers qui les ont fait connaître,
 Leur talent dans l'oubli demeurerait caché;
 Et qui saurait sans moi que Cotin a prêché!
 La satire ne sert qu'à rendre un fat illustre:
 C'est une ombre au tableau qui lui donne du lustre.
 En le blâmant enfin j'ai dit ce que j'en croi;
 Et tel qui m'en reprend en pense autant que moi.

γ) Thema zum französischen Aufsatz.

L'histoire en France.

Bemerkung über die mündliche Prüfung im Französischen. Im Mündlichen wurde aus einem deutschen Klassiker in's Französische und aus einem französischen Klassiker in's Deutsche übersetzt. Ausserdem wurden Sätze zur Komposition und Exposition nach dem Ohr aufgegeben. Französische Grammatik, französische Idiotismen und Synonymen bildeten ebenfalls einen Gegenstand der Prüfung. Ferner wurden Fragen aus der Geschichte der Sprache gestellt, welche bei den Kandidaten die Kenntniss der lateinischen Sprache und ein gewisses Verständniss der französischen Autoren des 16. Jahrhunderts voraussetzten. Bei den Fragen aus der Geschichte der Literatur wurde angenommen, dass die Kandidaten einige klassische Hauptwerke aus dem 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert und ein Compendium dieser Geschichte wie etwa Demogeots Buch mit Aufmerksamkeit gelesen haben.

c) Englisch.

α) Zur englischen Komposition.

Der Künstler, sagt Schiller in einem seiner Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reisse den Säugling

bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähere ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischem Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenseits aller Zeit, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier, aus dem reinen Äther seiner dämonischen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniss der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Kniee vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Stil des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. — Wie verwarth sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfassen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniss. Gleich frei von der eitlen Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gerne ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Massstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dies präge er aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

β) Englischcs Diktat (wie B, d, β).

Pentecost, day of rejoicing, had come. The church of the village Gleaming stood in the morning's sheen. On the spire of the belfry,

Tipped with a vane of metal, the friendly flames of the Spring-sun
 Glanced like the tongues of fire, beheld by Apostles aforesaid.
 Clear was the heaven and blue, and May, with her cap crowned with roses,
 Stood in her holiday dress in the fields, and the wind and the brooklet
 Murmured gladness and peace, God's peace! with lips rosy-tinted
 Whispered the race of flowers, and merry on balancing branches
 Birds were singing their carol, a jubilant hymn to the Highest.
 Swept and clean was the church yard. Adorned like a leaf-woven arbour
 Stood its old-fashioned gate; and within upon each cross of iron
 Hung a fragrant garland, new twined by the hands of affection.
 Even the dial, that stood on a hillock among the departed, —
 There full hundred years had it stood, — was embellished with blossoms.
 Like to the patriarch hoary, the sage of his Kith and the hamlet,
 Who on his birth-day is crowned by children and children's children,
 So stood the ancient prophet, and mute with his pencil of iron
 Marked on the tablet of stone, and measured the time and its changes,
 While all around at his feet, an eternity slumbered in quiet.
 Also the church within was adorned, for this was the season
 When the young, their parent's hope, and the loved-ones of heaven,
 Should at the foot of the altar renew the vows of their baptism.
 Therefore each nook and corner was swept and cleaned, and the dust was
 Blown from the walls and ceiling, and from the oil-painted benches,
 There stood the church like a garden.

Longfellow

(The children of the Lord's supper)

Bemerkung über die mündliche Prüfung im Englischen. Die Kenntnisse der Kandidaten wurden in ähnlicher Weise erprobt wie im Französischen; ebenso wurde einige Kenntniss der englischen Literatur und Fertigkeit im mündlichen Ausdruck verlangt.

d) Geschichte.

- 1) Die Gracchen: Darstellung der Zustände, die sie vorfanden, ihrer eigenen Bestrebungen und ihres Schicksals.
- 2) Die Eroberungen des Islam im Mittelalter, in übersichtlicher Darstellung.
- 3) Ursachen und Verlauf der englischen Revolution.
- 4) Preussen in den Jahren 1806 und 1813.

D) Professoratsprüfung

in mathematisch naturwissenschaftlicher Richtung.

Aufgaben zur schriftlichen Prüfung.

a) Neuere Geometrie.

1) Satz zu beweisen: Zugleich in und um jedes gewöhnliche ebene Fünfeck F lassen sich unendlich viele derartige Fünfecke F' so beschreiben, dass zwei benachbarte Ecken von F' auf zwei nicht benachbarten Seiten von F liegen und die jene Ecken verbindende Seite von F' durch die zwischen jenen Seiten liegende Ecke von F geht.

2) Wie kann man den Mittelpunkt eines durch fünf Punkte bestimmten Kegelschnitts durch Konstruktion erhalten?

3) Was für ein Hauptsatz ergibt sich aus der projektivischen Grundeigenschaft eines Kegelschnittbrennpunkts, wenn man zwei Tangenten nebst ihren Berührungspunkten in Betracht zieht? Wie ergibt sich vermittelst dieses Satzes die Bestimmung des Kegelschnitts aus drei Tangenten (ohne gegebene Berührungspunkte und einem Brennpunkte? Wie erhält man insbesondere den anderen Brennpunkt?

4) Zwei Dreiecke ABC und $A'B'C'$ sind in verschiedenen Ebenen so gegeben, dass keine zwei (der Bezeichnung nach) einander entsprechenden Seiten in einerlei Ebene liegen. Wie findet man durch Operationen in den beiden Ebenen einen Punkt auf deren Schnittlinie, aus welchem sich eine Gerade ziehen liesse, welche die drei Verbindungslinien je zweier entsprechenden Ecken beider Dreiecke schneidet?

Aufgabe 4, wo möglich, wenigstens in skizzirter Ausführung, verlangt.

b) Sphärische Trigonometrie mit mathematischer Geographie.

1) Die Richtung einer Strasse weicht um $31^{\circ} 35'$ von Ost gegen SO ab; wann fällt am 1. Mai Nachmittags in die Strasse kein Schatten, wenn $\varphi = 48^{\circ} 46',6$ die Declination der Sonne $\delta = 15^{\circ} 12'$ der wahre Mittag um $11^{\text{h}} 56^{\text{m}} 57^{\text{s}}$ ist?

2) Um die Entfernung zweier Thurmspitzen $AA^1 = e$ zu bestimmen, wurde die Länge einer Standlinie $BC = a = 216,94$ gemessen, und ausserdem die Winkel in B: $ABC = \beta = 89^{\circ} 47' 20''$ in C. $ACB = \gamma = 64^{\circ} 14' 40''$ $A^1BC = \beta^1 = 44^{\circ} 36' 30''$ $A^1CB = 105^{\circ} 28' 30''$.

Es soll die Länge e berechnet werden mit den Winkeln $BAA' = \varphi$ u. $BA'A = \psi$.

3) Aus der Gleichung:

$$\operatorname{tg}(\varphi + 26^\circ 17' 40'') = 2,1558 \operatorname{tg}(68^\circ 29' 20'' - \varphi)$$

soll φ bestimmt werden.

c) Analysis.

1) Aus der Gleichung $\frac{dx}{\Delta x} = \frac{dy}{\Delta y}$ das Additionstheorem der elliptischen Integrale und Functionen abzuleiten.

2) Integration der linearen partiellen Differentialgleichung

$$x \frac{du}{dx} + y \frac{du}{dy} + z \frac{du}{dz} = u.$$

3) Das Integral

$$\int dx \frac{a - \sqrt{1+x}}{b + \sqrt{1-x}}$$

auszuwerthen.

4) Das Integral

$$\int \frac{z^2 dz}{z^4 - 1},$$

wo $z = x + iy$, über den complexen Weg: Kreis mit dem Mittelpunkt $x = 0$, $y = 0$ und den Halbmesser $= 2$ auszuwerthen.

5) Die Differentialgleichung

$$\frac{d^2y}{dx^2} - 2 \frac{dy}{dx} + \lambda = x^2$$

aufzulösen.

6) Gegeben eine Ellipse mit den Axen $2a$ und $2b$; es soll eine Parabel bestimmt werden, welche die Ellipse in einem gemeinschaftlichen Scheitel beider Kurven berührt und dieselbe in zwei weiteren Punkten so schneidet, dass von dem bei der Drehung um die gemeinschaftliche Symmetralaxe durch die Parabel erzeugten Paraboloid ein Maximum des Flächeninhalts in das entstehende Ellipsoid fällt.

d) Analytische Geometrie.

1) Wenn $0 = f = f(xy)$ oder $= f(x_1, x_2, x_3)$ und $0 = g = g(xy) = g(x_1, x_2, x_3)$ die Gleichungen zweier ebenen algebraischen Curven sind, was stellt dann die Gleichung $f + \lambda g = 0$ dar, wo λ ein

willkürlicher Parameter ist? In welcher Beziehung stehen die Tangenten der Curven $f + \lambda g = 0$ und $f - \lambda g = 0$ zu den Tangenten der Curven $f = 0$ und $g = 0$ in den Schnittpunkten?

2) Mit Hilfe des Principis $f + \lambda g = 0$ soll bewiesen werden, dass zwei Parabeln mit rechtwinklig gekreuzten Axen sich in 4 Punkten schneiden, die sowohl auf einem Kreis als auf einer gleichseitigen Hyperbel liegen.

Discussion der Lage von Kreis und Hyperbel (Mittelpunkt und Asymptoten).

Wie ändern sich Kreis und Hyperbel, wenn die eine Parabel fest, die andere längs ihrer Axe verschoben wird?

3) Discussion der Curve: $x^2y^2 - y^4 - a^2x^2 + 4a^2y^2 = 0$

4) Ein Punkt bewegt sich auf der Kugel $x^2 + y^2 + z^2 = r^2$; was ist die Umhüllungsfläche seiner Polarebene in Beziehung auf die Fläche $\frac{y^2}{\beta^2} - \frac{z^2}{\gamma^2} = \frac{2x}{\alpha}$?

Diskussion des Resultats.

Die Aufgabe soll durch Punktcoordinaten allein und durch Combination von Punkt- und Ebenencoordinaten gelöst werden.

5) Es soll die Gleichung der kürzesten Linien auf einer Fläche gefunden werden entweder geometrisch oder durch Variationsrechnung.

e) Darstellende Geometrie.

Es soll die einer Kugel und einem Ellipsoid umschriebene Fläche construirt werden.

Verlangt wird eine Angabe der allgemeinen Lösung der Aufgabe, Ausführung der Construction — und zwar mindestens Vertikal- und Horizontalumriss — nur für den speciellen Fall, dass der Mittelpunkt der Kugel auf einer Axe des Ellipsoids liegt.

f) Praktische Geometrie.

1) Welche Instrumentalfehler beim Theodolith lassen sich durch eine entsprechende Anordnung der Winkelmessung eliminiren? was für eine Anordnung ist dies?

2) Was ist der Zweck der Anbringung mehrerer Nonien an den Limbus eines Theodoliths? wie müssen die Nonien gegen einander gestellt sein?

3) Was ist die Basis der württ. Landesvermessung, wie wurde dieselbe festgelegt, wie gemessen?

4) Ein Punkt habe die Coordinaten

$$x = - 21499 \quad y = - 165359 \text{ würt. L.F.}$$

Wie heisst die Überschrift der Flurkarte, in welche derselbe fällt?

g) Mathematische Physik.

1) Wie kann man den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie ableiten?

2) Von einem Ocular sind die Krümmungen der zwei Linsen und ihre Entfernung gegeben; wie leiten sich daraus die Cardinalpunkte und die Wirkung des Oculars ab?

3) Wie kommt bei einer Gramme'schen Maschine der elektrische Strom zu Stande?

4) Wie bestimmt man an einem gegebenen Orte die Intensität des Erd-Magnetismus nach absolutem Masse?

Eine Aufgabe, ausführlich gelöst, genügt.

h) Mechanik.

1) Vertheilung der Last einer schweren, starren, beliebig geformten Tischplatte auf 1, 2, 3, 4 und mehr Füsse. Wie müssen die Füsse angebracht sein?

2) Ein Stein fällt aus beliebiger, auch unendlicher Höhe zur Erde. Wo er niederfällt, gestattet ihm ein Schacht, der durch die ganze Erde geht, seine Bewegung fortzusetzen. Es soll die Bewegung des Steins auf dem ganzen Wege untersucht werden.

3) Ein Punkt, der eine Kugeloberfläche, auf der er ohne Reibung sich bewegen kann, nicht verlassen darf, erhält einen Stoss, und bewegt sich unter der Wirkung der anziehenden Kraft einer Masse. Es sollen die Differentialgleichungen seiner Bewegung und das Integral der lebendigen Kraft gebildet werden.

4) Ein elastischer Stab von der Länge a und dem Querschnitt Q ist in vertikaler Lage am oberen Ende eingespannt und trägt am unteren Ende eine Masse m . Derselbe bildet zugleich eine Führung für eine zweite Masse m^1 , welche aus der Höhe h an ihm gleitend auf m herabfällt. Was ist die grösste Ausdehnung, welche der Stab erlangt, und die grösste Spannung, die er auszuhalten hat, wenn er von der Spannung S die Ausdehnung $\Delta a =$

a $\frac{S}{EQ}$ erhält, wo E eine von der Natur des Stabs abhängige Konstante, (Elastizitäts-Modul). Was ist die Weite und Dauer der entstehenden Schwingungen? Bei der Betrachtung des Stossvorgangs sollen die Massen m und m¹ rücksichtlich des Einflusses des Stosses auf die lebendige Kraft als elastische behandelt werden, auch ist vorauszusetzen, dass, wenn der Stab zum ersten male seine grösste Ausdehnung erhält, m und m¹ schon eine gemeinschaftliche Bewegung angenommen haben.

i) Chemie.

1) Es sollen Gewinnung und Eigenschaften des Mangans und dessen wichtigerer Verbindungen angegeben werden.

2) Welches sind die Wege, auf welchen man zur Bestimmung des Atomgewichts der Elemente gelangt?

3) Es sollen die wichtigsten zweibasischen organischen Säuren und ihre Eigenschaften angegeben werden.

Die Bearbeitung zweier dieser Aufgaben wird verlangt.

k) Naturgeschichte.

α) Zoologie.

1) Angabe und Beschreibung der verschiedenen Fortpflanzungsweisen im Thierreich, oder

2) die wesentlichen Punkte der Darwin'schen Lehre.

1) Das Hausungeziefer, oder

2) Classification der Wirbelthiere.

Erwartet wird die Lösung je einer Aufgabe aus der allgemeinen und speziellen Zoologie.

β) Botanik.

1) Beschreibung der secundären Einschlüsse der Pflanzenzelle (also nicht Protoplasma, Zellsaft und Zellkern).

2) Gliederung und Metamorphose des Pflanzenkörpers in seinen vegetativen Organen.

Eine der Fragen, gleichviel welche, soll ausführlich bearbeitet werden von der übrigbleibenden Frage genügt eine Dispositions-Angabe.

γ) Mineralogie—Geognosie.

Entweder:

Über die hauptsächlichsten Gesteine der krystallinischen Schiefer und die sie bildenden Mineralien.

Oder:

Welche nutzbaren Gesteine kommen in Württemberg vor, unter welchen Lagerungsverhältnissen treten sie auf und woraus bestehen sie?

XLII. Metzinger Lehrerversammlung 1881.

Am 21. Mai fand, besucht von etwa 40 Theilnehmern, die Versammlung humanistischer Lehrer vom mittleren Neckar in Metzingen statt. Der Frequenz derselben thaten etwas Abbruch der gleichzeitige Nürtinger Maientag und die Frühlingsferien einiger Lehranstalten. Um auf die Verhandlungsgegenstände überzugehen, so bildeten den ersten derselben die Frage der Ableitung und der ursprünglichen Bedeutung des Worts *caerimonia*, welche

Oberstudienrath Dr. Planck in einem Vortrag beleuchtete. Besprochen wurde zunächst die herkömmliche Ableitung von dem etruskischen Worte *Caere* und dem griechischen Worte *μᾶριον*. Nach der altherwürdigen Stadt *Caere* wurden ja beim Einmarsch der Gallier in Rom die wichtigsten transportablen Heiligthümer geflüchtet, um von dort nach dem Abzug des Feindes wieder geholt zu werden; und Etrurien war überhaupt das Vaterland leichtfertiger Gaukelei nicht bloss, sondern auch des tiefsinnig sich gebärdenden Humbugs. Indess wurde diese Ableitung ebenso wie die von *Ceres* (deren Kult, aus Griechenland eingeführt, jünger ist als das *Cärimonienwesen*), und wie die von *carere* und die von *caedere* als unhaltbar abgelehnt. Nicht besser gieng es der versuchten Ableitung von einem Stamme *car*, welcher auf die Bedeutung des Schaffens, und der *Corssen'schen* Ableitung von einem Stamme *scu*, welcher auf die Bedeutung des Scheidens führt; dagegen wurde schliesslich mit *Döderlein* angenommen, dass *caerimonia* mit *cura* laut- und sinnverwandt sei, mit welchem Worte es auch öfters zusammengestellt wird; *monia* wäre blosse Ableitungsendung. Die Grundform beider Wörter sei gewesen: *covira*, und die Reihenfolge der Bedeutungen: 1) Sorgfalt im heiligen Dienst; 2) heilige Scheu; 3) Gottesdienst; 4) Heiligkeit des Gegenstands; 5) dieser Gegenstand selbst. Nach kurzer Besprechung über diese Etymologie und über

die vielbestrittene Döderleinsche Ableitung des Worts religio sprach Prof.-Verweser Cranz über den Unterricht in der ebenen Geometrie als Lehrgegenstand der Gymnasien. Der Vortrag führte aus, dass innerhalb des beschränkten Raumes, welcher der Mathematik auf Gymnasien vergönnt ist, es denkbar und wünschenswerth sei, diesen Unterricht so zu reformiren, dass er gleichwohl auch gesteigerten Anforderungen genüge, wie sie an den Studirenden der Naturwissenschaft, an den Mechaniker, den Baumeister, den Verwaltungsbeamten gemacht werden. Für alle diese sei eine grössere Ausbreitung ihrer mathematischen Vorkenntnisse wünschenswerth. Hiebei kam der Redner auf den Ausruf von Dubôis-Reymond zu sprechen: „Kegelschnitte auf den Gymnasien, dagegen keine griechischen Kompositionen mehr!“ Die zweite Hälfte dieser Forderung wurde missbilligt; den alten Sprachen dürfe keine weitere Stunde entzogen werden, denn sie enthalten allein das wesentliche logische und moralische Bildungselement für die Jugend; auch die erste Hälfte wurde nur bedingterweise als berechtigt anerkannt. Ferner wurde ausgeführt, dass einen moralischen Bildungswerth die Mathematik als Unterrichtsstoff nicht besitze, auch der logische Werth der Geometrie wenigstens überschätzt werde. „Die alten Sprachen lehren scharf und formell richtig denken, nicht die Geometrie.“ Man pflege gerade bei der Geometrie den streng logischen Gedankengang mit Ehrfurcht oder auch mit Grauen zu bewundern und deshalb der Geometrie einen pädagogischen Werth für Ausbildung des Denkvermögens zuzuschreiben. Allein man habe in den Realschulen oft noch bei 16jährigen mit Schwierigkeiten der Unterscheidung zwischen Subject und Prädikat zu kämpfen¹⁾ und gerathe in Versuchung, Latein mit denselben zu beginnen. Der Inhalt der Geometrie beruhe auf dem Anschauungsvermögen, sei am nächsten der Ästhetik verwandt; letztere nannte der Redner eine vom Gefühl der Lust und Unlust beeinflusste Geometrie. Die logische Form, in welcher die Sätze euklidisch bewiesen werden, habe als etwas Nebensächliches mit dem Wesen der Geometrie nichts zu thun. Der Kern jedes Beweises, die Anführung derjenigen unter den bekannten geometrischen Wahrheiten, unter

1) Anm. der Redaktion. Vrgl. dieser Behauptung gegenüber den Lehrplan von Kl. I und II jeder Realschule, der in der Realschule sicher ebenso eingehalten wird, wie die Lateinschule den ihrigen einhält.

welche die vorliegende zu subsumiren ist, hänge gar nicht vom Denkvermögen ab, sondern sei Sache einer rein anschaulichen Combinatorik. Demgemäss forderte der Redner Befreiung des Geometrieunterrichts von dem überlangen logischen Zopfe Euklids und Einführung einer genetisch heuristischen Methode an Stelle der bisherigen analytischen. Es werde dem Schüler ein Satz, den er durch eine einfache Spezialisirung eines allgemeineren Theorems etwa noch unter Zuhilfenahme einer Bewegungsvorstellung habe entstehen sehen, viel einleuchtender erscheinen als ein anderer, von dessen Dasein er zuvor keine Ahnung haben konnte, der als ein fertiges Ganze ihm vor die Seele gestellt wurde; zweitens Einführung des geometrischen Zeichnens als Grundlage, erstlich für Bildung des Anschauungsvermögens, zweitens für den theoretischen Unterricht in der Geometrie. Es müsse aber allerdings neben der genetischen Methode noch der analytische Beweis schon als gute Übung beibehalten werden. Eine Methode müsse die andere ergänzen. Die Hauptsätze würden synthetisch zu beweisen sein, bei andern wäre bloss der Kern des Beweises herauszuheben und der Gang kurz anzugeben. Das geometrische Zeichnen werde als Vorschule für rein geometrische Anschauung dienen und dem theoretischen Unterricht eine Reihe von Stunden ersparen; ausserdem aber würde man durch dasselbe viel gewandtere und elegantere Arbeiter schulen. Das geometrische Zeichnen sei ein Feind jeder Unreinlichkeit und Unpünktlichkeit. Schliesslich legte der Redner den Sachkundigen seinen Lehrgang von Aufgaben fürs geometrische Zeichnen vor, ausgeführt auf einer Reihe von Blättern, welche den stufenweisen Fortschritt veranschaulichen. Das Wünschenswerthe könne erreicht werden, wenn alle 14 Tage je zwei zusammenhängende Stunden hindurch geometrisches Zeichnen betrieben werde. Dieser Unterricht müsste aber schon in Cl. VI vor Beginn des theoretischen Unterrichts begonnen werden.

In der hiedurch angeregten lebhaften Debatte ergab sich, dass die gewünschten Einrichtungen theilweise in Cannstatt und Esslingen vorhanden sind, und zwar mit gutem Erfolg; auch Professor Grüninger, der die Starrheit der Euklidischen Methode und das Bedürfniss einer Reducirung des Heers von geometrischen Aufgaben zugab, räumte die Zweckmässigkeit einer mehr genetischen Methode ein; doch werde mehr Zeit als bisher beansprucht werden müssen;

während Ephorus Fuchs die Einführbarkeit des geometrischen Zeichnens als eines allgemeinen Pensums bezweifelte und auf die Schwierigkeit, die neue Geometrie mit der Euklidischen zu kombinieren, aufmerksam machte.

Höchst anziehend war auch der nun folgende Vortrag Prof. Benders über die Entwicklung des Geschichtsunterrichts, wie er auf Gymnasien von 1525 (Melancthon) bis 1780 (F. A. Wolf) betrieben wurde. Eingehend wurde hiebei charakterisirt: die Chronik des Cario; Sleidanus; der Ilfelder Michael Neander; der Lüneburger Buno; der Jenaer Chr. Cellarius, der anstatt der vier Monarchien Daniels die Eintheilung der Weltgeschichte in Alterthum, Mittelalter und Neue Zeit vorzog, dafür aber sofort des Abfalls vom wahren Christenthum beschuldigt wurde; ferner der Einfluss der realistischen Richtung der A. H. Frankeschen Lehranstalten, endlich Joh. Math. Gesner in Göttingen, der Verfasser einer Einleitung in die Universalgeschichte. Als Besonderheit des 16. und des 17. Jahrhunderts wurde nachgewiesen, dass man die Geschichte vorzugsweise nur als Fundstätte für dialektische und rhetorische Übungen betrachtete.

Endlich sprach Prälat Schmid über Schulzeugnisse. Im Hinblick auf viele Erfahrungen seines langen Schullebens führte er aus, wie so oft diese Zeugnisse nicht übereinstimmend seien mit dem, was das spätere Leben der Schüler zeige, in welchem Kräfte zu Tage treten, von deren Vorhandensein der allzusehr auf intellectuelle Zustände und Mittheilung von Kenntnissen bedachte Lehrer keine Ahnung hatte. Mahnung, auf die Keime der Charakterentwicklung mehr Acht zu haben. „Mit manchem stünde es besser, wenn er nicht so abgeschunden worden wäre.“ Die Mahnung des Seniors der Versammlung zu eifrigerer Pflege der Leibesübungen fand zwar keinen Widerspruch, doch wurde dagegen bemerkt, dass durch die zwischen die Lektionen hineingelegten Turnstunden die Knaben zu sehr angegriffen und abgespannt werden, zumal im Sommer.

Die Besprechung des Ferienwesens wurde eingeleitet, aber ein Beschluss hierüber der nächsten Zusammenkunft vorbehalten.

Leiter dieser Versammlung war wie seit 21 Jahren Prof. Adam aus Urach. Ein Apophthegma desselben verdient aufbewahrt zu werden: „Während der Realismus lernen will, um zu leben, muss

der Humanismus leben wollen, um zu lernen *). Letzteres ist die von Gott gegebene Aufgabe des Menschen. Dieser sich widmend wird er zum Theologen, auch wenn er nie theologische Vorlesungen gehört hat.“

Ludwigsburg.

K. G. Keller.

XLIII. Literarischer Bericht.

Vorträge über darstellende Geometrie von Joh. Matth. Eisert, Zeichenlehrer. Kaiserslautern; I, 44 Seiten in 8^o; 1 Mk.

Was der Herr Verfasser von der darstellenden Geometrie versteht, wird folgende Auslese zeigen: Pag. 1: „die darstellende Geometrie ist die Wissenschaft, welche die Zeichnung körperlicher Formen und Grössen zum Gegenstand hat, so dass aus der Darstellung nicht allein auf die wahre Gestalt des Körpers, sondern auch auf seine Grösse, wenn derselbe begrenzt ist, geschlossen werden kann.“ (Dem Verfasser ist also der doppelte Zweck der darstellenden Geometrie unbekannt.) „Zuweilen ist noch eine dritte Tafel (= GE) nöthig, sie wird senkrecht auf jeder der beiden ersten gedacht und wir nennen sie T_3 , ihre Durchschnittslinie Kanteprim. (abg. K').“ Pag. 2. „Klappen wir die beiden Tafeln so in eine Ebene um, dass . . .“ Pag. 3 „sie (die Abscisse) wird als positiv, negativ bezeichnet, je nachdem sie von einem bestimmten Standpunkte aus, den wir für alle Punkte einhalten, rechts oder links vom Ursprung aufzutragen ist.“ (Weiter oben werden einem Punkte im 1. Raum positive Coordinaten zugeschrieben.) Pag. 5. „Die Gerade bezeichnen wir mit einem Buchstaben aus dem grossen lateinischen Alphabete“ und gleich darauf „eine unbegrenzte Gerade, welche auf der T_1 (= HE) senkrecht steht, bezeichnen wir mit a_1 “. (Derselbe Fehler wird bei den Ebenen gemacht). Pag. 8. „Wir unterscheiden bekanntlich die Ebenen in Lothebenen und in schiefe Ebenen. . . Die Risse (= Projectionen) einer Lothebene erhalten wir auf gewöhnliche Weise, wenn wir aus allen Punkten der Lothebene Lothe auf die beiden Tafeln errichten und die Fusspunkte derselben verbinden.“ (!) Pag. 13. „Nachdem . . . und die Spuren von allgemein schiefen Ebenen aufgesucht worden sind.“ Pag. 20. „Bei all den Aufgaben über Entfernungen ist es meist vortheilhaft eine neue Tafel, die sogenannte T_3 anzunehmen . . ., die neue Kante, nemlich den Durchschnitt der T_3 mit T_1 , nennen wir Kanteprim. Eine fernere Kante, wenn dieselbe nöthig sein sollte, wird mit Kante

*) Anm. der Redaktion: Ohne sich der ihm hier zugewiesenen Lebensaufgabe gegenüber ablehnend zu verhalten, gestattet der Realismus sich doch auch, den einladenden Lebenszweck des Humanismus für sich in Anspruch zu nehmen.

secund, Kante terz bezeichnet etc.“ !! Pag. 27. „Zieht man von einem zwischen beiden Ebenen liegenden Punkte aus auf jede der beiden Ebenen eine Senkrechte, so werden diese beiden Senkrechten unter sich einen (nicht „zwei“?) Winkel bilden, der den Neigungswinkel beider Ebenen zu zwei Rechten ergänzt.“ Pag. 34. „Reguläre Polyeder sind von nur regulären und unter sich congruenten Figuren als Seitenflächen begrenzt.“ (Diese Definition ist ungenügend.) Pag. 35. „Sollte man das Nez eines Polyeders anfertigen, so müsste die wahre Gestalt einer jeden Seitenfläche gezeichnet und in einer Ebene so aneinander gereiht werden, dass sie möglichst viele Kanten gemein haben, die ihnen auch am fertigen Körper gemeinschaftlich zukommen.“ (Unmöglich!)

Diese Proben werden wohl genügen, um unser Urtheil zu rechtfertigen, dass es dem Verfasser bedeutend an Anschauung mangelt, in Folge dessen er den Stoff höchst oberflächlich behandelt, ja oft genug Falsches behauptet. Und diese Vorträge sollen „für Lehramtskandidaten bestimmt und aus einer längern Lehrthätigkeit an technischen Anstalten hervorgegangen sein“!

Realgymnasium Stuttgart.

Oberreallehrer Mahler.

Mineralogische und geologische Tabellen für die Hand des Schülers an oberen Gymnasial- und Realklassen zusammengestellt von Dr. G. Werner, Prof. am Realgymnasium in Stuttgart. gr. 8^o Stuttgart, Th. Knapp. 80 Pf.

Mancher Lehrer der oben bezeichneten Fächer scheut sich, ein Lehrbuch einzuführen, indem er den freien Vortrag vorzieht; andre wieder, welche einem Lehrbuch folgen, haben mancherlei daran auszusetzen, sehr häufig den Umstand, dass sie den Stoff des Buches doch nicht erschöpfen, beiden Theilen dürfte mit den eben erschienenen Tabellen von Dr. Werner geholfen sein, da dieselben in tabellarischer Anordnung alles enthalten, was der Schüler gedruckt in der Hand haben sollte, wenn der Unterricht von Erfolg begleitet sein soll. Die Tabellen gewähren vor allem klare Übersicht über den Lernstoff, eignen sich vortrefflich zur Repetition, sie ersparen das Diktat und dienen dem Lehrer als Leitfaden beim Vortrag. Insbesondere sind diese Tabellen geeignet, jene Unmasse von Verstößen gegen die Orthographie, wenn nicht ganz zu heben, so doch auf ein bescheideneres Mass zurückzuführen bei Gymnasiasten wie bei Realschülern, da die mineralogische Nomenklatur bekanntlich eine so mannichfaltige, oft kaum zu enträthselnde Genesis aufweist, wie man sie sonst nicht wieder trifft. Auf 24 Seiten enthalten die Tabellen folgende Tafeln und Zusammenstellungen: Kristallformen mit 30 guten Holzschnitten, Kristallaggregationen, Textur, Bruch, Härte, Glanz, Elasticitätsellipsoid, Schmelzgrade, Löthrohrreaktionen, dann die Mineralien, die bekannteren durch den Druck hervorgehoben, mit der chem. Formel, dem Kristallsystem, der Härte und dem Gewicht; aus der Petrographie: Gemengtheile, Textur, Absonderungsformen,

Bildung und Zerstörung, Eintheilung, Übersicht der Gesteine mit Angabe der Gemengtheile und der Textur; endlich aus der historischen Geologie Übersicht der Formationen mit ihren Eruptivgesteinen und Einschlüssen. Die Oberstudienbehörde hat die Einführung der Tabellen in den 10klassigen Anstalten gutgeheissen. Es sei desswegen nur noch hinzugefügt, dass die Tabellen auch für Studierende bei der Vorbereitung auf das Examen ein passendes Hilfsmittel abgeben dürften.

Leuze.

Lehrbuch der Physik für höhere Lehranstalten. Von Dr. E. Budde, Berlin bei Wiegandt, Hempel und Parey 1879. 470 Seiten gross 8^o mit 373 in den Text gedruckten Holzschnitten und einer Farbentafel.

Nach der Vorrede ist dieses Lehrbuch auf einen 2—3jährigen Kursus von je 3 oder 2 Wochenstunden berechnet. Die Eintheilung ist die gewöhnliche (allgemeine Eigenschaften, Mechanik, Akustik, Optik, Magnetismus, Elektrizität, Wärmelehre), der Verfasser gibt aber den Rath, mit Magnetismus und Elektrizität zu beginnen, darauf Akustik und Optik folgen zu lassen und dann erst Mechanik, Theorie der Aggregatzustände folgen zu lassen und mit der Wärmelehre zu schliessen. Er ist der Ansicht, dass für Auffassung der drei letzten Abschnitte die Schüler noch nicht genug mathematisch gebildet seien; ebenso meint er, die allgemeine Einleitung passe besser zwischen Optik und Mechanik, als für den Anfang, da sie nicht sowohl ganz neue Begriffe vorführen soll, als vielmehr bereits geläufige, aber weniger scharfe Begriffe völlig klar und systematisch hinstellen. Es bleibe der Beurtheilung des Lehrers überlassen, wie er Sätze, welche mehr mathematische Mittel voraussetzen, als der Schüler besitze, behandeln wolle. Hier sei vorzuziehen, die einfache Entwicklung zu geben, den Beweis aber erst später folgen zu lassen. Auch können schwieriger aufzufassende Lehren ganz weggelassen werden.

Gegen diese Vorschläge haben wir nichts einzuwenden, sie setzen aber einen Lehrer voraus, der seiner Sache sicher ist und nicht ohne gründliche Vorbereitung vor seine Schüler tritt. Für die mathematisch behandelten Theile (besonders die Mechanik) wird Gewandtheit in Umformung algebraischer Gleichungen und Trigonometrie verlangt. Die Übersicht über den Inhalt der Mechanik (S. 18—215) ist folgende: 1) Wirkung mehrerer Kräfte auf einen Punkt; 2) Arbeit und lebendige Kraft; 3) Gravitation; 4) Statik starrer Körper; 5) Kräfte in einer Ebene und im Raum; 6) Parallele Kräfte, Schwerpunkt; 7) Einfache Maschinen; 8) Wagen; 9) zusammengesetzte Maschinen; 10) Dynamik starrer Körper, freie Drehung; 11) Drehung der Erde; 12) Deformation, Stoss; 13) Bewegungshindernisse; 14) Mechanik der Aggregatzustände: a) feste Körper, Kristallerscheinungen; b) flüssige Körper-Bewegung, innere Beschaffenheit, Kapillarität, Lösung; zwei Flüssigkeiten; c) Gase: Expansion und Gleichgewicht, zwei Gase, Gase und Flüssigkeiten Gase und feste Körper.

Es ist natürlich nicht möglich, in einem Referat über ein interessantes Werk ins Einzelne zu gehen, wir beschränken uns deshalb auf Weniges und wählen aus obigem Verzeichniss ein Kapitel, das über Gase (S. 185—215). Dieses bespricht die Luftpumpe (Aspirator), Gewicht und Druck der Luft (Barometer, Manometer, Pumpen, Heronsball und -Brunnen, Heber, Luftballon, Mariottesches Gesetz, Struktur der Atmosphäre, Ausströmen der Gase, Molekulartheorie, spezifisches Gewicht der Gase, Clausius'sche Gas-theorie, Daltonisches Gesetz, Diösmose, Absorption, Condensation, Adhäsion.

Der Verfasser, wie es scheint, in Páris lebend, ist seines Stoffes mächtig, gibt seine Lehren präcis, kurz aber deutlich und übergeht nichts von Bedeutung. Auch der Verleger hat durch Ausstattung des Buches das Seinige dazu beigetragen, dem Studierenden entgegenzukommen; wir können es nur in jeder Beziehung empfehlen.

Lehrbuch der Physik für die oberen Klassen der Mittelschulen und verwandter Lehranstalten. Von Dr. Ignaz G. Wallentin. Wien 1879 Pichler. 343 Seiten mit 202 in den Text gedruckten Holzschnitten. P. 1 fl. 70 kr. (Östr.).

Die Eintheilung des Stoffes ist die gewöhnliche, nur enthält der erste Abschnitt „Einleitung“ neben der Beschreibung der allgemeinen Eigenschaften der Körper noch ziemlich ausführlich die Chemie, wahrscheinlich weil in §. 1 gesagt ist, die Naturlehre der anorganischen Körper theile sich in Physik und Chemie, je nachdem sich die Wissenschaft mit den Veränderungen des äusseren Zustandes der Körper, oder mit den Änderungen im Wesen der Körper beschäftige. Nun hat sich aber die Chemie in den höheren Schulen als besonderes Lehrfach eingeführt und deshalb scheint uns die Ausführlichkeit und doch nicht genügende wissenschaftliche Darstellung der chemischen Prozesse hier nicht am Platze zu sein.

Der Verfasser ist Professor am deutschen Gymnasium und Privatdocent für mathematische Physik an der technischen Hochschule in Brünn; er hat zwar sein Buch für „Mittelschulen“ bestimmt, scheint aber doch mehr „Hochschulen“ im Auge gehabt zu haben, indem er eine grosse Zahl mathematischer Formeln gibt, die wohl für die oberen Klassen unserer Gymnasien zu hoch sind, auch vielleicht einzelnen Schülern der obersten Realschulklassen manche Schwierigkeiten bereiten könnten. Abgesehen hievon ist der Vortrag gut und fasslich, die einzelnen physikalischen Erscheinungen und Experimente gut erklärt und wohl kein wichtiger Punkt übergangen. In einem Anhang wird auf Seite 329—343 ein kurzer Abriss der mathematischen Geographie gegeben, während einzelne Theile davon schon früher behandelt sind, wie z. B. in der Mechanik die Abplattung der Erde, Änderung der Schwerkraft, Planetenbewegung (bei der Electricität das Polarlicht).

Die Deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für Gymnasien, Real- und höhere Töchterschulen von Ed. Kuenen, Seminar-

Direktor. 2. Bändchen Schiller's Jungfrau von Orléans.
1878. C. Römke und Cie. in Cöln. 88 S. Duodez. 1 M.

Das erste uns nicht zugekommene Bändchen dieser „deutschen Klassiker“ behandelt Schiller's „Wilhelm Tell“. Schliessen wir aber von der Behandlung der „Jungfrau von Orleans“ auf „Wilhelm Tell“, so müssen wir bekennen, dass es dem Verfasser trefflich gelingt, in das Wesen und den tiefen Gehalt der Schiller'schen Muse einzuführen und ihr in den weitesten Kreisen Eingang zu verschaffen. Es gewährt in der That ein grosses Vergnügen und zieht nicht bloss Jünglinge und Jungfrauen, sondern auch ältere Personen an, einen solchen Kommentar bei Handen zu haben und durch solchen bewährten Führer in den unübertroffenen Werken unserer Klassiker heimisch zu werden. Zeigen wir den reichen Inhalt des vorliegenden zweiten Bändchens. Nach einer kurzen Inhaltsangabe folgt die Exposition und Entwicklung der Handlung nach den 5 Aufzügen, welcher sich ein Überblick (in der Art einer Disposition) anreihet. Dann werden die einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten (Thibaut, Raimond und die Schwestern; Karl; Agnes Sorel; Dunois und La Hire; der Herzog von Burgund; Talbot; Isabeau; Lionel; die Jungfrau selber etc.) nach Charakter und Geschick ebenso klar als bündig geschildert; das Vaterländische im Drama wird gezeichnet, über Entstehung, Zeit, Ort, Sprache, Vers das Nöthige beigebracht und noch die historische Jungfrau beleuchtet. Texterläuterungen zum Privatstudium und Sentenzen aus dem Drama schliessen das Ganze. — Wir halten, wie wir schon Eingangs erklärten, derartige Erläuterungen unserer Klassiker für das beste und willkommenste Geschenk für unsere heranwachsende deutsche Jugend. Denn durch sie wird ihr der Reichthum der Gedankentiefe erschlossen, wird ihr das Verständniss unserer geistigen Heroen eröffnet, wird ihr Sinn für Erhabenes und Grosses, fürs Ideale eingepflanzt, und zur Begeisterung für das Sittlichschöne wird sie unbemerkt und unwillkürlich hingezogen. Möchten Schriften, wie die vorliegende, überall Eingang finden und dem Gelese seichter, ja schmutziger Romane einen unübersteiglichen Damm entgegen setzen!

Göthes Götz von Berlichingen mit besonderer Rücksicht auf die Schüler der oberen Klassen höherer Schulen herausgegeben und erläutert von Dr. I. Naumann, Direktor der Realschule I. O. zu Osterode. Leipzig, B. G. Teubner. 1877. IV und 164 S. kl. 8. M. 1, 20.

Der Herausgeber dieses „Götz von Berlichingen“ setzte sich dasselbe Ziel, welches sich Direktor Kuenen mit Veröffentlichung der deutschen Klassiker gesteckt hat. Eben darum begrüssen wir auch dieses Büchlein, wie überhaupt alle diejenigen Schriften, welche der deutschen Jugend deutschen Sinn, deutsche Treue, deutsches Hochgefühl und ungefärbte Vaterlandsiebe einzupflanzen vermögen. Während Kuenen das Drama selber nicht gibt, enthält das Büchlein des Hrn. Dir. Naumann zuerst den Text

des Götheschen „Götz“ mit Anmerkungen, die sich auf Wort- und Sacherklärungen, auf den Bau des Dramas, auf die Architektonik wichtiger Scenen und die Figuren, die zur Verwendung gelangt sind, erstrecken. Dieser Theil nimmt 123 Seiten ein. Nach demselben folgen Erläuterungen über die Bedeutung dieses Dramas und die Entstehung desselben, über den Inhalt von Götzens Selbstbiographie, über den historischen Hintergrund, über die dramatische Handlung und die Charakteristik der Personen, über die Idee des Dramas etc. Sentenzen, Fragen über das Gelesene und Aufgaben zu Aufsätzen im Anschluss an die Lektüre machen den Schluss. Theils durch den Druck, theils durch besondere Anmerkungen ist auch auf Betonung und richtige Vortragsweise Bezug genommen. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, dass auf solche Weise reifere Schüler zu eingehender Lektüre klassischer Werke angeleitet werden und reichen Gewinn aus einer solchen Lektüre ziehen müssen.

Eklogen. 90 klassische Gedichte der Deutschen, für den Haus- und Schulgebrauch mit den nöthigen sachlichen und etymologischen Erklärungen, metrischen Einleitungen, literargeschichtlichen Vermerken und Hinweisen für den Vortrag versehen von Dr. W. Armknecht, Direktor der Realschule in Varel. Emden, W. Haynel 1878. XXVIII und 383 S. 4 M.

Der Titel sagt zur Genüge, was der Hr. Verf. mit seiner Schrift beabsichtigt. Im Vorwort zu derselben spricht er sich überdies noch so genau aus, dass es nur weniger Worte bedarf, um diese Mustersammlung zu kennzeichnen. Schülern vom 10—17. Lebensjahr wird in methodisch geordneter Weise der Deklamationsstoff in 7 Büchern mit zusammen 90 klassischen Gedichten geboten. „Uhland, der Träger der ganzen Arbeit,“ ist mit 28, Schiller mit 18, Göthe mit 8, Platen mit 6, Chamisso und Geibel je mit 5, die übrigen 14 Dichter (Freiligrath, Heine, Arndt, Rückert, Hauff, Kerner, Lingg, Moser etc.) sind je mit drei, zwei oder einem Gedicht vertreten. Unter dem Texte finden sich die nöthigen geschichtlichen, geographischen, grammatischen etc. Erklärungen zum Privatstudium kurz und bündig; das Nothwendigste an literargeschichtlichen Daten, über Strophenbau und Metrik wird gleichfalls geboten; ganz besonders aber sind bezüglich des richtigen Vortrags überall die nöthigen Vermerke eingefügt und das zu Betonende mit gesperrter Schrift hervorgehoben, dass der Schüler über Stimmwechsel, Pausiren etc. genauen Aufschluss erhält. Ein Anhang mit 13 Nummern gibt für „fremdländischen Strophenbau“ klassische Belege. Für Sexta (10. Lebensjahr) sind 14 Gedichte bestimmt, für Quinta ebenfalls 14, für Quarta 12, für Untertertia 12, für Obertertia 8, für Untersekunda 8 und für Obersekunda 9. Der Anhang mit seinen 13 Nummern scheint für Prima bestimmt zu sein. — Man könnte nun versucht sein, über die Auswahl der Gedichte mit dem Hrn. Verf. zu rechten, auch da und dort das gesperrt Gedruckte als nicht passend anzusehen; allein in dieser Rich-

tung wird eben jederzeit der Individualität Rechnung getragen werden müssen. Und so nehmen wir diese Gabe, auf welche seitens des Hrn. Verf. und des Hrn. Verlegers grösste Sorgfalt verwendet worden ist, mit Dank entgegen und wünschen ihr bei der deutschen Schülerschaft überall freundlichen Empfang und volle Verwerthung.

Schulgesangbuch. Herausgegeben von J. F. Dieffenbacher. Mit einem Vorwort von Dr. v. Nagel, Oberstudienrath in Ulm. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Ulm, Ebner. 1878. 80 Pf.

Als im Jahr 1867 dieses Schulgesangbuch erstmals erschien, wurde es von den verschiedensten massgebenden Seiten als eine hervorragende Erscheinung begrüsst. Aber erst heute haben wir eine neue, sorgfältig durchgesehene, mit neuen Liedern, durch „die Zeitereignisse wünschenswerth geworden“, vermehrte Auflage vor uns. Und doch verdient dieses ausgezeichnete Hilfsmittel zum Gesangunterricht mit seinen 170 ein- und zweistimmigen Liedern und seinen 100 einstimmigesetzten Chorälen sammt der Zugabe von 7 Vokalisieren die weiteste Verbreitung! Neben den mit zutreffendem Texte unterlegten Volksliedern sind Gesänge von den bekannteren älteren und neueren Komponisten aufgenommen, die sämmtlich von den Schülern mit Freuden gesungen werden. Zudem sind die schwierigeren Tonarten vermieden, so dass die Melodien mit Leichtigkeit eingeübt werden können. Man spürt es dem Ganzen an, dass eine praktische Hand — der Herausgeber ist am Gymnasium und an der Realanstalt in Ulm Gesanglehrer — hier gewaltet hat, die das Beste aus dem reichen Schatze der Tonweisen auszuwählen verstand. Auch Eigenes hat der Herausgeber, wenn auch nur spärlich, einzuflechten gewusst. In der That bietet dieses Gesangbuch den reichsten Stoff zum Gesangunterricht für einen vier- bis fünfjährigen Kursus, und die mannigfaltigste Abwechslung ist durch dasselbe ermöglicht. Die Anreihung von 100 Chorälen, dies sei noch besonders bemerkt, wird jedem Gesanglehrer nur erwünscht sein, da der Gesang der Schule ja „eine theilweise Anwendung und Fortsetzung in der Kirche findet“. Die Ausstattung des Buches ist eine höchst aner kennenswerthe. — So können wir dieses Schulgesangbuch nur wärmstens empfehlen, dessen gewiss, dass es — nach des Herausgebers Wunsch — zur Bildung der Jugend seinen Beitrag liefern wird.

Schulwandkarte von Württemberg von G. Henzler; dritte verbesserte Auflage; Heilbronn, Scheurlen's Verlag.

Die Zeichnung der Karte ist so deutlich, dass auch entfernt sitzende Schüler leicht Einzelheiten wahrnehmen können. Die Gebirge, mit braunem Ton, heben sich deutlich von den Thälern ab. Ganz schön treten der Schwarzwald und die Alb hervor. Die Tiefebene des Rheinthals hat einen schwach blauen Ton, die Flüsse sind stark blau und, wegen breiter Zeichnung, von der Ferne leicht sichtbar. Die Grenzen Württembergs sind stark roth

und die Zeichen für die Oberamtsstädte dergleichen mit schwarzem Ring. Auch die Eisenbahnen sind angegeben, sogar die Bahn von Stuttgart nach Freudenstadt. Man sieht, der Verfasser hat Alles aufgeboten, ein plastisches, klares Bild zu geben und dadurch empfiehlt sich die Karte ganz besonders zum Schulgebrauch.

Französische Lehr- und Lesebücher.

- 1) **Ausgewählte Lieder** des I. P. De Béranger. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. G. Völcker. Leipzig, Teubner 1877.

Vorangestellt sind dieser Sammlung ein Abriss von Béranger's Leben und eine Einleitung über den Charakter und die Bedeutung von B. Chançons, womit wir ganz einverstanden sind. Auch die 43 Chançons geben mit den beigefügten Noten im allgemeinen eine interessante Lectüre für vorgerückte Schüler; einzelnes aber müssen wir als nicht für junge Leute passend, ja als schlüpfrig in einer 2. Auflage ausgemerzt wünschen. Hiezu gehört: Nro. 1, Strophe 4: Aux filles de bonnes maisons comme il avait su plaire, ses sujets avaient cent raisons de le nommer leur père; Nro. 3, Str. 7; Nro. 8, Str. 6; Nro. 14, Str. 6; Nro. 15, Str. 1; Nro. 18, Str. 4; Nro. 29, Str. 3. Hier gilt nicht: „dem Reinen ist alles rein“; auch darf die Schule der Neigung mancher jungen Leute zu schlüpfriger Lectüre keinen Vorschub leisten.

- 2) Aus der „**Bibliothèque instructive des Écoles secondaires.**

Sammlung und Bearbeitung von Meisterwerken der französischen Sprache und Literatur für die oberen Klassen höherer Schulanstalten von H. A. Werner, Oberlehrer zu Schwerin“, die wir schon früher in diesen Blättern des Näheren besprochen haben, liegt uns vor

V. **Histoire Générale de la Civilisation en Europe** par Guizot. —

Für die oberste Klasse höherer Schulanstalten bearbeitet von H. A. Werner. Berlin, Springer 1877.

Der Bearbeiter machte es sich zur Aufgabe, aus dem kleinen Guizotschen Werk, welches unter dem Namen einer „Geschichte der Bildung und des Fortschritts“ aus einer Reihe akademischer Vorträge entstanden ist, alle jene Äusserungen, welche durch die Wechselbeziehung zwischen Katheder und Auditorium veranlasst waren, zu beseitigen, und nur das, was historische Darstellung und Reflexion ist, stehen zu lassen. Noten sind nicht beigegeben.

- 3) **Petits Contes pour les Enfants** par l' Auteur des Oeufs de Paques. Mit Sprachübungen und Wortregister versehen von Fr. W. Steup. Elfte Auflage. Liegnitz, Krumbhaar.

Wir verweisen auf die frühere Anzeige dieses Buches in diesen Blättern.

4) Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für die Bedeutung, welche man der französischen und englischen Lektüre zuerkennt, dass immer wieder neue Sammlungen von Ausgaben französischer und englischer Schriftsteller unternommen werden. Dem Schüler beim Studium der modernen Sprachen dieselben geistigen Vortheile zu gewähren, ihm eine ebenso tüchtige formale Bildung zu eigen zu machen, wie sie durch den Unterricht in den alten Sprachen erzielt wird, wird immer allgemeiner als Zweck und Ziel des Unterrichts anerkannt. Die Möglichkeit der Erreichung dieses Ziels wird zwar noch von manchen Seiten stark bezweifelt, aber zugegeben muss werden, dass die moderne Bildung einen ehrenvollen Platz neben der altklassischen einnimmt, und die Eröffnung der Universitäten für dieselbe, wenn auch in beschränkter Masse, ist ein thatsächlicher, vor kurzer Zeit noch nicht für möglich gehaltener Erfolg. Es ist nicht zu bezweifeln, dass auch an den höheren Schulen Deutschlands ein wahrhaft wissenschaftlicher Unterricht in der modernen Philologie sich immer mehr Bahn brechen wird. Einen solchen will die vorliegende Sammlung französischer und englischer Schriftsteller, unternommen und geleitet von Dr. B. Schmitz, Prof. an der Universität Greifswalde; Dr. E. Pfundheller in Stettin, Dr. G. Lübking in Berlin, dienen. Berlin, Widmannsche Buchhandlung. Sie haben die zur Richtschnur dienenden Grundsätze aufgestellt, woran sich die Mitarbeiter zu halten haben. Ihre Namen, sowie die der Bearbeiter der bis jetzt erschienenen Theile bürgen dafür, dass wir Gediegenes zu erwarten haben. Und diese Erwartung wird durch die bis jetzt erschienenen Theile nicht betrogen. Von diesen liegen uns vor:

A. Französisch.

- 1) **Friedrich d. Gr.**, *histoire de mon temps*. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten bearbeitet von Dr. W. Knörich; II. Th. der 2. schlesische Krieg. 1 Mk. 50 Pf.
- 2) **Molière**, ausgewählte Lustspiele: I. Bd.: *Le Misanthrope*; II. Bd.: *Le Tartufe*; III. Bd.: *L'Avare*; IV. Bd.: *Le Bourgeois Gentilhomme*; V. Bd.: *Les Précieuses Ridicules*. Bearbeitet von Direktor Dr. K. Brunnemann, à 60—90 Pf.
- 3) **Louis XI** par Casimir Delavigne. Bearbeitet von K. Gräser. 1 Mk. 20 Pf.
- 4) **La petite Fadette** von George Sand. Bearbeitet von Dr. K. Sachs. 1 Mk. 20 Pf.
- 5) **Épîtres de Boileau**. Bearbeitet von Dr. F. Thümen. 75 Pf.
- 6) **Considérations sur les Causes de la Grandeur des Romains et de leur Décadence** p. Montesquieu. Bearbeitet von G. Erzgräber. 1 Mk. 50 Pf.

B. Englisch.

- 1) **The Spectator.** Eine Auswahl zusammengestellt und bearbeitet von E. Schridde. II. Th. 1 Mk. 20 Pf.
- 2) **Gulliver's Travels.** A voyage to Liliput and Brobdingnag by Jonathan Swift. Bearb. von demselben. 1 M. 50 Pf.

Die Grundsätze für die Bearbeitung sind:

- 1) Die Sprache der Anmerkungen ist deutsch.
- 2) Der Text ist nach den besten Auctoritäten zu geben.
- 3) Die Erklärung gibt in inhaltreicher Kürze diejenigen Bemerkungen, welche in grammatischer, logischer und sachlicher Hinsicht für das Verständniss nothwendig sind, ohne dem lebendigen Wort des Lehrers vorzugreifen oder Eintrag zu thun. — In den für die oberen Klassen bestimmten Ausgaben ist Gewicht auf die Synonymik zu legen.

4) Blosser Citate werden so viel als möglich vermieden.

5) Vor jedem Werke oder Schriftsteller wird in einer kurzen Einleitung über die Lebensumstände und den Charakter des Schriftstellers, über die Zeit, in der er lebte und schrieb, den damaligen Standpunkt der Kunst und Wissenschaft, der das Werk angehört, das Objekt des Werkes selbst, den Kunstwerth, die Quellen u. s. w. dasjenige zusammengestellt, was dem förderlich und nöthig erscheint zum voraus zu wissen, der zu einem vollen Verständniss des Autors zu gelangen wünscht.

6) Für die obere Klassen soll als Prinzip festgehalten werden, nur vollständige Werke zu geben. Diese Grundsätze unterscheiden sich im Wesentlichen nicht sehr von denen, welche andern derartigen Sammlungen zu Grunde liegen. Der Schwerpunkt wird in ihrer richtigen Anwendung zu suchen sein. In dieser Beziehung können wir, soweit die vorliegenden Theile ein Urtheil gestatten, sagen, dass wir befriedigt sind und mit Interesse das Unternehmen verfolgen werden, wie wir auch alle diejenigen darauf aufmerksam zu machen wünschen, denen Beruf und Studium die Wichtigkeit des angegebenen Zweckes nahe legt.

Zunächst sind zur Aufnahme in diese Sammlung nur diejenigen Werke bestimmt, welche gewöhnlich gelesen werden, doch haben die Herausgeber ihr Bestreben auch darauf gerichtet, tüchtige Erzeugnisse der französischen und englischen Literatur, die bis jetzt auf den Schulen noch nicht behandelt werden, der lernenden Jugend nahe zu bringen.

- 5) **Deutsch-Französische Phraseologie** in systematischer Ordnung, nebst einem Vocabulaire systématique. Ein Übungsbuch für Jedermann, der sich im freien Gebrauch der französischen Sprache vervollkommen will. Von Bernhard Schmitz. Zweite erweiterte Auflage. Pr. broch. 2 M., kart. 2 M. 40 Pf. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung (Prof. G. Langenscheidt). 1877.

XLIV. Berichtigungen und Nachträge.

In dem Aufsätze: „Einleitung in die historische Chronologie“ pag. 296—329 dieses Doppelheftes sind nachstehende Berichtigungen vorzunehmen:

Pag. 313 ist als Epoche der Schöpfungs-Ära des Julius Africanus 5502 (statt 5499) zu lesen; das erste Jahr unserer christlichen Zeitrechnung entspricht daher dem 5503ten (nicht 5500sten) des Julius Africanus.

Pag. 315 ist in der Überschrift der Kolumne „Julius Africanus“ in Klammer beizusetzen: (Alexandrinische Ära). Ferner ist in derselben Kolumne von 787 ab jede Zahl um 3 zu erhöhen, also zu lesen: 790 (statt 787), 1500 (statt 1497), 1520 (statt 1517) u. s. w.

Ebendasselbst ist in der Kolumne „Johannes v. Müller“ 222 zu lesen statt 225 und in der Kolumne „Christliche Zeitrechnung“ 5502 statt 5499.

Unmittelbar vor der Überschrift: Reduktion der christlichen Ära auf die Olympiaden-Ära pag. 317 ist einzuschalten:

2) Fällt dagegen das Ereigniss in die zweite Hälfte eines Olympiadenjahrs, so muss man die durch obige Rechnung erhaltene Zahl um 1 vergrössern.

Z. B. Ol. 254,2 zweite Hälfte ist = 239 n. Chr. erste Hälfte.

Im Doppelhefte 5 und 6 S. 242, Strophe 2 von unten ist zu lesen: „Und war so gut einst, wie er meint.“

Im Doppelhefte 5 und 6 pag. 249 ist zu lesen: bei uns zählt die Monarchie nach Jahrhunderten (nicht Jahrtausenden.)

Ankündigungen.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gaupp und Holzer's

Materialien zur Einübung der griechischen Grammatik.

6. Auflage. 1. Teil.

Materialien zur Einübung der griechischen Formenlehre.

8. p. VI. 117 Seiten. 1 Mk. 40 Pf.

Wörterbuch

zu Gaupp und Holzer's Materialien zur Einübung der griechischen Grammatik.

6. Auflage. 8. (101 Seiten.) 1 Mk.

Die „Materialien“ erscheinen in dieser 6. Auflage in drei besonderen Theilen, von welchen zunächst zwei, Materialien zur Formenlehre und das Wörterbuch zur Formenlehre und Syntax, vorliegen; der dritte, die Materialien zur Syntax enthaltend, wird im Laufe des Winters 1881–82 erscheinen. Beide Teile nebst Wörterbuch sind von den Söhnen der ersten Herausgeber, Prof. A. Gaupp in Schw. Hall und Prof.-Verw. E. Holzer in Tübingen umgearbeitet und dem Stande der neueren griech. Sprachwissenschaft angepaßt worden durch vollständigen Anschluß an die Grammatiken von Koch und Curtius. Der Inhalt beider Teile ist so ziemlich derselbe geblieben, aber die Ordnung der Beispiele namentlich zur 3. Declination und zum Verbum ist eine andere geworden und begleitet die Paragraphen der Grammatik Schritt für Schritt.

Wir hoffen, daß das Buch in seiner neuen Gestalt bei der anerkannten Gebiegenheit seines Inhalts sich seine alten Freunde erhalten und manche neuen dazu erwerben werde.

Stuttgart, Oktober 1881.

J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung.

In A. Scheurlen's Commissions-Verlag in Heilbronn ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bacmeister, Adolf, Lieder-
Sammlung für die deutsche
Jugend. Sechste, ergänzte

Auflage. Cartonirt Preis M. 1. —

Eine Auswahl herrlicher Perlen deutscher Dichtung, wie sie sich von dem leider! so früh verstorbenen Sammler nicht anders erwarten läßt. (Corresp.-Bl. f. Gelehrte- u. Realschulen.)

Eine schon längst probat gefundene Collection von Gedichten, die besonders auch als Les- und Declamationsbuch in höheren Töchterschulen (Alter 12–15 Jahre) sich eingebürgert hat und empfehlenswerth ist.

(Süddeutscher Schulbote.)

In A. Scheurlen's Verlag in Heilbronn erschien soeben:

Stoßmayer, S. (Professor am Gymn.

in Heilbronn), Aufgaben für den

Rechenunterricht in den mittleren

Klassen der Gymnasien, der Realschulen

und verwandter Lehranstalten. Dritte

verbesserte und vermehrte Auflage. Erstes

Bändchen. (Dezimalbrüche.) cartonirt —

75 Pf. Zweites Bändchen. (Die gemeinen

Brüche. Schlussrechnung. Verhältnißrech-

nung.) cart. — 75 Pf.

Das Dritte Bändchen, das die bürgerlichen Rechnungsarten, Flächen- und Körperberechnung enthalten wird — befindet sich in Vorbereitung und erscheint demnächst, ebenso der Schlüssel zum Ganzen.

Erschienen in der Langenscheidt'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin, E.W. Mäckerstraße 133:

Ubriz d. heut. deutsch. Silbenmessg. u. Verskunst

von Prof. Dr. Sanders. 192 S. 2 M. 50 Pf.

Konjugationsmuster für alle Verba der franz. Sprache, regelm. wie unregelm. Mit Angabe d. Aussprache jed. Zeitform u. Person.

Von Prof. G. Langenscheidt. 56 S. 1 M.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Delabar, G., Die wichtigsten Holzkonstruktionen

mit den Zimmerer-, Schreiner- und Glaserarbeiten, als Lehrmittel für Lehrer und Schüler an Real-, Industrie-, Gewerbe-, Bau-, Handwerker- und Fortbildungsschulen und anderen gewerblichen und technischen Lehranstalten, sowie zum Selbststudium. Mit 270 Figuren auf 44 lithographirten Zeichnungstafeln, nebst XXIV Figuren auf 6 dem Text beigebruckten Blättern. (8. Heft der Anleitung zum Linearzeichnen.) Quer-8°. (VI und 88 S. Text.) Geb. M. 5. 40.

Des Verfassers „Anleitung zum Linearzeichnen“ erscheint vollständig in 12 Hefen, wovon nunmehr das 1.-8. und das 10. Heft vorliegen. Ausführliche Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

In meinem Verlage sind erschienen:

Griechische Schreibhefte

von

Hc. Dr. Krefzer,

Dirigent der Bonner Knabenschule.

I. II. à 40 Bg.

Diese Hefte bieten ein sehr zweckmäßiges Hilfsmittel zur schnellen Erlernung des Griechisch-Schreibens und -Lesens. Dieselben sind bereits seit Winter 1879 an vielen großen und kleineren Anstalten eingeführt und können von mir direkt, sowie durch jede Buchhandlung bezogen werden. Auf Wunsch versende ich ein Exemplar gratis zur Probe.

Gustav Cohen, Bonn.

Novitäten:

Dr. G. Zwick, Stadtschul-Inspektor in Berlin

Lehrbücher für den Unterricht in der Naturgeschichte, für höhere Lehranstalten und Seminare.

I. Zoologie in 3 Kursen. 24 Bog. mit 277 gr. Illustr. Preis M. 3. 60.

II. Mineralogie, 8 1/2 Bg. mit 131 Illustr. Preis M. 1. 60.

III. Botanik, I. Kursus. 6 Bog. mit 51 Illustr. Preis M. 1. —

Ausführliche Prospekte (Inhaltsverzeichnis, Vorwort, Rezensionen enthaltend) auf Verlangen gratis. Expl. auf Wunsch franco zur Ansicht.

Berlin, September 1881.

Burmester & Stempel

Oranienstr. 101/2. Verlagshandlung.

In Alb. Scheurle's Verlag in Heilbronn ist soeben erschienen:

Müller, Wilh. (Professor am Gym-

nasium in Tübingen), Leitfaden für

den Unterricht in der Geschichte

mit besonderer Berücksichtigung der

neueren deutschen Geschichte

im Anschluß an die in Württemberg

eingeführten „Zeittafeln“

für die mittleren Klassen der Gym-

nasien, für Latein- und Realschulen

sowie zum Selbststudium. Zwölfte

verbesserte und vermehrte Auflage.

(Fortgesetzt bis zum Jahre 1881.) 332 Seiten gr. 8^o broch.

M. 1. 50.

Sobem erschien im Verlage der „Chemiker-Zeitung“, Cöthen und ist durch dieselbe, sowie durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Dr. G. Krause's
Chemiker-Kalender 1882

Herausgegeben
unter Mitwirkung der Mitarbeiter der „Chemiker-Zeitung“
von

Dr. G. Krause in Cöthen.

2 Theile (Theil I in elegantem dauerhaften Ledereinbände mit Karte und Faberstift);
beide zusammen 3 Mark.

Theil I: Kalendarium und Wissenschaftliches.

Theil II: Handelsnachrichten und Gewerbl. und Literar. Anzeiger.

Dr. G. Krause's Chemiker-Kalender

erschien auf den speciellen und wiederholt kundgegebenen Wunsch eines grossen Theiles der Leser und Freunde der „Chemiker-Zeitung“. Wir haben es uns daher angelegen sein lassen, dem in chemischer Beziehung entschieden vorhandenen Bedürfnisse nach einem wahrhaft gediegenen, brauchbaren, der Praxis genügenden Hand- und Nachschlagebuche abzuhelfen und in Dr. G. Krause's Chemiker-Kalender nicht bloss dem Namen nach, sondern auch in Wirklichkeit den Chemikern aller Berufsarten einen ständigen Begleiter und Rathgeber für die Fragen des praktischen Lebens zu schaffen. Der Kalender hat sich freigehalten von allem unnöthigen Ballast, soll aber auch allen berechtigten Anforderungen Genüge leisten, so dass er mit Recht als ein

brauchbares Vademecum für alle Chemiker,

sowohl für den Chemiker der Lehrinstitute, als auch den der Praxis, sowie für den Fabrikanten und Grosshändler chemischer Produkte gelten kann.

Dass der Kalender seine Aufgabe in allen Theilen glänzend erledigen wird, dafür bürgt der Ruf der „Chemiker-Zeitung“ mit ihren zahlreichen Mitarbeitern, sowie der mannigfache Inhalt des Kalenders. Neben Gediegenheit und Brauchbarkeit des Inhalts legten wir Werth darauf, auch das Aeusseremöglichst ansprechend und **praktisch-dauerhaft** gestalten zu lassen.

Ferner verliess sobem die Presse des Verlages der „Chemiker-Zeitung“, Cöthen und ist durch sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Internationale

Tabelle der chem. Elemente und ihrer Eigenschaften.

Table des éléments chimiques et de leurs propriétés.

Table of the chemical elements and their properties.

Zum Gebrauche für Universitäts-, Fabriks-, mineralogische und pharmaceutische Laboratorien, Real- und Gewerbeschulen.

Bearbeitet von **Dr. G. Krause in Cöthen,**

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur der „Chemiker-Zeitung“.

Dritte bedeutend verbesserte Auflage.

— Die Tabelle enthält in deutscher, französischer u. englischer Sprache —
die Symbole, Namen, Angaben ob Metall oder Metalloid, die Quantivalenzen, Atom- und Aequivalentgewichte, Dampfdichten, Molecular- und specifischen Gewichte, Schmelz- bez. Siedepunkte, Härten, specif. u. Atomwärmen, sowie die Namen der Entdecker und die Entdeckungsjahre der Elemente.

Preis der Tabelle (mit Cartonumschlag) 1 Mark.

Chemiker-Zeitung, Cöthen.

Zeitschrift für Orthographie, Orthoepie und Sprachphysiologie.

Herausgegeben von Dr. W. Vietor in Wiesbaden.

Mitarbeiter: Die bedeutendsten Fachmänner des In- und Auslands. II. Jahrgang. beginnend Oktober 1881. Preis 1 Mk. 50 Pf. vierteljährlich. Von großem Interesse für Sprachforscher, Bibliotheken, pädagog. Lesezirkel. Probenummer gratis. Zu beziehen durch den Buchhandel und die Post.

Rostock.

Wilh. Werthers Verlag.

In A. Scheurle's Verlag in Heilbronn ist erschienen:

Dr. W. B. Mönnich's Auswahl deutscher Aufsätze und Reden. Ein ergänzendes Hilfsmittel für den deutschen Sprachunterricht in den oberen Gymnasialklassen. Zweite Auflage. Mit einem Anhang enthaltend Erläuterungen und Ergänzungen zu den Musterstücken. Bearbeitet von Dr. A. Planck, Professor am Gymnasium in Heilbronn. 473 Seiten

gr. 8° brochirt M. 4. 40., solid gebunden M. 4. 80.

In A. Scheurle's Verlag in Heilbronn ist soeben erschienen:

Bacmeister, A., (Stadtpf. in Dehringen) **Biblische Geschichte.** Zum Gebrauch für evangelische Schulen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 12 Bogen. broch. n. — 70 \mathcal{A} , solid gebunden n. — 90 \mathcal{A} .

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kolfsus, Dr. H., Leitfaden der allgemeinen Weltgeschichte, ergänzt und erläutert durch Anmerkungen. Für erste, weitere Schulanstalten und zum Selbstunterrichte. Dritte, verbesserte und bis auf die neueste Zeit geführte Auflage. Erste Abteilung: Das Altertum. 8°. (IV u. 220 S.) M. 1.60. Zweite Abteilung. Die mittlere Zeit. 8°. (IV u. 195 S.) M. 1.40. **≡ Neue Orthographie. ≡** Die dritte Abteilung erscheint demnächst. — Von diesem Leitfaden ist auch eine neue Ausgabe ohne Anmerkungen, vollständig in einem Band, unter der Presse.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichtsbilder

zum Gebrauche der Volksschule

von **A. Müller,**

Professor und Schuldirektor in Mühlhausen i. E.

10. verbesserte Auflage. 8. (115 Seiten.) 80 Pf.

Die in kurzen Zwischenräumen auf einander gefolgten Auflagen geben das Zeugnis von der Brauchbarkeit vorliegenden Buches. Dieser 10. Auflage ist die neue Orthographie zu Grunde gelegt.

Stuttgart, October 1881.

J. B. Meyler'sche Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschien:

Grundsätze
der
historischen Entwicklung
aus den übereinstimmenden
Principien der Philosophie A. Schopenhauer's und der
naturwissenschaftlichen Empirie
abgeleitet von
Theodor Stieglitz.

gr. 8°. 8 Bogen. — Preis fl. 1. — = Mark 2. —

Der Verfasser dieser geschichts-philosophischen Abhandlung versucht auf einem bisher noch nicht eingeschlagenen Wege das Problem der Notwendigkeit der geschichtlichen Entwicklung zu lösen und deren Ursachen, Verlauf und Ziel zu bestimmen. An der Hand der von ihm zunächst nachgewiesenen übereinstimmenden Grundsätze der naturwissenschaftlichen Empirie und der Philosophie Schopenhauer's und auf Grund der aus denselben hervorgehenden Ursachen der historischen Bewegung zeigt er den causalen Zusammenhang zwischen den einzelnen Stadien der Culturentwicklung und der Bildung immer höherer gesellschaftlicher Sphären, entwickelt die Principien der letzteren und leitet schliesslich daraus das Ziel der geschichtlichen Entwicklung ab.

Ferner:

PER ASPERA AD ASTRA

von

W. B. K.

gr. 8°. 11 Bogen. — Preis fl. 1. — = Mark 2. —

Der Verfasser, der seine philosophische Dissertation mit Bruchstücken aus dem Tao-te-King Laotse's einleitet, stellt sich zur Aufgabe, zu untersuchen, ob jeder Mensch die Freiheit hat, „Frei zu sein von Zweifeln und von Jammer.“ Nach einer geistvollen Resumirung der hervorragendsten philosophischen Systeme aller Zeiten, gelangt der Verfasser zum Schlussresultate, dass nicht nur die Moral, die Metaphysik und die Ethik, sondern auch die Philosophie bei Beantwortung gewisser Fragen den Glauben zu Hilfe nehmen muss.

Verlag von **Friedrich Beck** in Wien.

In **A. Scheurle's** Verlag in Heilbronn ist erschienen:

Haug, J. F., Übungsbuch zum Uebersehen aus dem Deutschen in's Lateinische für mittlere Classen. **Erste Abtheilung.** Zweite, umgearb. Auflage, unter Mitwirkung von Rektor H. Kraut und Professor E. Märklin besorgt von Professor A. W. Rösch. **Erste Abtheilung** M. 1. 55. — **Zweite Abtheilung** M. 1. 55.

Speidel, P. (Rektor in Siberach), **Elementarstilistik der lateinischen Sprache** in Übungsbeispielen nach Zumpt's Syntaxis ornata und Döderlein's Synonymik, für Schüler von 13—14 Jahren. **Erstes Bändchen.** M. 1. 50. **Zweites Bändchen,** für Schüler von 14 bis 15 Jahren. M. 2. — NB. (Hiezu der lateinische Text. 1. und 2. Bändchen.)

Neue Werke für den Zeichenunterricht

aus dem Verlage von

ORELL FÜSSLI & Co., ZÜRICH.

 4 starke Auflagen in Jahresfrist 

erlebte das mit ausserordentlichem Interesse aufgenommene

Zeichentaschenbuch des Lehrers.

400 Motive für das Wandtafelzeichnen

von

J. Häuselmann.

Preis 4 Mark.

Der Zweckmässigkeit, den Gesamtstoff des Wandtafelzeichnens, systematisch fortschreitend, in mustergültigen Vorbildern und in Taschenformat zu geben, um durch die erleichterte Betrachtung dem Lehrer die Motive zum bleibenden Eigenthum zu machen, hat das „Zeichentaschenbuch“ seine ungewöhnlich günstige Aufnahme zu verdanken.

In zwanzig Seiten einleitendem Text entwickelt der Verfasser seine Methode, welche über die Aufgabe und den Werth des Zeichnens manche neue Gesichtspunkte eröffnet.

Die 400 Motive sind ausserordentlich sauber und rein in Kupfer gestochen, überhaupt die ganze Ausstattung dieses Vademecums eine muster-gültige.

Von demselben Verfasser ist vor Kurzem erschienen:

Die Stilarten des Ornaments

in den verschiedenen Kunstepochen.

Vorlagenwerk

von 24 Tafeln in gr. 4^o mit 36 Seiten erklärendem Text,

zum Gebrauche in Secundar- und Gewerbeschulen, Seminarien und Gymnasien.

I. Theil, in Mappe.

Preis 5 Mark 50 Pfennig.

Inhalt des I. Theiles von 24 Blättern: Griechischer Stil, Römischer Stil, Gothisch, Maurisch, Renaissance, Louis XV, (Rococo), Modern, Naturalistisch, Kunststil, Kunsthandwerk.

Die Kenntniss der Ornamentik, wie sie in ihrer typischen Eigenthümlichkeit bei den verschiedenen Epochen der Kunstentwicklung sich äussert, ist, wie kein anderer Theil der Kunst, eine reiche Fundgrube, deren Ausbeute für die formale und reale Entwicklung des Menschen hohe Bedeutung hat. Jedermann, der in der Lage ist, zu dieser Entwicklung das Seine beitragen zu können, muss daher die Stilarten des Ornaments mit Freuden begrüßen.

In gleichem Formate erschien vor einigen Monaten:

Das farbige Ornament.

Stilisirte Blatt- und Blütenformen,
mit Beispielen über deren Verwendung für den Zeichenunterricht.

24 Blatt in monochromem und polychromem Farbendruck.

Mit einer kurzen Farbenlehre

von

Prof. U. Schoop,

Lehrer des Zeichnens an den höhern Stadtschulen und der Gewerbeschule in Zürich.

Preis 8 Mark.

In vorliegendem Lehrmittel hat es der Verfasser unternommen, darzutun, wie, besonders in der gehobenen Volksschule, die Farbe zu behandeln ist und zwar an einem Stoffe, der an und für sich, auch ohne die Herbeiziehung der Farbe, für den Schulunterricht der geeignetste sein dürfte: nämlich das **vegetabile** Ornament.

Alle drei Werke sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Zürich 1881.

Orell Füssli & Co., Verlag.

Verlag von **Gebrüder Bornträger** in Berlin.

Schaper, Dr. F., Ordentl. Lehrer am kgl. Gymnasium zu Köslin, Hauptregeln der lateinischen Syntax nebst Musterbeispielen dazu zum Auswendiglernen. Im Anschluß an die Grammatik von **Ellendt-Seyffert**. 1881. 8. br. 40 Pf.

Wiske, H., Oberlehrer am Gymnasium und der höheren Bürgerschule zu Hamm, Anleitung zum englischen Auffaß. 1881. 8. br. 1 Mark.

In den neuesten Auflagen bestens empfohlen:

Fr. Fr. Strich, Oberlehrer in Eßlingen

Handkarte von Württemberg und Baden in siebenfachem Farbendruck (Flüsse blau, Thäler und Ebenen hell- und dunkelgrün, Gebirgszeichnung braun, Hochflächen lichtbraun, Grenzen roth und gelb. Preis 30 S.

Schulwandkarte von Württemberg und Baden in denselben Farben ausgeführt wie die Handkarte. Preis: auf Leinwand mit Stäben und lackirt 8. M. 40. —

Geographie von Württemberg mit 4 Kärtchen in 6 Farben 30 S.

Geographie und Geschichte von Württemberg mit denselben Kärtchen. 40 S.

Text und Kärtchen auch einzeln, jedoch zu etwas erhöhten Preisen.

Commissionsverlag v. **Hug. Weismann** in Eßlingen, sowie direkt vom Herausgeber und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Heft IX und X sind unter der Presse.

Dem VII. und VIII. Heft liegen bei Prospective der Verlagsbuchhandlungen: **M. Heinsius** in Bremen, **F. Hirt** in Breslau, **E. H. Mayer** in Köln, **Weidmann** in Berlin.

 Sämmtliche hier angezeigte Werke sind zu beziehen durch die **L. Fr. Fues'sche** Sortimentsbuchhandlung (**Franz Fues**) in Tübingen.

XLV. Göthe's Faust-Dichtungen

von

O. Umfrid.

Zu den Vorwerken der Faustdichtung.

Zueignung.

„Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.“

Schon bis 1775, fünfzehn Jahre vor der ersten Ausgabe, war bekanntlich nach Jakobi „fast alles“, was diese Ausgabe enthielt, entworfen, sicher aber nicht zu der Klarheit herausgearbeitet, zu der es der Dichter vollendete. Wir dürfen daher Göthe es auf's Wort glauben, dass ihm seine Gestalten, lange durch den eigenen „trüben Blick“ verdunkelt, noch „in Dunst und Nebel“ gehüllt erscheinen mussten und sich erst viel später daraus zu der reinen Schönheit erhoben, wie er sie nun, nach der ersten Strophe der Zueignung, um sich emporsteigen sieht.

„Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?“

Es ist, wie wir anderwärts ausreichender nachzuweisen haben, dieser Wahn das innerste Heiligthum Göthes, nichts anderes aber, als die auch in den Wanderjahren dem Christen, dem Menschen, zum höchsten religiös sittlichen Ziel gesetzte „Gemeinschaft der Heiligen“, also, wie Göthe sie fasst, die Gemeinschaft der „im höchsten Grade Guten und Weisen“. Ebenso überzeugen wir uns, wie unablässig er nach diesem seinem höchsten Ziele rang, und es erhellt so, dass er dieses Ringen darnach, das selbstverständlich von der Welt als ein vergebliches und wahnhaftes zurückgewiesen wurde, selbst für einen Wahn erklären konnte, ohne freilich damit weder auf den Kampf um das Ziel, der ja in sich selbst schon seinen unendlichen Werth hat, noch auf das Ziel, zu dem, wie er demüthig anerkannte, seine und seiner Zeit Kräfte nicht ausreichten, überhaupt zu verzichten. Dass wir nur durch gemeinsame Wissens- und Gewissensarbeit zum höchsten Gut, sei es auch als zu einem

uns ewig nur vorgezeichneten Ziele, den Weg finden können, das war Göthes Lebensüberzeugung, und diess wird sich uns in den wesentlichsten Zügen der Dichtung vollständig erweisen.

„Die Bilder froher Tage.“

Hiezu vergleichen wir die lieblichen Jugenderinnerungen in Wahrheit und Dichtung, nicht aber zu dem thörichten Zwecke, in Gretchen eine der jungen Gespielinnen oder Freundinnen Göthes, in Mephistopheles seinen „Mentor“ Merk, in Faust den jungen Dichter selbst wiederfinden zu wollen. Mit solchem Bemühen würden wir uns selbst den Genuss an den objektiv gestalteten Lebensbildern der Dichtung und dem Dichter die Ehre, die ihm um seiner so hohen Kraft objektiver Gestaltung willen gebührt, schmälern. Gewiss hat er ja, dem nichts Menschliches, das ihm begegnete, fremd blieb, nichts in die Dichtung legen können, dem nicht irgend eine Saite seines Innern entsprochen hätte, aber ein Dichter, der nicht ebenso ganz über den Gebilden seiner Phantasie stünde, sie völlig dem dichterischen Zwecke gemäss zu gestalten verstünde, verdiente den Namen eines Dichters nicht, und ihm diese Objektivität zu verkümmern, sind jene Fabeln geeignet.

„Der Schmerz wird neu.“

Den Schmerz haben wir darunter zu verstehen, den der Dichter über den Verlust solcher Freunde fühlt, bei denen er ein Verständniss seiner Werke zu finden hoffte und vielleicht, wenn sie noch heute lebten, heute hoffen dürfte, denen er auch sein Fäustgedicht von ganzem Herzen zueignen könnte.

„Verklungen ach! der erste Wiederklang!“

Darin eben sehen wir die so wesentliche, Göthes ganzes Streben erfüllende Sehnsucht nach Verständniss seines Schaffens, nach Theilnahme an demselben ausgesprochen, einer Theilnahme, die freilich dem selbst noch jugendlichen, unfertigen Streben des Dichters in vollem Masse zutheil geworden ist und stetig abnahm, je reifer sich die Wahrheit in seinen vollendeten Schöpfungen offenbarte.

Nicht fehlt dem gefeiertsten Dichter der Nation der „Beifall“ der ihm unbekanntem Menge; aber eben dieser Beifall macht ihm bange. Denn in den Wahrheitskern dessen, was er ihr bietet, vermag sie nicht einzudringen. Und wenn auch noch wenige, die ihm mit innigerer Neigung entgegenkamen, übrig sind, auch ihnen fehlt die Kraft und das Vermögen, seine Liebe zu erwidern, sich an

ihn anzuschliessen: statt der von ihnen erhofften, auf sittlicher Wahrheit gegründeten Einigung, klagt er über die selbst Freunde trennende Zerstreuung.

Das „Geisterreich“,

das höhere Leben ist es, das, solange es dieser Gegenwart sich nicht erschliessen kann, uns nur als das künftige Leben zu erscheinen vermag, und auf das also auch der Dichter noch allein hoffen kann. Wohl hatten die Aufgaben des gegenwärtigen Lebens seine volle Kraft in Anspruch genommen, und — wenn ihm auch der Tod und seine Mahnungen nie ausser Acht blieben — eines Sehens nach dem Tode hatte er sich, eben in dem vollen Bewusstsein jener dem Lebenden gestellten Aufgaben, entschlagen. Mögen wir an „Werthers Leiden“ zurückdenken, so wissen wir doch, dass der Lebensüberdruß gerade mit dieser Dichtung vom Dichter in ihm selbst überwunden ward. Ja noch mehr, wir wissen, dass er in dem Lebenskampfe die volle Ergebung in die höhere Leitung des Lebens, die Wahrheit sich errungen hatte: dass das Leben das schätzbare Gut, das es ist, bleibe, auch wenn ihm die widerwärtigsten Leiden aufgebürdet werden. Hier aber also vermag er doch jenem Sehnen wieder Raum zu geben; und gleichwohl ist es ein so ganz anderes geworden. Denn nun bietet er der höheren Macht das vollendete reifste Werk seines Lebens als ein nur für die Zukunft erzeugtes Samenkorn an, tritt er vor ihren Richterstuhl in dem Bewusstsein, die ihm auferlegte Mission erfüllt zu haben. Er weiss, dass ihm selbst nichts übrig ist, als die seiner Kraft unmögliche Fortführung und Erfüllung seines Strebens den über uns waltenden Mächten anheim zu geben. Ihnen eignet Göthe sein Werk zu. So aber ist auch die Ergebung, mit der er sein ganzes Leben arbeitete, zur sehnsüchtigen Ergebung in die Ruhe vollendet, die jedem tüchtigen Leben am Ziele winkt. Denn nicht um langes, sondern um fruchtbares Leben rang Göthe.

Wie die nur vom Hauche der Lüfte bewegten Saiten der Äolsharfe tönen, ebenso selbstlos fühlt der Dichter seine Seele dem geistigen Hauche des höheren Lebens offen. Der Schauer, der ihn fasst, die Thränen, die er vergiesst, das ist der Schauer der Ehrfurcht, das sind Thränen herzinniger Hingebung, das strenge Herz, das sich so mild und weich fühlt, ist es kraft der rein menschlichen

Demuth des Gehorsams. Sein bisheriger Besitz, alles Eigene, das störend zwischen ihn und den heiligen Willen, die ewige Liebe treten könnte, ist ferne, eine ihm frühe entschwundene Welt aber hat Gestalt gewonnen und tritt als wirklich gegenwärtige, als das von ihm erreichte reale Ziel beseligend vor sein Auge.

Vorspiel auf dem Theater.

Der Direktor, der das stoffliche Element der Dichtung repräsentirt, verlangt „in Noth und Trübsal“, diesen treibenden Mächten, von denen uns die Kunst freilich nicht befreien wird, einen Beistand, welchen sie leisten könnte, wenn nicht eben die blosse Noth dirigirte und kommandirte, und wenn sie selbst der Menge etwas mehr gälte, als nur für ein Mittel der Zerstreung, — den Beistand also des Dichters und seines heiteren Gesellen, der „lustigen Person“. Nichts als einige Stunden des Behagens, nach dem Grundsatz „Leben und Lebenlassen“ werden befohlen, ein Festschmaus wird verlangt, der das drückende Einerlei der Tagesqualerei in extraordinärer Weise unterbricht.

„Ich weiss“, sagt der Direktor, „wie man den Geist des Volks versöhnt.“ Diess Bedürfniss einer Sühne erklärt die Noth und Trübsal auch auf seiner Seite; denn bis daher wurde freilich das Publikum mit der ordinärsten Waare, eben nach jenem Grundsatz „Leben und Lebenlassen“ bedient und verdorben, und die „Verlegenheit“ wird darum auch für das Theater immer neu und immer grösser, da ein solcher Volksgeist, wie er in der gewissenlosen Bedienung durch die Afterkunst herangewachsen ist, eben nur immer neue Reizmittel begehren kann, deren Anschaffung den heruntergekommenen Direktionen unserer Kunstinstitute nachgerade über Kräfte geht.

Indessen versteht sich von selbst, dass eine solche Direktion, so viel geschmäht von dem Publikum, das weder sich noch die Mittel kennt, mit denen ihm zu helfen wäre, den Fehler eben so wenig bei sich selber sucht. Die Journalistik muss die Schuld der Noth und Trübsal tragen; denn das Publikum selbst, so gestreng es „mit hohen Augenbraunen“ sich zum Gericht über das Geleistete niederlässt, wäre schon eher zu befriedigen: sie sind ja an das Beste nicht gewöhnt. Allein sie haben schrecklich viel gelesen, und das kritische Gezerre, das da allein das grosse Wort führt,

konnte nichts anderes als die allgemeine Unzufriedenheit mit der mehr oder minder mittelmässigen Kost, die man zu verabreichen hatte, zur Folge haben.

Trotz dieser Unzufriedenheit aber jagt man in ewiger Ungenüge allen Neuigkeiten nach und bleibt es die stets wiederholte Forderung an das Theater: dass alles frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig sei. Ja wenn endlich einmal unter dem Wust des ausgegriffenen Repertoires doch auch wieder ein „Zugstück“ figurirt, da drängt sich nun doch das Volk zum Tempel der Kunst, aber ganz so roh und brutal, wie im Kampf um's tägliche Brot zu Zeiten der Hungersnoth, und ist es dann eben auch andererseits lediglich die Kassen-Einnahme, welche den Frieden zwischen dem Volk und der Theaterdirektion, und den Frieden zwischen der Direktion und dem „guten Freund“, dem Theaterknecht und Theaterdichter, herstellt.

Dass Göthe sich bitten und dass er sein Publikum lange Jahre und Jahrzehnte auf den Abschluss seiner Tragödie warten liess, ist allbekannt. Wir unsererseits erklären uns die Thatsache nicht anders, als sie uns von Göthe selbst, hier im Vorspiel, erklärt wird, nämlich durch den im Folgenden entwickelten Konflikt zwischen dem Dichter und der Welt, zwischen dem Gehalte und dem Stoffe seiner Dichtung.

Den bloss stofflichen Ansprüchen dieses Publikums, denen das bloss materielle Interesse des Kunstinstituts entsprechen und sich unterwerfen soll, tritt nun zunächst in einseitigem Gegensatz der innerlich sittliche Gehalt wahrer Poesie, wie er vom Dichter selbst entwickelt wird, entgegen. „Der Geist entflieht,“ zieht sich vor der „bunten Menge“ in sich selbst zurück, verschliesst sich vor dem Weltstrudel, in dem er unterzugehen fürchten muss. Die eigene Brust, die „stille Himmelsenge“ allein ist es, darin das Göttliche, das innerste sittliche Centrum des Menschen, wohnen, „Lieb und Freundschaft“ das höchste Gut „erschaffen und erpflegen“ kann. Dieses höchste Bewusstsein fühlt sich, so gewiss es seine Bestimmung ist, zum menschlichen Gemeingut zu werden, durch die Gegenwart, die es durchdringen soll, vielmehr in seiner „vollendeten Gestalt“ verkürzt. Wie es im Dichter selbst erst nach jahrelangem Wachstum solche Gestalt gewinnt, kann es auch nur erst einer künftigen Zeit, einem reiferen Geschlecht, der „Nachwelt“ sich offenbaren.

Wenn nun also hier mehr die subjektiven Gründe des Konflikts hervorgehoben sind, so ist es nur übrig, beizufügen, dass Göthe für ein solches Werk, wie diese Tragödie, mehr als für ein anderes, die volle „Stimmung“ abwarten musste und dass er, wie wir uns im übrigen aus den Leistungen des Dichters und Forschers (man vergleiche nur die chronologische Übersicht seines allumfassenden Schaffens) überzeugen, wohl keinen Tag versäumt hat, seine Schuldigkeit zu thun. Dass dagegen jene „Stimmung“ nicht diejenige des blossen Konflikts mit der gegenwärtigen Welt blieb, werden wir erfahren und will uns nun schon das Vorspiel im Folgenden klar stellen.

Den Konflikt zwischen dem widerstrebenden Stoffe der Dichtung und ihrem höheren sittlich künstlerischen Gehalt zu versöhnen, ist die Aufgabe der Kunstform, mit der einerseits die Abwendung des höchsten Guts, des Ideals, von der Wirklichkeit überwunden, andererseits diese Wirklichkeit zur Empfänglichkeit, zur Aufnahme des höheren Lebenszwecks vorbereitet und herangebildet werden soll. Das diesen Zweck ermöglichende Wesen aller Kunstform, das Leichte, Heitere, ja Muthwillige des Kunstprodukts stellt sich in der „lustigen Person“ dar, die deshalb vor allem auf die Inangriffnahme der Aufgabe in dieser Gegenwart dringt, nichts von „Nachwelt“ hören will und vielmehr der Mitwelt einen „Spas“ ankündigt, der freilich, wie wir sogleich erfahren, nicht blosser Spas bleiben soll. Aber so, wie sie einmal ist, „will sie ihn doch und soll ihn haben“. Es kommt somit nur darauf an, von wem und womit für eine solch lustige Unterhaltung gesorgt werden soll, und die Meinung ist die, dass ein wackerer Künstler, ein „braver Knabe“, der mit gutem Willen und rechter Art in's Leben hineingreift, doch nicht zu verachten, seine Gegenwart doch immer auch schon was werth sei. Er weiss sich in aller Behaglichkeit seines Zieles sicher; so launisch, so unwirsch ihm sich das Leben entgegenstellt, er steht unentwegt darüber, er lässt sich von ihm nicht verbittern noch in seine Verkehrtheit hineinreissen; je grösser die Aufgabe, je bunter die Menge, je toller das Gedränge, über das der Dichter klagt, desto völliger wird der Erfolg sein: er wünscht sich einen grossen Kreis, um ihn desto gewisser zu erschüttern. Und damit ist also der Zweck, der sittliche, höchste Zweck aller Kunst ausgesprochen, die nicht darin besteht, das Ideal in dem

eigenen Herzen zu verschliessen, sondern mit allen Mitteln, über welche das souveräne Recht des Künstlers gebietet, das Leben selbst anzufassen, es umzugestalten und zu verherrlichen durch die Macht der Phantasie, der alle Menschenkräfte, Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft, vor allem aber der Humor, der die närrische Maske nicht verschmäht, dienen müssen.

Dass solch ein Unternehmen von der Welt vorerst nur in ihrer Weise gewürdigt werden kann, setzt nun die zweite Rede des Direktors auseinander. Ihr ist es nur um die handgreifliche Quantität, nicht um die Qualität des neuen Stücks zu thun. Lasst nur „genug geschehen“, man will eben nur die Schaulust befriedigen, staunen und gaffen und aus der grössten Masse auch nur das, was einem jeden behagt, herausgreifen. Wir lieben am Dichter nur, womit er uns schmeichelt, und an nichts weniger denkt unser Herz, als den sittlichen Mittelpunkt des Kunstwerks uns zu Gemüth zu ziehen, nur das viele Einzelne ist unser Augenmerk, nicht das Ganze, nicht der alles beherrschende Zweck des Ganzen. Wir zerreißen es in Stücke, also: man gebe es uns getrost lieber gleich in Stücken. Ein Ragout in pikanter Sauce, das ist unser Begehrt, — die Pfscherei ist das Handwerk für Kunden wie wir. Und da der Dichter die Sache beim rechten Namen nennt, malt ihm der Direktor sein Publikum mit den grellsten Farben, in der nacktesten Wahrheit vor Augen hin. Wir schicken der Expektoration nur die Eine Bemerkung voraus, dass in der ganzen breiten, nachgerade unerträglich breiten Götheliteratur, die freilich zu übersehen dem Einzelnen, uns wenigstens unmöglich ist, unseres Wissens nicht Eine Stimme laut geworden ist, die an der „vortrefflichen, aus dem Leben gegriffenen Schilderung der ordinären Theaterbesucher“, an dem „köstlichen Bild des gewöhnlichen Theaterpublikums“ das mindeste auszusetzen gehabt hätte.

Also der völlige Mangel an Kernhaftigkeit („Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten“), Langeweile, Übersättigung, Krittelei, Zerstretheit, fade Neugier, Eitelkeit, Herzenskälte, Herzensrohheit, Gier nach Gewinn, nach Wollust, — diess sind die Elemente, für die der Dichter bezahlt, für deren Befriedigung er von der Theaterdirektion engagirt ist; und auch wir werden — die einzige Ausnahme, die unten von Seiten der lustigen Person hervorgehoben wird, in Ehren — nicht den mindesten Versuch machen, den Thatbestand,

der uns mit so unbarmherziger Offenheit vor Augen gestellt wird, abzuschwächen. So wenig auch wir selbst die damit blossgelegten Schäden bei uns suchen mögen, so bleibt doch das Urtheil rechtskräftig, und das Mass und Übermass des Elends, das uns, ungeachtet unserer eigenen Reinheit, zugemessen ist, die Noth und Trübsal, von der das Vorspiel ausgieng, mag uns wenigstens lehren, was die uns Gerechte umgebende „ordinäre“ Welt verschuldete, und welcher Art die hiemit dargelegten objektiven Gründe des in dem Vorspiel behandelten Konflikts zwischen Dichter und Publikum, zwischen Gehalt und Stoff sind.

Dass so der frühere Konflikt auf die Spitze getrieben zum leidenschaftlichen Ausbruch kommen muss, versteht sich von selbst. Aber eben die so provocirte Herauskehrung der höchsten Würde des Künstlers, des Dichters, offenbart uns nun ein Bewusstsein, das nicht mehr, wie zuvor, sich von der versöhnenden, die Welt mit dem Ideal durchdringenden Aufgabe abwendet, nicht mehr nur das Schöne und Wahre im eigenen engen Herzen erschafft und nährt und pflegt, sondern das höchste Recht, das Majestätsrecht der Kunst, das Majestätsrecht der Phantasie wahr: die Herzen zu bewegen, die Elemente zu besiegen, die Welt zum Einklang mit dem innersten sittlichen Gehalt des Menschenherzens zurückzuführen, diesen Einklang, diese Harmonie in der schönen Form zur Erscheinung zu bringen, alle ihre Theile dem heiligen Sinn und Zweck des Ganzen unterzuordnen, zu herrschen über die Wuth der natürlichen Gewalten, den Frieden der Natur zum Frieden der Seele zu erheben, ihre Schönheit der Liebe, der Arbeit, dem Verdienste zuzueignen, ja im Dienste des Heiligsten ihm die ewige Dauer zu sichern. Es ist klar, dass hiemit schon auf Seiten des Dichters selbst die Aufgabe als jene von der lustigen Person der Gegenwart vindicirte volle Anerkennung gefunden hat.

Um so mehr handelt es sich nun um die volle Erkenntniss der technischen Mittel zur Erreichung des begeisternden Zwecks, um die Selbstbeschränkung, um den rechten Gebrauch der schönen Kräfte, zunächst um die Erfindung der Fabel, des „Liebesabenteuers“, das, aus dem alltäglichen Leben geschöpft, mit seiner tieferen, den Meisten unbekanntem Bedeutung dennoch das allgemeine „Interesse“ erweckt und in all seiner Buntheit jene Bedeutung ebenso verhüllt als offenbart, in allem Irrthum, in dem es sich be-

wegt, den Kern der Wahrheit nur durchschimmern lässt, nur anregt, was denn doch zuletzt in jedem noch nicht versteinerten Menschenherzen schlummert. Die Grundlegung, die Auferbauung eines künftigen Lebens ist die Aufgabe der sich selbst vernünftig begrenzenden Offenbarung, die an dasjenige anknüpfen muss, was bald hier bald dort, in weicheren, zärteren Gemüthern, in verborgenen Ecken junger Herzen melancholisch sich birgt. Die wenigstens in ihnen noch nicht erstorbenen Regungen des Mitgefühls, der Lust und Trauer, die in ihnen noch offene Empfängniss für die Macht des Scheins, vermag die gegenüber der schon fertigen Welt hinsinkende Hoffnung aufrecht zu erhalten.

Aber sollte nicht, um auf die Jugend zu wirken, der Dichter selber noch jung sein? Jenes unbewusste Ausströmen einer nie mehr wiederkehrenden, täuschenden Genüge des Werdens, der seligen Hoffnung, der Blütenherrlichkeit, des Wahrheitsdrangs und der „Lust zu fabuliren“, der im Hass und in der Liebe mächtigen Jugendkraft, — wie sollte von dem allem noch in dem reifen Alter des Dichters die Rede sein können? Und mit der Antwort auf diese Frage wird uns endlich die Lösung des Konflikts vollbefriedigend an die Hand gegeben.

Die Berufspflicht ist es, welche uns, wenn nur wahre Demuth in uns wohnt, alles das ersetzt, was die einstige Knospe Wunders versprach. Diese Pflicht ist es, deren Erfüllung erst dem Alter die Frucht erwirbt, herrlicher als die unendlichen, als die vergänglichen Blütenräume der Jugend. Statt des Drangs nach Wahrheit ist es nun das „selbstgesteckte Ziel“, nach welchem wir ringen, das auch jetzt noch nicht uns vor dem Irrthum bewahrt, das aber die Kunst, die wahre Demuth der Kunst stärkt, sein Geleite neben sich zu dulden, ungehindert durch ihn, in's bekannte Saitenspiel mit Muth und Anmuth einzugreifen. Denn wenn es wahr ist, dass das Alter den Künstler, den Liebling der Götter, nicht kindisch macht, vielmehr ihn nur noch als wahres Kind findet, so ist es eben nur die kindliche Demuth, die ihm die wohlerworbene Kraft im Dienste seines höchsten, ihm vollbewussten Zieles verwerthen lehrt. Durch sie allein sind jene ungebändigten Triebe des Hasses, der Liebe, des Ehrgeizes, des Übermuths, umgewandelt in die segensreichen Mächte des reifen Menschenalters,

in die ewig bleibenden Pfeiler der heiligen Liebe, des Gehorsams, der Menschen- und Selbstachtung.

Zur noch besseren Erläuterung der ausgeführten Versöhnung des Konflikts zwischen dem Stoffe und dem Gehalte der Dichtung durch die poetische Form fügen wir die Stelle des westöstlichen Divans bei (Noten: Eingeschaltetes), aus der wir die Einsicht in den Inhalt und Zweck des Vorspiels entnommen haben:

„Die Besonnenheit des Dichters bezieht sich eigentlich auf die Form, den Stoff gibt ihm die Welt nur allzu freigebig, der Gehalt entspringt freiwillig aus der Fülle seines Innern; bewusstlos begegnen beide einander, und zuletzt weiss man nicht, wem eigentlich der Reichtum angehöre. Aber die Form, ob sie schon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht sein, und hier wird Besonnenheit gefordert, dass Form, Stoff und Gehalt sich zu einander schicken, sich in einander fügen, sich einander durchdringen.“ Vrgl. Maximen und Reflexionen III, 68.

Nur die vollste Bestätigung der mitgetheilten Auffassung gibt uns endlich die ganz vorzüglich in der Fausttragödie herrschende Offenbarung der allgemein menschlichen Lebensaufgabe, die in völliger Übereinstimmung mit der im Vorspiel entwickelten künstlerischen Aufgabe von Göthe wiederum in der Versöhnung des Konflikts zwischen Idee und Wirklichkeit gefunden wird, einer Versöhnung, die nicht anders denkbar ist, als in dem Verzicht auf die Einseitigkeit der für sich selbst naturlosen Idee und ihrer Realisirung durch sittlich selbstloses Eingehen in die ihr unabhängig vorausgesetzte Welt des Daseins, — durch sittlich selbstloses Eingehen: denn — so schliesst Göthe seine Einschaltung im Divan ab — „der Dichter steht viel zu hoch, als dass er Partei machen sollte. Heiterkeit und Bewusstsein sind die schönen Gaben, für die er dem Schöpfer dankt: Bewusstsein, dass er vor dem Furchtbaren nicht erschrecke, Heiterkeit, dass er alles erfreulich darzustellen wisse“. Denn Parteilung, das ist, statt der geforderten selbstlosen Durchdringung der Wirklichkeit, die selbstische Abschliessung gegen sie und ihren Zweck und ihr Missbrauch.

So mag es denn für die Rolle des Direktors beim Alten bleiben, ihm die höchste Würde der Kunst nur für überflüssiges Selbstlob gelten, so dass er also, gleichgiltig gegen das Wie? nur auf Vollendung des kommandirten Stücks drängen und den Effekt zu

sehen verlangen muss, zu dessen Gelingen er nun auch das bunteste Allerlei, mit dessen Beiwerk unsere Bühnen die innere Leere zu verdecken sich bemühen, anbietet, — schliesslich wird er zum unbewussten Organ für den von ihm selbst nach dem blossen Wortlaut aufgefassten Inhalt der Tragödie, der ja aber in Wahrheit „in dem engen Bretterhaus den ganzen Kreis der Schöpfung vom Himmel durch die Welt zur Hölle ausschreitet.“ Es ist schon durch das Vorspiel klar gestellt, dass der Zweck in all diesem Aufwand von Kunst und Kunstunterhaltung, der von dem Dichter repräsentirte Zweck schliesslich die Herrschaft gewinnt, so dass die Rollen des Direktors und seines Knechts völlig umgewandelt werden, dass der Stoff, den der erstere vertritt, eben zum Leibe des in ihm herrschenden Geistes, zum Rahmen seiner Erscheinung umgewandelt, untergeordnet, eben damit aber geadelt wird.

Der Prolog im Himmel.

Zum Verständniss des Gesangs der Erzengel bemerken wir, dass unter ihrem Bilde der dem Bibelwort demüthig gehorsame, der noch kindlich dankbar hingeebene Menschengestalt, oder, wenn wir wollen, die Anfänger des Glaubens zu verstehen sind, welche die noch von keinem Wissenszweifel, aber auch noch von keiner Wissbegierde angefochtene Anschauung der Schöpfung, nur erst bewundernd, verehrungsvoll, in Lob und Preis erhöhen, dass zwar diese Anschauung nicht so ganz, nicht knechtisch streng die des Bibelworts, sondern schön mehr der gegenwärtigen Betrachtungsweise angenähert ist, dass aber auch so das Wesen der sich unserem Glauben an eine harmonische Ordnung darbietenden Erscheinung Himmels und der Erde, als unbegreiflich hohes, in Schrecken und Milde gleich und ewig herrliches aber unergründliches sich darstellt.

Es sind die Boten, aber noch erst die kindlichen Boten Gottes, die Gesandten der ersten Offenbarung unter den Engeln zu verstehen, einer Offenbarung, die uns die Welt als das unsern Glauben, unsern Gehorsam stärkende Werk eines unergründlichen Schöpfers vor Augen führt.

Das Gegentheil dieses kindlichen Glaubens ist der uns inwohnende Widerspruch, wie er nun vom Dichter in der Personifikation des frech sich überhebenden, beschränkten, an die Stelle der gelästerten Menschenvernunft Hohn und Spott setzenden Verstandes

mit Mephistopheles eingeführt wird — der Widerspruch unseres der Demuth baren Menschenwitzes also gegen unsere menschliche, uns durch die vernünftige Begabung ermöglichte Zweckbestimmung.

Diese immanent menschliche Zweckbestimmung ist im „Herrn“ personificirt und soll — diess ist der Inhalt des nun folgenden Dialogen — in Faust, dem „Knechte Gottes“, im deutschen, rein menschlichen Geiste zur Verwirklichung geführt werden, als immanente Zweckbestimmung sich selbst verwirklichen.

Ausgehend von dem in uns mit seiner ganzen Tiefe sich darstellenden verworrenen Konflikt zwischen Hohem und Niederm, Fernem und Nahem, Himmel und Erde, spricht der Dichter die Erziehung, die Entwicklung unseres Geistes zur Klarheit als unsere Zweckbestimmung aus; so gewiss das Blatt des Lebensbaumes sich zur Blüte und Frucht entwickelt und vollendet, so gewiss erfüllt sich unsere Bestimmung zu der allen Konflikt, allen Widerspruch überwindenden Wahrheit.

Als bleibende Grundlage und Bedingung aller Seligkeitsbestimmung aber wird die Endlichkeit, Bedingtheit und Irrungsfähigkeit des menschlichen Wesens festgestellt. Der Gedanke des Dichters ist der, dass nur die volle unbedingte Anerkennung dieser Endlichkeit und Bedingtheit uns der Offenbarung der höchsten Wahrheit, des unbedingt sittlichen, somit freien Gehorsams, des mit der Endlichkeit versöhnten Gesetzes der Ewigkeit in uns erschliessen könne.

Umgekehrt muss der Widerspruch gerade in dem Gesetze der Endlichkeit und Bedingtheit sein Dogma, dass die Wahrheit nicht für den Menschen sei, zu erkennen und damit sich den Sieg über die unverständliche Wahrheit zu sichern meinen, weil er unsere Endlichkeit, Bedingtheit und Fallibilität, sowie die durch ihre unbedingte Anerkennung erzeugte Demuth zum Gegentheil verkehren muss, also für unsere Menschennatur nur die Unmöglichkeit, das Wahrheitsziel zu erreichen, folgern kann.

Der in der „Wette“, die der Teufel dem Herrn, die der Widerspruch der Wahrheit anbietet, festgesetzte Kampfplatz für die Entscheidung der Frage zwischen Hölle und Himmel ist daher dieser unser Lebenskreis, das diessseitige Dasein. Nicht um eine Seligsprechung oder Verdammung nach dem Tode soll es sich handeln — diess will die Rede Mephistos „da dank' ich euch etc.“ sagen — nicht den Kampf um einen Todten, einen Leichnam, gilt

es; sondern den lebendigen Menschen gedenkt der Widerspruch seine Strasse hinabzuführen, in seine Gewalt zu bringen.

Andererseits bleibt dem irrenden, der Verführung zugänglichen Menschen die Hilfe des Gewissens gewahrt; diess besagen die Worte: „Nun gut, es sei dir überlassen etc.; doch steh beschämt, wenn du bekennen musst: ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewusst.“ Das Bewusstsein des rechten Weges, diess ist ja das uns auf dem Irrweg warnende, auf der Umkehr zum rechten Wege uns stärkende Gewissen.

Gleichwohl kann sich der Widerspruch versichert halten, auch mit dem Gewissen fertig zu werden, sich desselben zu entledigen, uns so ganz in den Staub herabzuziehen, dass wir uns selbst mit Lust, also gewissenlos, dem Bösen zu eigen geben, „den Staub fressen,“ in dem wir kriechen.

Ihm ist auch das „frei“ gegeben; er „darf auch da nur frei erscheinen“. Denn in Wahrheit dient er auch damit doch nur dem höheren, unvertilgbaren, immanenten Zwecke des Menschenlebens. Der ewigen in uns wirkenden Liebe — diess ist der in den Schlussworten des Dialogen ausgesprochene Gedanke — ist auch der Widerspruch, ist selbst die Hölle nur das Zuchtmittel, das die letzte, die äusserste Gefahr, die „Erschlaffung“, die „unbedingte Ruhe“ d. h. den geistigen Tod von uns abhalten, aus ihm, wenn wir ihm verfallen sind, uns wieder aufstacheln muss.

Endlich aber werden die inzwischen zur männlichen Reife, zu „Göttersöhnen“ herangewachsenen Boten Gottes aufgefordert, das Wort des Glaubens zur Erkenntniss, zur letzten Offenbarung zu vollenden, in den gesetzten, liebend verehrten Schranken unseres Daseins das ewig Wirkende, das ewig werdende sich zuzueignen, in dem Wechsel der Erscheinung das dauernde Gesetz zu erkennen, und kann so dem Widerspruche (womit, wie uns Göthe selbst ganz speciell, z. B. in den „guten Weibern“ und in der Schweizerreise von 1797 nachweist, „Schalk“ identisch ist) das letzte Wort bleiben, mit dem er jedoch, freilich höhrend und in der eigenen Lüge des mit der Wahrheit abgeschlossenen Friedenspaktes gefangen, das Wesen dieser Wahrheit als die menschliche, selbst ihn ertragende Wahrheit bekennen muss.

Zum ersten Theil der Tragödie.

Einleitung.

Den im Prologen vorgezeichneten Gang der Tragödie lassen wir uns in einem übersichtlichen Bilde vorerst am Auge vorbeiführen, um das Folgende leichter zu verstehen.

Wie der Dialog des Herrn und des Widersprechers von der Verworrenheit des Doktors ausgieng, so wird uns der erste Monolog Fausts den Konflikt vorführen, in dem er befangen ist, den Konflikt des Aussen und Innen, der Welt mit ihren ihm versagten Schätzen und des von ihr abgewandten, fruchtlosen, in der Überhebung über die Demuth des Gewissens fruchtlosen Strebens nach höherem Wissen. Zwar im heissesten Seelenkampfe gewinnt die dem Faustischen Streben innewohnende Ahnung Form und Gestalt, ja und die Wahrheit erscheint vor seinen Augen, dieselbe Wahrheit, die der Herr als das Ziel der Erziehung des Knechts Gottes ausgesprochen hat. Allein noch ist der in jenem Konflikt befangene Mensch für sie nicht reif, Furcht statt Ehrfurcht, Übermuth statt Muth überstürzen sich und kehren in raschem Wechsel den inneren Widerspruch hervor, welchen, da Faust es wagt, die Wahrheit zu sich herniederziehen zu wollen, das Urtheil der Verwerfung trifft. Und darum sehen wir im zweiten Monologen Fausts das Bild des tiefsten Elends vor uns aufrollen, des Elends eines noch nicht durch die Gewohnheit der Sklaverei abgestumpften Menschenherzens, das — eben noch in dem Wonnevorgefühl höchster Menschenvollendung — sich erbarmungslos zurückgestossen fühlt in die schlechte, weil unbegriffene, dem mit ihr nicht versöhnten Geiste widersprechende Wirklichkeit, die nun Faust, eben weil ihm der Gedanke des versöhnten Daseins, aber in dieser Wirklichkeit unerreichbar, noch vor der Seele steht, um ein anderes höheres Leben dahin zu geben sich entschliesst und so uns die im Prologen vorgezeichnete Verkehrung des der ganzen Erziehung zugrundliegenden Gesetzes aufweist, des Gesetzes der Endlichkeit und Bedingtheit, dessen Verkennung zu der wahnsinnigen Konsequenz führt, mit der Faust frevelnd in das Jenseits einzustürmen wagt.

Zurückgehalten von den Ostermorgenklängen, vernimmt auch Faust die Verheissung eines zweiten besseren (diesseitigen) Lebens,

freilich nur unter der Bedingung selbstlos christlichen Gehorsams, und bekommt er (im Spaziergang) das Arbeitsfeld zu schauen, das von dem Unkraut, wie es der „Feind“ säte, überwuchert, zum fruchtbaren Boden jenes künftigen, höheren Lebens umgestaltet werden soll. Allein statt mit dem Geiste demüthigen Gehorsams tritt Faust mit dem von ihm selbst herbeigerufenen Geiste oder vielmehr Ungeiste des Widerspruchs, mit der akademisch kritischen Bestie an das Wort Gottes heran, das er zur That umwandeln will, die ihm die Erfüllung der Verheissung bringen soll; und so beginnt jene im Prologen vorgezeichnete Führung, mit der Faust die Strasse abwärts geführt wird, auf welcher er für den immanent menschlichen Zweck der Seligkeit, der „Klarheit“, verloren gehen soll.

Von dem Ungeiste des Widerspruchs „erfasst“, eignet er sich in dem Fluche über diese Welt und ihre höchsten geistigen Güter insbesondere über das Christenthum, dem „Gotte dieser Welt“ zu, der sich uns in der vorangegangenen Disputation zwar nicht als unser Alter Ego, der er (solange wir nicht mit uns selbst versöhnt sind) ist, aber als die „Kraft“ des bösen Willens, als der „Geist“ der Verneinung und Zerstörung kund gegeben hatte. Er eignet sich ihm und damit dem rein selbstischen Leben, jedoch mit dem in der „Wette“ Fausts stipulirten Vorbehalt zu, von einer Genüge, die ihm dieses Leben versprechen wollte, frei zu bleiben, verpflichtet sich also eben mit diesem vermeintlich freien Vorbehalt nur um so unlöslicher zum Dienste des Widerspruchs, dessen Wesen und Konsequenz ja nach dem Prologen nur in dem Dogma gipfelt, dass es keine Genüge für das Menschenleben gebe. Endlich verbündet sich Faust mit seinem Ungeiste zum Kampfe gegen das höchste sittliche Ganze, gegen Gott selbst also, und überantwortet dem Widerspruch die letzte und höchste, den Menschen zu retten fähige Kraft der „Vernunft und Wissenschaft“, wie uns diess vom Dichter in der Investitur des Teufels als Docenten und in der Schülerscene vor Augen geführt wird.

Mit der Einführung Fausts in das praktische Leben, durch die einleitenden Szenen des Weinkellers und der Hexenküche, in denen sich die Grundzüge dieses Weltlebens — Völlerei, Zügellosigkeit, Aberglauben, Vergeudung, Müssiggang, Wollust und Herrschgier — kundgeben, erhebt sich sodann in der Werbung Fausts um Margarete der Kampf der Weltlust und des, laut dem Prologen,

dem Menschen zum Schutz seiner Seele beigegebenen Gewissens. Die weitere Entwicklung führt uns zu dem vom Herrn vorhergesagten Siege und der vom Teufel gewetteten Niederlage dieses Gewissens, folglich zu dem Triumphe des Bösen und bestätigt uns damit insbesondere auch den Schluss des Vorspiels, wornach uns der Dichter vom Himmel durch die Welt zur Hölle führen will. Die letztere selbst wird uns in der Form des Traumspiels durch die Walpurgisnachtszene und in der Weise voller (diesseitiger) Realität in der Kerkerszene vor Augen geführt, doch aber eine künftige Rettung Fausts, wie die Rettung der durch seine Schuld gemordeten Margarete am Schluss der letzten Szene angedeutet und verkündigt.

Denn durch all diese einfach nothwendige, von der bisherigen akademischen Kritik des Widerspruchs verdunkelte Entwicklung des Inhalts unserer Tragödie kann natürlich der Wahrheit kein Abbruch geschehen, welche uns im Prologen der Herr, welche uns die Boten einer höheren Welt verkündigen. Nicht mit dem geistigen Tode endigt die in der Fausttragödie uns nach ihrer wesentlichen Entwicklung vorgeführte deutsche und Menschengeschichte. Sondern nach all der Mühe und Qual unseres Dienstlebens werden wir die Gesänge und Thaten derer preisen, die über der Selbsterniedrigung des teuflischen Gesindes die reiche Schönheit des rein menschlichen Lebens, seine endlich zur Vollendung sich erhebende Bestimmung verkündigen und das Wort erfüllen:

Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
 Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
 Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
 Befestiget mit dauernden Gedanken.

Unerschütterlich aber präge sich nur die Wahrheit uns ein, dass es unser Schicksal ist, das uns Göthe entrollt. Nirgends als in Göthe und Schiller und ihren Geistesgenossen hat sich mitten unter der geistigen Verworrenheit und Gährung der deutschen Entwicklung ihr Ziel klarer und erhebender ausgesprochen und eine zwar der damaligen Zeit noch so sehr, wie unserem Faust, verschlossene, eben nur einer Vision zu vergleichende Gestalt gewonnen. Und keiner andern als der Verfassung eines Selbstmörders ist die jenem Geist und Sinn erhebenden Aufschwunge unseres Volkslebens nachfolgende Zeit der tiefsten Erschlaffung zu vergleichen, da in einer langen, dumpfen, schwülen Periode scheinbaren und bloss

äusserlichen Friedens der Zersetzungsprozess begann, in dem alle Hoffnungen hinschwinden schienen und nur noch die wiedererwachende, freilich einer wahrhaften Erneuerung und Wiedergeburt unfähige, aus vergangenen Zeiten hervorgeholte, christlich romantische Anschauung unser geistiges Leben kümmerlich fristete. Und wie Faust am Wissen verzweifelnd und der Ergebung in das Gesetz des Lebens unfähig, dieses Leben und die in ihm eingeschlossenen sittlichen Früchte verfluchte, so musste ja auch die ebenso an der Wissensarbeit unserer Philosophie, wie an der Lebensfähigkeit des Christenthums verzweifelnde Empörung gegen die heiligsten Güter des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung und der Geduld, den entscheidenden Bruch herbeiführen, musste siegen und triumphiren der flache Empirismus auf allen Gebieten, insbesondere der Naturwissenschaft, der grasseste Naturalismus in der Kunst, die äusserlich mechanische Mode in allen unsern Kulturformen, die völlige Verweltlichung der Gesellschaft gegenüber der unter der Anführung eines christlichen Theologen untergrabenen Kirche, die Veräusserlichung unseres unter der Anführung eines Juden untergrabenen Rechts- und Staatswesens, die Auflösung des socialen Gemeinwesens in unendlich viele atomistische Einzelexistenzen, — musste diess alles den geistigen Tod herbeiführen, den uns Göthe in dem triumphirenden Programm seines Schalksknechts weissagte.

Fausts erster Monolog und die Beschwörung.

Mit dem Schmerzensbekenntniss, aber schon dem zur Verachtung des Wissens abirrenden Bekenntniss der Unfruchtbarkeit seines Wissensstrebens beginnt Faust den ersten Monologen, und wird uns zugleich der Grund der Verirrung aufgedeckt: er liegt in der Überhebung unseres Verstandes über das Gewissen, in dem Hochmuth, der, was seiner Kraft unerreichbar ist, kurzweg für unmöglich erklärt. Hand in Hand damit geht die Klage über unsre Armut, unsre Niedrigkeit, über die Verkennung, unter der wir leiden, also wieder der Mangel an Demuth und Ergebung in die Zucht des Lebens.

Gleichwohl hat Faust noch nicht verzichtet auf unser Lebensziel; sein Zustand ist noch nicht derjenige, welcher unsere Zeit so besonders kennzeichnet, noch nicht die völlige Stumpfheit gegen

alles rechte Wissen, sondern noch der Zustand der wenn auch unreifen, selbstischen Hoffnung. Faust sucht noch Rettung, — aber er sucht sie auf dem Wege der Magie d. h. in der Weise der Ungeduld, der die Menschenkraft überschätzenden dämonischen Unmittelbarkeit. Jedoch ist es, freilich im einseitigen Gegensatz gegen das Stückwerk der blossen Empirie, das innere Wesen, die Wirkenskraft des Daseins, um welche Faust ringt. Dass nur das versöhnte Ganze des Innen und Aussen uns retten kann, wissen wir nicht.

Die Unseligkeit der Unbefriedigung thut sich in zwei entgegengesetzten Richtungen kund, in dem erdenmüden, mondscheinsehnsüchtigen Lebensüberdruß wie in dem in gleicher Unbotmässigkeit beruhenden Trotz gegen die Grenzen des Lebens, dieses „Kerkers“, und wieder in dem Ruf nach der „lebendigen Natur, da Gott den Menschen schuf hinein“, wie in der Verwünschung von „Thiergeripp und Todtenbein“, also in jener Überschätzung unserer, im Widerspruch mit unsrer natürlichen Bedingtheit festgehaltenen höheren Abkunft, wie in der Unterschätzung der das Leben bezeugenden, es überdauernden Bruchstücke seines einstigen Tempels.

Und doch aus dem eigenen menschlichen Wesen soll uns die Hilfe kommen, sollen wir die Sprache der Natur, von Geist zu Geist, verstehen lernen; diess bedeutet der Name Nostradamus (Eigenes, rein Menschliches geben wir). Dem Adepten fließt denn auch bei dem durch die magische Hilfe vermittelten Anblicke des Alls ein Wonnestrom durch alle Sinne, göttlich kündigt sich die Wahrheit in ihm an mit dem Vorgefühl neuen heiligen Lebensglücks, gottmenschlich („war es ein Gott, der diese Zeichen schrieb?“) erfüllt die Freude sein „armes Herz“ mit jener Hoffnung, ganz nahe ist er der Offenbarung, für die ihn der Spruch des Weisen „die Geisterwelt ist nicht verschlossen etc.“ vorbereiten will; und er schaut den unendlichen Raum, in dem „alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt“ und „die Himmelskräfte mit segenduftenden Schwingen vom Himmel durch die Erde dringen, harmonisch all das All durchklingen“. Allein das ihm so mit leuchtender Klarheit vor das Auge geführte Ganze, in dem alles wirkt und lebt, und das wiederum im ewigen Triumphe das All durchdringt, die segenstrahlenden, Himmel und Erde erleuchtenden, erwärmenden Sonnen, vermag er — denn er sucht hinter ihnen, über sie hinaus die Wahrheit (Betrachtungen

und Aphorismen II, 14. IV, 11. 20. 30) — dennoch nur eben als das den Raum zusammenfassende Ganze, das sie sind, nicht zu erkennen; nach den Brüsten der Unendlichkeit, nach den Quellen alles Lebens, die sie sind, die er schaut, die ihm quellen, die ihn tränken, — schmachtet er vergebens.

Näher freilich steht uns der Geist, die vollendete Gestalt der Erde, und wohl mag ja nun, da wir dem eigenen Leben gegenüber-treten sollen, die höchste Geisteskraft aufgerufen sein und in uns sich zusammenfassen zu jenem — ohne Demuth freilich unmöglichen — „Muth“, uns in diese eigene Tiefe zu wagen, all das Glück, all das Weh aufzunehmen, das uns mit der realen Erkenntniß unserer selbst erwartet; wohl darf ein Schauer uns erfassen, da unser eigenes Innere sich öffnet, unser Herz aufgerissen wird, alle Sinne „sich erwählen“, unser ganzes Wesen sich hingeben soll heiliger Offenbarung. — Erlöschen muss alles andere, alles fremde Licht, wenn uns die eigene Lebensflamme erscheinen soll. Nur der um Wahrheit flehenden Seele enthüllt sich der Geist, nicht aber jeder Seele zum Heil, und unserem Faust — zum Schrecken. Antworten wir auf die Fragen des Geistes.

Nicht gestern, noch heute mehr, vor vielen Jahrzehnten aber rang der deutsche Geist um jene Selbsterkenntniß, „flehte er erathmend“ sein eigenes Wesen zu schauen, rief ihn der eigenen Seele Ruf, der ihm bewusste Weltberuf der eingeborenen Bestimmung auf zur letzten, höchsten Geistesthat, mit der er geistig seine Welt neuzuschaffen sich unterfieng, sich in die Tiefen des Menschenlebens wagte und dem göttlichen Schöpfungsdrange sich hingebend, ein „Knecht Gottes“ zu werden versprach, den der „Herr“ selbst, der höchste Weltzweck erwählt und zum Messias, zum Erlöser der Menschheit sich erkoren hatte. Eins nur gebrach ihm: die Demuth. Wohl ward ihm vergönnt, die Wahrheit zu schauen, aber sie festzuhalten besass er nicht die Kraft, nicht die selbstlose Kraft der rein menschlichen, sittlichen Hingebung. In der eigenen Brust, in Gedanken baute sich die von der deutschen Wissenschaft, der deutschen Philosophie, entworfene Welt auf, ein Gott schien es, „der diese Zeichen schrieb,“ ein Gott erschien sich der Denker, der solch eine Welt „in sich trug und hegte“, dessen Brust „mit Freudebeben erschwoll, sich Geistern gleich zu heben“. Ja ein Muth, von dem der gegenwärtigen Welt kaum eine Ahnung ge-

blieben ist, erfüllte jene Generation, — ein Muth freilich, der die Probe der nackten Wirklichkeit „nicht ertrug“, der sich endlich doch nur als der aller Demuth bare Hochmuth, als der Übermuth erwies, welcher der „Flammenbildung“, der höheren Wahrheit selbst zu trotzen wagte. Hören wir den Geist.

„In Lebensfluthen, im Thatensturm wall' ich auf und ab:“ Lebendig und das Leben bethätigend offenbart sich die irdische, vollendete Erscheinung unseres Wesens. „Webe hin und her!“ Aus dem Lebensmittelpunkt hinaus wirkt dieses Wesen und zurück kehrt es in sich selbst zu neuem Schaffen. „Geburt und Grab:“ ein endliches Leben nur ist es, neu und immer neu sich zeugend und begrabend. „Ein wechselnd Weben, Ein glühend Leben:“ in tausendfältigen Erscheinungen derselbe ewig glühende Herd und Mittelpunkt des Daseins, — und doch so nur dieses vergängliche, bedingte Dasein. Aber: „So schaff' ich am sausen den Webstuhl der Zeit und wirke der Gottheit lebendiges Kleid,“ und damit erhebt uns die reine Anschauung unseres Erden-, unseres zeitlichen Menschenlebens zu seinem höchsten Zweck, zum Schaffen und Wirken im Dienste der Gottheit, deren lebendiges Kleid, deren lebendige Erscheinung und Gegenwart zu vollenden wir geschaffen, wir von Ewigkeit zu Ewigkeit bestimmt sind.

Und so antwortet der Geist, und so hört Faust das Wort des Geistes, aber hört mit verschlossener Seele. Denn er, Faust, ist Gott gleich, und begreift — denn er sucht das absolute, hinter unserem Dasein verborgene Wesen des Seins — nicht das bedingte Ganze, nicht den mit seiner Sphäre einigen Lebensmittelpunkt, der sich ihm offenbart. Ist es doch für ihn, gerade weil er die Bedingtheit, die Demuth des Geistes, die höchste Wahrheit, für das Hinderniss der Selbständigkeit hält, nur ein niedriger Planetengeist, der zu ihm spricht, der unsere weite Welt umschweift, der sein Trabantengeschäft dienstbar verrichtet. Nicht für die ganze Wahrheit, nicht für das innere an das Ganze selbstlos hingeebene Wesen, nicht für die im unbedingten Gehorsam freie Zweckbestimmung unsres Planetenlebens kann sein Herz sich öffnen, und in ihr Gegentheil verkehrt er die ihm leibhaftig erschienene Gestalt des seiner ewigen Bestimmung dienenden, sittlich unendlichen Selbstbewusstseins. So aber verschwindet ihm die Erscheinung, um ihn der Führung des Geistes zu überlassen, den er versteht, — des

centrifugalen Weltgeistes. Aber nicht der Erdgeist sendet (wie nach einer unhaltbaren Hypothese der ursprüngliche Plan der Tragödie beabsichtigt haben soll) diesen Weltgeist zu Faust, sondern überlässt ihn dem schon in ihm übermächtig gewordenen Zug nach aussen, dem eigenen Widerspruch.

Fausts und Wagners Dialog.

Durch diesen Dialogen werden wir auf die unschätzbare Wohlthat und Hilfe der Gemeinschaft — freilich in einer Weise hingewiesen, die uns das in uns obwaltende Hinderniss, des Segens theilhaftig zu werden, aufdeckt, die uns die Augen darüber öffnen will, dass das ganze kritisch verdorbene, nichtige, aufgeblasene Gebaren unserer Gelehrtenwelt die Glieder der Societät mehr und mehr und rettungslos gegenseitig isolirt hat. Dass jeder des andern, ja aller andern in einem Masse bedürftig ist, von dem bis zum heutigen Tag keine Ahnung erwacht zu sein scheint, thut uns des Dichters seinem Wagner in den Mund gelegte Meinung kund, wornach allerdings Komödiant und Pfarrer und Docent in einer wahren Akademie der Künste und Wissenschaften sehr guten Grund hätten, zusammen zu arbeiten, so dass erst auf der gemeinsamen Grundlage auch die rechte Selbständigkeit gediehe. Das immer wiederkehrende, rührende Bekenntniss des Famulus, mit dem ihn seine Bedürftigkeit zu seinem Herrn Doktor treibt, sollte — diess scheint uns die Meinung des Dichters zu sein — ein Herz, das sich nicht so gar und überaus angelegentlich mit sich selber beschäftigt, gegen den bedürftigen Freund aufschliessen. Statt dessen begegnen wir in all den Gegenreden Fausts nur einseitiger Ablehnung und eben jener auf den eigenen Verstand und Sinn, die eigene Seele, das eigene Gefühl sich zurückziehenden Isolirung, in Verbindung mit einer absprechenden Schätzung anderweitiger Bestrebungen, deren Einseitigkeit doch nur eben durch wahre Theilnahme aller Kreise aneinander zu ergänzen wäre. Unseres Lebens Kürze und die Länge des Wegs zum Ziel, — was kann eindringlicher die redliche Handreichung predigen, die wir uns, mit Leben und Lebenlassen, Sterben und Sterbenlassen, versagen?

Keineswegs darf uns der Humor der Szene zu einer geringschätzigen Würdigung der Wagnerischen Rolle verführen. Wagner repräsentirt die Eine Hälfte unserer Docenten und ist zwar mit

aller nur irgend zulässigen Komik ausgestattet, sollte uns aber entschieden für sich gewinnen durch die grundbrave Gesinnung, die er trotz aller kritischen Amtspflicht, ohne die einmal an keine *venia legendi* zu denken ist, schon da zeigt, wo ihm bei all dem kritischen Bestreben um Kopf und Herz bange wird. Aus derselben biederen Gesinnung gibt er, um mit Göthe (*Reflexionen und Maximen I*, 39) zu reden, „ein dergestalt gebildetes historisches Menschengefühl“ kund, „dass er bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt,“ wogegen wir die von Faust auch auf diesem historischen Gebiet schroff kundgegebene Unterschätzung unseres Wissens und Wissensvermögens als die Konsequenz der Selbstüberhebung zu verstehen haben, womit er ja schon im Monologen von seiner Unzulänglichkeit aus der Menschenwelt die Möglichkeit, etwas Rechtes zu wissen, abgesprochen hat. — Dass im übrigen Faust mit seiner Kritik, der nur alles erst durch Selbstkritik zu erringende Wohlwollen fehlt, sehr viel Recht hat, ist kaum nöthig zu versichern.

Durch Fausts Schlussrede nun aber gibt uns der Dichter vollends die Bestätigung unserer Auffassung des Dialogen an die Hand. Unausbleiblich kommt ja jeder solcher „gelehrte“ Diskurs an einem Punkte an, wo es bedenklich wird, seine Meinung offen auszusprechen, und das aus keinem andern Grunde, als dem des Mangels an wahrer sittlicher Theilnahme der Societätsglieder für einander, dem des Isolirungssystems, unter dem Göthe selbst so unendlich zu leiden hatte.

Fausts zweiter Monolog.

Dass nun wenigstens unser Wagner vor dem „Schwinden aller Hoffnung“, wie durch seine geistige Beschränktheit, so aber auch durch den von Haus aus demüthigen, wenn auch zufolge der hohlen Aufgeblasenheit der „Wissenschaft“ nicht mehr intakten Zug seines Wesens geschützt ist, dessen sind wir durch eben den Dialogen, der Faust in der Geringschätzung des bescheidenen Collegen bestärkte, versichert. Ebenso erkennen wir, dass Faust den durch seine Verwerfung empfangenen Eindruck, der ihn zur Demuth führen sollte, nun dahin verkehrt, sich als „Zwerg“ zu empfinden, dass damit lediglich die Kehrseite der Selbstüberschätzung, die in ihr

wurzelnde Selbstverachtung in ihm Macht gewinnt, eine Wiederherstellung des Selbstgefühls also unvermeidlich wieder zu jener Überhebung zurückführen muss. Er, der in dem Wahne, Gott gleich sein zu wollen, um die Wahrheit rang, die sich eben nur dem Erdensohne offenbaren kann, wird in dieser irdischen Bedingtheit, die in Wahrheit die Bedingung des höheren Ziels ist, vielmehr das Hinderniss des Strebens nach diesem Ziel zu suchen genöthigt sein.

„Ein Donnerwort hat mich dahin gerafft!“ Das freilich ist voll und wahr der Klagelaut des aus dem Paradies verstossenen Menschen, den seine höhere Ahnung so weit über die hiefür verschlossene Wagnerswelt erhoben hatte, um ihn mit dem Erlöschen der Hoffnung um so tiefer in Ungewissheit und Finsterniss sinken zu lassen. Allein zum inneren Grunde des Misslingens findet sich kein Führer, öffnet sich kein Weg in uns: der Grund, den wir suchen, liegt ausser uns, im Stoffe, der sich unsrem geistigen Streben anhängt, in dem Gewordenen, das sich dem Werdenden hindernd entgegenstemmt, in dem Tagesgewühl, das gleichgiltig, kalt und erkältend an dem lebendig Gefühlten vorübertreibt; in den jede Lust und jede Ruhe zerstörenden, das ganze Leben verkehrenden Sorgen. Und statt der Ehrfurcht, der all diese Bedingtheit zum Segen würde, zieht uns die Missachtung unseres Lebens in den Staub, um hier in des Wurmes Dasein ein Bild unseres Wesens zu erkennen, um unsre Geistesschätze dem Staube gleich zu schätzen. Staub und Tand, eine Beute der Motten ist all das Menschenwesen, das uns umgibt, und war es immer; das Glück mag Einem unter Millionen lächeln, so bleibt das Elend doch das allgemeine Menschenloos, vor dem uns die Wissenschaft und ihr Stolz, die um ihre Geheimnisse die Natur vergeblich folternden Instrumente und all ihr Stückwerk, nicht bewahren.

Zur ausreichenden Erklärung des Monologen sind die biblischen Parallelstellen zu vergleichen, in welchen wir demselben Trotz, derselben Verzweiflung begegnen. „Ich sprach in meinem Herzen von dem Wesen des Menschen, darin Gott anzeigt und lässet es ansehen, als wären sie unter sich wie das Vieh. Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dieses stirbt, so stirbt er auch; und haben alle einerlei Odem; und der Mensch hat nicht mehr denn das Vieh, es ist alles eitel. Es fährt alles an Einen Ort; es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub.“ Besonders

zur Klarstellung der Schlussworte, über den Werth unseres Besitzes, wird folgende Stelle des Predigers dienen, nach der wir es für gut anzusehen gelehrt werden, — „wenn man isset und trinket und gutes Muths ist in aller Arbeit, die einer thut unter der Sonne sein Leben lang, das ihm Gott gibt; denn das ist sein Theil,“ — des Menschen Theil, „dem Gott Reichthum und Güter und Gewalt gibt, dass er davon isset und trinket und fröhlich ist in seiner Arbeit und nicht viel denkt an das elende Leben, weil Gott sein Herz erfreuet,“ oder aber, wenn er, gleich Faust, nicht viel zu „verprassen“ hat, dass er erkennt: „Es ist alles Thun so voll Mühe, dass niemand ausreden kann. Das Auge sieht sich nimmer satt und das Ohr hört sich nimmer satt. Was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach wieder geschehen wird. Was ist es, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird, und geschiehet nichts Neues unter der Sonne. Geschiehet auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe das ist neu? Denn es ist zuvor auch geschehen in vorigen Zeiten, die vor uns gewesen sind. Man gedenket nicht, wie es zuvor gerathen ist . . .“ Sind ja nicht auch die Donner des Sinai vergessen, wie man des Gewitters eines Sommerabends vergisst? — „also auch dess, das hernach kommt, wird man nicht gedenken bei denen, die hernach sein werden. Solche unselige Mühe hat Gott den Menschenkindern gegeben, dass sie sich darin müssen quälen.“ „Und ich gab mein Herz daran . . .“ Gedenken wir doch des Faustischen Worts: du musst! du musst! Und kostet es mein Leben! — „Und ich gab mein Herz daran, dass ich lernte Weisheit und Thorheit und Klugheit. Ich ward aber gewahr, dass solches auch Mühe ist. Denn wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens, und wer viel lehren muss, der muss viel leiden.“ Der Augenblick also, der nichtige, alles Frühere vernichtende, selbst vom nächstfolgenden vernichtete Augenblick, — das ist unser Leben, das Leben des selbstischen Geistes, ein Leben voll Mühe, Leid und Gram! und gleich dem Prediger, dem Könige, der von der Ceder an zu Libanon bis zum Ysop an der Wand, vom Vieh, von Vögeln, von Fischen und vom Gewürm zu reden wusste, bekennen wir: Es ist alles, alles ganz eitel — für den auf sich selbst zurückgewiesenen selbstischen Geist, der sich das ererbte Gut der Vergangenheit zur „schweren Last“ verkehrt, der uns alles Ringen der Vorzeit, auf dem die geistige Stufe des heu-

tigen Tags mit all seinen das Heil vorbereitenden Schmerzen ruht, verkennen, und das „Geräthe“ und die „Rolle“ des Vaters als unnützen Plunder wegwerfen lässt. Und so kann auch der kommende neue Tag nur ein Tag selbstischer Hoffnung oder Furcht sein, in der sich das nicht gedemüthigte sondern nur niedergeschmetterte Selbstgefühl wiederherzustellen sucht, aber nur zu der Selbstüberhebung zurückkehrt, von der es ausgieng, und so nun ihre selbstmörderische Konsequenz zieht.

Die all diesen Wahn überwindende Wahrheit aber offenbart uns Göthe im Fortgange seiner Tragödie als das Wesen des Christenthums und seiner durch den deutschen Geist zu vollendenden Verheissung eines zweiten Lebens, das weder dem Wurm aus Gnaden, noch dem Pocher auf sein Pochen sich aufschliesst, sondern erworben werden muss durch die Hingebung der wahrhaften Menschenliebe und des Gehorsams, der selbstlos das Leben, jenes rein menschliche, diesseitige, endliche Leben dem Dienste des Höchsten, des Heiligen, weiht und opfert. Nicht im Staube zu kriechen lehrte uns Christus, der uns gebot: vollkommen zu sein, wie unser Vater vollkommen ist, der uns auch der Vergebung unserer Sünden uns würdig machen hiess durch Gleiches, das wir an den Brüdern thun.

Der Ostermorgen.

Es gibt keinen Strahl des Himmels, der nicht gebrochen zu uns käme, und die lautere Wahrheit, die an unser Herz dringt, ob es ein weiches oder ein hartes Herz ist, verliert die reine Ursprünglichkeit. Ihr Wesen also ist nicht diesem Herzen, ist nur dem über alles Irdische erhobenen Geiste erfassbar; das von Jugend auf böse, selbstische Herz aber schwankt zwischen Trotz und Verzagttheit, Glauben und Unglauben. Auch Faust glaubte; er glaubte „auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen zu neuen Sphären reiner Thätigkeit“, er glaubte dahin sich heben zu können auf dem Feuerwagen des freiwilligen Todes, des Selbstmords; es ist diess das Wunder des trotzigigen Herzens. Nun drängt sich das Wunder des verzagten Herzens an ihn; noch ist es ihm ein ungläubliches Wunder, in diese Sphären wagt er nicht zu streben, — und wird doch angezogen, wie wir alle. Was ihn, was uns anzieht, das ist der Wunsch lange, der Wunsch ewig zu leben, das ist die „holde Nachricht“, die selbst den Unglauben lockt, es noch einmal mit dem

doch gewisseren irdischen Leben zu versuchen, das die lieblichste Jugendahnung einst mit dem Kranze ewiger Seligkeit umkränzte. Hören wir jedoch die Stimmen des Ostermorgens selber.

Wo jede andere Hilfe dem verlorenen Menschen versagte, will ihn die Botschaft von dem auferstandenen Christus vom Tode erretten. Diess ist der in allem darüber ausgebrochenen Hader unverrückbare Inhalt der Ostermorgenszene. Freude verkündigt der Engelgesang den mit unvermeidlicher, erblicher Schuld behafteten Sterblichen, Gewissheit einem neuen Bunde. — Erinnern wir uns nun, dass der Dichter uns im Prologen den Herrn der Schöpfung offenbart als den realsittlichen, ihr immanenten Zweck, die Kinder Gottes, die Engel oder Boten, als die Propheten der ersten christlichen Offenbarung, den Teufel als den der poetischen Fiktion dienenden Repräsentanten des menschlich selbstischen Widerspruchs, so werden wir auch in den die Auferstehung Christi verkündigenden Engeln wiederum die Diener der zweiten, der christlichen Offenbarung erkennen müssen und uns damit aller Sorgen der Orthodoxie oder der antichristlichen Kritik ent schlagen können, da ja wohl beide Parteien darin einig sind und, wenn sie es nicht wären, doch rein nichts an der Thatsache und ihrer Auffassung in der Ostermorgenszene ändern würden, dass der auferstandene Christus von jenen evangelischen Boten in vollkommenem Einklang mit dem inneren sittlichen höchsten Zwecke der — noch in den Banden des selbstischen Widerspruchs liegenden — Menschheit verkündigt wurde. Diess also ist der hiemit ganz ausser Streit gestellte innere, durch die poetische Form mit dem gegebenen Stoffe der heiligen Geschichte auf's innigste vereinigte Gehalt der Ostermorgenszene. Und wenn dann Faust den Trost, der ihm aus diesem Gehalt zuströmt, wie jeder von uns, nach seiner Weise sich aneignet, so erfreuen wir uns nun wirklich unbefangen der „Gewalt“, die uns, die ihm geschieht; wir leben ja doch! wir hoffen doch wieder!

Und nicht entzieht sich der Dichter der nur ihm möglichen Lösung der Aufgabe, den rein menschlichen, also universellen, jedem Menschen zugänglichen Gehalt des biblischen Stoffs so klar wie lieblich uns vor das Auge zu führen.

Es ist die wohl liebende aber in das Irdische versenkte Klage, der Schmerz um die leibliche Gegenwart des Geliebten, die wir vermissen, was in dem Chorgesange der Weiber Ausdruck findet, und

hervorzuheben war all die rührende Sorge, mit der die Verwaisten so ganz sich damit zu genügen hofften, jene Gegenwart zu erhalten, das Körperliche, das ihnen geblieben war, zu pflegen, zu schmücken, ihm Dauer zu verleihen. Dem liebenden Irrthum widmet die reine Seele des Dichters den ersten Chorgesang, dem Hohne gegenüber, den der Widerspruch über den kindlichen Glauben ergiesst, das Andenken an die das Menschenherz innigst bewegende Klage: Ach! und wir finden Christ nicht mehr hier!

Aber die ewig bleibende Wahrheit in ihrem rein menschlichen Gehalt bricht in dem englischen Gesange siegreich durch die Grabesnacht: Christ ist erstanden! und selig gesprochen wird der Vollendete, der Liebende, der von allen Mängeln geheilt und uns von unsern Mängeln heilend im Leben und Tod die Liebe bethätigt und durch das selbstlose Opfer des Lebens besiegelt hat. So erhebt sich gerade im Gegensatz zu der an der irdischen Erscheinung, an dem Leben der leiblichen Gegenwart festhaltenden Sehnsucht des Vermissens die geistige, von der Endlichkeit geschiedene Gewissheit des neuen Bundes der Menschenliebe, der in Schmerz und Mängeln und Leiden nur die nothwendige, reinigende Kraft des sittlich ewigen Lebens sich erringenden Menschenliebe.

Noch einmal wiederholt sich der Schmerz des Erdenlebens in dem Chorgesange der Jünger, noch so wenig geläutert, als die Thränen Fausts, die ihn der Erde und all der Qual des Erdenlebens zurückgaben, noch ebenso befangen, wie unser noch heute in dem Konflikt mit dem Unglauben verflochtener Glaube, in der Transscendenz des zum Himmel aufgefahrenen Christ, wo er, „in Werdelust schaffender Freude nahe,“ dem Gott des Himmels nahe, uns so weit unter sich, an der uns mit Leid statt mit Freude tränkenden Erdenbrust zurückgelassen hat: aber wiederum weist uns der Engelgesang auf den alleinigen Heilsweg der rein menschlichen Bestimmung zurück, auf den Weg, da wir nicht irdischer Genüge nachzustreben, nicht den dem Tod und der Verwesung anheimfallenden Gütern zu leben, sondern, freudig uns über sie erhebend, in dem Gehorsam, in der Erweisung unserer Liebe, in der thätigen Erfüllung unserer Bruderpflichten der Verheissung des künftigen höheren Lebens die Bahn zu bereiten, die wahrhafte Gegenwart des Heiligen (der Gottheit lebendiges Kleid) zu schaffen haben.

D e r S p a z i e r g a n g .

So wären wir im Freien, und das wiedererwachte Leben, zunächst nach seiner rein sinnlichen Seite, thut sich uns auf und erklärt uns in der Rohheit, in der es sich darstellt, die Unnatur der einseitigen religiösen Erbauung, im Gegensatz zu welcher es sich nothwendig zur Geltung bringen muss. Die einzig mögliche Ausgleichung sind hier die Prügeln, durch die das Gleichgewicht insoweit wieder hergestellt wird und insolange erhalten bleibt, bis der nächste Sonn- oder Feiertag zum zweiten, dritten etc. Male dem volksthümlichen Vergnügen Raum gibt. Weder in die Zügellosigkeit der Jugend, noch in die weiter geschilderte Auflehnung, die ebenso heillose Apathie und den schamlosen Egoismus des Bürgerthums klingt auch nur ein einziger Nachklang der religiösen Feier des Osterfestes herein. Das Elend nur, das an diesem Tage sich ungestraft prostituiren darf, versucht seine bettelmässige Zudringlichkeit mit grellem Missklang an die Feststimmung anzuknüpfen. So erfahren wir, wie völlig christliche Zucht und Ordnung darniederliegt, wie untauglich unser Leben für den höheren Zweck, wie unmächtig aber auch die Kirche schon nur für ihre nächste Aufgabe sich erweist, nämlich für die Bruderpflicht gegen die Armen, die wir zum Bettel- und Kuppelhandwerk erziehen.

Die „epische Schönheit“ dieses Lebens endigt denn auch mit Gewalt und Raub, mit Prügeln, wie es anfieng, und das Soldatenlied zieht lediglich den Schluss aus den Prämissen unseres sittlich rohen, in herz- und sinnloser Verkommenheit sich erst noch fallenden bürgerlichen Lebens, dem denn auch der so hoch über seinem Stoffe stehende Dichter — nicht ohne das volle Bewusstsein des auch solch einem Leben noch innewohnenden, unvertilgbaren deutschen Kerns — noch die heitere, humoristische Seite, freilich unter Wahrung der vollen Würde der Kunst, abzugewinnen weiss, der Würde, die auch das Gemeine, das Verworfenne adelt, eben an ihm „das Majestätsrecht der Kunst“ erweist.

Der Zweck nun, der all den bunten Bildern dieser Szene zu Grund liegt, ist wiederum der Nachweis des Konflikts unseres einerseits von der Wirklichkeit idealistisch abgewandten, andererseits in die rohe, der höheren Bestimmung unzugängliche „Natürlichkeit“ versunkenen Lebens. Wie sich auf dem Gebiete unserer geselligen Lustbarkeit die durch eine so tiefe, jenem Konflikt entsprechende

Kluft geschiedenen „Stände“ dennoch mischen, wurde uns von den Schülern, den Bürgermädchen und den Mägden klar gestellt und wird endlich in dem „Spaziergange“ der gelehrten Herren Collegen aufgezeigt. Trotz dieses Widerspruchs, den uns wieder, im Gegensatz zu Faust, Freund Wagner aufdeckt, wenn er sich von der Rohheit der vom Herrn Doktor so idealistisch aufgefassten Welt im Innersten verletzt fühlt, — trotz dieses Widerspruchs übertragen wir, ohne die Voraussetzung unserer eigenen Wiedergeburt, ohne diese Bedingung der einstigen Versöhnung mit der Natur und Volksnatur auch nur zu ahnen, unser eben damit unbedingtes Freiheitsstreben auf die Volkszustände, denken uns ihre Erhebung aus allen Fesseln des Mittelalters und finden uns bereit, die Liebe zu diesem Volke sofort, so unmittelbar darzuthun, mit dieser natürlichen, zufriedenen, seligen Menschheit Mensch zu sein. Der hierauf nöthige Trumpf wird in dem Bauerngesang ausgespielt, mit welchem gerade im Centrum des von Geigen vollhängenden „Volksimmels“ die letzte Herrlichkeit sich aufthut und uns nur eben der Anblick der Prügel erspart bleibt, die aber mit aller Sicherheit die „epische Schönheit“ des uns „prächtig und heiss in mediam rem reissenden“ Spektakels abschliessen werden. Allein nicht der äusseren Kluft der Lebensgewohnheiten, sondern der inneren der Lebensanschauung unterliegt der unreife Versuch der Erhebung zu einer Herz und Sinn befriedigenden Popularität, zu der Überbrückung des all unser Thun lähmenden Stände- und Klassen-Zwiespalts. Wohl drängt auch des Volkes Sinnen und Denken nur zu dem einzigen Freihafen eines gesunden langen Lebens hin, wohl ist auch ihm Gott nur der Helfer aus der Noth, wohl ist es so weit, wie wir, entfernt von der Erkenntniss der durch Noth und Tod uns erziehenden, uns rettenden Heilswahrheit, unzugänglich aber der unser Leben zersetzenden Zweifel- und Wissensarbeit, in fatalistischer Ergebung tod für jegliche Regung geistiger Freiheit, in seiner Einfalt aber auch unser Gott-gleich-sein-Wollen, selbst in der Verehrung, die es dem Heilkünstler wie dem Charlatan entgegenbringt, gründlich beschämend. Nicht mehr handelt es sich hier noch um jenes eigene Ringen um der Seele Seligkeit, nicht mehr um die inneren Kämpfe eines unfertigen Docentenstrebens, obwohl auch da schon das zum Himmel schreiende, freilich nur in einsamer Selbstbetrachtung sich abgelegte Bekenntniss des „Doktors“, seine Schüler jahrelang an der Nase

herumgeführt zu haben, uns die „praktischen“ Folgen der einseitigen Grundlage unserer „höheren Bildung“ ahnen liess. Sondern vor den Richterstuhl des Volks-Kinder-Geistes stellt uns der Dichter, eines Kindergeistes, der nicht verdammt, der in dumpfem aber herzzerreissendem Wimmern uns um Hilfe anfleht, ja uns für Wohlthaten dankt, die zu erweisen wir unfähig sind.

Zwar wir wissen uns zu trösten, wie Wagner sich tröstet, zu helfen, wie Faust und so mancher College sich zu helfen gedenkt, wenn er, des Elends satt, das er „in diesen Thälern, diesen Bergen“ angestiftet, — sich befördern lässt. Was wir empfangen, was wir überliefern, — in der freilich uns über alle Zweifel des Gewissens erhebenden Überzeugung, nichts als unsere Pflicht und Schuldigkeit zu thun, empfangen und überliefern — ihm fehlt ja nur, wie wir uns seufzend beruhigen, nur die allen Dingen und allem Thun mangelnde Vollkommenheit; und mit dem Einen Seufzer über die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens und Strebens und dem tröstlichen Hinblick auf den doch offenkundigen, Sandkorn um Sandkorn häufenden Fortschritt der „Wissenschaft“, wenden wir uns ab von der Todesnoth der Tausende, denen wir „den Gift“ gegeben, und ernten wir den Beifall, die Verehrung der Menge, wir Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen des unsterblichen Wagnergeschlechts. — Und ist es denn diese Scholle, die uns an sich fesselt? Ist uns nicht der Wandertrieb, der kein Volk so, wie das deutsche, über Länder und Meere treibt, angeboren? Und wie vermöchte das hier unten gemarterte Herz der Lockung zu widerstehen, mit der es jedes Vogels Lied und jedes Vogels Flug vom Boden los und in die Ferne reisst? — Nicht eben den absurden Wunsch, leibhaftige Flügel sich angewachsen zu sehen, fliegen zu können, wie Vögel fliegen, vermögen wir in den Bildern der Sehnsucht in die Ferne, von denen Faust sich fortziehen lässt, zu erkennen (eine wirklich fliegende Kitte von Professoren, Amtleuten etc. wäre zudem kaum noch ein poetisches Bild); sondern sich selbst zu entfliehen, neue Welten zu suchen, ein neues Leben in neuer Heimat zu gründen, drängt ihn der Widerstreit seines eigenen Innern. Verloren ist ihm die Liebe zu seinem Volke, die Hoffnung auf die königliche Würde, zu der es berufen ist, dahin gibt er die Weissagung einer beseligenden Zukunft um den Zaubermantel, der ihn in glücklichere Zonen unter glänzenderen Sternen führen, der seiner Brust der Erde

höchste Lust, und aller Nähe, aller Ferne Wonne gewähren soll. Wie zogs den Dichter selber nach Italiens Gefilden! dem Recht der Sinne, des freien Geistesstrebens dort genug zu thun! Wie anders hoffte er, dem unvermeidlichen, in dieser Gegenwart Sinnen- und Sinn-zerstörenden Widerstreit der beiden „Seelen“ in seiner Brust zu entfliehen! sie zu versöhnen! Natur und Geist, Diesseits und Jenseits, zu menschenwürdigem Dasein zu vereinen! Er fand den Frieden, dem sein Volk erst in den erschütterndsten Kämpfen zugeführt werden soll. Und so nur leuchtet endlich uns das Verständniss des vom Dichter erwählten, in allem Früheren nur vorbereiteten Moments auf, in dem der Kampf der Hölle um ihr Opfer beginnen muss. „Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne, und von der Erde jede höchste Lust, und alle Näh' und alle Ferne befriedigt nicht die tiefbewegte Brust“: diess ist das Stichwort für den andern Geist, der, was dem Erdengeiste nicht möglich war und selbst Christus über unsere Selbstheit nicht vermag, in seiner Weise und Natur — als „Spottgeburt von Dreck und Feuer“ — versuchen soll.

Die Disputation.

Auf der „Höhe des Gotteslebens“, mochte man meinen, beginne der Monolog dieser Scene; und es ist ja wahr, dass uns der Dichter die Herzenssehnsucht nach der heiligen Menschen- und Gottesgemeinschaft, nach dem des ewigen Ursprungs bewussten, lebendigen Erguss der Liebe in seinem Faust mitfühlen lässt. Allein von der Regung, von der Sehnsucht nach jener Gemeinschaft und den von ihr ausströmenden Lebensbächen ist die Rede, von einer Regung und Sehnsucht, die denn doch nur in der wahrhaften Gemeinschaft, nur in der sie zum vollen Leben gestaltenden, sich in dasselbe ergießenden Thätigkeit ihre Befriedigung finden kann. Ohne sie, in nächtiger Einsamkeit unserer Seele schlummern nur jene wilden Triebe; die Seele ruht wohl aus von jenem ungestümen Thun des Tageslebens, es ist aber nur der unruhige Schlummer der Ermattung, und die Stille der Seele ist nichts anderes als die Stille vor dem Sturme. Und die böse Macht lauert in unserem Herzen, um hervorzubrechen. Denn, was der Dichter zwischen den Worten religiöser Sammlung äusserlich vorgehen lässt, das ist rein innerlich zu verstehen. Mephistopheles ist lediglich die poetische Fiktion

des menschlichen Widerspruchs in uns; er ist unser Alter Ego, freilich *pars pessima nostri*; aber in Wahrheit unser natürlich selbstisches, dem höheren sittlichen, mit der Natur selbstlos einigen Gesetze widerstreitendes Wesen, das wir hegen und pflegen, dem wir das „beste Kissen“ zurecht legen, das unser Ergetzen ist draussen und Gastrecht daheim hat, in diesem unserem Herzen, „das sich selber kennt.“

Wir erkennen also an dem allem, dass die religiöse Phrase dem Dichter völlig fremd ist, und dass er dem, der in der Phrase lebt, unverständlich bleiben muss.

So vermag denn auch Faust, ungeachtet seiner Phrase von dem Herzen, das sich selber kennt, ungeachtet seiner Geringschätzung anderer, die das Gute und Schöne verkennend sich gegen die Beschreibung des Gewissens auflehnen, ungeachtet des „besten Willens“, der sich in ihm so ganz unmächtig regt, den Grund der Leere, der Unbefriedigung, der tausendfältigen Erfahrung von dem „Versiegen des Stromes“ nicht zu erkennen; und die „überirdische Offenbarung“, das neue Testament, die nur der selbstlos offenen Seele sich offenbaren kann, verschliesst sich dem Professor in Gesellschaft seiner akademischen Bestie.

Dass das Wort Gottes nur dadurch uns seinen Sinn und seine Kraft offenbare, dass es That ist, erhellt klar aus der Faustischen Biblexegese. Unser Missverständniß derselben wurzelt nur darin, dass dieser an sich unanfechtbare Gedanke Göthes nicht als der von Faust bloss auf dem Wege des Widerspruchs gewonnene Gedanke verstanden und so verkannt wird, dass damit sowohl das Wort als die That, die es ist, in das Gegentheil der Wahrheit verkehrt wird. Faust nämlich kommt im Widerspruch gegen das Wort, das Gesetz Gottes, zu seiner Auslegung; er kann das Wort, das doch als Wort, als Gesetz Gottes unbedingten, sittlich unbedingten, also freien Gehorsam verlangt, „so hoch unmöglich schätzen“. Das Wort steht geschrieben, aber es sollte anders stehen; das ist unsere Meinung, das ist der von unserem Geiste uns eingegebene Sinn: so ist aber auch die Kraft, die wir in dem Worte Gottes finden, nur eben die eigene Geisteskraft und die That, welche die That des Gehorsams sein muss, vielmehr die im Widerspruch mit dem Worte, dem Gesetze Gottes verstandene That, also das Gegentheil des freien, des sittlich freien Gehorsams.

Um das Gesetz der sittlichen Freiheit handelt es sich, das also von der Naturnothwendigkeit geschieden ist, das zwar als immanenter Zweck der Schöpfung, aber als der sittlich ewige Zweck über alles Endliche unendlich erhaben und erst so mit ihm versöhnt ist, erst so zur That werden kann, die, obwohl mit dem Worte eins, nicht der Anfang sondern das Ziel des Worts, der Zweck des Gesetzes ist.

Des Widerspruchs aber, der uns zur Verkehrung des Gottesworts führte, sind wir uns nicht bewusst, und darauf beruht also die poetische Fiktion, die diesen unsern eigenen, inneren Widerspruch als den hündischen Rebellen objektivirt, und ihn so in der Gestalt des Widersprechers uns vor Augen stellt.

Erkannt als dieser unser Alter Ego wäre ihm also freilich das Gastrecht zu kündigen, ihm die Thüre zu weisen. Wir thun es auch, aber aus dem gerade umgekehrten Grunde, desswegen, weil wir in dem rein objektiven Bilde und der Thatsache unseres heulenden bellenden Widerspruchs uns selbst nicht wiedererkennen, weil wir meinen, der Störung durch ihn als einer äusserlichen uns erwehren zu können. Und doch haben wir ihm Macht über uns gegeben, haben ihn selbst so gross und lang und breit gemacht, ihm die gespenstige Gewalt über uns eingeräumt, das akademische Unthier mit seinen feurigen Augen und seinem schrecklichen Gebiss selbst in's Haus gebracht. Unsres Bedünkens freilich bleiben wir Herren des unheimlichen Gastes. Unsrer Weisheit, der Weisheit Salomons gleich, weiss sich zu helfen; dess sind wir gewiss. Freilich wird die Rechnung dennoch fehlschlagen. Es gibt noch andere Geister „draussen auf dem Gange“, in Wahrheit wieder in uns selbst, die ihrem Kameraden zu Hilfe kommen, — die unendlich vielen Schwachheiten und Verkehrtheiten, die uns, die unsrem selbstischen Wesen schon von so lange her anhaften, denen der Hauptteufel, unser Widerspruch gegen das Gesetz, soviel zu Gefallen that, und die sich, eben als Schwachheiten, von dem in Wahrheit nicht so gefährlichen Versuche, dem „alten Höllenhuchs“ zu Leibe zu gehen, bedroht fühlen und sich für den Augenblick zwar ducken und versteckt halten, jedoch nur um bei günstiger Gelegenheit ihm nützlich zu werden. — Indessen ist also schon die Weisheit Salomons zur Hand. Man weiss, dass die vier Elemente es sind, die als eine dem Menschen, diesem Herrn der Schöpfung,

feindliche Gewalt von Faust beschworen werden. Der Gedanke des Dichters scheint also der zu sein, dass in Fausts Sinn (nach unsrem idealistischen Wahn) kraft unsrer salomonischen Weisheit die Natur extirpirt werden müsse, um uns des bösen Dämons zu entledigen, und so wäre denn auch leicht zu verstehen, dass die betreffenden Versuche ihm nicht sonderlich weh thun, da zwar sehr viel „Natur“ in dem Thiere steckt, aber solche zum selbstischen Zwecke des Menschen und damit zum Widerspruch gegen die gesunde, für das ewige Gesetz geschaffene Natur verkehrt ist, eben also die in der Beschwörung sich erweisende Verkehrtheit, der blosse Widerspruch des höheren und des natürlichen Zwecks ihn in seinem widersprechenden Wesen steift. — Ein anderes ist es mit dem Zeichen des Kreuzes. Denn wenn auch der in der Beschwörung damit getriebene Missbrauch unsren antichristlichen Widerspruch zunächst nur desto ingrimmiger anschwellt, die Borstigkeit unserer „Kritik“ desto widerspenstiger auftreibt, so ist es eben doch der Name Christi, auf welchen derselbe, unbeschadet seiner bestialischen Natur, nie verfehlt, in seiner wirklichen, voraussichtlich also menschlichen Gestalt sich zu zeigen und den Kampf, um dessen willen er da ist, aufzunehmen.

Nach dem bisher Ausgeführten ist nun also Mephistopheles die Personifikation des menschlichen Widerspruchs, speciell für die Zwecke des Dichters in der Fausttragödie die des akademischen Widerspruchs, wie er denn zu noch kenntlicherer Bezeichnung als fahrender Scholasticus eingeführt und damit seine Erscheinung als ein Erbstück der mittelalterlichen Scholastik bezeichnet wird, wie es sich noch bis heute in den Disputationen des akademischen Verkehrs erhalten hat. Mit einer scholastischen Disputation, nicht ohne die üblichen Eingangs-„Salutationen“ beginnt denn auch die Verhandlung.

Wiederum üblicher Weise tritt sofort der Zweck jeder und auch der gegenwärtigen Disputation, der einer Wortbalgerei, in dem ersten Wortwechsel hervor, der zugleich zwei wesentliche Anhaltspunkte für das Folgende gibt. Einmal kennen die Gegner einander, und es bestätigt sich so das Wort des Erdgeists: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst,“ wie ja Faust den Teufel sofort als solchen erkennt und bezeichnet, und andererseits Mephistopheles ihn als den seinem Streben nach Wahrheit nicht gewachsenen Forscher verhöhnt. Sodann: keiner kennt sich selbst, weder Mephistopheles

sich als die nichtige Abstraktion eben der von ihm verhöhnten Impotenz Fausts, noch Faust sich in dem ihm gegenüber tretenden Widerspruch, der ja in Wahrheit sein Widerspruch, sein Alter Ego ist.

Insbesondere ist die folgende Selbstdefinition des Bösen die Bestätigung des aufgedeckten Mangels an Selbsterkenntniß auf Seiten Mephistos, da das Böse, wie sich ohne Mühe begreifen läßt, auch nach Göthe'scher Anschauung, keine Willenskraft, sondern vielmehr die Impotenz, die Unmacht zum Guten ist. Die Selbstdefinition der Lüge kann begreiflich nur Lüge, nicht aber, wie wir wähten, eine tiefe Wahrheit sein, so gewiss sich die Wahrheit an ihr als die sie stets überwindende Macht, stets das Böse in das Gute umwandelnde Kraft erweist. Denn selbstverständlich ist es die Kraft der Wahrheit, nicht der Lüge, welche „das Gute schafft“. Nur das Gleiche wiederholt sich in der Erklärung des „Räthselworts“: denn der Widerspruchsgeist ist vielmehr der alles werdende stets verneinende Ungeist.

Was die Präexistenz des Bösen als Theil des Theils betrifft, so werden wir die kosmologische Wahrheit, um die Göthe rang, die er anschaute, wenn auch nicht wissenschaftlich zu begründen vermochte, zur Aufklärung dieses Räthsels anzudeuten haben ¹⁾. Wir haben schon oben die Sonnen als das kosmische Ganze bezeichnet, als die Centren, in denen sich der für sich selbst kalte und dunkle unendliche Raum in rein selbstloser Weise zusammenfaßt. So ist also schon der Weltanfang nur als dieses Ganze, wiewohl in unendlicher Wiederholung, aufzufassen, und muss nach diesem Urgezet alle folgende Entwicklung konsequent als die des Ganzen gefasst werden, insbesondere auch das Ziel der natürlichen Entwicklung, das planetarisch irdische Centrum und seine Vollendung zum Geist, als Metamorphose des ursprünglichen solaren Centrums begriffen werden. Zwar muss in aller natürlichen Entwicklung die mit dem selbstlosen Anfang gegebene Bedingtheit sich in allen ferneren Formen erhalten, ebenso muss aber auch diese Entwicklung, als Folge der (ursprünglich selbstlosen) Konzentrirung der Peripherie oder der Theile zum Ganzen, die endliche Selbständigkeit anstreben. Und indem also die Natur zum planetarischen und insbesondere irdischen

1) Wir verweisen jedoch für das Folgende, das, wie gesagt, nur als Andeutung zu betrachten ist, auf künftige weitere Darlegung.

Dasein fortschreitet, kann auch diese unsere Erde, die nach kalter und dunkler Selbständigkeit hinstrebende Geburt der Sonne, sich bei aller weiteren Annäherung an das Ziel der Freiheit doch nie der Bedingtheit ihres Ganzen entziehen. Nur das von dem so bis zum Menschen hinanentwickelten bedingten Dasein unterschiedene sittliche Centrum, dieser innerste Zweck aller Weltbildung ist dann wirklich zwar nach Seiten des ihm vorausgesetzten Daseins, das nur eben durch diese Voraussetzung mögliche, nach Seiten seines sittlichen, von allem Dasein unterschiedenen Wesens aber unbedingt freie Ganze, welches auch so noch auf dem Grunde des mit ihm versöhnten Daseins ruhend doch seine Seligkeit in sich selber trägt und jene unfreie Selbstlosigkeit des Anfangs zur vollkommenen d. h. sittlich selbstlosen Freiheit umgewandelt hat.

Es ist also vor allem das Gegentheil aller „Bescheidenheit“ und „Wahrheit“, wenn dem irdischen menschlichen Ganzen seine höchste Bestimmung, ein solches Ganzes zu sein, als eine närrische Überhebung abgesprochen wird; es ist Lüge, das ursprüngliche Dasein als blosses Theildasein hinzustellen, da auch der Weltraum, „die Mutter Nacht“, — für sich das leere, dunkle, kalte Nichts — vielmehr seinem Wesen nach sich zu jenem leuchtenden Ganzen, in dem der Raum erst seine Wirklichkeit, sein Dasein hat, zusammenfassen muss, als blosses, nach der physikalischen Theorie für sich gesetztes Theildasein aber das Gegentheil des Daseins, nichts wäre; es ist Lüge, dass die Finsterniss „sich das Licht gebar“, da sie, wie gesagt, als rein selbstlos zum Ganzen zusammengefasst und erst in ihm seiend, nichts „für sich“ schaffen kann; es ist Lüge, dass das Licht in „stolzer“ selbstischer Überhebung gegen die Nacht streite, da es sich vielmehr selbstlos in dem von ihm zusammengefassten Raume offenbart. — So aber kann es sich also nicht von einer Präexistenz des Theildaseins als eines für sich bestehenden, von dem die Lüge, der Widerspruch das eigene Wesen ableitet, handeln, sondern nur das planetarische, menschliche, von der Wahrheit des ursprünglichen Ganzen abirrende, an die Stelle dieses Ganzen das atomistische, kometarische Streben des blossen Theildaseins setzende Denken kann damit das Böse, dieses Gegentheil des wahren Ganzen, gezeugt haben, und erweist sich also wiederum der Widerspruch und all sein Anhang, dem wir in der herrschenden, namentlich physikalischen Weltanschauung begegnen, als eine Ausgeburt des

blossen, noch nicht sittlichen, noch nicht durch Selbstkritik gereiften Denkens, als eine nichtige Abstraktion.

Und wie nun diesem blossen Denken, das eben nicht Wissen ist, die Wirklichkeit, als die nur in der Bedingtheit mögliche, überhaupt als unbegreiflich, als ein Widerspruch erscheint, von ihm also negirt werden muss, so kann uns der Dichter zufolge der nothwendigen, für die künstlerische Darstellung geeigneten Form, mit der er uns unsern Widerspruch in die Person des Widersprechers umgewandelt hat, jene Negation nur als einen auf das Nichts, wenn auch vergeblich, losarbeitenden Zerstörungsgeist versinnlichen, wie wir ja von selbst schon die von Natur zu erleidenden Widerwärtigkeiten und noch mehr die Übel, die wir von einander erfahren, dem Bösen und keineswegs einer gesetzlichen Ordnung zuzurechnen und von ihr hinzunehmen geneigt sind, wir vielmehr in dualistischem Gegensatz gegen das „Übel“ einer höheren Macht, einer „heilsam schaffenden Gewalt“ uns empfohlen wissen. Wäre dieser Glaube auch wirklich auf das innigste von uns erfasst, so wäre freilich der schönste Sieg unser: denn so erkannten wir, dass das Übel in Wahrheit nur der Heilsgewalt dient, nicht sie negirt. Allein statt dessen soll der Glaube uns dienen, dem Gegner das Maul zu stopfen, soll er uns, nicht der Wahrheit, den Sieg, aber, wie in jeder Disputation, nur den formellen Sieg erringen. Dieser formelle Schein ist es denn auch, dem sich der Teufel bereitwillig gefangen gibt. Wem also von hier aus Fausts, unsere Verblendung, mit der wir vielmehr dem Teufel in die Falle geben, unglaublich erschiene, der sage uns, ob seit Menschengedenken Eine Disputation mit dem uns vor jener Verblendung allein zu bewahren fähigen Bekenntniss der eigenen Sünde geendet habe. Dazu versteht sich der Teufel eher als wir. Diess ist der Sinn der Worte: „Wir wollen wirklich uns besinnen etc.“ Wie anders aber könnten wir uns die Frage unserer Eitelkeit, diese letzte und Hauptfrage jeder Disputation, als damit beantworten, dass wir den Teufel gekriegt haben? und wie wäre es uns möglich zu merken, dass er uns gekriegt hat, dass eins ja völlig so viel ist, wie das andere? Klargestellt aber wird diess endlich durch die nüchterne Betrachtung des Geistergesanges als des vollendeten Schlaraffen-Lebens-Lieds, mit dem nun die „Geister auf dem Gange“ dem Schalk zu Hilfe kommen, um Faust „in ein Meer des Wahns“ zu versenken.

Der Eingang des Lieds versetzt uns zurück in die während des Tags die Seele Fausts beschäftigende Wanderstimmung, die uns schon damals ein neues Leben unter einem neuen Himmel vorzaubern begann. Noch mischen sich auch hier im Traume die Nacherinnerungen „geistiger Schöne“ und „Gedankentiefe“ in seine sonst überbunten Bilder. Nur scheinen schon die tiefen Gedanken einseitig erotischer Natur zu sein und fängt auch alsbald der Schwall rein sinnlicher Träume an sich breit zu machen. Der Wein fließt in Bächen, die begreiflich, statt über gemeines Gestein, Sand- und Schlammgrund, in der Fassung edlen Gesteins daherrieseln, sammelt sich zu ganzen Seen, aus denen das Geflügel sich „Wonne schlürft“, darin schwimmende Inseln gaukeln mit jauchzenden und tanzenden Chören: Alles im Freien, parweise zerstreut, lustwandelnd, schwimmend, schwebend. Es ist das vollendete Schlaraffenleben, und unter dem Himmel „liebender Sterne“ und seiner Seligkeit schliesst das „ungemein“ schöne Bild in ähnlicher Weise ab, wie die „gemeine“ Herrlichkeit des auf dem Spaziergange in Augenschein genommenen Volkshimmels.

Und dürfen wir von hier aus wenigstens eine Vermuthung wagen, so wären wir fast versucht, in dem Rattenzahn, der das uns vor Teufeln und Gespenstern schützen sollende Pentagramma durchbeißt, den Zahn der Satyre (*dens maledicus*) zu sehen, dessen Biss uns wieder zu uns selbst bringt und uns überläßt, uns auf die wahrhafte Bedeutung des Pudels und des Pudelkerns zu besinnen.

Fluch, Wette und Teufelsbund.

a) Der Fluch.

Die Gewalt voraus andeutend, welche der Widerspruch nun über uns gewonnen hat, erklären sich die drei ersten Reimzeilen von selbst. Die heilige Drei (das „dreimal glühende Licht“), womit Faust dem Gespenst drohte, ist so zur lächerlichen Karrikatur verkehrt. — Was dann das losgebundene freie Leben betrifft, mit dem Faust bekannt werden soll, so kann nach unsrer bisherigen Auslegung kein Zweifel darüber bestehen, dass von einem seiner sittlichen Pflichten entbundenen Leben die Rede ist, von einer Freiheit, die der Dichter überall, wo er das Wort in seiner abstrakten Einseitigkeit braucht, vielmehr für den zu seinem Gegentheil verkehrten

Begriff angesehen haben will. Die Tänzerpare des vorangegangenen Geistergesangs, die sich „im Freien“ „alle zerstreuen“, also in losgebundener Sinnelust ihre Befriedigung suchen, geben uns den Sinn ihres Meisters vollgenügend zu verstehen. Das der zuchtlosen „freien“ Lebensregel des Widerspruchs zugetheilte Ziel der unseligen Endlichkeit liegt zwischen den Zeilen deutlich genug zu lesen, und an diese Frage knüpft nun auch die entscheidende Rede Fausts an, der wir zur vollen Erklärung auch hier wieder die biblischen Parallelstellen beifügen, welche wir, wie sie wohl auch Göthe im Auge hatte, dem Prediger und dem Buch Hiob des Alten Testaments entnehmen:

„Darum verdross mich zu leben, denn es gefiel mir übel, was unter der Sonne geschieht, dass es sogar eitel und Mühe ist.“ — „Denn was kriegt der Mensch von all seiner Arbeit und Mühe seines Herzens, die er hat unter der Sonne, denn all sein Lebtag Schmerzen mit Grämen und Leid, dass auch sein Herz des Nachts nicht ruhet?“

„Wenn ich gedachte, mein Bette solle mich trösten, mein Lager solle mir's erleichtern, wenn ich mit mir selbst rede, so schreckest du mich mit Träumen und machst mir Grauen, dass meine Seele wünschet erhangen zu sein und meine Gebeine den Tod.“ — „Ich wartete des Guten und kommt das Böse; ich hoffte auf Licht und kommt Finsterniss.“

Dass das Leben denn doch ein Gut sei, haben wir oben als die den Selbstmordgedanken überwindende Wahrheit kennen lernen, zu der auch Faust durch die Ostermorgenfeier geführt wurde. Und dass es ein sittliches Gut werden müsse, wenn ihm ein wahrer Werth beigelegt werden solle, sowie dass das Wort, das Gesetz uns den Weg dazu anweise, war der konsequente von Faust ergriffene Gedanke. Dass aber dieser Folge der Gehorsam, der freie sittliche Gehorsam mangle, ergab sich aus der Faustischen Bibel-exegese; und so stehen wir wiederum vor der alten Frage nach der Möglichkeit einer Befriedigung, die wir in dem auf alle Fälle leidvollen Menschenleben suchen und natürlich, solange wir in dem Leid das Hinderniss (statt der Bedingung) des Friedens sehen, nicht finden können, stehen also vor dem Widerspruch, der uns somit zu der Konsequenz führen wird, das Leben, wie es nun einmal ist, so schlecht wie es ist, auf uns zu nehmen.

In der Rede Fausts tritt also vor allem die widerwillige Unterwerfung unter das Gesetz der Bedingtheit vor uns. An die Stelle der Thränen einer zwar vorübergehenden aber doch in jenem Augenblick aufrichtigen, dankbaren Unterwerfung unter jenes Lebensgesetz (das uns ja auch in der kosmologischen Betrachtungsweise entgegentrat), sind nun bittere, unheilige Thränen getreten, erpresst durch die Vergeblichkeit all der den erzwungenen Gehorsam durchbrechenden Wünsche, in denen unser selbstisches Herz eben nur seine Lust suchen kann und so selbst ihre Erfüllung bekritteln muss, wie es damit gegenüber der Aussenwelt und ihrem freilich ebenso fratzenhaften Treiben anstosst. Und wenn so dieses unser Herz, bei Tag ohne Frieden, bei Nacht ohne Ruhe, zu seinem Gott sich erhebt, so ist auch da keine Hilfe, weil die That, in der er ist, nur die selbstlose That des Gehorsams sein kann, von dem unser Herz nichts weiss, und ohne den es Gott anklagen muss, dass er nach aussen nichts vermöge. — Das Leben, das nur Entbehrungen von uns verlangt, ist nicht lebenswerth, ist des Danks eines Sklaven nicht werth; sein Ende wird herbeigewünscht; denn diess wäre ja zugleich das Ende des Elends. „Unsre Seele wünschet erhangen zu sein, und unsre Gebeine den Tod.“

Nun noch die durch den eigenen (in Mephistopheles personificirten) Widerspruchsgeist erweckte Erinnerung an unsre Täuschung durch die christliche Lebensbotschaft! Zwar nicht Christus war's, der uns täuschte; er versprach uns keinen selbstischen Genuss, sondern die Seligkeit selbstloser Hingebung und ein künftiges Leben in Gott; er erweckte, wie auch dieses Leben gedacht werden mag, wie auch er selbst sich's gedacht haben mochte, keine Illusionen: denn es ist ein Leben selbstloser Ergebung. Nun wir aber von solcher nichts wissen, so erkennen wir uns freilich als getäuscht, und so wälzen wir Gott, so wälzen wir Christo die Schuld zu.

Gleichwohl werden wir von der Fessel solch eines uns übel gefallenden Lebens, wie wir es leben, nun festgehalten. Faust steht wieder am Rand der äussersten Verzweiflung, des Selbstmords. Da aber das Dasein, auch unsrem selbstischen Geiste, als ein Gut sich geltend gemacht, der blosse, schlechte Selbsterhaltungstrieb in uns Macht gewonnen hat, so kann der Selbstmordgedanke nicht mehr überwalten. Vielmehr muss in strenger Konsequenz uns fortan

die blossе Dauer des Daseins ihren Werth behalten, wir müssen vorerst unfrei, kraft unsres nur erst schlechten Selbsterhaltungstrieb's, an das Leben gefesselt bleiben, es mit seiner Qual tragen, sein Gesetz der Bedingtheit, unversöhnt mit ihr, widerwillig, in unsern Willen aufnehmen.

So ist, ungeachtet der auch in diesem entscheidenden Augenblick noch auftauchenden Warnung, der Erinnerung an „des hohen Geistes Kraft“, der Ausbruch des Fluches unabwendbar; und was wir verfluchen, sind sowohl die sittlichen als die dem sittlichen Zweck dienenden irdischen Güter, sofern sie eben als Mittel zum Ziel sich geltend machen wollen. Vor allem also wird die Seligkeitsbestimmung des Menschen zur Lüge, zur Illusion verkehrt und als solche verworfen und verflucht: die hohe Meinung, womit der Mensch sich selbst umfängt, also die höchste Selbstachtung, die Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst als dem zur sittlichen Ewigkeit berufenen Sterblichen. Es wird die Natur, die vom sittlichen Geist zu durchdringende und zu heiligende Grundlage des höheren Lebens, als die den Geist vielmehr blendende, täuschende Erscheinung verflucht. Besitz, Eigenthum, Familie, Arbeit und ihre Früchte, gleichviel, ob sie dem unmittelbar sinnlichen Zwecke oder einem höheren, „kühneren“ Streben dienen, werden mit Füßen getreten und als die einem unmöglichen Ziele der geistigen oder sinnlichen Befriedigung dienenden Illusionen verflucht. Endlich wird insbesondere das Christenthum, die Liebe, die Hoffnung, der Glaube und die alle diese Güter ermöglichende Geduld verflucht.

So ist unsere Losreissung von unsrem Kindesalter und dem „kindlichen Gefühle“, dem „Anklang froher Zeit“, vollendet, und so treten wir den Knechtsdienst, diesen freilich nothwendigen Knechtsdienst an, weil dieselbe Liebe, die wir verfluchen, nur mittelst solchen Dienstes den widersprechenden Menschen zur Hoffnung, zum Glauben, zur Geduld erziehen kann.

Das Kleinmenschentum (wie uns Mephistopheles erklärt: „diess sind die Kleinen von den Meinen“) kann in der Verwerfung des Christenthums und seiner Welt, so gross der erste Schrecken ist, nur die That — nicht eines schwachen, armen, gefesselten Sklaven, sondern eines Heroen sehen. Dass erst die wiedergeborene Menschheit endlich, auf dem Wege des freien Gehorsams, die zertrümmerte Welt, „mächtig und prächtig“, wieder aufbauen wird, ist freilich

gewiss. Allein nicht dieses Ziel kann sich unserem nun allerdings im Vergleiche mit der früheren Verworrenheit „hellen Sinne“ offenbaren; nur die unleugbare Thatsache unserer rein diesseitigen Welt und ihrer eigenen Zwecke steht uns nach der Verwerfung der höheren „jenseitigen“ Güter klar vor Augen, und wir sind fähig geworden, nach Massgabe unseres nüchternen, relativ illusionsfreien Bewusstseins unsere Stellung zu dieser Gegenwart zu nehmen, ja mit „neuen Liedern“ die neue Epoche zu verherrlichen, die zur realen Lüge umgewandte Kehrseite unserer früheren idealistischen Münze „künstlerisch“ zu ornamentiren.

b) Die Wette.

Den Widerspruch unserer Bestimmung, wie wir sie ohne das Verständniss des Gottesworts auffassen müssen, den Widerspruch einer Befriedigung in der Unbefriedigung zur That zu machen, dazu haben wir jetzt nach der Klärung unserer Situation überzugehen, und es versteht sich, dass diese Aufgabe vor allem mit den bisherigen äusseren Lebensbedingungen brechen, uns insbesondere aus dem engen, abgeschlossenen Leben unserer Gedankenwelt hinaus in das thätige Marktgetriebe führen muss, — „in die Welt weit, aus der Einsamkeit.“ Der Vorbehalt, uns mit dem Pack doch nicht gemein zu machen, mag dahingestellt bleiben; allein wir werden uns „schicken“ müssen. Man macht sich möglichst klein: Grosses kann die Welt nicht ertragen. Unser Teufel ist nur „auch einer“. Und dieses unseres Einen Weggenossen, unseres allen entgegengesetzten Widerspruch hinwegräumenden Widerspruchsgeistes, sind wir sicher. Der freilich „bequem“ sich uns, „dient“ uns, macht und richtet uns alles nach unsrem Sinn. Nur freilich, wie wir ja ganz gut wissen, thut er's uns nicht „um Gottes willen“.

Hier nämlich lassen wir uns vom Teufel unsres Widerspruchs dienen, um dagegen das künftige, höhere, innerlich selige Leben verloren zu geben, d. h. wir sind, was schon als Resultat der Disputation zu erfahren uns nur unsere Eitelkeit hinderte, ganz und gar des Teufels, hier und dort, nun und künftig. So kann es sich also nur noch darum handeln, wie hoch wir den Werth des blossen schlechten Daseins schätzen, kann es sich, weil wir es nur für schlecht und unwerth ansehen können, nur um die Dauer desselben handeln. Statt aber, wie aus dieser Missachtung des

Lebens folgen müsste, für die möglichst kurze Dauer, entscheidet sich der schlechte Selbsterhaltungstrieb, der uns an dieses gering geachtete Leben fesselt, für die möglichst lange Dauer, und vollzieht sich so der Pakt zum vollen Widerspruch, mit dem uns der Wunsch endloser Dauer unseres verhassten Lebens befriedigt werden, von einem andern Leben aber nicht mehr die Rede sein soll. Ob wir unsre Jahre auf Methusalems Alter bringen oder der Erde, der Sonne, der Ewigkeit Mass uns ausbedingen, — nach unsrem Lebensgesetz lebt sich's im Wechsel von Freud und Leid, in Hass und Liebe, Herrschaft und Dienstbarkeit, in ewiger Ungenüge, — ewig also, wenn's beliebt, um unserer selbst willen, in der Sklaverei unserer vor dem Nichts sich sträubenden Selbstheit, unseres uns dienenden Widerspruchs. Denn widerspruchslos ist nur die selbstlos freie Ergebung, von der wir nichts wissen, nichts wissen wollen.

So ist es denn auch der schlechteste Lohn, den wir uns für unsern Sklavendienst versprechen lassen, statt des Lebensbrodes, das uns Christus verheißt, Speise, die nicht sättigt, statt des lebendigen Wassers quecksilberartig, koboldartig zwischen den Fingern zerrinnendes Gold, statt der Menschenliebe Wollust, statt Gotteslohnes der Welt Lohn, statt der rechtschaffenen Früchte die faulen, und statt des Glaubens, der Hoffnung, tägliche Täuschung, tägliches Verwelken aller Blätter, aller Blüten des faulen Baumes unseres Lebens: das ist der Lohn, der dem Menschengenüß, dess „hohes Streben“ wir einsetzen, geboten wird.

Genüge aber, darin unsere Genüge zu finden, das hiesse Wahnsinn! Und doch — wohin muss solches Leben führen? die Strasse, die der Widerspruch hinabführt? „Staub soll er fressen, und mit Lust, wie meine Muhme, die berühmte Schlange!“ Das ist, so wenig in unsrem „hohen Streben“ das uns möglich dünkt, doch unser Ziel und Ende. Und aber- und abermals nein! mag unser Dünkel rufen, und Leib und Seele, wie Faust es thut, daranzusetzen an dieses Nein, werden auch wir uns nicht besinnen, verbrieft, versigelt, mit unsrem Blut geschrieben soll die Welt es haben, die schlechte Welt, dass sie uns mit ihrem Scheine nie bestechen wird, dass sie uns, wir uns so tief erniedrigt nicht finden werden, als ihre Sklaven uns zu gefallen, uns mit dem Genusse, den sie uns bietet, selbst zu betrügen. Die Welt sei unser Gott; doch ihre Fesseln küssen zu lernen, als treue Knechte solch

schlechtem Gotte willigen Frohdienst zu leisten, — das soll ihr nicht gelingen!

Und damit stünden wir denn an der Tages-, an der Lebensaufgabe des nur dem eigenen Willen lebenden Menschen, der sich bestimmt weiss, mit dem „Streben der ganzen Kraft“ jenem Widerspruche zu dienen, Befriedigung in Ungenüge zu suchen und so von Genuss zu Genuss friedlos fortzuleben, ewig den Stein des Sisyphus zu wälzen. Gewiss ist ja, dass, solange dieses Streben dauert, das Versprechen, der oberste und Hauptartikel des Katechismus des Widerspruchs, dass es kein Glück, keine Seligkeit für den Menschen gebe, ungebrochen gehalten wird. Denn Friede ist nur die dem künftigen Leben verheissene Frucht des Wissens; und aller Wissens- und Gewissenspflichten sind wir ledig. Der seines höheren Zwecks beraubte Mensch hat nur noch Teufelsrang; und das Gebiet der Sinnlichkeit ist es allein noch, auf dem sich sein Streben bethätigen kann und muss.

Wir reden ja auch hier noch von „Stillung“ des Durstes, von „Gelingen“ und „Genuss“, dürfen aber dabei an irgend eine Befriedigung, irgend eine Genüge nicht denken. Statt Wissens diene uns jedes Wunder der Natur in ihrer undurchdrungenen Zauberhülle zur blossen Schau, zum Spiele, — mit dem Strudel der Zeit forttreibend finde das Leben sich in den unvermeidlichen und unzubändigenden, regellosen Wechsel von Schmerz und Genuss, Gelingen und Verdruss; rastlos, friedlos stürze unser Leben dahin: diess ist das Selbstzeugniss des seiner höheren Bestimmung entfremdeten Menschen, dem nur die letzte Erkenntniss fehlt, dass solch ein Leben, statt männliche That zu sein, nur elendes Sklaven-Thun ist.

Auch so aber ist weder uns noch unsrem Alter Ego das Ziel verborgen, das dem Widerspruch gesetzt ist. Den Gedanken eines Wohlbekommens, einer Freude, der uns einen Augenblick anwandeln mag, weisen wir, wie Prometheus, weit hinweg:

Behaglich? Könnt' ich meine Widersacher so
Behaglich sehen, unter sie dich mitgezählt!

Ja eine tragische Seligkeit! ein schmerzlicher Genuss! Die Schmerzen vor allem, die uns, wenn wir ihrer heilbringenden Gewalt uns bewusst wären, von einer Stufe des Wissens und Gewissens zur andern leiten würden, sie werden als die unvermeidliche, unverstan-

dene Zugabe des in seiner Geistesnacht verharrenden, selbstischen Lebens hingenommen, und statt der Menschheit, in der wir als Glieder uns finden, dem Ganzen als Glieder dienend zu leben, werden wir uns abquälen, das Ganze an uns zu raffen, das Höchste und Tiefste für uns zu ergreifen, unsern Geist, unser Herz, unser Selbst zu bereichern und — zu belasten, dieses eigene Selbst zum Ganzen anzuschwellen und so freilich in der gewissen Zerstörung des Ganzen selbst mit unterzugehen.

c) Der Teufelsbund.

Allein so wäre die letzte Konsequenz des Bösen noch nicht gezogen. Denn ein Ganzes, zu dem der Eigenwille sich machen zu können wähnt, soll überhaupt nicht sein. Die Konsequenz des Theilstrebens muss uns weiter, muss uns zu der „bescheideneren Wahrheit“ führen, eben nur Theile des Theils sein zu wollen, als „Theil des Theils, der Anfangs alles war“, uns zu erkennen und dem Ganzen, das in der Finsterniss, in unsrem Theilleben sich offenbart, um es zu verklären, vielmehr als dem uns den Raum „streitig machenden“ Licht den Streit zu verkünden.

Wir müssen uns auch hier die Anschauung des Dichters (was nur in Folge der seine Prophetie vollendenden Wissenschaft möglich ist) vergegenwärtigen, um die vom Widerspruch ausgesprochene Polemik gegen unsern „Mikrokosmos“ sowohl, als gegen das „nur für einen Gott gemachte Ganze, der sich im ew'gen Glanze finde“, zu verstehen.

In dem solaren Makrokosmos, in der von der Sonne, unserer gemeinsamen Geburtsstätte (kraft der Schwere, der Wärme und des Lichts) beherrschten Sphäre, ist die Erde, ist dieser allein organische, beseelte, im Menschen Geist gewordene, individuelle Mittelpunkt — der Mikrokosmos. Als solcher aber, eben weil er die vollendete Spitze der ganzen Entwicklung ist, ist er das Ganze im Ganzen, wie das Haupt das centrale Ganze des Leibes ist, dem alle andern leiblichen Theile, seine Herrschaft vorbereitend und ihm kraft organischer Gliederung zugetheilt, untergeordnet sind. Wie aber in der Ausbildung des irdischen Planeten die unorganischen Stoffe des künftigen organischen (vegetativen, thierischen und menschlichen) Ganzen zuerst sich ausscheiden und differenziren mussten, wie in der Bildung jedes leiblichen Lebens die Differen-

zierung und Gliederung der Theile der sie einst beherrschenden centralen Zusammenfassung vorausgehen muss, wie der Geist erst nach langen Jahren des Wachstums seine leibliche Peripherie beherrschen lernt, so muss auch in der ganzen Menschengeschichte die Bildung, Differenzirung und Gliederung der Theile der Menschheit, namentlich also der Rassen und Nationalitäten, der künftigen sittlichen und rechtlichen Einigung von Nord und Süden, West und Osten, zu einem wahrhaft menschlichen Ganzen vorausgehen. — Es erklärt sich also jenes Theilstreben als die ganz nothwendige Voraussetzung des künftigen wohl gegliederten Ganzen, ja die reichste Differenzirung muss der innigsten Einheit vorausgehen, wie wir ja auch in der aufsteigenden Entwicklung der Naturwesen erst da, wo die Thierseele anfängt, eine entschiedenere Herrschaft über ihre leiblichen Glieder zu bekunden, und so fort bis zur menschlichen Organisation, eine immer vollkommeneren Ausbildung und den verschiedensten Funktionen dienende Eigenthümlichkeit der Organe vorfinden. — Unbeschadet dieser Nothwendigkeit aber, vielmehr ihr zufolge, ist für die Erreichung des Ziels der endliche Konflikt zwischen der bis dahin überwiegenden leiblichen Ausbildung, diesem peripherischen und dem sich nun erst geltend machenden neuen centralen Streben unvermeidlich. Wie das innerste Erdcentrum, kraft seines eigenen Gesetzes (des realen Wortes, der Zweckbestimmung von Anfang), nachdem die von ihr zuerst losgeschiedene Peripherie zur Vollendung der unorganischen Schöpfung gereift war, an diese Erdoberfläche hervorbrechen und die Stoffe, um sie zu einer lebendigen Einheit zu verbinden, erfassen musste, diese Theile, in sie übergehend, dem lebendigen Zwecke oder Ganzen unterordnen musste, wie so das centrale Ganze in unendlich sich wiederholenden Emanationen durch die ganze Reihe der Lebendigen hindurch die immer mächtigere centrale Zusammenfassung der leiblichen Peripherie sich erkämpfen musste, — so kann auch in der Menschengeschichte jene sittliche und rechtliche (durch die reale Theorie vorzubereitende) Einigung nur in den schwersten Kämpfen, vor allem in dem künftigen Centralorgan, dem deutschen Geiste selbst, sich durchsetzen, und muss eben darum auch hier das Theilstreben, das partikularistische Streben, zur höchsten Macht gelangen, desswegen, weil die innigste organische Einheit nur auf der vollendetsten Differenzirung beruhen kann. — Dieses Theilstre-

ben wird so zum Widerstreben gegen die centrale Bestimmung sowohl auf theoretischem als praktischem, d. h. sittlichem und rechtlichem Gebiete.

So ist uns die eigene geschichtliche Entwicklung, die uns der Dichter mit prophetischem Geiste in seinem Faust vorgezeichnet hat, klar gestellt, und erkennen wir namentlich unsere neueste partikularistische Epoche, für so nothwendig und tüchtig, ja respektabel wir sie als Durchgangspunkt zum Ziel vom höheren Standpunkt aus anzusehen haben, doch im Verhältniss zu diesem Ziele als eine Selbsterniedrigung, in welcher wir den schon zuvor erkannten Beruf, zum Organe des Ganzen zu werden, verwarfen, uns als blossen Theil des menschlichen Ganzen, gleich allen andern Nationalitäten, zu konzentriren, ja uns an einen Theil dieses Theils hinzugeben genöthigt sahen und nun uns ferner genöthigt sehen werden, diesen Theil des Theils als solchen, und unter Zerstörung, auf Kosten des Ganzen, durch Zugreifen zu stärken, uns die „sechs Hengste“ beizulegen, womit auch unsereins „ein rechter Mann“ werden kann, womit dieses neue Geschlecht „die Sachen gescheidter machen wird“.

Von hier aus ist denn auch der Hohn gar leicht zu verstehen, der zum üblen Schluss von der neuen Ära so überreichlich über das höhere sittlich rechtliche, rein menschliche und echt deutsche Ziel und Streben unseres Lebens ausgegossen wird. Hirsch und Löwen oder, wie der alte Prophet will, Wolf und Lamm zu einen, Nord und Süd zu versöhnen, Arglist durch Grossmuth zu überwinden etc., sind das nicht Poenträume? Der Menschheit Krone — ist das nicht eine in einem Perückenkopf gewachsene Schrulle? Und über all dem das schöne aber kurze Leben zu versäumen, da es nur gilt, zuzugreifen, um sechsspännig zu fahren! Und das alles ohne Dank und ohne Erfolg, ohne auch nur die Möglichkeit eines Erfolgs mitten in der misère unserer durch Brotneid und Geistescensur hoffnungslos verkommenen hohen Schulen! — Und so erklärt es sich, wie . . . der Teufel da dociren mag und wir ihm unsern Plunder nachwerfen können.

Endlich in der Doppelmaske seines in Fausts eigenem Rock verkleideten Schalksknechts nimmt sich nun der Dichter die Freiheit, sein Stück selbst zu interpretiren, und zwar mit dem den Schlüssel zum Ganzen enthaltenden Wort: „Verachte nur Vernunft

und Wissenschaft!“ Dass damit unsere Auffassung völlig zusammenstimmt, erhellt von selbst. Als die einzige Bedingung namentlich für die Einsicht in den Zweck und Gehalt der Dichtung erweist sich die reale Wissenschaft, deren Verachtung uns nicht nur bisher das Verständniss Göthes sondern auch unseres eigenen Wesens und Lebens, das er uns in seinem Faust getreu vor Augen führt, zur Unmöglichkeit machte.

Ungebändigt bis zum heutigen Tage drangen wir vorwärts, in ungeduldiger Übereilung die Bedingungen, die sittlich religiösen Grundlagen jeder wahrhaften Befriedigung, jeder reinen Menschenfreude überspringend. Unsrer Selbstsucht allein schleppte uns durch das wilde oder bleiern schwere, unsre Leidenschaften aufregende oder lähmende, immer gehaltlose Leben, und noch heute in den Banden des Parteigeistes, in den Widersprüchen unserer Selbstsucht verstrickt, sind wir nicht an — sondern in dem Abgrunde angekommen, ohne es zu wissen. Nur erst darüber uns die Augen zu öffnen, dazu ist die Tragödie für uns geschrieben.

Die Schülerszene.

Die pädagogische Frage, wie sie vorzugsweise in den „Wanderjahren“ behandelt ist, bedarf der noch fast ganz fehlenden eingehendsten Erörterungen der dort gegebenen Andeutungen. Hier vor allem bemerken wir, dass in allen Theilen der „pädagogischen Provinz“ die innigsten Beziehungen der Lehrer zu den Schülern hervortreten, dass sozusagen das ganze Leben der Letzteren in fort-dauerndem Verkehr mit den Ersteren verläuft und ebenso der eifrigste Bedacht darauf genommen wird, die Umgebung, Wohnung, Kleidung, Umgangsform mit den Zwecken des Unterrichts durchaus in Übereinstimmung zu setzen, und damit einer Klage, wie sie der Schüler in unserer Szene anstimmt, von vorn herein abgeholfen ist.

Was insbesondere die Wahl des Berufsstudiums betrifft, so erfahren wir a. a. O., dass Göthe uns als die erste Aufgabe an's Gewissen legt, die eigentlich ursprüngliche Naturanlage, den von Haus mitgebrachten Beruf der Zöglinge mit der grössten Sorgfalt zu ermitteln. Dessgleichen dass die ehrfurchtsvolle Vertrautheit mit der Natur als Grundlage, insbesondere als religiöse Grundlage der

Erziehung angesehen und damit alle Möglichkeit abgeschnitten wird, den sonst durch verhockte Lebensweise schief entwickelten Naturen durch vorwitzige oder gewissenlose Andeutungen statt der Milch der Wissenschaft ein Gift zu reichen, wie es von dem Dozenten in Fausts Talar zu reichen versucht wird; und dass insbesondere auch die Spiele und Vergnügungen der Jugend als Anliegen der Lehrer und Freunde aufgefasst sind.

So können wir von Göthe berichten, dass es ihm in der Erziehungsfrage im Gegensatz zu der von uns betriebenen Methode des formalistischen Unterrichts, um die inhaltsreiche Wirklichkeit des Wissens und Könnens und um dessen Zweck zu thun war. Zu erläutern wäre das zumeist an dem Beispiel der alles gelehrte Wissen einleitenden, ja erst ermöglichenden, in unserer Zeit so besonders gering geachteten Logik, und ihres Verhältnisses zum Wissensinhalt.

Gegenüber dem allgemein angenommenen Dogma und Glaubensartikel des Widerspruchs, dass das Ganze, dass die Wahrheit nicht für uns sei, bekannte sich Göthe, unbeschadet des Gesetzes:

„Es irrt der Mensch, so lang er strebt und lebt,“

zu unsrem zwar unendlichen (eben darum den Irrthum stets zu lassenden), gleichwohl aber anzustrebenden (nur vom Irrthum aus möglichen, nur durch Selbstkritik anzustrebenden) Ziele des ganzen rechten Wissens: „der Mensch muss bei dem Glauben verharren, dass das Unbegreifliche begreiflich sei; er würde sonst nicht forschen“ (Betrachtungen und Aphorismen IV, 18). Er hat das Unbegreifliche nicht begriffen; allein er hat seinen wahren Glauben, dass es begreiflich sei, bis zur Anschauung, die noch nicht Wissen, aber die Konsequenz des wahren Glaubens ist, fortgeführt. Wir theilen Folgendes über den Weg mit, den er gieng.

„In den Wissenschaften ist viel Gewisses, sobald man sich von den Ausnahmen nicht irre machen lässt und die Probleme zu ehren weiss“ (das. IV, 31). „Wenn ich mich beim Urphänomen (wie wir oben nachwiesen, bei der Anschauung des solaren räumlichen Centrums) zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein grosser Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resignire oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornirten Individuums“ (das. IV, 32). Man vergleiche weiter die folgenden Aphorismen des IV. Buchs, und

man wird wenigstens das redliche Streben nicht vermissen, der Forschung ehrfurchtsvoll den Zutritt zum Problem offen zu erhalten. Im V. Buch wiederholt er seine Überzeugung, dass wir durch Selbsterkenntniss, Geist und Gemüth, Forscherblick und Methode (wie er sie in Vorbildern eines Sokrates, Plato, Aristoteles etc. wenn auch in unzulänglicher Weise angebahnt sieht) bis zu den letzten Verzweigungen der Erkenntniss organisch gelangen und von diesem Grund aus die Gipfel eines jeden Wissens uns nach und nach aufbauen und befestigen können (N. 3). Gleichwohl muss er an einem letzten „Unerforschlichen“ stillstehen; er hofft nicht mehr, auch diess zu erkennen und nutzbar zu machen, aber er glaubt, es „ruhig verehren“ zu können (das. N. 58 ff.). Wie das Wort und der Glaube, so ist ihm das Wissen immer auch That; blosses Wissen, das nicht That ist, ist ihm auch nicht Wissen (Nachträgliches zu den Aphorismen N. 25). Sittliche That ist ihm das Wissen; es beruht auf der sittlichen Kritik des Denkens. Hier wird also die strenge, methodische Wissenschaft, Göthe, der bis hieher gelangte, die Hand reichend, einzusetzen haben.

Nicht der grosse zeitgenössische Denker, nicht Kant vermochte das. Denn dass wir nur uns zu hüten haben, hinter den Phänomenen etwas zu suchen, nach einem, wie Kant es ausdrückt, „An sich der Dinge“ (Fausts „Wirkungskraft“) zu suchen, dass sie selbst die Theorie sind (Betrachtungen und Aphorismen II, 14. IV. 11. 20. 30), daran hielt Göthe mit allen Kräften fest. Aber dennoch liegt die Wahrheit nur in der gegenseitigen Ergänzung der beiden grossen Gegensätze des Denkens und der Anschauung, wir können sagen, Kants und Göthes. Denken ist nicht Wissen; diess ist das unumstössliche Resultat der Kritik, allerdings der blossen Kritik, der noch nicht sittlich streng und konsequent durchgeführten Kritik des Denkens. Aber auch die Anschauung, die Göthe vertritt, ist noch nicht Wissen, die Erscheinung ist noch nicht Theorie; sie führt uns zum Urphänomen, aber ohne das Denken, ohne die Selbstkritik des Denkens, nicht zum Wissen. Denn Wissen muss unabhängig von der Erfahrung, von der Anschauung sein, sonst ist es nicht Wissen sondern eben Erfahrung, die denn auch Göthe nur immer durch sein „unerforschliches“ X zu ergänzen sich gezwungen sah. Wir sind somit doch auf das Denken angewiesen, um dieses X oder An sich des Urphänomens, des Anfangs aller Wirklichkeit, zu er-

kennen. Aber also auch Denken ist nicht Wissen, ist desswegen nicht Wissen, weil es nur der leere Begriff, weil es nicht fähig ist, uns den Inhalt seiner blossen Denkform der Wirklichkeit zu geben. So blieb auch Kant, wie Göthe, bei diesem X stille stehen.

Und diess ist nun der Punkt, wo entweder der Widerspruch oder die That des Gehorsams, der demüthigen Selbstkritik, einsetzt. Zu jenem liess sich Kant verleiten, diese That forderte Göthe. K. Planck hat sie geleistet. Der Widerspruch folgert aus dem kritischen Resultat die Alogie, dass wir nichts wissen können, dass das Wesen der Wirklichkeit unsrem Denken, weil sie etwas ganz anderes sein müsse, unerforschlich sei und bleibe; die konsequente Selbstkritik des Denkens folgert, dass das Wirkliche, eben weil es etwas ganz anderes als die bloss subjektive, leere Denkform oder Denkeinheit ist, als ihr Gegenteil, der Unterschied, und zwar sowohl formell zeitlicher als, nach seinem wesentlichen Inhalt, räumlicher Unterschied sei, so aber dennoch Einheit bleibt, daher keineswegs ein Widerspruch gegen die Denkeinheit, aber der volle Gegensatz gegen sie ist, nämlich unterschiedene, ausgedehnte Einheit, sofern ja ihr räumlicher Unterschied ebensowohl ununterbrochenes, selbstlos continuirliches Zusammen der Theile ist, kein Theil für sich gedacht werden kann, „alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt,“ also nur in der alle Fernen zusammenfassenden Einheit mit allen andern möglich ist, wie sie sich somit in den unendlich vielen kosmischen Centren verwirklicht.

Erst von hier aus ist also zu erklären, was auch der Dichter, im Gegensatz zu dem blossen Widerspruch, den der Widersprecher in der Logik findet, darin sucht. Das „Webermeisterstück“, das er (wiewohl er in der von ihm angestrebten Selbstkritik des Denkens nicht bis zur wissenschaftlichen Methode durchdrang) wenigstens fordert, ist geleistet und damit der bloss formale Werth unserer Behandlungsweise der Logik durch das inhaltsreiche, alles Wissen bedingende Resultat der logisch kritischen Grundlegung des Systems ergänzt. Demuth, Ehrfurcht, Selbstachtung, das ist's, was Göthe uns als oberstes Erziehungsmaxim an's Herz legt, was er uns selbst in der Hölle, selbst durch den Teufel, wenn wir ihn nur verstehen wollten, predigen lässt. Demuth, Ehrfurcht, Selbstachtung, das ist's, was uns nur erst den Anfang, aber den gewissen Anfang, die ganze und

rechte Grundlage für das bleibende unendlich grosse Ziel errang und das Dogma des Widerspruchs widerlegte.

Ganz dieselbe Erscheinung, wie bei der Erklärung des Widerspruchs gegen das logische Studium, haben wir bezüglich der Miss-handlung der Rechtswissenschaft zu konstatiren. Auch die „klassisch“ gewordene Schmähung unseres Strebens nach Gerechtigkeit ist ja in der Weise zum Glaubensartikel des modernen Katechismus geworden, daß der Gedanke einer rechtlichen Abhilfe des freilich kranken, wieder nur auf bloss formaler Rechtsanschauung beruhenden Rechtszustands mit Verachtung und Ingrimm abgewiesen wird, aus keinem anderen Grunde als dem des obersten Lügen-Credo's, dass die ganze Wahrheit, das ganze Recht nicht für Menschen sei. — Die bis heute soviel als unbekannte Rechtsanschauung Göthes, wie er sie ebenfalls in den Wanderjahren niedergelegt hat, erbaut sich auf der nothwendigen Voraussetzung des von der Natur gegebenen und durch die rein menschliche Bestimmung geheiligten Grundbesitzes und der durch das Berufsgesetz organisch geordneten Arbeit. Näher auf die fruchtbaren und den Ergebnissen der realen Rechtswissenschaft vielfach vorarbeitenden Andeutungen des verehrten Freundes einzugehen ist natürlich hier kein Raum und nicht nöthig, da wir ja nun auf jene Leistungen einer ihm noch unmöglichen streng wissenschaftlich fundirten und systematisch durchgeführten Doctrin verweisen können.

Da sodann diese ganze Schrift die Religionsanschauung Göthes, sein christliches Bekenntniss zu entwickeln hat, so werden wir uns hier begnügen können, wie bisher, auch bezüglich der Frage der religiösen Jugenderziehung auf die Wanderjahre und auf anderweitige Erörterungen über Göthe hinzuweisen, in denen wir das Wesentlichste der genannten Quelle zusammenfassen werden.

Endlich ziehen wir, um Göthes Anschauung von der sittlich heiligen Berufsstellung des die Naturwissenschaft zur Linderung der Noth, zur Rettung aus Gefahr und Tod anwendenden menschlichen Helfers zu charakterisiren, das Schlusskapitel der Wanderjahre hieher, jenes wunderbar ergreifende Bild des in den Armen des Vaters, der ihn vom Tode errettete, sich wiederfindenden Sohnes.

Wir sind mit der theoretischen Hälfte des ersten Theils der Tragödie zu Ende. Die zweite praktische Hälfte bedarf der Erklärung weniger; wir können das Nöthige auf einen etwas kleineren Raum zusammendrängen. Sie schildert uns die Grundlagen, die An-

fänge und das Ende des „neuen Lebenslaufs“, den wir in voller Übereinstimmung mit dem Maxim des Widersprechers, dass grau alle Theorie und grün nur des Lebens goldner Baum sei, begannen.

Vielleicht aber stellen wir uns mit der Absicht des Dichters auch so, und noch besser, überein, wenn wir die Szenen bis zum Ostermorgen, die uns den Konflikt schildern, in einem ersten Akt, die folgenden bis zum Teufelsbund, in denen wir den Widerspruch Raum gewinnen sehen, in einem zweiten Akt zusammenfassen, aber in den dritten Akt, der die Herrschaft des „Gottes dieser Welt“ uns vor Augen führt, die Schülerszene und die zwei folgenden einordnen. Der vierte Akt behandelt alsdann den Kampf des Gewissens, dessen Ende den Inhalt des mit der Brunnenszene beginnenden fünften Akts bildet.

Auerbachs Keller.

Völlerei, Zügellosigkeit und Aberglauben — weiter wüssten wir über den Inhalt der Szene nichts beizubringen — ist, wie so oft das Resultat unserer gelehrten Jugenderziehung, so die Grundlage des künftigen praktischen Lebens. Die Zügellosigkeit und Dummheit, die sich auserlesen weiss, der „Freiheit“ auf den Thron zu helfen, mit so wenig Anmuth, die sonst auch das Hässliche verschönert und adelt, uns vor Augen zu führen, schien dem Dichter wohl darum nöthig, weil allerdings eine Aussicht für irgend welche Besserung rein unmöglich ist, ohne die Herstellung einer Zucht und Ordnung, von der wir ja schon Zeitlebens schwatzen, ohne weder in noch ausser uns die Mittel zu finden, auch nur einen Schritt dem Zwecke näher zu kommen.

Dass kein sei es auch noch so unverschämtes Attentat auf den gesunden Menschenverstand aussichtslos sei, das wollte ohne Zweifel der Dichter uns so grell als möglich vor Augen führen; gleichwohl rechnet er nicht auf unser Verständniss und lässt darum auch an Faust den ganzen geistlosen und tollen Trubel des Zaubers wustes vorübergehen und ihn trotzdem in der zunächst folgenden Szene sich selbst allem möglichen und noch höheren Blödsinn, um eines rein abergläubischen Zwecks willen, unterziehen. So bestätigt sich die volle Wahrheit der Erfahrung: „den Teufel merkt das Völkchen nie, und wenn er sie am Kragen hätte.“

Die Hexenküche.

Der Zweck dieser Szene kann ungeachtet weniger Schwierigkeiten, die sich der Auslegung im Einzelnen entgegenstellen, kein anderer sein als, nach der Analogie der Elemente, aus denen sich, wie wir in Auerbachs Keller erfuhren, die Elite der Gesellschaft rekrutirt, das Unwesen des ganzen selbstischen Strebens unserer Gesellschaft zu kennzeichnen. — Faulheit und Liederlichkeit treten uns da entgegen, und wenn überhaupt der Widerspruch nur die Wahl hat zwischen Schlägen und Arbeit auf der einen Seite und Faulheit und Schlägen auf der andern, so mag uns, so mag Faust die Wahl, mit der er sich für letzteres entscheidet, insofern hingehen, als wir uns freilich nicht sonderlich verlockt fühlen können, den andern Weg, zu dem wir nicht erzogen sind, einzuschlagen, auf dem der Sklave dem rein selbstischen Zwecke aller und jeder blossen Erwerbsarbeit fröhnt, auf dem, wie auf dem andern, der Widerspruch statt der Vernunft herrscht, die uns zur freien Arbeit erziehen will. So muss also, da wir wie gesagt nicht gewöhnt sind, den Spaten in die Hand zu nehmen, die Hexe d'ran.

Von diesem Gesichtspunkt aus erklärt sich so ziemlich alles. Die Frau, dem Schmause nach, nicht zu Haus, unsre ganze Wirthschaft eine Bettelwirthschaft („Wir kochen breite Bettelsuppen“); in allen Ecken kein Geld. Dazu eine halb blödsinnige Ansicht der „Welt“, aus der wir auf alle Fälle soviel entnehmen, dass es grösstentheils nicht der Mühe werth ist, sich um sie umzuthun, vielmehr es reine Glückssache ist, wenn uns da und dort ein Glanzpunkt erscheinen soll. Das „Sieb“, der „Topf“ — wir mögen da oder dorthin rathen, um aber sicher nur wieder bei den Hauptstücken alles Lumpenwesens anzukommen: Vergeudung und Müssiggang, der nun freilich als echter Hexenkessel auch schöpferisch sich erweist in den Phantasiegebilden der Wollust, mit denen sich Faust, und denen der Herrschgier, mit denen sich sein Geselle amüsirt. Und was sich auf solcher Grundlage, auch mit Hilfe unserer gedankenlosen Poesie, insbesondere unserer Tendenzpoesie, nicht zusammenreimen lässt, wird eben entzwei gehen.

Sicher schwebten dem Dichter hiebei ganz konkrete Gestalten des Kunst-, des socialen, des bürgerlichen und Völkerlebens vor; allein die Bilder, in denen er seine Gedanken verkörpert, geben

uns Freiheit, die Anwendung so oder so zu versuchen. Die zerbrochene Krone scheint uns nicht undeutlich auf die deutsche politische Zerrissenheit anzuspieren, die ja gerade durch unsere Tendenz-Poesie und -Prosa vollends zum Ausbruch geführt ward.

Von selbst wird klar sein, dass die Phantasie Fausts nicht weiter durch einen Zaubertrank erhitzt zu werden nöthig hat, das Hexenzug also — „das tolle Zeug, die rasenden Geberden, der abgeschmackteste Betrug“ — nur dazu dienen soll, unsere, solch offenkundigem Aberwitz sich dennoch hingebende Phantasie in dem verkommenen Sklavendienste des Widerspruchs aufzuzeigen, der das höchste Schöpfungswerk, den Menschen, zum Mittel der Wollust missbraucht. Unter Helena am Schluss der Szene etwas anderes als eben das Ideal sinnlicher Schönheit zu verstehen, lässt der übrige Text nicht zu. Wir haben daher hier noch keineswegs an den im zweiten Theil der Tragödie behandelten Versuch einer Ergänzung unserer Anschauung durch das klassische Ideal zu denken.

Zur Verständigung über das Folgende merken wir an, dass nun, nachdem Faust sich als Preis für seiner Seele Seligkeit ein beliebig langes Leben hienieden ausbedungen hat, ferner aber ihm, wie wir aus eben unserer gegenwärtigen Szene ersehen, der Verjüngungstrank gereicht d. h. (wie der Dichter verstanden sein will) durch Müsiggang und Wohlleben die Üppigkeit der schlechten, schon zuvor ihm nichts weniger als fremden Sinnlichkeit in ihm aufgestachelt ist, ihm noch ein dritter Wunsch zu erfüllen sein wird, der Wunsch, die Mittel zu besitzen, das Sinnengelüste zu befriedigen, — der Wunsch reich zu sein.

Die Begegnung.

Es sind zwei Punkte, die in dieser Szene hervorzuheben sind. Einmal der scheinbar gar zu plötzliche Absprung von der theoretischen Tiefe der früheren Szenen zu diesem mit aller Meisterschaft der Kunst uns da hereingeworfenen Ausbruch roher Geschlechtsbegier. Auf ein paar Striche weiter zur Vermittlung des Übergangs von einem Lebensabschnitt zum andern, die denn aber doch in den vorangegangenen Szenen nicht versäumt ist, wäre es auch hier sicher dem Dichter nicht angekommen, wenn er damit — der Wahrheit gedient hätte. Die Natur der sinnlichen Gier ist diese unmittelbare, und unbeherrscht vom sittlichen, selbstlosen, mit der

Naturnothwendigkeit versöhnten Zwecke, unbewacht und ungehindert durch konventionelle Rücksichten, ist unsere Gier vollkommen der rohe, gewissenlose, nahezu thierische Ausbruch des Verlangens; und ist es desswegen, weil für uns alle Theorie grau ist, wir also im übrigen nur nach den Lebensfrüchten greifen können, ohne zu fragen, wie? — Der zweite Punkt, um den es sich in dieser Szene handelt, ist der schon in unserer vorigen Szene angekündigte, sehr prosaische, — das Geld. Ohne Geld, ohne Geschenke ist auch die Dirne nicht zu haben. Wir werden noch einige Male hierauf zurückkommen müssen.

Gretchens Zimmer.

Die Beschwerde über die so gar plötzliche und — freilich nur vermeintlich unvorbereitete Wandlung Fausts in einen „Hans Liedlich“, einen „Franzosen“, hätte nun freilich dennoch ihren guten Grund, wenn es so dabei geblieben wäre, „nur gerade zu geniessen,“ die „liebe Blum' und Ehr' und Gunst“ nur eben abzupflücken. Das nun freilich kann eines Göthes Meinung nicht sein. Er weiss so gut und besser als wir, dass der Deutsche, dass der Mensch, er mag nun im übrigen an einen Gott, an einen Teufel glauben oder nicht, ein Gewissen hat; er weiss aber auch, dass das unmittelbar sinnliche Verlangen stets vorausgeht, und dass das Gewissen immer erst, oft rechtzeitig, oft aber auch zu spät, hindrendreinkommt. In unserer Szene kommt es noch zur rechten Stunde und weist den lüsternen, den „grossen Hans“ nach altem Brauch einfach aus des „Engels“ Kammer fort. Und doch zu spät. Das Kästchen, das wir „wo anders hergenommen“, macht uns Skrupel. Der Aufwand ist einmal gemacht; und — „ich weiss nicht, soll ich?“ — Die Zeit ist auch zu kurz, uns noch lange zu besinnen: so drücken wir uns bei Seite, und „Herzens Wunsch und Will“ hat diessmal dem Gewissen den Rang abgewonnen.

Derselbe Fall ist's aber auch mit Gretchens Herzen. Des Herzens Gelüste behält auch da die Oberhand, nicht, wie bei Faust, im Streit mit dem Gewissen, das in der Unwissenheit noch nicht sich regen kann, allein ebendarum schon überholt ist vom sinnlichen Verlangen nach Gold und Schmuck und von der Ungenüge des Herzens. Und die Geldfrage ist es, wie wir sehen, die so recht

geflissentlich zum Angelpunkt dieser simplen Herzensgeschichte prädestinirt ist.

Der Spaziergang.

Die abermalige Gewissensregung, die wir den (in der Überschrift der Szene erwähnten) „Gedanken“ Fausts zu unterstellen haben, diese äusserst schwache Gewissensregung schwindet sofort, sobald die Geldfrage dagegen sich aufwirft. „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles,“ das ist Gretchens schon recht reife Lebenserfahrung; dieselbe Betrachtung, dass auch Kirche, König und Jude einstecken, soviel sie können, erstickt auch in Faust die Regung des Gewissens.

Der Nachbarin Haus.

Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles. Und was wir aus der Historie von Marthe und ihrem Gesponsen entnehmen, ist kein anderes Wort. Alle Lieblichkeit der unwissenden und doch schon von der Krankheit der Zeit tödtlich angesteckten Unschuld ist nicht fähig, die Verderbniss zu verdecken, die das laut dem Zeugniß des Teufels und unsrer Kritik „gute, unschuldige Kind“ zur sicheren Beute des Bösen macht. So nur kann der Dichter, hoch über seinem Stoffe stehend, den alltäglichen Vorgang, wie ein noch unwissend Herz der Versuchung sich öffnet, auf die sittliche Höhe heraufheben. „Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,“ und wir, von dem Zauber des vom Dichter über seinen Stoff ausgegossenen Liebreizes befangen, berückt von dem Teufelsliebchen, haben nun gerade genug zu thun, nüchterner zu werden und die Augen zu öffnen für den uns vom Dichter aufgedeckten noch unbewussten Widerspruch im Herzen des Kinds, — in dem Ungehorsam gegen die Mutter, in der Schwänzerei zur Nachbarin, in der Eitelkeit und Gefall- und Putzsucht, in der schnippischen Keckheit des Kinds schon auf dem Kirchgang, in der Gelegenheitsmacherei gegenüber dem „Galan“, in der Vergessenheit der Scham, mit der das Beichtkind schon bei der ersten Begegnung bewusst die Augen niederschlug, um zuletzt mit einer uns bethörte Kritiker so überaus anmuthenden Willigkeit ihre jungfräuliche Ehre zu „opfern“.

Auf der Strasse.

„Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewusst.“ So tritt auch dieses Wort des Prologen in sein volles Recht; und hier, in dieser Szene, bereitet sich das Gewissen den Sieg vor. So klar und rund sein Wort der Gier nach Genuss entgegentrat, so klar und rund behauptet es hier sein Recht; aber wir begegnen einem wesentlichen Fortschritt. Denn bisher wich der Eigenwille ihm aus; hier dagegen stellt er sich ihm zum Kampfe und siegt und treibt das Wahrheitswort mit offenem Hohne aus dem Herzen weg. Wohl möchte auch hier noch dieses unser Herz sich lieber selbst belügen, nicht so offen mit dem Gewissen brechen, seine Wahrheit zur Beschönigung der Sünde verkehren; allein die Konsequenz des Widerspruchs, wie sie in unsrem Alter Ego vertreten ist, wirft diese feige Scheu hinweg und stellt den vollbewussten Trotz des Eigenwillens dem Gebot entgegen. Der Schein, mit dem wir die „Gluth, von der wir brennen, unendlich, ewig, ewig nennen“, der Schein der Lüge, mit der wir die Wollust mit „allen höchsten Worten“ verherrlichen möchten, zerfliesst in nichts, in seiner nackten Bosheit behält der Widersprecher Recht. So aber hat er selbst sich die Lügennothwehr zerstört, und wird beim zweiten, nächsten Kampfe unterliegen.

Im Garten.

Es ist ein deutsches Stück Poesie, das wir da in Händen halten, und es hat keine Nation so etwas Herrliches aufzuweisen. Aber es wird uns noch werther werden, als es uns geworden ist. Denn abgeirrt von dem Urquell unsres Wesens, auf den Wegen des Widerspruchs geworden wie die Völker rings um uns, hatten wir uns von Schritt zu Schritt von dem Propheten unseres zukünftigen Lebens entfernt, haben wir aufgehört, ihn zu verstehen, haben sein unsterbliches Werk zu uns in den Staub herabgezogen.

Er wusste es, und darum widmete er sein Lebenswerk nicht dem gegenwärtigen Geschlecht, sondern übergab es der Macht, die in Zukunft herrschen wird auf Erden. Und doch am Glauben an dieses sein Volk hielt auch er fest. Ihm sollte, wenn die Zeit erfüllt wäre, auch seine Gabe neu geschenkt werden und ihm das Verständniss neu erwachen für die Wahrheit, die er darein gelegt.

Nur dieses Volk konnte ihm ja den Stoff zu den Gestalten liefern, die er für die Ewigkeit schuf. Es ist die Liebe zu diesem Volke, die ihn über seine Schwächen erhob, die ihm in der Dirne den ewigen Kern reiner Liebe, die ihm in dem von seinem innersten Heiligthum abgefallenen Manne den unvertilgbaren Kern der Wahrheit offenbarte.

Ein Augenblick der Seligkeit, ein einziger Ruhepunkt des Friedens, und sonst keiner mehr, gieng uns vorüber mit dem Worte Gretchens: „Bester Mann, von Herzen lieb' ich dich.“ Und was nun folgt, — nicht minder wahr, doch schrecklich und herzerreissend vollendet sich der ohne Gott begonnene Lebenslauf. — Das weggescholtene Gewissen kehrt zurück, nun nicht mehr warnend, nicht mehr mit leiser Stimme mahnend, sondern zürnend und drohend: die Blume, die sich ihm in ihrem Frühlingsthu geöffnet, der er, der flüchtige, verlorene Mann den einen sel'gen Augenblick verdankt, darf nicht gebrochen werden! Aus diesem Paradiese muss er weichen; für ihn gibt es kein dauernd Glück auf Erden! Und wie er einst die Pforte zur Erkenntniss vor sich verschlossen sah, so treibt ihn nun des Cherubs Flammenschwert aus dem Garten des Lebens.

Im Walde.

Der Monolog Fausts bedarf desswegen einer besonderen Erörterung, weil er uns in den schweren Irrthum versetzte, als ob Faust damit sich mehr als wir gewöhnliche Menschenkinder „tiefer Offenbarungen gewürdigt“ erzeige. Auch wir, ohne irgend welche tiefere Einsicht in die Natur der Dinge, sind nicht ganz ohne jene Weihestunden, waren's nicht, solange uns noch nicht die böse That, deren wir uns anzuklagen haben, jeden ruhigen Augenblick verdarb und uns noch nicht die alles andere zurückdrängenden Gewissensbisse von dem Königreiche schieden, darinnen wir mit gutem Gewissen herrschen könnten. Sein Glück „im Walde“ verdankt Faust seinem Gewissen.

Ist es denn ein Kleines, sich loszureissen von der Versuchung? zu fliehen vor der Sünde? zurückzukehren, wenn auch von dem strafenden Gewissen geschreckt, zurückzukehren zu dem rechten Wege, dessen wir im dunkelsten Drange doch immer bewusst geblieben sind? Und wer, dem das widerfuhr, hätte nicht die Er-

fahrung gemacht, dass nun ihm doch wieder eine Hoffnung aufgieng, dass nun ihm die Seelenkraft wieder erwachte, die herrliche Natur zu fühlen, zu geniessen? dass ihm der Geist, der reine Menschengeist, Lichtblicke zuwarf, für die er in jenem titanischen Kampfe um das höchste Gut kein Auge hatte? Dass er ihm den nur dem guten Menschen möglichen Verkehr mit der Natur aufthat und ihm vergönnte: „in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freunds zu schauen?“ Die liebevollen Bande der Verwandtschaft unsres eigenen Wesens mit ihr, mit allen ihren Geschöpfen aufzudecken? in die Geheimnisse des Menschenherzens zu blicken? der Vorwelt Sehnen und Ahnen nachzufühlen, sich wieder als Glied der Menschengemeinschaft mitfühlen zu lernen, die, nicht vergebens in ihrer Welt, bis hieher, bis zu uns gelangte?

Danken wir also dem inneren, doch noch nicht faulen, doch noch nicht erstickten Kerne des uns auch auf dem Wege abwärts begleitenden Gewissens! Denn „lange“ soll ja, wie uns der Prolog verkündigte, das Glück „nicht dauern“. Und um auch diess zu verstehen, kehren wir wieder und wieder in uns selbst ein und fragen wir uns: Um was denn baten wir den Geist in jenen guten Stunden? Um Demuth etwa? Ist denn trotz unsrer umfassenden und tiefen Kenntniss der Natur und Geschichte Ein Schritt geschehen, den Himmel mit der Erde zu versöhnen? den Geist des Widerspruchs in uns zu überwinden? ihn durch die unbedingte Ergebung, die uns Göthe als das Wesen und die Konsequenz des Christenthums verkündigt, ihn durch die That der Ehrfurcht vor dem Heiligthum des Schmerzes zu überwinden?

„Du gabst zu dieser Wonne, die mich den Göttern nah und näher bringt, mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr entbehren kann!“ Ihm freilich musste der Geist, der Geist der Menschendemuth, uns überlassen, die wir zuvor unfähig waren, wie heute unfähig sind, ihn zu begreifen. „Erhabner Geist!“ So meinen wir ihn, dessen Grösse nur Demuth ist, versöhnt zu haben; und — „dass dem Menschen nichts Vollkomm'nes wird“, das ist und bleibt, wie immer, der Hauptartikel unsres Glaubens.

Die Sünde im Herzen — das also ist der Gedanke des Dichters — flohen wir vor der sündigen That. Sie überwunden zu haben, meinten wir in unsrem der Demuth unfähigen Wahn, und dem Widerspruche verfallen bleiben wir, und unsrer Unersättlich-

keit muss Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben, und um Erquickung fliehen wir vergebens, und alle Gaben des Geistes sind, mit einem Worthauch, vernichtet.

Die Verführung.

Die vielfachen Bemühungen, aus der die Verführung eines Mädchens zur Unzucht einleitenden Andachtsprobe das Religionsbekenntniss des Dichters herzustellen, sind durch alles Frühere widerlegt. Wir unterlassen es, auch irgend ein Bekenntniss Fausts aus diesem Phrasenwerk heraus zu interpretiren, das vielmehr die komplette Unklarheit desselben über das Wesen Gottes zu verhüllen sucht, aber vielmehr aufdeckt. Es ist die Gleichwerthigkeit solches Wortgeklingels mit der äusserlichen Kirchendienstbefissenheit, die vorerst Gretchen vom Beichtstuhl weg in die Arme des Verführers entliess, es ist — auf Seiten Fausts der bewusste, auf Seiten Gretchens der unbewusste völlige Mangel an einer das Leben beherrschenden sittlich religiösen Wahrheit, was uns der Dichter in dem Religionsgespräch aufzeigt. Während nun aber durch alles Folgende, das keiner Erklärung bedarf, in Gretchen das Gewissen erwacht und seine richtende aber auch erlösende Macht offenbart, führt in Faust der Widerspruch sein Werk zum Sieg, zum vollen Triumph des Bösen, zur Umnachtung des Gewissens hinaus und erfüllt sich das Wort: „Staub soll er fressen, und mit Lust, wie meine Muhme, die berühmte Schlange!“

Walpurgisnacht.

Ein Traum- und Zauberspiel nennen wir nach Anleitung des Dichters (in dem Wechselgesange) diese Einschaltung. Traumartig, jedoch vom wachen Widerspiel aus, wie es uns die beiden Wanderer zunächst zu schauen geben, muss der uns schlecht leuchtende Mondstrahl und das Irrlicht nun alles Wirkliche nach und nach in Scheingebilde verwandeln. Hinter demselben ist nichts zu suchen und zu deuten, es sind rein die zwecklos gaukelnden Bilder, die wir nur noch eben insoweit unterscheiden können, als das Rauschen und Singen der Bäche in Fausts Seele wehmüthige, verklingende Liebes- und Hoffnungsklänge anregt, das wunderlich grauenhafte Spiel der unheimlichen Nachtgebilde aber von seinen Gefährten wiedergegeben wird.

Der Ort aber, wohin uns der Traum führen soll, das ist die Hölle. Das ist freilich und musste bis heute verkannt worden sein, nur eben, weil der sittliche Gehalt der ganzen Tragödie völlig verkannt wurde. Dass aber auch der Dichter diese Verkennung mit grösster Klarheit vor Augen sah, darüber hat er uns schon in der Zueignung, schon im Vorspiel aufgeklärt. Wäre er aber darüber je im Zweifel gewesen, so hätten ihn die langen Jahre, in welchen die wesentlichsten Theile seines Werks dem Volke vorlagen, sattsam belehren müssen, dass er Tauben predige, dass er Blinden die Fackel angezündet habe. Und so erklärt es sich, dass Göthe, und zwar, wie auch wir ausdrücklich bemerken, etwa um dieselbe Zeit, da jene Vorwerke des Gedichts entstanden, den Gedanken sei es erst fasste oder erst ausführte, die Konsequenz unseres Elends, das den Widerspruch erwartende Gericht, uns in der Traumform vorzuführen, die dem Bewusstsein seiner Mitwelt, diesem gegen die ihr vorgeführte taghelle Wahrheit wie träumend, wie verzaubert verschlossenen Bewusstsein, entspricht.

Es ist der „Mittelgipfel“, den die Wanderer sofort vor Augen bekommen, nämlich der Mittelgipfel alles Weltlebens, aller weltlichen Sehnsucht und alles weltlichen Strebens, — das Mammonsziel,
 „wo man mit Erstaunen sieht,
 wie im Berg der Mammon glüht.“

Da kann nun die weitere Ausmalung des poetischen Bildes, wie sie der Dichter seinem Faust in den Mund legt, uns unmöglich an der richtigen Deutung irre machen, da es ja ganz in der Absicht des Dichters liegen muss, Faust eben die richtige Deutung all der höllischen Bilder, die ihm vorgeführt werden, nicht bewusst werden zu lassen, und damit unsre eigene Impotenz klar zu stellen, die Hölle, in der wir leben, die wir, von ihr gepeinigt, verwünschen, als Hölle zu erkennen. Um aber der künftig zum Bewusstsein ihres Zustandes erwachenden Welt die Deutung seines Bildes zu sichern, geht nun der Dichter zur Schilderung der rasenden Hetzjagd über, mit welcher die Menge zu dem „Mammonsfeste“ strömt. Nur Faust darf die Schläge, mit welchen die Windsbraut seinen Nacken trifft, nicht verstehen, unschwer aber begreift die einst über den Sinn des Gedichts aufgeklärte Welt, dass uns der Dichter in dem Krachen der Wälder, dem aufgeschreckten Eulengeschlechte, dem Splintern der Säulen ewig grüner Paläste, dem Girren und

Brechen der Äste, dem Dröhnen der Stämme, dem Knarren und Gähnen der Wurzeln, dem fürchterlichen Falle, mit dem alles zusammenstürzt, das Verderben schildert, das dem entsetzlichen tollen Gejage um die Schätze Mammons auf dem Fusse folgt. Das Gezisch, das Geheul, der wüthende Zaubergesang, den ganzen Berg entlang, was könnte anderes darunter verstanden sein, als die Wuth und Gier, als das alles Gewissen übertönende Geschrei nach Reichthum, nach Gold? Sind es denn nicht jene drei Wünsche, die unser aller Wünsche sind? Langes Leben, Jugend und Reichthum? die auch seinem Faust der Dichter gewährt: zu leben, solange er selbst wünschen mag, sich zu verjüngen, nicht durch Arbeit, sondern durch den „Zaubertrank“ der Wollust, und nun in der Hölle selbst am Mammonsfeste, an dem alles krönenden Taumel theilzunehmen?

Alles und jedes wollen wir nicht erklären; wie manches mag auch nur der poetischen Ausschmückung dienen und jedes Auslegungsversuchs spotten. Kaum aber werden wir irren, wenn wir auch die „Mutter-Kirche“, die wir unter dem Bilde der alten Baubo suchen, darum in der Hölle antreffen, weil sie in der That die Pilgertasche, welche Christus seinen Jüngern verbot, dennoch umhängte und mit zeitlichem Gut, und überreichlich füllte, und so den vom Dichter ihr zuertheilten Rang sich eroberte. — Eine spezielle Bedeutung hat ohne Zweifel der Zuruf an die „vom Felsensee; der Gedanke an die Sekte der Reformirten und Puritaner („wir waschen und blank sind wir“ etc.) will uns nicht genügen. Sicher aber haben wir unter dem „verlorenen Mann“, der schon 300 Jahre steigt, ohne den Gipfel erreichen zu können, den noch heute gegenüber der Mutterkirche so wenig bemittelten, aber nicht aus Gewissenskrupel hinter ihr zurückgebliebenen Protestantismus zu erkennen.

„Hier, Doktor, fasse mich!“ Wir werden nicht fehl gehen mit der Annahme, dass der andere Theil des Akts, dass nämlich der Doktor gefasst wird, nur eben aus dem Grund verschwiegen wird, weil die Schwere des Schlafs ihm nicht erlaubt, die Beziehung all der Traumbilder auf sich selbst fertig zu bringen. Der „Eine Satz“, mit dem die Sache abgethan wird, ist aber verständlich; und was mit so ganz besonderem Schein uns nach dem eigens für uns ausgesuchten „Schlupfe“ zieht, desgleichen, sintemalen doch schliesslich jeder, der jenen „Satz“ und Teufelssprung mitmacht,

damit in seine eigene Hölle fährt, jeder sie nur in seiner ganz abgesonderten, in seiner Isolirzelle findet.

Wenn wir also uns für die fernere Auslegung an unsre Hypothese halten wollen, so erklärt sich jedes weitere Wort des Zwiegesprächs. Die „bunten Flammen“, die Feuer und Feuerqualen der Verdammniss, der „muntere Klub“ der Mitverdammten, der uns auch „im Kleinen“ Gesellschaft verspricht. Seine Natur, die eben doch gewissermassen immer zum Ganzen strebte, ja seine Wissbegier, verläugnet Faust auch hier nicht; es verlangt ihn nach Urians Krönungsfeier, nach der Lösung manches Räthsels, die er sich dort verspricht, er folgt aber seinem „Führer“ in die „kleine Welt“, „im Stillen da zu hausen“. Für Lustbarkeiten, wie sie diesem Orte entsprechen, ist gesorgt: „junge Hexchen, nackt und bloss, und alte, die sich klug verhüllen“. Der Zuspruch, freundlich zu sein, um's Teufels willen, stimmt zu dem übrigen Hohn. „Die Müh' ist klein“, verschwindend klein, weil man denn in solcher Lage, solcher Höllen-Enge, sich doch mehr passiv verhält; und der „Spass“ ist gross, für den, der nicht die Kosten des Spasses, den sich der Teufel macht, bezahlt. Die Instrumente, die wir hier vorfinden, und das verfluchte Geschnarr, sind freilich Dinge, an die man sich gewöhnen muss. Die Marterinstrumente und die Jammertöne, die hier laut werden, sind gemeint. Das „Muss“ und „kann nicht anders sein“ erklärt denn endlich vollständig die Überwindung unsrer Bedenklichkeiten, wir werden „eingeführt“ und fühlen uns „verbunden“; es sind noch immer die artigsten Gesellschaftsformen, unter denen wir „im Kleinen“, „im Stillen“ hausen sollen. Wir sehen uns übrigens bei genauerer Betrachtung vielmehr in einem „grossen Raum“, kein Ende fast ist abzusehen. Denn die Hölle ist wie die Welt so gross und soll ja ewig dauern. Die „hundert Feuer“, die in der Reihe brennen, sind Höllenfeuer, bei denen jedoch „getanzt, geschwätzt, gekocht, getrunken, sogar geliebt“ wird, wie das denn überall geschieht. Denn wir sind wirklich — das will der Dichter sagen — in unsrer Hölle ganz unter uns, ganz wie zu Haus. Von ungefähr erinnert sich Faust der Zauberschwänke seines Führers, ihm schwebt die Zeche lustiger Gesellen vor, nicht aber kommt ihm, so wenig als dem Völkchen dort, das der Teufel am Kragen hatte, zum Bewusstsein, dass endlich die Mummerei ein Ende hat, dass heute „am

Galatage“ der Teufel unmaskirt mit seinem Pferdefuss auftritt. Wir gehen „von Feuer zu Feuer“, und wenn wir, wie Mephistopheles uns versichert, auf Freiersfüßen gehen, so wird es uns schliesslich auch an der Höllen-„Braut“ und dem höllischen Hochzeitstanz nicht fehlen, dem uns der „Brautwerber“ entgegenführen wird. — Die erste Gesellschaft, die wir treffen, der „muntere Klub“ der „alten Herren“, denen nur noch verglimmende Kohlen den Lebensabend wärmen, erklärt sich selbst: der General, der sich seiner Verdienste und der Zeit, da er oben dran war, der Minister, der sich der goldenen Zeit seiner Allmacht, der Parvenü, der sich seiner Sprünge nach einem höheren Ziel, der Autor, der sich seiner einstmaligen Berühmtheit, wenn auch nicht so ganz vergnüglich erinnert; sie alle vom Teufel ihrer Eitelkeit in der Weise getröstet, dass es zwar ohne Frage löblicher sei, so recht in der Mitte von Saus und Jugendbraus sich zu befinden, man aber, wenn's zu Ende gehe, eben der Hinfälligkeit aller Dinge sich zu erinnern habe, man sich dabei nach Möglichkeit zu beruhigen sich aufgefördert fühle. — Die Raritäten der Trödelbude sind wohl betrachtenswerth, so fremd sie uns, den Schlummernden, erscheinen mögen. Wir finden denn auch wirklich nichts unter all den Waren, das uns angienge, auch bei dem Schmuck, der ein liebenswürdig Weib verführte, auch bei dem Schwert, das hinterrücks den Gegenmann durchstochen, fällt uns rein nichts ein. Das sind, wie unser Compagnon bemerkt, veraltete Sachen, und für die Neuzeit, die auf Neuigkeiten aus ist, nicht nach Geschmack. — Auf Faust treibt, wie das im Halbschlummer vorkommt, der Bilderschwall, gleich dem Gedränge einer Messe, herzu; seiner selbst vergessen, fürchtet er, vom Traum geneckt, sich zu vergessen. Es ist in solchem Traumspiel ganz so, wie unser Führer anmerkt: „man glaubt zu schieben, und man wird geschoben;“ es macht sich alles ganz ohne unser Zuthun.

Und so wären wir (an dem so gar verfänglichen Traumbild „Lilith“ vorüber) richtig auf dem Tanzboden und bei der Hochzeit angekommen, zu der alles hingedrängt und hingeschoben hat. Auch hier denkt unser Herz nichts arges, so wenig als die Maus im Märchen, die mit dem schönen Fräulein, der Katze, spielen will. Die „Schöne“ bedeutet denn wohl eben diese Katze, denn gar wohl das Conträrste ist dem Traumspiel möglich zu vermengen. Müssen

wir ihm doch das Wütestete erlauben, das wir, wie es auch der Dichter nur durch Gedankenstriche andeutet, wachend uns selber nicht gestehen möchten.

Und so müssen wir eben „tanzen“, und fällt uns auch gar nicht ein zu fragen, mit wem. Die Hauptsache ist, dass „getanzt“ wird und so der Teufel, der uns zu diesem „Freierstanz“ geführt hat, sein Wort hält. — Über den Proktophantasmisten (Nikolai), an dem sich die glücklichste Auslegungskunst schon längst erschöpft hat, haben wir kein Wort weiter zu verlieren. — Dass das Mäuschen, das doch auf alle Fälle ein rothes, kein graues Mäuschen war, unser Seelchen vorstelle, das blutend dem Biss der Katze entsprungen ist, wird mit obiger Auslegung der „Schönen“ stimmen.

Keineswegs gegen unsre Auffassung der Walpurgisnacht-Dichtung als eines die Hölle vorstellenden Traumspiels spricht die Gewissensangst, die sich schliesslich Fausts bemächtigt. Auch dem Traum ist solche Macht gegeben.

Walpurgisnachttraum.

Dem vielen Schlimmen, das über dieses Intermezzo, freilich das Letztmögliche, — ein Schauspiel im Traumspiel gesagt wurde, reihen wir einen Vorschlag zur Güte an. Vertagen wir den Streit bis dahin, da wieder ein Mann ersteht, der unsrem Göthe an Geist gleich, durch eine glücklichere Zeit von den Qualen befreit, die Göthe litt, die Göthe unter dem Schleier seiner Allegorieen verbergen musste, — sein Streben uns zur unverhüllten Erkenntniss zu bringen vermag, uns, die wir heute so wenig von jenen Bedingungen eines vollen Verständnisses, eines einsichtigen und gerechten Urtheils, uns zumessen dürfen. Wir unsererseits haben daher unsere diessmal in Wahrheit unmassgebliche Ansicht darauf zu beschränken, dass uns die sämtlichen Gegensätze unserer Anschauung, unseres Lebens, hier in unserer Hölle, zum Feste, d. h. aber zum erzwungenen Vereine gebracht scheinen, ohne Frieden, ohne eine andere als die unselige Nothwendigkeit ihrer Verbindung, die sie, weil sie nur im Gegensatz, im Kampf, im Widerspruch gegeneinander ihr Wesen haben, eben darum suchen müssen. Diess scheint namentlich durch das Ehebündniss Oberons und Titantias klargestellt werden zu sollen, und der hinter all dem liegende Gedanke des Dichters der zu sein, dass unsre Gegensätze in Wahr-

heit, wie Mann und Frau, sich ergänzen und, statt zu gegenseitiger Verneinung, in welcher sie in unserer Hölle miteinander verkettet sind, vielmehr für die innigste Vereinigung bestimmt sind.

Die Einnischung einzelner Personen aus des Dichters eigener Zeit wird uns nicht hindern, dem allgemeinen Zwecke des Stücks das Übergewicht zu lassen, der nun, wenn wir ihm näher gekommen sein sollten, kein anderer als der des ganzen Faustgedichts wäre, das ja auch kein geringeres Ziel als die (hier im Walpurgisnachttraum durch Ariels Schlussgesang angekündigte) Versöhnung der Gegensätze, im Allgemeinen des Geistes und der Natur, des Himmels und der Erde u. s. w. sich gesetzt hat.

Was unsern Vorschlag zur Güte betrifft, so wird er gegenüber den Schmähungen über das Intermezzo in der Ehrfurcht, die uns Göthe erweckt, seine volle Begründung finden.

Trüber Tag.

Der höchst unnöthigen Mühe, die man sich mit dem Hund gab, wird unsre bisherige Auslegung abgeholfen haben. Die difficile Stelle dieser Szene: „Wandle ihn, du unendlicher Geist etc.“ weist nicht auf eine dahinter gesuchte, dem jetzigen Plan der Tragödie fremde Gemeinschaft des Erdgeistes und des Teufels, im übrigen aber auf (nur eben hier erwähnte) Exkursionen hin, die im Sinne des Dichters ein Bild für literarische etc. Ausfälle abgeben, in denen der harmlose Wanderer überfallen und mit Hilfe der akademischen, kritischen Bestie niedergestreckt wurde.

Auch die Stelle: „Warum an den Schandgesellen mich schmieden“ etc. konnte bisher nur durch einen vermeintlich ursprünglich andern Plan des Dichters erklärt werden, wornach der Erdgeist seinen Diener Mephistopheles mit dem Geleite Fausts beauftragt hätte. Wir wissen ja nun zwar, dass der Erdgeist und der Lügengeist Einem Zwecke dienen, dass Gutes und Böses, Wahrheit und Lüge uns erziehen muss, aber es bedarf keines andern Plans als des vom „Herrn“ ausgesprochenen, um klar zu stellen, dass der Erdgeist uns dem andern, dem Geist unsres Widerspruchs überlassen musste, wenn wir auch die Thatsache, dass wir diesem Widerspruchsgeiste angeschmiedet sind, nur schwer verstehen und die Schuld davon nicht in uns, wie wir sollten, finden, sondern sie,

wie früher unser Elend auf Gott, auf Christus, so auf den Erd- und Menscheng Geist abwälzen müssen.

Im Kerker.

Die viel besprochene Frage der Höllenfahrt Fausts — sie geht hart am Rabenstein vorüber — beantwortet sich nun nach der sicher gestellten Auffassung des Dichters dahin, dass er in Wirklichkeit zur Hölle verdammt wurde, dass uns, wie der Direktor und der Herr im Prologen uns ankündigte, der Tragödie erster Theil in der That „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ führte. Denn das reale Gericht, das über die Lebenden ergeht, ist diese Hölle, und wenn auch bei Göthe von der geträumten Hölle, von der wir sonst reden, die Rede sein soll, so ist das nur im Sinne des Dichters der Walpurgisnacht möglich, in dem Sinne eines Trauspiels, als das wir oben die genannte Dichtung charakterisirt haben, in welchem jedoch eben der furchtbare Ernst der wirklichen Hölle, den wir zu einem blossen Traum- und Phantasiespuck verkehrt haben, wiederhergestellt wird. Wenn nun aber jener Ernst des Göthe'schen Trauspiels dem Bewusstsein Fausts, unsrem Bewusstsein verborgen bleiben musste, so führt uns ja der Dichter nun noch in der Kerkerszene zur realen, auch unsrem, auch Fausts Bewusstsein aufgeschlossenen Hölle ein, zu einer Hölle, in der wir mit Faust (trotz unsrer Lüge, mit der wir auch das noch zu leugnen versuchen) noch heute schmachten. Das „Her zu mir!“ galt uns.

Die letzte Frage nach der Möglichkeit einer Rettung ist ebenso durch das Frühere beantwortet. Der Zweck der Strafe, die wir leiden, ist kein anderer als die nur durch sie mögliche Rettung, wie sie nun im zweiten Theile der Fausttragödie in Angriff genommen wird. Auch die am Schluss des ersten Theils von innen verhallende Stimme Gretchens gilt uns, und der Weg zur Rettung ist uns von ihr angezeigt: „Gericht Gottes! dir hab' ich mich übergeben!“ Es gibt keinen andern.



XLVI. Schwache Punkte der Bäumlein'schen Grammatik.

Da diese Grammatik immer noch in vielen Schulen unseres Landes gebraucht wird, so dürfte es wohl der Mühe werth sein, auf einige entschiedene Mängel derselben aufmerksam zu machen.

I.

Nach § 203, 7, a (5. Aufl.) zieht der Imperat. Aor. II. Med. in Compositis (immer) den Accent, zurück. Es müsste also z. B. der Imperat. Aor. II. Med. von ἐκβιάλλειν ἐκβιάλου, von ἀναβιάλλειν ἀναβιάλου und, was Bäumlein-Gaupp als einziges Beispiel für seine ungenaue Regel anführt, der Imperativ von ἐπελαθόμεην ἐπιλάθου heißen. Diese Accentuirung ist mindestens nicht attisch und deshalb zu corrigiren.

Kommt sie bei ἐπιλάθου vor, so lässt sich diese Erscheinung aus einer Verwechslung mit den Compositis von τίθημι (ἐπίθου, παρᾶθου) leicht erklären, aber nicht rechtfertigen. Es ist vielmehr auch dieses Beispiel anders zu betonen und der betreffende Passus der Bäumlein-Gaupp'schen Grammatik nach Curtius § 333, 12 zu corrigiren, wo es heisst:

„Die contrahirte II. Sing. Imp. des starken medialen Aorists ist Perisponenon: λαβοῦ. Eine Ausnahme machen nur die Composita, welche aus einsilbigen Formen mit zweisilbigen Präpositionen entstanden sind: περίθου.“ Dies hat auch Wesener erkannt, wenn er im II. Theil seines „griechischen Elementarbuchs“ No. XXX das frühere ἐπιλάθου neuerdings in ἐπιλαθοῦ verwandelt hat.

II.

Bäumlein unterscheidet § 571 nicht zwischen den Verbis der Wahrnehmung und den Verbis des Sagens. Der Bäumleins-Schüler meint, wenn er nach einem Verbum der Wahrnehmung anstatt der Participialconstruktion die ὅτι oder ὡς-Construktion anwende, so habe er es nothwendig mit oratio obliqua zu thun, müsse also das tempus vom Standpunkt des Wahrnehmenden aus wählen. „Du wusstest, dass er lebte,“ übersetzt er: ᾗδειςθα ὅτι ζῆ, und wenn er ζῶν schreibt, so meint er noch ein Übriges gethan zu haben.

Dessgleichen muss ein streng nach Bäumlein corrigirender Lehrer ᾔσθετο ὅτι παρήσαν, wenn der Fall ein Gleichzeitigkeitsfall ist, sogar als Fehler behandeln, während es geradezu das Richtigste und Normalste ist. Dass nach Verbis der Wahrnehmung das tempus zunächst vom Standpunkt des Schriftstellers aus zu wählen ist, blickt bei Aken § 458 durch, ist von Prof. Kohn in Ulm klar dargelegt und von Koch in seine neueren Auflagen dankbar aus dem Correspondenzblatt 1876 aufgenommen worden (cf. Koch, griech. Schulgr., Vorwort z. 5. Aufl.).

Es ist also § 571 der Bäumlein'schen Grammatik nach § 126, 1, A. 1 der Koch'schen in folgender Weise zu ergänzen:

Wie im Deutschen, so wird auch im Griechischen ein von einem Wahrnehmungsverbum abhängiger Satz zunächst nicht als indirekte Rede aufgefasst. Deshalb wird nach Verbis der Wahrnehmung das Tempus des Wahrgenommenen zunächst nicht vom Standpunkt des Wahrnehmenden, sondern von dem des Schriftstellers aus gewählt. Soll „er merkte, dass (ebendamals, als er merkte) etwas so und so war“ ins Griechische mit ὅτι übersetzt werden, so ist ᾔσθετο ὅτι ἦν in erster Linie richtig (cf. πυθόμενος ὅτι πολὺς αἶτος ἐνῆν, Hell. III, 2, 11); ᾔσθετο ὅτι ἐστίν oder εἶη ist aber möglich, wie man im Deutschen anstatt „er merkte dass — war“ mit veränderter Auffassung auch sagen kann: „er merkte, dass — sei.“

III.

Bäumlein § 296 enthält die Lehre, dass σφέτερος „nur als reflexives Possessivum mit Beziehung auf das Hauptsubjekt“ stehe. Der Ausdruck ist zwar nicht sehr klar, denn wenn ein Pronomen sich aufs Hauptsubjekt bezieht, so ist damit noch nicht nothwendig gesagt, dass es im Nebensatz stehe. Dies ist aber jedenfalls die stillschweigende Voraussetzung obiger Stelle; m. a. W.: Bäumlein § 296 beschränkt den Gebrauch von σφέτερος ausdrücklich auf die indirecte Reflexivität.

Diese Bestimmung steht aber in directem Widerspruch nicht nur mit andern Grammatiken (Krüger § 51, 4, nebst Anmerk. 4), sondern auch mit dem Sprachgebrauch desjenigen Schriftstellers, welcher am häufigsten unter den attischen Prosaikern sich der σφ-Pronomina bedient, des Thukydides.

Ohne den Beisatz αὐτῶν habe ich σφέτερος bei Thukydides

72mal wissentlich gelesen. (Bei den Citaten ist Poppos Texttheilung vorausgesetzt.)

Direkt reflexiv, d. h. bezogen auf das Subjekt desselben Satzes, steht *σφέτερος*:

I, 41, 2; 50, 3; II, 12, 5; 20, 4 (*σφετέρων*); 43, 1; 71, 2; 85, 2; 89, 4; III, 67, 2; 90, 1; 107, 2; IV, 33, 2; 66, 1; 98, 4; 99, 1; 114, 2; V, 10, 6; 58, 1; 115, 1; VI, 4, 4; 8, 2; 11, 6; 30, 2; 36, 2; 54, 1; 61, 5; 84, 2; 99, 3; 104, 1; VII, 12, 5; 25, 9; 56, 3; 69, 1; VIII, 27, 2 (*ἀγνοῦνται* zu suppliren) 96, 4; 107, 2; aufs logische Subjekt desselben Satzes bezogen: I, 43, 1; III, 95, 2; IV, 83, 5; 92, 2; VI, 11, 3; 16, 5; VII, 1, 5; 4, 3; 17, 4; 23, 4; 38, 2; 39, 2.

Indirekt reflexiv, d. h. im Nebensatz, beim Infinitiv oder beim Particip stehend und auf das grammatische oder logische Subjekt des regierenden Satzes bezogen, findet sich *σφέτερος* I, 34, 1; 50, 5; 72, 1 (mit Prolepsis); II, 3, 4; 20, 4 (*σφέτεραι*); 83, 3; III, 18, 3; 68, 3; IV, 37, 1; 98, 5; V, 46, 1; 60, 5; 64, 3; 73, 3; 80, 3; VII, 1, 3; 18, 2; 25, 1 (mit Prolepsis); 48, 2; 48, 5 (*σφετέρων* und *σφέτεραι*); 71, 3; 79, 3; VIII, 74, 3.

Aus dieser Zusammenstellung ist zu ersehen, dass *σφέτερος* mindestens ebenso gut in direkter, als in indirekter Reflexion zu gebrauchen ist; ganz abgesehen davon, dass es Grammatiken gibt, welche, weil sie Infinitiv- und Participialconstructions der richtigen grammatischen Logik entsprechend nicht als Nebensätze betrachten, in allen Fällen, wo ein Pronomen bei Inf. oder Particip stehend sich auf das Subject des regierenden Verbums bezieht, von directer Reflexivität reden (cf. Berger, griechische Grammatik für den Unterricht auf Gymnasien, § 213).

Von diesem Standpunkt aus würde sich die Statistik für die directe Reflexion von *σφέτερος* noch günstiger gestalten, als es ohnedies der Fall ist. —

Wer aber etwa, auf Bäumleins Grammatik gestützt, sich trotz dem beim Gedanken an *σφέτερος* des Gefühls einer mehr oder weniger nothwendigen Indirectheit nicht entschlagen könnte, möge die beiden Stellen IV, 99, 1 und II, 83, 3 mit einander vergleichen. Während nämlich in der letzteren Stelle *σφετέραις* sich aus der Infinitivconstruction auf das Hauptsubject *Κορίνθιοι καὶ οἱ ἑξήμαχοι*

zurückbezieht und nachher ἐκστῶν in directer Reflexion auf das Infinitivsubject τοὺς Ἀθηναίους geht, liegt IV, 99, 1 der umgekehrte Fall vor, dass ἐκστῶν sich aus dem Nebensatz auf das Hauptsubject Βοιωτοί bezieht und σφέτερος in direkter Reflexion auf das Nebensubject Ἀθηναῖοι.

Hiezu kommt noch, dass, sobald der Zusatz αὐτῶν zu σφέτερος tritt (ich habe es bei Thukydidēs 13mal gefunden), Thukydidēs es nur direct reflexiv gebraucht; cf. I, 5, 1; II, 12, 2; IV, 76, 4; 97, 4; VI, 30, 2; 38, 1; 72, 1; 91, 6; VII, 3, 1; 75, 5; VIII, 25, 3; 86, 3; auch V, 47, 5 streitet nicht dagegen, sofern dort ἐξν δυνέει jedenfalls als ein Verbalbegriff zu fassen ist.

Stuttgart.

Prof. Graf.

XLVII. Der lateinische Unterricht im II. Schuljahr.

(Fortsetzung und Schluss.)

Nach kurzer Besprechung der Haupttheile eines lateinischen Schulbuchs für Quinta im vorletzten Hefte des Correspondenzblattes sollte heute der bis ins Einzelne ausgearbeitete Lehrplan folgen, der aber zu viel Raum beanspruchen würde und dabei zu wenig Interesse böte; deshalb mögen nur wenige Bemerkungen zu demselben hier noch Platz finden.

Oft trifft man in Grammatiken und Übungsbüchern Regeln, weil anscheinend leicht und einfach, in Anmerkungen zwischen oder unter dem Text, dazu gewöhnlich durch kleinen Druck noch mehr zur Nebensache gemacht, die den Schülern unbedeutend scheinen. Trotzdem aber kommen diese Regeln in Übungssätzen zur Anwendung und sollen ihnen nicht bloss bekannt sein, sondern sogar festsetzen.

Hieher zählen wir

- a. den Ablativus nach dem Comparativus,
- b. das lateinische neutr. plur. statt des deutschen neutr. sing.,
- c. den Gebrauch seltener Zahlen,
- d. die Anwendung der Pronom. indefinita,
- e. der lateinische Comparat. statt des deutschen Superlativus,
- f. die lat. Ordinalzahl statt der deutschen Card. u. v. a. m.

2. Oben wurde getadelt, dass sich häufig Übungsbeispiele über noch nicht gehörig behandelte oder vorher nicht entwickelte oder gar erst viel später zur Einübung kommende Regeln finden, ebenso ist es ein Fehler, dass umgekehrt besonders zu den unregelmässigen Formen in Deklination und Conjugation nicht besondere Abschnitte mit zahlreichen Übungssätzen gebildet werden. Sollen z. B. die Verba anomala, defectiva und impersonalia wenn nicht durch das einmalige Lernen nur durch bis zum Ekel wiederholtes Repetiren geübt werden?

3. Einige neueren Grammatiken (wie Ellendt-Seuffert) haben einen Anlauf genommen, bei vom Deutschen ganz abweichenden Constructionen Vergleichen mit der Muttersprache anzustellen und Umschreibungen zu geben, führen aber solche nicht eingehend genug und nicht consequent durch, die Sorge dafür anscheinend einem Übungsbuche überlassend. Bis jetzt aber hat diese Aufgabe keines gelöst, und so ist der Lehrer genöthigt, ein Grammatikheft zu führen und darein vieles zu diktiren (oder selbst zu schreiben, wie ich es gethan, um das Recht zu haben, diese Hefte auf die kommenden Klassen vererben zu dürfen). Es dürfte vielleicht manchem Anfänger und jüngeren Kollegen erwünscht und deshalb erlaubt sein, an einem Beispiel zu sehen, wie diese Rücksichtnahme auf das Deutsche durchgeführt werden muss, um von Nutzen zu sein.

Z. B. Accusativus, Weckherlin 103. 228

1.	{ juvo aliquem	unterstütze -- wen?	helfe -- wem? Einem.
	{ ad-juvo "		Einem.
2.	{ aequo "	erreiche -- ? Einem.	komme gleich -- Wem?
	{ aequipāro "		[Einem.
3.	{ fugio "	fliehe? Einem.	entfliehe? }
	{ effugio "	meide? Einem.	entgehe? } Einem.
			fliehe vor? }
4.	deficiō "	verlasse? Einem.	fehlen? Einem (woran?)
		lasse im Stich? Einem.	ausgehen? Einem (etwas).
5.	{ sequor "	begleite? Einem.	folge? Einem.
	{ sector "	" "	gehe nach? Einem.
6.	imitor "	ahme nach? Einem.	ahme nach? Einem.
7.	adūlor "	verehen? Einem.	schmeichle? Einem.
8.	aemulor "	strebe zu erreichen? Einem.	eifere nach? Einem.
9.	deceť "	es zielt? Einem.	es schickt sich für? Einem.
			es ziemt sich für? Einem.
			es ist eine Zierde für? Einem
10.	dedecet "	es zielt nicht? Einem.	Gegentheil.

Diese Art der Darstellung müsste jedenfalls für ein Übungsbuch den Vorzug erhalten vor der aus räumlichen Rücksichten gedrängten und deshalb wenig übersichtlichen Form in den Grammatiken z. B. Ellendt-Seyffert S. 153. 159. 163. u. a. a. O.

Gleicherweise würde auch der Dativus bei den Verbis faveo, studeo, obrecto etc. zu erklären sein und die übrigen vom Deutschen gänzlich abweichenden Konstruktionen. Vor Übersetzung der betreffenden §§. werden dann die Sätze stets anders deutsch gegeben und erst nach gründlicher Einprägung dieser schwierigen Regeln mag es den Schülern zugemuthet werden, in selbständigen Arbeiten wie Argument und Prologo die Umwandlung ohne Beihilfe des Lehrers vorzunehmen.

4. Von ausserordentlicher Wichtigkeit ist ferner die in den meisten Büchern verschiedene Vertheilung des auf der betreffenden Stufe vorgeschriebenen Stoffes und die Einreihung gewisser Regeln, hauptsächlich aber die Anordnung und Behandlung des Casus.

Es könnten z. B. viele Regeln, die Hermann-Weckherlin in seinem II. Cours bringt, besser in Sexta meistens schon vollständig zur Behandlung kommen, weil sie ja doch vielfach im Voraus gegeben werden müssen, damit man in Wahl und Bildung der Übungsbeispiele nicht zu sehr beschränkt ist. So enthält Kuhn-Fick Sexta folgende Regeln (auch Städtenamen) aus H.-Weckherlin Kurs II: 102. 227; 107. 232; 108. 233; 110. 235; 111. 236; 119. 244; 127. 252 (ohne den Zusatz); 128. 253; 130. 255; 131. 256; 136. 261 (halb); 145. 270; 146. 271. Dadurch wird dann Gelegenheit gegeben und die Möglichkeit verschafft, in Quinta die schwierigsten Konstruktionen der Kasuslehre eingehender zu behandeln und sicherer einzuprägen, was, wie die tägliche Erfahrung lehrt, äusserst nothwendig ist.

Die Aufeinanderfolge der Casus wäre nun sicher von weit geringerer Wichtigkeit, ja beinahe von untergeordneter Bedeutung, wenn man sich entschliessen würde, die Einrichtung zu treffen, dass der Lehrer je nach Bedürfniss, der Befähigung oder Vorbereitung seiner Schüler etc. entsprechend, ungehindert sich bewegen und anfangs die leichtesten §§ in einen A kurs zusammenstellen könnte, dann im B kurs zu den in A geübten Regeln die mittelschweren fände und endlich erst im C kurs zu den

in A und B die schwierigsten und hauptsächlich die vom Deutschen am meisten abweichenden Konstruktionen üben könnte (also wie das noch zu erstrebende gute Vocabularium in 3 konzentrischen Kreisen); dazwischen werden recht viele zusammenhängende Stücke übersetzt (nicht erst nach Behandlung der ganzen Kasuslehre). Es ergäbe sich dabei ohngefähr folgende Ordnung:

A. H.-Weckherlin (102.) 107. 108. 109. 110. 111. 113. 114.
(227.) 232. 233. 234. 235. 236. 238. 239.

116. 117. 118. 119. 127. 128. 130. 131. 132.
241. 242. 243. 244. 252. 253. 255. 256. 257. = 34 §§.

B. 99. 100, 4. 101. a. b. c. d. 105. a. b. c. d. 104. 112.
224. 225. 226. a. b. c. d. 230. a. b. c. d. 229. 237.
120. 121. 122. 123. 124. 129. 133. 134. 135. 136.
245. 246. 247. 248. 249. 254. 258. 259. 260. 261.
137. 138. a. b. 139. 141.
262. 263. a. b. 264. 266. = 38 §§.

C. 99, 8. 100-1-3; 103. 106. 115. 125. 126. 138c. 140.
224. 225. 228. 231. 240. 250. 251. 263c. 255. = 18 §§.

oder

- 1) Nominativus: B. sogenannter doppelter Nominativus.
- 2) Accusativus: A. Acc. des Raums, (Städtenamen ohne Apposition), der Zeit, des Ausrufs und Vocativus.
 „ B. doppelter Accus.; decet.
 „ C. aequo etc.; doceo, celo etc.
- 3) Dativus: A. commodi; esse; mihi nomen est;
 „ B. doppelter D.
 „ C. nubo, pareo etc.
- 4) Genetivus: A. subi. (esse, fieri); causa, gratia [Städtenamen (ohne Appos.)]
 „ B. partit.; qualitatis; pretii, obiectiv.
 „ C. poenitet; interest.
- 5) Ablativus: A. causae, inst.; cum; ab.
 „ B. modi, qualit.; mens; temp.; limitat copiae et inopiae, separat.; pretii.
 „ C. opus est; utor etc.

5) Zur Wiederholung der Präpositionen sollten nicht bloss (wie Weckh. 267) die schwierigsten herausgegriffen oder seltene Bedeutungen geübt, sondern (wie Hennings Quarta S. 74—97)

zahlreiche Übungen über die verschiedene lateinische Übersetzung einer jeden deutschen Präposition gegeben sein, wie dies auch Dürr in seinen Materialien nach dem Vorgange Hennings thut (S. 37—43), indem er nacheinander behandelt: an, auf, aus, ausser, bei, durch, für, gegen, in, mit, nach, ohne, über, um, unter, von, vor, wegen, zu.

Beide haben die ebenso wichtige Conjunktion „als“ vergessen, über welche am Schluss der Kasuslehre mehrere Übungen am Platze wären, wie auch ein besonderes Kapitel Adverbialia (Erweiterung und Ergänzung des Kapitels 28 in Kuhn-Fick. Sexta).

6) Gar selten hört oder sieht man, dass im lateinischen Elementarunterrichte der Wichtigkeit der Anschauung entsprechend auch an der Wandtafel mit der Kreide in der Hand oder mit Hilfe von für Massenunterricht bestimmten Tabellen und dergl. gearbeitet würde, entweder bei der erstmaligen Behandlung und Darstellung z. B. von Paradigmen, oder nach geschehener Erlernung zur Wiederholung mit vergleichenden oder etymologischen Bemerkungen etc.

Nehmen wir z. B. *capiō* oder von *fero* die Praesensgruppe nach der III. Conjugation angeschrieben, den ausfallenden Vocal durchstrichen, dann ist es mit diesem einen Strich den Schülern klar, was sie ohne diese Darstellung — das Wort allein thut nicht alles — mechanisch gelernt oder wenigstens nicht sozusagen selbst gefunden hätten. Wie anschaulich lässt sich ferner z. B. die Veränderung des letzten Stammkonsonanten (s. Kuhn-Fick Sexta S. 94, 95, 97 u. a. a. O.) vor Augen führen:

vor s und t wird b zu p, g, h, q zu c, cs = x.

vor s fällt d und t aus oder wird assimiliert etc.

Das nur gedächtnismässige Eintrillen und gedankenlose Auswendiglernen, mit einem Wort der pure Mechanismus der alten Schule ist eine Gefahr, vor der besonders auf der Unterstufe nicht lebhaft und eindringlich genug gewarnt werden kann, weil eben hier der Natur der Sache nach am meisten in dieser Richtung gesündigt wird, um so mehr eine Gefahr, weil bei solchem Treiben die ansehnliche, mit Erlernung des Latein zugebrachte Zeit jedenfalls für die Schüler ziemlich verloren ist, welche sich einem Stande widmen wollen oder müssen, in dem sie von dieser Sprache keinen direkten Nutzen ziehen können, für die also Latein kein Brotstudium be-

deutet. — (Damit bekennen wir uns aber durchaus nicht als Anhänger der allerneuesten Methode, welche die Gesetze der fremden Sprache völlig aus dem Schüler heraus entwickeln will.)

Nun wären wir zu Ende. Wir haben gesehen: es fehlt bis jetzt noch an einem guten lateinischen Übungsbuche für Quinta, an einem Buche, das dem jugendlichen Alter unserer Lateiner und ihrer beinahe durchaus mangelhaften Vorbildung hinlänglich Rechnung trägt, das dem Lehrer bei genügender Freiheit und Ungebundenheit der Bewegung seine schwere Aufgabe bedeutend erleichtert, den Schülern Lust und Liebe zum Lernen einflösst und ihnen hauptsächlich das zeitraubende, langweilige, viele Schreiben in Grammatik-Präparationshefte u. s. w. abnimmt und in einem Bande alles gibt, was sie als Quintaner wissen und kennen müssen, um glücklich die nächste Sprosse zu erklimmen.

Wenn diese Ausführungen etwas dazu beitragen, dass die Kollegen an Kollaboratorschulen und an Unterklassen grösserer Lehranstalten die Mangelhaftigkeit der früher und bis jetzt gebrauchten Schulbücher im allgemeinen und die völlig ungenügende Darstellung der Kasuslehre im besonderen lebhafter als seither betonen und eifriger ein besseres Buch erstreben, so haben diese Zeilen ihren Zweck erfüllt. Möchte durch die Thätigkeit solcher sonst ungefährlichen „Fortschrittsparthei“ mit der Zeit die Erkenntniss sich Bahn brechen, dass wir das Latein zum mindesten $\frac{1}{2}$ Jahr zu bald beginnen, dass wir unbedingt eine tiefer gehende Vorbereitung für die Lateinschule nöthig haben, — zwei Grundbedingungen für erfolgreicherer und müheloserer und desswegen freudigeres Schaffen —!

Zuletzt aber bleibt dem Unterzeichneten noch die Bitte an seine H.H. Kollegen und Freunde, die lateinische Grammatik samt Übungsbuch und Vocabular für Sexta, an der er mitgearbeitet hat, mit Wohlwollen aufzunehmen und gütigst Vorschläge zu Verbesserungen machen zu wollen, damit daraus „mit vereinten Kräften“ zum Besten unserer Latein lernenden Jugend ein allen billigen Ansprüchen entsprechendes Buch werden möge, was bei der I. Aufl. ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Blaubeuren, November 1881.

W. Fick.

XLVIII. Zu Horaz, Oden IV, 12.

Sei es mir gestattet zur Erklärung dieser vielbesprochenen und vielmisshandelten Ode etwas beizutragen, voraus aber eine prosaische Übersetzung derselben zu stellen:

„Schon schwellen des Frühlings Begleiter, die das Meer glätten, thracische Lüfte die Segel; nicht mehr starren vom Frost die Wiesen, noch tosen die Flüsse vom winterlichen Schnee angeschwollen. Sein Nest baut, Itys jämmerlich beklagend, der unglückliche Vogel, des cecropischen Hauses ewige Schmach, das Wesen, das barbarische Königsgelüste so übel gerächt. Es spielen im zarten Gras der fetten Schafe Hüter auf der Schalmei ihre Lieder und ergetzen den Gott, dem die Herden und Arkadiens dunkle Hügel so lieb sind. —

Durst hat das Wetter mitgebracht, mein Vergilius; aber wenn du den in Cales gekelterten Saft herausbringen willst, Schützling vornehmer Herren, so musst du mit Narde den Wein verdienen. Ein kleines Büchschchen Narde zaubert ein Fass hervor, das jetzt noch in des Sulperius Kammern auf Lager ist, reichlich im Stande neue Hoffnungen zu geben und wirksam der Sorgen Bitterkeit wegzuspülen. Wenn du nach solchen Freuden dich sehnst, so komm eilig mit deiner Ware: ich denke nicht daran dich ohne Steuer mit meinen Bechern zu letzen, wie ein Reicher im vollen Haus. Aber weg mit dem Verzug und der Sucht zu gewinnen! Eingedenk der düstern Fackeln, solange es angeht, mische kurze Thorheit unter den Ernst: Unsinn zu rechter Zeit ist ein Labsal.“

Dass das Gedicht an einen Vergilius gerichtet ist, sagt es selbst. Aber was hat man nicht aus diesem Vergil gemacht! Einen Salbenhändler, dem Horaz Narde habe abjagen wollen, und den man nur aus „cum tua merce“ herausbuchstabirt hat; und noch Nauck sagt in allem Ernst: „der Angeredete war nach einer sehr glaublichen Nachricht Leibarzt der Neronen Tiberius und Drusus; dazu passt die Entlockung des Nardenöls, welches der nach damaliger Sitte selbst dispensirende Doktor theuer genug verkaufen mochte u. s. w.“ Das alles, weil man sich in diesen Ton des Verkehrs zwischen Horaz und Vergil, dem Dichter, nicht zu

finden und zugleich mit den Schwierigkeiten der Chronologie nicht fertig zu werden vermochte.

Hätte man dann doch, um den Ton des Gedichts zu verstehen, lieber von hinten herein zu lesen angefangen! Man hätte eher begriffen, dass Horaz, der den Freund zum *desipere in loco* einlädt, um denselben in die richtige Stimmung zu versetzen, gleich selbst in seiner Einladung mit dem *desipere* anfängt, dass das Ganze im Tone heitersten Scherzes und muthwilligster Laune geschrieben ist, und dass man in diesen Ton hinein dem Dichter folgen muss, um ihm nicht etwas ganz Schales, Salzloses zuzutrauen.

Das Gedicht beginnt mit einem wirklich reizenden, idyllischen Frühlingbild: der Dichter fühlt thracische Lüfte, d. h. nach den West- und Nordstürmen des Winters einen sanften Ostwind; er sieht, wenn auch nur im Geist, das Meer leicht gekräuselt, die Segel der Schiffe lind geschwellt. Und alles Folgende, die wieder offenen Wiesen, die in den gewöhnlichen Lauf zurückgekehrten Flüsse, die Schwalbe, die ihr Nest baut, der Hirte, der umgeben von seiner Herde die Schalmel bläst, das Alles versetzt uns mit Nothwendigkeit aufs Land; warum nicht ins Sabinum, wenn doch, wie wir sehen werden, kein genügender Grund vorhanden ist, Horaz nicht schon im Besitz seines Gutes zu denken?

Und nun mit einem Mal nach diesem zarten, idyllischen Eingang das frappante, aber ächt horazische: *adduxere sitem tempora*, Vergili! Was ist das für ein durstig Jahr! Es gibt keine Jahreszeit und keine Tageszeit, wo unser Dichter nicht Durst hätte und irgendwie Gelegenheit fände seine Freunde zu heiterer Geselligkeit einzuladen. Diesmal will er Vergil bei sich haben.

Aber, fährt er launig fort, wenn du kommen und einen Wein mit mir kosten willst, der für jetzt noch in gutem Verschluss ruht und den ich erst kaufen muss, so musst du diesmal etwas mitbringen, eine Steuer, ein Büchsen Narde, woran es dir, dem Günstling so hoher Herren, ja nicht fehlen kann. Du darfst nicht denken, dass ich reich genug sei, um dich immer „frei halten“ zu können.

Doch warum bei diesem Scherze gerade Narde von Seiten des Vergil? Der Mann *corpore et statura grandi, facie rusticana*, wie ihn Donat schildert, in *sermone tardissimus ac paene indocto similis*, ist doch das Gegentheil eines Elegant, als den ihn Horaz darstellt?

Aber das ist es ja gerade: der Scherz geht eben vom Gegentheil der Wirklichkeit aus. Eben weil er kein salbentriefender Elegant ist, weil er auch als Schützling hoher Herrn (worunter niemand gemeint sein kann als Pollio und Oktavian) doch der plebejische, schüchterne, halb linkische Mann ist, wird er von dem ihm in diesen Stücken überlegenen Horaz als das Gegentheil heiter geneckt; und während dieser, der jeden Freundesbesuch mit Jubel begrüsst, sich selbst als den kargen, berechnenden Hauswirth darstellt, der nicht ohne Gegenleistung seine Bekannten empfangen könne, erscheint Vergil als der *lucri studiosus*, der sich gerne auf anderer Leute Kosten gütlich thue. Ist denn das nicht eine im trauten Freundeskreis durchaus unanständige, vielmehr gern gehörte Sprache köstlichen Humors? —

Aber wenn auch, wie ist es denn mit der Zeitrechnung vereinbar, dass diese Ode im vierten Buch steht, das 12 v. Chr., also zu einer Zeit erschienen ist, da Vergil schon sieben Jahre todt war? Ist nun aber nicht denkbar, dass Horaz, der ängstlich den Schein vermeiden wollte, als wäre ihm sein viertes Odenbuch durch den von Augustus nahegelegten Wunsch der Verherrlichung der Neronen abgepresst, und der deshalb noch allerhand andere Stoffe der Dichtung hereinnahm, nachträglich auch ein älteres Gedicht in die Sammlung aufgenommen hätte, das er 23. v. Chr. in die drei ersten Odenbücher hätte aufnehmen können, aber aus irgend einem Grund, vielleicht eben wegen der rein persönlichen Neckerei, nicht aufgenommen hatte? Jetzt in der Erinnerung an den verstorbenen Freund, Jahre lang nach dessen Tod, konnte es ihm von Werth sein, seine Leser in diesen heitern Ton seines Verkehrs mit demselben hineinsehen zu lassen.

Das Gedicht weist jedenfalls auf die früheste Zeit der Oden- dichtung von Horaz zurück. Wann diese Dichtung statt der Satiren und Epoden von ihm angefangen worden, ist streitig. Nehmen wir aber auch (mit Rücksicht etwa auf I, 14) das Jahr 32 oder 31 vor Chr. als Anfang der Odendichtung, so wäre Horaz schon im Besitz seines Sabinum und die Zeit nicht zu fern gewesen, wo er Vergil wegen seiner engen Beziehungen zu Pollio und Oktavian noch als *juvenum nobilium cliens* necken konnte.

Nach dieser Auffassung liefert uns die Ode einen reizenden Beitrag zur Einsicht in die Beziehungen zwischen den beiden Dichtern

in jüngeren Jahren, der keinem von beiden schadet, sondern sie beide in der Beleuchtung durch Humor charakteristisch hervortreten lässt.

Oesterlen.

XLIX. Literarischer Bericht.

Adolf Michaelis. Über die Entwicklung der Archäologie in unserem Jahrhundert. Besprochen von P. W. in L.

Wenn es sonst nicht gerade Sitte ist, auch über Erscheinungen von geringerem Umfang ausführlichen Bericht zu erstatten, so bedingen doch bei der vorliegenden aus Anlass des Rektoratswechsels in Strassburg vom derzeitigen Rektor gehaltenen Rede mehrere Gründe eine Ausnahme. Ist es bei der hohen Bedeutung des Gegenstandes an sich schon von grossem Interesse eine so anerkannte Autorität wie Michaelis über die Entwicklung der Archäologie in unserem Jahrhundert reden zu hören, so glaubt Referent mit einer Besprechung dieser Rede um so mehr einem Bedürfniss Genüge zu thun, als die Rede nur als Universitätschrift gedruckt vorerst keine weitere Verbreitung durch den Buchhandel finden dürfte.

Ausgehend von der Verwunderung, welche der grosse im Neuen Strassburger Universitätsgebäude dem archäologischen Museum zugewiesene Raum erregte, macht es sich Michaelis zur Aufgabe, eine Rechtfertigung zu versuchen durch einige Bemerkungen über die Entwicklung, welche die Archäologie in unserem Jahrhundert durchgemacht hat, und über die Stelle, welche sie im Ganzen der verwandten Disciplinen einnimmt. Die ausserordentliche Vermehrung des archäologischen Materials in den letzten 80 Jahren berechtigt uns, die Archäologie so gut als die Naturwissenschaften zu den Eroberungswissenschaften zu rechnen. Denn in unserem Jahrhundert wurde eigentlich Griechenland erst wieder entdeckt, und was in den vorhergehenden Jahrhunderten in Italien von Antiken zum Vorschein gekommen, hat man mit wenigen Ausnahmen grösstentheils als Werke von untergeordneterem Kunstwerth erkannt. Das bedeutungsvollste Ereigniss des vorigen Jahrhunderts war die Wiederauffindung und theilweise Aufdeckung der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens gewesen, aber auch hier hatte man bald aufgehört, in systematischer Weise den beutereichen Boden zu durchforschen.

Ein neues Leben kam in die archäologischen Forschungen mit der Wende des vorigen und unseres Jahrhunderts. Durch Napoleons Expedition nach Aegypten wurden uralte Culturzusammenhänge zwischen Ost und West aufgedeckt, die man vorher mehr geahnt als wirklich erkannt hatte, durch Lord Elgin jene Meisterwerke des perikleischen Athens aus der Zeit der höchsten Kunstblüte Griechenlands vor dem an Ort und Stelle unvermeidlichen Untergang gerettet, und dem Studium leichter zugänglich gemacht. Häufigere Reisen in Griechenland führten zur Entdeckung der Baureste von Mykenae und der vielen uralten kyklopischen Bauten, dann zu den Funden der aeginetischen Statuen, des Tempels zu Bassae mit seinen lebensvollen Friesreliefs, und damit auch zu neuen Aufschlüssen über Giebelschmuck durch plastische Gruppen, über Tempelbeleuchtung durch Oberlicht, über Stilunterschiede zwischen dorischer und attischer, zwischen alterthümlicher und gereifter Kunst. Auch Siciliens Griechenstädte lieferten neue Beiträge zur Kenntniss der Architectur und die dortigen Sculpturenreste zusammen mit den von den Franzosen ausgegrabenen Metopen von Olympia erhoben die Anwendung der Polychromie in der antiken Plastik zur vollsten Gewissheit. In Italien aber öffneten sich die Gräber Südetruriens, die mit ihren Wandmalereien und bemalten Vasen unsere Kunde von der antiken Malerei und zugleich unsere mythologische Anschauung aufs glücklichste bereicherten. Bald darauf fanden auch in Kleinasien folgenschwere Ausgrabungen statt. Die Entdeckungen des sog. Nereidenmonuments in Xanthos, des Mausoleums in Halikarnassos, der heiligen Strasse bei Milet, des Artemistempels in Ephesos bezeichnen ebenso viele Fortschritte in der Kenntniss griechischer Kunst, insbesondere der sogenannten zweiten attischen Kunstblüte. Aber auch in die dunklen Zeiten der ältesten Anfänge griechischer Kunst fiel neues Licht durch die Ausgrabungen von Niniveh, wodurch es klar zu Tage trat, dass die Vorstufen griechischer Kunst in erster Linie nicht in Aegypten, sondern in Assyrien zu suchen seien, während andererseits die Gräberfunde in Südrussland uns die attische Kunst im Dienste barbarischen Geschmacks zeigen. Auch Italien blieb nicht zurück in archäologischen Unternehmungen; namentlich wurde der Ausgrabung Pompejis neue Sorgfalt zugewendet, wo insbesondere die Wandmalerei uns wichtige Aufschlüsse über die Entwicklungsstufe dieser Kunst in der hellenistischen Zeit und damit

klarere Einsicht in diese bisher so vernachlässigte Nachblüte der griechischen Kunst gebracht hat.

Aber das vergangene Jahrzehnt sollte noch reichere Ausbeute bringen; in ihm drängten sich die Funde und Entdeckungen in bisher nie dagewesener Weise. Schliemanns Schatzgräberei in Troja und Mykenae, und Cesnola's Funde in Cypern wiesen uns deutlich den Weg, den die asiatische Cultur auf ihrer Wanderung nach Griechenland über die südliche Inselkette des Archipelagus nahm. Die Bedeutung der Aufdeckung Olympia's durch die Deutschen zu würdigen, reichen wenige Zeilen nicht aus. Curtius hat Olympia treffend das Archiv Griechenlands genannt; hier genüge es, daran zu erinnern, was es heissen will, beglaubigte Originalwerke erster griechischer Künstler, der Schüler des Phidias und vollends eines Praxiteles vor Augen zu haben. Wenn sich sodann Oesterreich durch die Ausgrabungen in Samothrake Verdienste erworben hat, so findet die Kette von Entdeckungen des letzten Jahrzehnts ihren glänzenden Abschluss in den herrlichen Funden, die der preussischen Ausgrabung in Pergamon verdankt werden. Solch grossartige Werke hatte selbst an diesem stolzen Sitz prachtliebender Könige die kühnste Phantasie nicht zu finden gehofft, und mit Staunen und Freude stehen wir vor den Kunstwerken dieser Epigonen, die sich stolz neben ihren Ahnen aus der Blütezeit können sehen lassen.

Und neben solchen Massenfunden sind die Perlen von Kunstwerken, die vereinzelt zum Vorschein gekommen sind, wie die melische Aphrodite, der lateranensische Sophokles, der überaus wichtige Apoxyomenos fast in Gefahr, übersehen zu werden. Der Überblick über all diese Funde zeigt uns aber nicht nur eine über Erwartung reiche Vermehrung des archäologischen Materials in quantitativer Hinsicht, sondern auch einen höchst erfreulichen Wechsel in der Qualität, der einen Fortschritt von römischer Copistenarbeit zu griechischen Originalwerken bedeutet. „Winckelmanns Sehergeist vermochte nur erst hinter schwankenden und verschleiernden Nebeln die ursprüngliche Schönheit der griechischen Kunst zu ahnen; Zoëga und mehr noch Visconti thaten gleich Mose vom Berg Nebo die ersten Blicke in das gelobte Land: unser Geschlecht lebt und wohnt in dem Lande, da Milch und Honig fliesst, und erfreut sich der reichen Fülle hellenischer Schönheit.“

Solch reicher Gunst des Schicksals gegenüber ist es nun Pflicht

der Dankbarkeit, das Gewonnene in entsprechender Weise wissenschaftlich zu verwerthen; und zur Ermöglichung der Überschau bedurfte die Archäologie eines Mittelpunktes, eines wohlorganisirten Institutes, das die auf allen Theilen der alten Welt auftauchenden Reste des Alterthums sammelte, sichtete, allen, auch entfernt wohnenden Forschern zugänglich machte. Lange Zeit hat dieser Aufgabe einzig und allein das privatim in Rom errichtete „Archäologische Institut“ Genüge geleistet, bis es nach Wiederherstellung des deutschen Reichs zur Reichsanstalt erhoben wurde und kurz darauf noch eine Schwesteranstalt in Athen an seine Seite trat, beide der Leitung einer Centraldirektion in Berlin unterstellt. Auch Frankreich ist dem Beispiel Deutschlands gefolgt und hat in Rom und Athen ähnliche Institute errichtet. Das deutsche Institut verfolgt ausser dem Zweck, neue Entdeckungen in periodischen Publikationen zur Kenntniss zu bringen, auch noch das Ziel, ähnlich den „Corpora Inscriptionum“ und Monumenta Germaniae auch für die Archäologie Sammelwerke herzustellen, welche als Grundlagen der ganzen Wissenschaft für die künftigen Geschlechter dienen sollen. So sind gegenwärtig in Arbeit die Sammlung antiker Terrakotten unter Leitung von R. Kekulé, die der römischen Sarkophagreliefs unter Conze, die der etruskischen Urnen unter Brunn. Dabei befolgt die Archäologie nach verschiedenen Irrwegen, auf denen das Hauptgewicht auf die Erkenntniss des in den Kunstwerken enthaltenen mythologischen Inhalts gelegt wurde, nunmehr als gelehrige Schülerin der Philologie die streng kritische Methode „die rücksichtslos ehrliche, keinem Zweifel ausbiegende, keine Lücke der Überlieferung oder des eigenen Wissens übertünchende — Wahrheitsforschung“, und ist hierin Deutschland die Lehrmeisterin der übrigen Nationen geworden, die sich jetzt mit ihm in rühmlichem Wettstreit messen.

Als das gemeinsame Ziel aller Alterthumswissenschaft aber hat die Archäologie zuerst Wolf und Böckh an der Spitze, die Aufgabe erkannt, dass sie alle Geistesäusserungen des Alterthums in ihrem Zusammenhang und in ihrer Entwicklung wieder zu erkennen, also die Culturgeschichte des Alterthums zum Ziele hat. Dabei muss aber insbesondere die alte Kunstgeschichte, die griechische voran, die ein wesentlicher Theil dieser Aufgabe ist, nothwendiger Weise zugleich auch als ein Theil der allgemeinen Geschichte betrachtet werden; ihre Methode und ihre Resultate müssen auch jener zu

gute kommen, und erst die historische Auffassung der alten Kunst hat den Traum der autochthonischen Kunst- und Kulturentwicklung der Hellenen zerstört, die Wechselbeziehung der politischen und künstlerischen wie literarischen Blüte Griechenlands, den Zusammenhang der Übersiedelung der attischen Kunst nach Kleinasien mit dem Verfall von Athen und dem Aufblühen der reichen kleinasiatischen Städte aufgezeigt und das Verständniss der Weiterentwicklung der Kunst in der hellenistischen und römischen Periode geschärft durch die Hinweisung auf die Umwandlung der kleinen Republiken in grosse Monarchieen, in deren Dienste der Kunst völlig andere Aufgaben erwachsen mussten.

Wie die alte Kunstgeschichte ein Theil der alten Culturgeschichte, so ist sie auch ein Theil der allgemeinen Kunstgeschichte. Während nun der modernen Kunstforschung gegenüber die Kunstarchäologie die Festigkeit und Sicherheit der Methode voraus hat, besitzt dagegen jene den Vorzug eines reicheren Materials an Originalwerken, und zwar an grossentheils wohl erhaltenen, sowie grösserer Mannigfaltigkeit, Reichhaltigkeit und leichter Zugänglichkeit der literarischen Quellen. Was in dieser letzteren Hinsicht der Archäologie abgeht, dafür sucht sie insbesondere durch die erwähnten grossen Corpora Ersatz zu schaffen; für ersteren Mangel bieten, namentlich wo es sich um das Studium des Stils handelt, die besten Abbildungen keinen genügenden Ersatz: es ist für die antike Kunstforschung ebenso nothwendiges Bedürfniss wie für die moderne ein möglichst ausgedehntes Beobachtungsmaterial: man muss hiefür aus unmittelbaren Quellen schöpfen können und hiezu sind die Gyps-Museen an den Universitäten ein unentbehrliches Hilfsmittel. Sie dienen gleich den übrigen Universitätsinstituten zunächst der Förderung echter Wissenschaft, sie haben aber daneben noch den weiteren und höheren Beruf, „auch über den Kreis der Universität hinaus den idealen Sinn für echte Schönheit, welcher ein wirksames Schutzmittel wider den genussüchtigen Materialismus und die nüchterne schwunglose Mattheit unserer Zeit ist, zu wecken, zu wahren und zu verbreiten.“

L. 17. September 1881.

Die Anwendung der Decimalrechnung auf Zins-, Gewinn- und verwandte Rechnungen. Zum Gebrauch in Oberklassen und Fortbildungsschulen von G. Staiger. Tübingen 1882, Franz Fues.

Das Bedürfniss einer Sammlung von Rechnungen, welche sich auf den Kreis des praktischen Geschäftslebens beschränken, hat mich zur Herausgabe eines Schriftchens veranlasst, das unter dem Titel „die Anwendung der Decimalrechnung auf Zins-, Gewinn- und verwandte Rechnungen. Zum Gebrauch in Oberklassen und Fortbildungsschulen“ bei Franz Fues in Tübingen erschienen ist. Der leitende Grundsatz war für mich: Von einem gewissen Alter des Schülers an soll sich der Rechenunterricht auf diejenigen Arten von Rechnungen beschränken, welche der tägliche Handel und Verkehr fordern.

Es wird in 150 Beispielen behandelt:

I. Die Zinsrechnung.

A. Der Zins auf 1 Jahr.

Beispiel: 972 *M* tragen in 1 Jahr bei 5 $\frac{0}{10}$? Zins?

Aufl.: 972 . 0,05.

B. Der Zins auf mehrere Jahre.

Beispiel: 6500 *M* tragen bei 4 $\frac{1}{2}$ $\frac{0}{10}$ in 3 $\frac{1}{2}$ Jahren ? Zins?

Aufl.: 4,5 . 3,5 . 65.

C. Das Anwachsen des Kapitals.

Beispiel: 4320 *M* wachsen bei 5 $\frac{0}{10}$ in 4 $\frac{1}{2}$ Jahren wie hoch an?

Aufl.: 4320 . 1,225.

D. Das Rechnen mit Zinszahlen.

Beispiel: 6538 *M* 45 *℔* tragen bei 4 $\frac{1}{2}$ $\frac{0}{10}$ in 133 Tagen ? Zins?

Aufl.: $\frac{65,3845 \cdot 133}{80}$.

II. Die Gewinn- und Verlustrechnung.

A. Der Gewinn wird gesucht.

Beispiel: 358 m kosten 475 *M* Ankauf, darauf lastende Spesen 6 $\frac{1}{2}$ $\frac{0}{10}$,

Verkauf 1 m = 1 *M* 60 *℔*; ? $\frac{0}{10}$ Gewinn?

B. Der Preis eines Stücks wird gesucht.

Beispiel: Ein Händler kauft 200 m Tuch um 725 *M*; wie theuer verkauft er 1 m, wenn er 18 $\frac{0}{10}$ gewinnen will?

III. Die Berechnung von Werthpapieren.

Beispiel: Es werden für 1500 *M* Obligationen gekauft, 4 $\frac{1}{2}$ $\frac{0}{10}$,

Kurs 96 $\frac{3}{4}$, Provision $\frac{1}{2}$ $\frac{0}{10}$, letzter Coupon 1. September;

? werth am 5. Dezember?

IV. Wiederholung und Anwendung an leichten und schwierigen Beispielen.

Beispiel: 48 Zentner Kaffee kosten in London 240 Pf. Sterling,

Provision und Zoll 28 $\frac{0}{10}$; 1 *℥* wird zu 1 *M* 60 *℔* verkauft;

? $\frac{0}{10}$ Gewinn, wenn 1 Pf. Sterling = 20 *M* 40 *℔* ist?

Aufl.: Auslage: 240 . 1,28 = 307,2 Pf. St. = 307,2 . 20,4 *M*
= 6266 *M* 88 *℔*.

Einnahme: $4800 \cdot 1,6 = 7680 \text{ M.}$

Gewinn: $1413 \text{ M } 12 \text{ S} = \frac{1413,12}{62,6688} \text{ o.}$

Zwei hervorragende Schulmänner unsres Landes äussern sich über das Schriftchen, dass es „eine schätzenswerthe Beigabe zu den gebräuchlichen Rechenbüchern bilden und den Rechenlehrern an Oberklassen und Fortbildungsschulen sehr willkommen sein wird“. „Die Sammlung zeichnet sich aus 1. durch die Auswahl von nur praktischen Aufgaben, 2. durch die einfache Art der Lösungen mit Umgehung der sonst gebräuchlichen Formen und Formeln, 3. durch die richtige Benützung der Decimalrechnung.“

Auf mannfachen Wunsch sind 2 Ausgaben gemacht worden: eine zum Gebrauch des Lehrers und eine für die Hand des Schülers. Beide enthalten die jedem Kapitel vorangehenden nöthigen Erklärungen, sowie 150 Aufgaben. In der Ausgabe für Lehrer folgen unmittelbar jeder Rechnung die Auflösung und das Resultat. Die Auflösungen sind so abgefasst, dass jeder Lehrer ohne jede eigene Mühe die Arbeiten der Schüler controliren kann.

Möge das Schriftchen seinen Zweck, dem Rechnen mit „praktischen Beispielen“ mehr Geltung zu verschaffen, erroichen und nach gründlicher Prüfung eine freundliche Aufnahme in den Schulen finden!

Elementare geometrisch-algebraische Übungen. In 6 Abschnitten, welche betreffen: Einige Aufgaben aus der Planimetrie und Stereometrie und einige Eigenschaften der Parabel, Hyperbel, Ellipse und der Kegelfläche. Von Dr. A. Hohl, Professor der Mathematik an der Universität Tübingen. 151 S. Tübingen 1882, Commissions-Verlag von Franz Fues.

Der Verfasser veröffentlicht die algebraisch-geometrischen Übungen, welche er seit Jahren zu seinen Vorträgen an der Universität ausgearbeitet hat. Referent ist mit dem Verfasser vollständig einverstanden, wenn derselbe in der Vorrede sagt, er glaube, dass sie auch weiteren Kreisen von Nutzen sein werden. In algebraisch-geometrischer Form behandelt die Schrift zuerst Aufgaben aus der Planimetrie, wie Aufgaben über einbeschriebene Dreiecke. Parallelogramme in der Stereometrie, von denen besonders die Aufgaben über einer Pyramide einbeschriebene Prismen interessant sind.

Für den besten Theil der Schrift möchte Referent die ganz elementare Behandlung, welche die Kegelschnitte gefunden haben, erklären. Eigenthümlich ist die Aufeinanderfolge: zuerst Parabel, dann Hyperbel und Ellipse. Die Parabel wird durch die gewöhnliche Definition als Ort aller von einem Punkte und einer Geraden gleichweit entfernten Punkte bestimmt,

und daraus ihre Eigenschaften abgeleitet; die Hyperbel von der Asymptotengleichung aus behandelt, die Ellipse dagegen als Ort der Punkte, welche von 2 gegebenen Punkten gleiche Abstandssumme haben, dargestellt; wenn so scheinbar die Kegelschnitte aus ihrem Zusammenhang gelöst sind, so erweist sich diese Trennung wieder als günstig für die Leichtigkeit, mit der sich die Sätze ergeben. Den Schluss bilden Sätze über den Kegel zweiter Ordnung, seine Schnitte und seine polaren Eigenschaften.

Referent möchte die Schrift allen Lehrern der Geometrie bestens empfehlen. Die Ausstattung ist vorzüglich.

L. Einige Familiennamen.

Die folgenden Bemerkungen wurden durch Stuttgarter Briefe veranlasst, die im Anfang dieses Jahres im Schwäbischen Merkur erschienen und von Eigennamen handelten. Sie waren ebenfalls zur Veröffentlichung im Schwäbischen Merkur bestimmt. Daher keine Belege für das Vorkommen dieses oder jenes Eigennamens, keine Angabe von Büchertiteln und Seitenzahl in Büchern.

Wir besprechen zuerst einen Namen, den wir mit den Stuttgarter Briefen zu den alten rechnen, aber an einer andern Stelle unterbringen; dann einen Namen, bei dem es dahingestellt bleiben mag, ob er in das Alterthum hinauf ragt, oder nicht; ferner einen Namen, über dessen Alterthümlichkeit und Bedeutung kaum eine Meinungsverschiedenheit stattfinden wird; zuletzt einen Namen, dem wohl ein anderes Fremdwort, als das in den Stuttgarter Briefen angegebene, zu Grunde zu legen sein wird.

Abfalk wird mit *ás Gott*, und *Falk*, dem Vogel, nichts zu thun haben; der Falke gehörte nicht zu den bei unsern Urahnern heiligen Thieren. Wir stellen zusammen *Astfalk*, *Abfalg*, *Abfallg*, *Abfalk*, *Aschfalk*, *Abfahl*, Personennamen, die bis auf zwei sich in Stuttgart finden. Alle haben, mit Ausnahme des letzten, einen Kehllaut am Ende. Versuchen wir es mit dem Wortstamme *falah*, *falh*, und ohne Kehllaut *fala*, welcher Wortstamm nach J. Grimm in den Volksnamen *Ostfalen*, *Westfalen* enthalten ist. Die beiden Seen, der *Walensee* oder *Wallenstadter See* in der östlichen Schweiz, und der *Walchensee* im südlichen Baiern erinnern durch ihre Namen daran, dass an ihren Ufern einst nicht deutsch, sondern welsch gesprochen wurde: *walah*, *walh*, auch ohne Kehllaut *wala*, jetzt welsch. Den Stamm *walh* lässt man, wie in den Namen jener beiden Seen, auch in den Personennamen *Wahl*, *Walch*, *Walck* nachklingen, ebenso *fahl* in den Personennamen *Falh*, *Falch*, *Falk*, wobei freilich der Antheil anderer Wortstämme an diesem Namen nicht ausgeschlossen sein soll; *falh*

muss sich in obige Namen mit der Farbe und dem Vogel theilen. Von Fahl kommen wir zu den Personennamen Fähling, Fehling, Westphäling, Westpheling, wie von dem Volksnamen Flame zu Fläming, Fleming.

Dem Wortstamm falah, falh gibt J. Grimm, nicht ganz mühe-los, die Bedeutung: Ansässiger. Er ist aber selbst nicht ganz davon befriedigt; er möchte lieber, und hält es für möglich, in den Namen Westfalen, Ostfalen den Gott Phol, Phal, den Baldur der Frithjofssage findend, also entsprechend dem in den Stuttgarter Briefen dem Namen Fehling beigetzten: zum Gott Phol?

Der erste Theil der Zusammensetzung in obiger Namensgruppe ist am deutlichsten bei Astfalk: Astfalk ist so viel als Ostfale. Frühe findet sich in Urkunden Astvala, Astfal für Ostfal. Mitten im ostfälischen Gebiete mit dem Hauptort Hildesheim lag ein Gau Fala, Astfala, Ostfala. Viele alten Ortsnamen, die mit Ost-, Aust-zusammengesetzt sind, schreiben neben diesen Formen oder statt derselben Ast-. Zu gleicher Zeit mit Westfali in der Gestalt des lateinischen Plurals treffen wir auch die Schreibung Wesvali; das in dem Worte West nicht zur Wurzel gehörige t ist ausgefallen. Dasselbe geschah mit dem Worte Ost; für den Personennamen Ostdäg findet sich auch Osdag. Jenem Wesvali entsprechend werden wir daher auch ein Asvali = Astfali, Ostfali voraussetzen dürfen. Auch in dem Worte Ost ist t nicht wurzelhaft. In dem vermutheten Asvali ist das erste a ursprünglich lang; dessen Kürzung brachte Doppelung des s: Afval = Asval, Asfal. Zu Astfal, Asfal, Af-fal können wir unser Fastnacht, Fasnacht, Faßnacht stellen; nach J. Grimms Ansicht sind die zwei letzteren Formen dieses Wortes aus der ersten entstanden. Aber auch Fasch in Fasching, Faschnacht führt Grimm auf Fas und diess auf Fast zurück, und wir erhalten so auch ein Seitenstück zu Asch in Aschfalk; sch aus s, wie herrschen aus mittelhochdeutsch hêrsen oder wie das mundartliche lesche statt lesen in der Umgegend von Mergentheim.

Zum Schluss die Frage, woher es kommen mag, dass der Ostfale so viel seltener in Eigennamen auftritt, als der Westfale; im Jahre 1877 war in Berlin der letztere Name dreissigmal so oft vertreten, als der erstere. Die Edda lässt Odhin nach Eroberung des Sachsenlandes dem einen Sohne Westfalen, einem andern Ost-sachsen, d. i. Ostfalen, zuthellen. Schon im siebten Jahrhundert

treffen wir für Ostfalen den weniger besagenden Namen Austreleudi, Ostërleute, Ostleute. So wurde der Name Ostfal durch andere Namen, in seiner Anwendung beschränkt und zuletzt verdrängt. Es bewahren also die Personennamen Astfalk, Abfahl den ausgestorbenen Namen eines deutschen Volksstammes, wie die Personennamen Sachs, Düring, Frank, Baier, Schwab noch lebende Volksnamen verkündigen.

Haueisen, d. h. ein Eisen zum Hauen, wie Bügeleisen ein Eisen zum Bügeln, heisst nach dem Grimm'schen Wörterbuch einmal ein Werkzeug der Sattler, dann ein Werkzeug der Feilenhauer, anders gestaltet, als das erstere, endlich eines der Schuster, ohne Zweifel wieder anders geformt, als jene beiden. Kann der Name des Werkzeugs Familienname geworden sein? Zuverlässig gibt es Übertragungen dieser Art. Der Name des deutschen Volksstammes der Sachsen enthält das altdeutsche Wort sahs, Messer, kurzes, messerartiges Schwert; daher wird das althochdeutsche Sahso, der Sachse, gewöhnlich Messerträger übersetzt. Wiederum: der Schuster befestigt den Schuh, der in Arbeit ist, auf dem Knie mit einem Riemen, der davon der Knieriemen heisst; daher der Familienname Knieriem, und in einer etwas verhüllten, gleichsam verschämten Gestalt: Cnyrim. Der Sachse machte sich bemerklich durch sein kurzes Schwert; der Schuster mag mit seinem Knieriemen, vielleicht in Verbindung mit der übrigen Haltung des Körpers, etwas auffälliges und eigenthümliches zugleich haben. Diesen Beispielen entspricht Haueisen nicht, nicht als beständiger Begleiter eines Handwerkers, auch wohl nicht als besonders auffällig, jedenfalls nicht als eigenthümlich und genau bezeichnend, denn dreierlei unter sich verschiedene Werkzeuge, dreien Handwerkern dienend, haben denselben Namen. Aus dem Namen dieses Werkzeugs stammt somit der Familienname ohne Zweifel nicht.

Versuchen wir es, Hau in Haueisen als befehlende Form des Zeitworts hauen, den Namen als Zuruf zu nehmen. Es giebt einen niederdeutschen Familiennamen Griepenkerl, d. h. Grip, Greif den Kerl! Das Wort ist ursprünglich ein niederdeutscher Übername für Gerichtsdienner und Bettelvögte. Hier vernimmt jedes Ohr deutlich einen Zuruf. Bei Haueisen ist diess nicht in gleichem Grade der Fall. Aber die Annahme eines Zurufs wird unterstützt durch das altfranzösische taille-fer und das gleichbedeutende italienische taglia-

ferro, d. h. schneide, durchschneide Eisen! Unser Hau-eisen erscheint diesen noch näher stehend, wenn wir beachten, dass das Zeitwort hauen ohne Zweifel ursprünglich schneiden bedeutete, wie der Schweizer noch heute vielfach hauen für schneiden anwendet. Ferner liegen nach Form und Inhalt nahe das altfranzösische brise-fer, zerbrich Eisen, und das italienische taglia-cantoni, wörtlich: durchschneide Ecksteine, gewöhnlich aber übersetzt mit Eisenfresser, Bramarbas, Raufbold. So kann Hau-eisen einen Menschen bezeichnen, der ungewöhnliche Körperkraft besitzt oder solche sich zutraut und damit gross thut. J. Grimm bemerkt: Ausruf und Anruf zeugen in lebendiger Rede Namen und Benennungen; ebenso erinnert F. Diez in Bezug auf die mit Imperativen zusammengesetzten Wörter aus den romanischen Sprachen an die lebhafteste Ausdrucksweise der Volkssprache; und aus der Sprache des Volks, des niederen Volks, scheinen viele dieser Namen zu stammen. Doch hat der Name taillefer, wie wir sehen werden, nichts unedles; er ist auch nicht jüngeren Ursprungs, was bei vielen Imperativnamen der Fall sein wird. Der Normannenheld in der Schlacht bei Hastings gehört dem elften Jahrhundert an; in der Mitte des zehnten Jahrhunderts lebte der Normanne Guillaume, Graf von Angoulême mit dem Beinamen taillefer, der dann zum bleibenden Familiennamen seiner Nachkommen ward. Wenn K. W. Böttiger in seinen Biographien taillefer als eine Umwandlung eines normannischen Thalhofer in französische Gestalt ansieht, so irrt er, und erinnert damit nur an die umgekehrte Thatsache, dass in manchen Ortsnamen der Normandie ein germanischer Personename enthalten ist.

Nehmen wir Hau-eisen in der Bedeutung Grosssprecher, Bramarbas, so ist der Zuruf vernehmbarer, als wenn wir an vernünftig angewandte, nicht an zur Schau getragene ungewöhnliche Körperkraft denken, an einen Helden, nicht an einen Bramarbas. Für den letzteren waren im Mittelhochdeutschen energischere Ausdrücke üblich: Eisen essen, Eisen fressen, Eisen verschlingen, Eisen kauen. Andererseits wenn wir an einen Helden denken und damit den Namen dem zurufenden Volke etwas ferner stellen, mag doch ursprünglicher Zuruf bestehen; bei vielen solcher Wortbildungen, sagt J. Grimm, wurde der ursprüngliche Imperativ zuletzt nicht mehr gefühlt. Für die edlere Bedeutung des Namens mag daran erinnert werden, dass das Wort Eisen nicht immer das Metall in seinem

rohen Zustand bezeichnet, sondern auch verarbeitetes, wie Eisenrüstung, eiserne Waffe. Überdiess hatte man für die Eisenrüstung noch weitere Bezeichnungen: Eisengewand, Eisenwat, Eisenwerk. Der Helm hiess auch Eisenhut — einst Name eines Stuttgarter Bürgergeschlechts —, die Beinkleidung Eisenhose, die Pferdedecke aus Eisen *iser-covertiure*; *iser* s. v. a. *isen*, Eisen. Der Schild, sei er aus Eisen oder nur mit Eisen überzogen, nordisch *Jarnskiöld*, Eisenschild; diess war der Beiname eines altnordischen Edlen. Endlich das vielnamige Schwert, bei B. Ringwald um das Jahr 1600 das kalte Eisen genannt, und zuletzt die Eisenstange. So mag in *Hau-eisen* das *Hauen*, das Einschneiden einem in Eisen gekleideten Gegner, altfranzösisch *fer-vesti*, *fer-armé* gelten, und wir dürfen diesen Namen, wie H. Osthoff mit dem Namen *taillefer* thut, als Ehrennamen eines die Rüstung seines Feindes durchhauenden Ritters auffassen.

So gut wir Eisen als volle Rüstung des Gegners, können auch Theile der Rüstung mit imperativem *Hau* verbunden werden.

In dem Personennamen *Hauenhut* bedeutet *Hut* soviel als *Helm*. *Hau'enhelm* führt Grimms Wörterbuch an mit der Bedeutung *Schwert*; es ist kaum zu zweifeln, dass es einst auch Beiname, vielleicht Familienname wurde. Hieran können wir den Namen *Hauschild* reihen, der auch als *Haudenschild*, *Hau'enschild*, *Haunschild* vorkommt.

Wie wir neben *Hau-eisen* als welches Gegenstück *taillefer* setzten, so dürfen wir wohl mit Schmeller dem deutschen *Hauenschild* den französischen *talleyrand* gegenüberstellen. Schmeller führt für den letzteren Namen auch die Schreibungen *taillerand* und *thalayrandus* an. Im Altfranzösischen und Provenzalischen stehen zuweilen zwei *l* ohne vorangehendes *i* für ein erweichtes *l*; *taillebois* — so hiess in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Anhänger des Herzogs von Suffolk — wird altfranzösisch *talybois* geschrieben. Aber wie verhält es sich mit *ay*, *ey*? erschweren sie die Annahme eines Imperativs? Zum zweiten Bestandtheil dieses Namens bemerkt Schmeller, das Wort *rand* müsse wie das deutsche *Rand* auch im Altfranzösischen für *Schild* gebraucht worden sein, wenn *talleyrand* *Hauenschild* bedeuten solle. Zu dieser Vermuthung Schmellers stimmt vollständig, was F. Diez über *rand* im Altfranzösischen sagt. Noch näher tritt dem Namen *talleyrand* der deutsche

Personenname Haurand, nach Vilmar ein älterer Ausdruck, als der gleichbedeutende: Hauenschild.

Bei der oben versuchten Erklärung des Namens Haueisen mag möglicherweise doch noch die Befehlsform des Zeitworts, oder die Unbestimmtheit des Wortes Eisen, oder beides Anstoss erregen; jedenfalls hat schon die Freude an dem Hereinragen alter Namen in die Gegenwart zu dem Versuch geführt; den Namen Haueisen als Umgestaltung des alten Namens Hugizo anzusehen. Es gibt ein althochdeutsches Wort hugu, das Sinn, Geist, Gedanke, auch Gefühlserregung, Freude ausdrückt. Dieses Wort bildet in einer Anzahl althochdeutscher Personennamen, welche in der Regel ursprünglich aus zwei Wortstämmen zusammengesetzt sind, den ersten, seltener den zweiten Theil der Zusammensetzung. Einer der stolzesten und zugleich verbreitetsten ist Hugibert, von L. Steub mit Gedankenglanz übersetzt. Um zu Hugizo zu gelangen, müssen wir den zweiten Bestandtheil bert wegfällen lassen, so dass nur Hug, Hugo übrig bleibt, wie z. B. dieselbe Person in der einen Urkunde als Cunradus, in einer andern als Cuno aufgeführt wird. Diesem Hugo, dem verkürzten Hugibert, wird die verkleinernde, liebkosende Silbe izo beigefügt, so dass wie schon jene erste Verkürzung aus dem traulichen Familienleben erklärt, Hugo als Kosname betrachtet wird. Den Namen Hugizo, der sich wirklich vorfindet, setzen wir in den Genitiv Hugizen und ergänzen diesen Genitiv etwa mit dem hinzugedachten Worte Sohn, ebenso, wie wir die zum althochdeutschen Alp hinaufführenden genitivischen Familiennamen Elbs und Elben zu ergänzen haben. Wir erhalten somit Hugizen gleich Hugochens, Hügleins Sohn.

Schwieriger, als der Weg von Hugibert zu Hugizen ist der Weg von Hugizen zu Haueisen. Wir lassen zuerst z sich in s wandeln; dann nehmen wir an, das -isen mit kurzem i sei nicht mehr verstanden und für -isen (Eisen) mit langem i genommen worden. Nun brauchte aber auch Hug eine Umgestaltung: Hugisen, Hügeisen gab keinen Sinn. In einer Anzahl der von hug abgeleiteten Namen erscheint o statt u; konnte Hugisen nicht zu Hogisen, zu Hocheisen werden? Zudem wäre hiebei der Kehllaut erhalten geblieben. Aber auch Hocheisen war nicht verständlich; was sollte es bedeuten? So entstand aus Hugisen Haueisen, und warum? Hier gerathen wir, wie mir scheint, in einen Zirkel. Waren Hug-

eisen und Hocheisen als nicht verständlich abgewiesen, so musste Haueisen verständlicher sein, d. h. es gab ein Wort Haueisen mit einer Bedeutung, ja mit einer Bedeutung, welche für Namengebung taugte. So kommen wir auf einem Umweg zu unserem Ausgangspunkte zurück.

Die Umgestaltung ergab auch eine Umdeutung, der Name tritt aus dem Gebiet der Geisteskraft in das der Körperkraft. Auch bei Umwandlungen althochdeutscher Namen, die sicherer und klarer sind, als die obige, findet sich oft grosser Bedeutungswechsel, häufig Bedeutungseinbusse — Seuffer aus Sigfrid. Obige Umwandlung weicht mehrmal von dem regelrechten Lautwandel ab; die alte und die neue Namensform zeigen keinen Zusammenhang, es ist gleichsam ein Bruch zwischen beiden. Ebener erscheint und mehr Vertrauen erweckt eine andere Umwandlung von Hugizo. Hugizo lassen wir zusammengezogen werden zu Huzo, ebenso wie Sigizo, eine Verkürzung von Sigfrid, zu Sizo, jetzt Seitz, wird. Wie wir nun an Dietzo, Verkleinerung von Dietrich, die verkleinernde, liebkosende Silbe ilo anhängen und Dietzel erhalten, so gibt Huzilo den Namen Hutzel. Auch in Betreff der Bedeutung hat hier das Zurückgehen auf das Althochdeutsche mehr Werth. Hutzel in der Bedeutung gedörrte Birne passt offenbar weniger zur Namengebung, als Haueisen. Dass jenes Wort mundartlich beschränkt ist, hindert nicht an Verwendung desselben zu Eigennamen; aber auch innerhalb der mundartlichen Schranken wird das Wort ganz überwiegend auf das weibliche Geschlecht angewendet.

Wir haben gesagt, die Umwandlung von Hugizo in Haueisen weiche mehrfach von dem regelmässigen Lautwandel ab. Entscheidend ist dieser Umstand nicht. J. Grimm spricht an verschiedenen Stellen seiner Schriften lebhaftes Interesse für die alten Eigennamen und deren Umgestaltung aus; in einem seiner Werke erklärt er, und das mit viel Zurüstung, die Namen einer Anzahl alter germanischer oder von ihm für germanisch gehaltener Volksstämme. Er veranlasste Ernst Förstemann zu einer Sammlung althochdeutscher Eigennamen, einem Werke, das ein Zurückgehen auf alte Namen manchem ermöglicht, allen erleichtert. Nun aber nennt derselbe Grimm einmal die Eigennamen anomal, d. h. sich nicht an die Regel bindend; einschränkend sagt er an einer andern Stelle: „die Eigennamen liegen halb ausser dem Laufe der eigentlichen Sprache.“

Das hat die Folge, dass die Namenforschung seltener als die Wortforschung zu sicheren Ergebnissen führt. Während nun manche durch diese Unsicherheit der Ergebnisse von der Namenforschung zurückgeschreckt werden, werden immer wieder andere durch das menschlich-Nahe derselben angezogen.

Ist Gerok ein abgeleitetes Wort oder ein zusammengesetztes? Die Ableitungssilbe oc ist angelsächsisch, englisch ock, althochdeutsch uh. Der unserem obigen Namen am meisten entsprechende alte Name ist der althochdeutsche Name Geroch. Er findet sich nur in deutschen, und zwar süddeutschen Urkunden. Somit ist an jenes ableitende oc hier nicht zu denken, und Gerok nicht ein abgeleitetes, sondern ein zusammengesetztes Wort. Zerlegen wir das Wort in Ger und ok, so gestatten beide Glieder der Zusammensetzung eine mehrfache Deutung, und ermöglichen dadurch ein artiges Spiel von Deutungen dieses Namens. Halten wir uns an Geroch und die ihm nahen urkundlichen Formen, und suchen wir die sprachlich wahrscheinlichste Deutung und Verknüpfung jener beiden Namensbestandtheile. Der erste derselben ist das althochdeutsche Wort gër, kêr, angelsächsisch gar, d. h. Ger, Speer. Dieses Wort bildet bald den ersten, bald den zweiten Theil der Zusammensetzung in ein paar hundert althochdeutschen Personennamen. Der zweite Bestandtheil des Namens, -och, -ok steht für hoh, hoch; das erste h ist abgefallen. Überblickt man in Ernst Förstemanns althochdeutschem Namenbuch die zahlreichen Zusammensetzungen mit -hari (Held), -hart (stark), -hild (Kampf), so findet man dort der Formen, die das anlautende h eingebüsst haben, wie Grimildis für Grimhildis, eine grosse Zahl. Das auslautende h oder ch, am Ende des Wortes von hoh, hoch, wurde zu k. Neben Gerhoh finden sich Gerhoc, Kerohc; heute sprechen wir Kalch und Kalk.

Was bedeutet nun hoh, hoch in der Zusammensetzung mit Ger? ist Gerhoh so viel als speerhoch, hochgewachsen wie ein Speer? Zusammensetzungen, wie haushoch, thurmhoch, berghoch, oder wie der ähnlich gebildete Personennamen Baumstark finden sich weder im Althochdeutschen noch im Mittelhochdeutschen, sie sind neuhochdeutsch. Dazu kommt, dass die althochdeutschen Namen auf -hoh die unmittelbare Bedeutung dieses Wortes nicht zulassen, sondern die übertragene Bedeutung: hervorragend, sich aus-

zeichnend erfordern. In diesen Namen werden bald körperliche, bald geistige Eigenschaften hervorgehoben: Ellan-, Willi-hoh weisen auf Stärke des Körpers und des Willens, Chuni-, Odil-, Regin-hoh auf hohe Abstammung, reichen Besitz, Geltung im Rathe. Gerhoh, Gerok ist also einer, der sich mit dem Speer, im Speerwurf auszeichnet. Nahe stehen die Namen, welche Auszeichnung im Krieg aussprechen: Cundi-, Hilde-, Wic-hoh, noch näher die, welche die Führung einer Waffe, nemlich des Schwertes, rühmen: Brant-hoc, Eki-hoh. Hier zählten wir Wortstämme auf, welche dem ersten Bestandtheil unseres Namens begriffsverwandt sind; machen wir es mit dem zweiten Theil ebenso, so bekommen wir die mit Gerok begriffsgleichen Namen Garibert, neuhochdeutsch Gerbert, und Garimar, neuhochdeutsch Germer, d. h. Männer, glänzend, berühmt durch den Speer. Zuletzt schliessen sich an die lanzenberühmten Griechen Doryklos und Aichmokles.

Nun noch die Frage: welches Fremdwort liegt dem Namen Pfeleiderer zu Grunde? A. F. Pott leitet diesen Namen, jedoch mit Beifügung eines Fragezeichens, ab von einem Worte für Aderlasseisen, welches Wort die Römer von den Griechen entlehnten, phlebotomum, oder vielmehr von einem später aus diesem gebildeten Worte, phlebotomarius, Aderlasser. Unsere Sprache entlehnte dasselbe phlebotomum, und kürzte es zu althochdeutsch fliodema, fliedma u. s. f. In Grimm's Wörterbuch treffen wir das Wort als Fliedme, und, abermals gekürzt, als Fliede, Fliet. Daraus leiten sich die Familiennamen Fliedner, Flitner, mit der Bedeutung Aderlasser ab; Pott stellt dieselben zwischen Bader und Schröpfer. Hierbei muss mit Pott angenommen werden, dass n eine Abschwächung des ursprünglichen m sei, die gar oft vorkommt, wie z. B. in Pilgrim, das aus dem lateinischen peregrinus stammt, oder wie in den althochdeutschen Namen, welche das Wort grim als ersten oder als zweiten Bestandtheil der Zusammensetzung enthalten, gar häufig n statt m sich findet. Fliedner steht also ohne Zweifel statt Fliedmer. An das Hauptwort Fliedme trat die Endung -er, ursprünglich -ar, wie das Antreten dieser Endung an ein Hauptwort in der alten Sprache fast die Regel bildet, und wir bedürfen der gleichlautenden lateinischen Endung -arius nicht, welche überdiess nach Fr. Bopp's Ansicht trotz des Gleichklangs in keiner Beziehung zu der deutschen

Endung steht. Somit wird uns auch obiger phlebotomarius entbehrlich. Neben den erwähnten althochdeutschen Formen findet sich auch die Form fleidme. Daraus könnte sich ein Fleidmer bilden, und mit Wegfall des m, das wir auch bei Fliede ausfallen sahen, ein Fleider. Für Fliede, Fliet kommt endlich auch Pflieten vor, so dass es keinen Anstand hat, zu einem Pflieter, wohl auch zu einem Pfeider zu gelangen, — nicht aber zu Pfeiderer.

Nehmen wir einen andern Wortstamm zu Hilfe. Mittelhochdeutsch blide und neuhochdeutsch Bleide, Pleide bedeutet Steinschleuder. Das Wort ist nicht ursprünglich deutsch, und im Wörterbuch spricht Grimm sein Bedauern darüber aus, dass diess fremde Wort sich länger in der Sprache erhielt, als unser schönes mittelhochdeutsches Adjektiv blide. Das heimische Wort blide bedeutet sanft, froh, freundlich und ist noch erhalten in den Personennamen Bled, Blied, Plitt, wie in dem Ortsnamen Plüderhausen, früher Bliederhausen. Beim obigen Fremdwort ist man versucht, an ein griechisches Wort für werfen, ballein, und an die manchfachen Ableitungen von demselben zu denken, zumal an bolid in bolidos, Genitiv von bolis, Wurfwaffe. Das Wort müsste unmittelbar aus dem Griechischen in's Deutsche übergegangen sein, wie wahrscheinlich das Wort Kirche und das Wort Kaiser mit seinem ai. Aber mit Bleide, Pleide, geht es uns nicht besser, als mit Fleide; wir kommen zu einem möglichen Pleider und zu dem vorhandenen Personennamen Pleitner. Bei Bleide haben wir jedoch etwas nicht unwichtiges voraus, gleichsam eine Brücke von Pleider zu Pleiderer. Schmeller führt nämlich in seinem bairischen Wörterbuche das Wort Pleuder aus dem sechszehnten Jahrhundert an, und zwar in der Bedeutung von Bleide. Wie kann nun aber Pleuder aus Bleide, Pleide werden? Vermuthlich geschah diess durch Anlehnung an das ähnlich lautende und Gleiches bedeutende Wort Schleuder. Dem Worte Schleuder wird das Wort Pleuder sein inlautendes eu und sein auslautendes r verdanken. Das p gieng gerne, zumal bei Fremdwörtern, in pf über, aus Pleuder wurde Pfeuder, wie wir oben Pflieten neben Fliet anführten. Die Anlaute b, p, pf finden wir beispielsweise beisammen in den gleichbedeutenden Wörtern: Bausbacken, Pausbacken, Pfausbacken. Aus Pfeuder leiten sich so von selbst ab Pfeuderer, Pfeiderer. Beide Namen fanden sich 1877 in Berlin; sie stehen neben einander wie unsere Pfeuffer und Pfeiffer.

Der Name Pfeleiderer bezeichnet demnach einen, der Bleiden bedient, oder einen, der Bleiden macht. Das deutsche Bogner, Bögner, das lateinische balistarius, das französische arbalétrier haben beide Bedeutungen. Nach L. Steub hiess Pleitner einer, der die Wurfmaschinen, die Bleiden bedient; Vilmar nimmt Bogner in der Bedeutung Bogenmacher. An und für sich scheint es wahrscheinlicher, dass der Berufsname dessen, der Maschinen, Geschütze u. dgl. verfertigt, zum dauernden Familiennamen wird, als der Berufsname dessen, der Maschinen bedient und diesen seinen Beruf mit viel mehr anderen theilt. Darum dürfen wir ohne Zweifel einen Satz, womit Vilmar die Besprechung einer Namensgruppe einleitet, auch auf den Namen Pfeleiderer anwenden, den Satz: Manche Gewerbe, Beschäftigungen und Stände sind ganz untergegangen, und geben nur noch in Geschlechtsnamen von ihrem ehemaligen Dasein Kunde.

LI. Frage aus der Geometrie.

Wenn ein nach Grösse und Gestalt unveränderliches ebenes Dreieck in seiner Ebene sich so bewegt, dass zwei Seiten beständig durch zwei feste Punkte gehen, was ist dann von der Bewegung der dritten Seite zu bemerken?

G. Baur, Stud. d. Ingen.-Fachs.

LII. Geometrische Aufgaben und Lehrsätze.

1. Ein \triangle zu konstruiren, wenn gegeben ist der $\angle \alpha$, der Inhalt des Dreiecks $= f^2$ und die Bedingung, dass $a^3 = b^3 + c^3$. — (Bezeichnung nach Spieker.)

2. Gibt es einen elementaren Beweis für den Satz:

„Beschreibt man um den Mittelpunkt des umschriebenen Kreises eines Dreiecks einen zweiten concentrischen und fällt von einem beliebigen Punkte desselben Senkrechte auf die Seiten des Dreiecks, so sind die Fusspunkts-Dreiecke für jeden Punkt gleich?“

3. Im Anschluss an vorstehenden Lehrsatz die hübsche Aufgabe:

„In ein gegebenes Dreieck (ABC) ein rechtwinkliges (xyz von gegebenem Inhalt (f^2) einzubeschreiben, dass innerhalb desselben ein Punkt (P) existirt, von dem aus die Seiten des gesuchten Dreiecks unter den Supplements winkeln des gegebenen gesehen werden.“ —

4. Gegeben die Spitzen der über einem $\triangle ABC$ errichteten gleichseitigen Dreiecke; das Dreieck zu konstruiren!

5. Für die Aufgabe: Spieker VI, Nro. 122:

„In einem Kreise liegen zwei senkrechte Durchmesser AB und CD. Eine Sehne (EH) zu ziehen, welche durch dieselben trisecirt wird (in F und G)“ (erledigt sich leicht in Sp. IX, 7b) habe ich folgende einfache Lösung gefunden:

„Construction: Von B aus schneide auf Sehne BC ein Stück $Ba BC \frac{1}{3} J = b$, verbinde den Mittelpunkt O des Kreises mit J, — über J hinaus verlängert bis zum Schnitt mit der Peripherie in E, ziehe $EH \parallel BD$, so ist EH die verlangte Sehne, welche in F und G trisecirt wird.“ — Mein Beweis für die Richtigkeit dieser Construction erscheint mir etwas complicirt; es fragt sich daher, ob es einen einfachen Beweis für dieselbe gibt oder ob eine andere Construction (nebst Beweis) existirt von der Einfachheit und mit den Hilfsmitteln, welche wir für den VI. Abschnitt des Spieker'schen Lehrbuchs voraussetzen dürfen.

Saulgau im Oktober 1881.

Baur, Professor.

LIII. Ein Beitrag zur Erklärung des König Ödipus.

Zum Besten, was die klassische Literatur uns bietet, gehören die griechischen Dramen und die Erklärung dieser Meisterwerke ist eine der schönsten, dankbarsten Aufgaben des humanistischen Lehrers. Wer ein solches Drama behandelt, wird an einzelnen Stellen auch die scenische Darstellung einigermaßen berücksichtigen, um dem Schüler ein anschauliches Bild zu geben, das die Phantasie anregt und dadurch die Lektüre belebt. In dieser Richtung möchte ich einen bescheidenen Beitrag zur Interpretation des König Ödipus liefern, indem ich einige Bemerkungen mittheile über eine Bühnen-

aufführung des sophokleischen Dramas, welche ich vor kurzem mit-angehört habe.

Es war nicht die Übersetzung von Donner oder Kayser, nach welcher das Stück gegeben wurde, sondern eine französische Bearbeitung. Sophokles in einer Bearbeitung für die französische Bühne! Anfangs schien es mir höchst zweifelhaft, ob etwas von dem antiken Geist in dem modernen Gewand erhalten sei; ob auch nur die Worte des alten Dichters korrekt und unverfälscht übersetzt seien. Ich fand jedoch bei Vergleichung mit dem griechischen Text, dass jene Übersetzung ziemlich treu das Original wiedergibt, wenn auch nicht Wort für Wort, so doch Vers um Vers mit denjenigen Abänderungen, welche nöthig erschienen, um durchweg gereimte Verse herzustellen. Der Verfasser heisst Jules Lacroix *), von ihm werden auch andere Übersetzungen angeführt, die eines Horaz, Juvenals und Persius, und man kann ihm Gewandtheit im Übersetzen und Reimen nicht absprechen. Als Proben führe ich an die Schlussverse des ersten Aktes und des letzten, wobei ich absehe von den kritischen Bedenken, die gegen die Ächtheit der letzteren erhoben worden sind. Die entsprechenden griechischen Verse sind 136—143.

Oed: Je veux que ce pays et le Dieu soient vengés.
 Et ce n'est pas pour vous, mes amis étrangers,
 C'est pour moi que je veux purifier la ville.
 L'assassin, quel qu'il soit, la main sanglante et vile
 Contre moi-même un jour se tournerait, je crois:
 La cause de Laïus est la cause des rois! —
 Levez-vous donc, enfants; j'ai donné ma parole
 Emportez ces rameaux, triste et pieux symbole.

v. 1524—1530.

Voilà, fils de Cadmus — voilà celui qu'on nomme
 Oedipe! qui, puissant et sage — plusqu'un homme
 Des énigmes du Sphinx perceait l'obscurité:
 Dans quels flots de misère il est précipité!
 C'est pourquoi, jusqu'au jour qui termine la vie,
 Ne regardons personne avec un oeil d'envie!
 Peut-on jamais prévoir les derniers coups du sort?
 Ne proclamons heureux nul homme avant sa mort!

Diese Beispiele genügen um zu zeigen, dass die Übersetzung

*) Oedipe Roi, tragédie de Sophocle traduite littéralement en vers français par Jules Lacroix. Paris 1882.

nicht schlecht ist, die Reime sind bisweilen ganz wirkungsvoll. Daneben will ich die zahlreichen Mängel nicht verhehlen, die unser Ohr und unsern Geschmack verletzen. Schon das Vermass stört uns. Diese sog. Alexandriner mit der obligaten Diärese mitten in der Zeile haben bekanntermassen etwas sehr einförmiges, wenn sie nicht ganz gut vorgetragen werden. Sodann klingen manche Wendungen allzu modern, oft geradezu unwürdig; der Rhythmus ist bisweilen höchst befremdlich z. B. Thèbes, Thèbes! als Jamben. In der berühmten Stichomythie zwischen Ödipus und Teiresias (v. 356 ff.) ist bei der Übersetzung mehrfach Personenwechsel innerhalb der Verszeile, was die Wirkung sehr beeinträchtigt. Auch sind verschiedene Abweichungen vom griechischen Original durchaus unbegründet. Bezeichnend für den französischen Geschmack ist es, dass nicht unterlassen werden konnte, der Königin einige galante Worte über ihre Liebe zu Ödipus in den Mund zu legen, welche überhaupt nicht in antikem Geist sind, und speziell im vorliegenden Drama von Sophokles mit gutem Bedacht gemieden werden, da es für den Zuschauer, der im Voraus weiss, dass Jokaste die Mutter des Ödipus ist, peinlich und unerträglich sein müsste, wenn dieselbe sich auf ihre Verliebtheit berufen würde.

Indessen nicht die französische Übersetzung ist es, was ich besprechen möchte, sondern die Aufführung. Diese fand statt in Paris auf der Bühne des théâtre français, wo das Sophokleische Stück nach einer mehr als 20jährigen Unterbrechung im August dieses Jahres wieder aufgenommen wurde. Jenes Theater ist dadurch bekannt, dass es als erste Autorität gilt für französische Aussprache, und seinen weitverbreiteten Ruf verdient es in vollem Mass durch die Gediegenheit und Vollendung der künstlerischen Leistungen. Wie nicht anders zu erwarten, war die ganze Inszenirung äusserst würdig, geschmackvoll und grossartig, es traten Künstler ersten Ranges auf. In ihrem Mund hatte die Sprache wunderbaren Wohlklang und geradezu melodischen Klang. Es hat mich erinnert an das, was der Grieche *προσωδία* nennt. Denn was wir in griechischen Wörtern durch Accente bezeichnen, das wurde von den Alten nicht, wie es bei unserer Aussprache üblich ist, durch die Stärke der Stimme, sondern durch die Höhe und Tiefe der Stimme zum Ausdruck gebracht. Nur so war es möglich, neben dem Accent (*προσωδία*) die Betonung der Vershebung (*ῥυθμός*) zur Geltung

zu bringen. Die hiezu erforderliche Modulation der Stimme habe ich nie so vernehmlich und zugleich so gefällig und ungekünstelt gehört, als auf dem französischen Theater, Hebung und Senkung auf einem Vocal z. B. bei der Interjektion $\bar{\omega}$ in den Worten $\bar{\omega}$ $\pi\alpha\iota\delta\epsilon\varsigma$ $\omicron\iota\kappa\tau\rho\acute{\iota}$ v. 58. $\acute{\omicron}$ — malheureux enfants!

Die Anordnung der Scenerie war wesentlich abweichend von dem, was über das antike Theater bekannt ist. Die Orchestra fehlte gänzlich, auch bildete nicht der Königspalast die hintere Wand der Bühne mit jenen drei unvermeidlichen Portalen der griechischen $\sigma\kappa\eta\upsilon\acute{\tau}\eta$, sondern die Gruppierung war in der Art verschoben, dass man vom Ganzen eine seitliche Ansicht hatte. Was im griechischen Theater vornen und hinten war, wird jetzt links und rechts auf der modernen Bühne, auf der einen Seite steht der Chor vor dem Tempel des Apollo, auf der andern der Palast, von dem nur die Vorhalle mit gewaltigem Säulenbau sichtbar ist. Ich glaube, eine solche Änderung ist begründet durch die veränderten Raumverhältnisse des modernen Theaters. Im griechischen $\theta\acute{\epsilon}\alpha\tau\rho\upsilon\omicron\upsilon$ erblickte man von den meisten Zuschauerplätzen aus den Chor von der Seite, auf unserer Bühne würde derselbe bald dem Palast bald dem Publikum den Rücken zuwenden, wenn man die alte Anordnung streng beibehält. Weist man aber einmal dem Chor einen günstigen Platz auf der einen Seite der Schaubühne an, so muss natürlich der Palast auf die andere Seite gerückt werden. Die Chorgesänge wurden von einzelnen Personen vorgetragen in melodramatischer Weise, indem die gesprochenen Worte höchst wirkungsvoll begleitet wurden von den Klängen einiger Musik-Instrumente. Wie es früher möglich gewesen sein soll, dass jene Lieder im Chor gesungen und doch im ganzen Theater von allem Volk verstanden wurden, bleibt für mich ein Räthsel.

Im ganzen macht die Tragödie auf dem Theater einen wahrhaft überwältigenden Eindruck. Das wird jeder sich denken können, der aus eigener Erfahrung weiss, wie ein Drama, das nur aus der Lektüre bekannt ist, durch eine gute Bühnenaufführung uns näher gerückt wird, wie dabei die einzelnen Figuren plastisch hervortreten und über das Ganze Licht und Leben sich verbreitet. Durch die Deklamation des Künstlers werden besonders bedeutungsvolle Stellen gebührend hervorgehoben (wie v. 136, 249—251, 454 u. a.), längere Reden erhalten Abwechslung und Nachdruck, so besonders

v. 771 ff. und 1237 ff. Worte, die auf das Gefühl berechnet sind, werden ergreifender und eindringlicher, wie v. 1183 und im 5. Akt an vielen Stellen v. 1278, 1303, 1307 u. a. Ich beschränke mich darauf, an einigen wenigen Stellen den Nachweis zu versuchen, inwiefern eine Aufführung auf dem Theater, Handlung und künstlerischer Vortrag, dazu beitragen kann, dass wir eine so tief sinnige Dichtung wie den König Ödipus richtig beurtheilen und in vollem Masse würdigen.

Der 1. Auftritt, in welchem dies bemerklich wird, ist jenes bedeutungsvolle Zwiegespräch zwischen Ödipus und Teiresias v. 300—462. Der König, noch völlig ahnungslos, dringt darauf, dass der fluchbeladene Mörder des Laios genannt werde, der Seher dagegen, das schwere Verhängniss im Geiste durchschauend, verweigert anfangs die Enthüllung dessen, was er weiss. Bald aber dazu gedrängt, verkündet er dem Ödipus mit klaren Worten v. 353 „Du bist der unheilvolle Schänder dieses Landes“ und gleich darauf: „der Mörder, den Du suchst, der bist Du selbst“. Das grosse, inhaltsschwere Wort fasst Ödipus nicht auf in seiner wahren Bedeutung, er hält es nicht für eine Offenbarung des Schicksals, sondern für böswillige Erfindung und sträfliche Verleumdung. Und erst vor wenigen Augenblicken hat er denselben Teiresias mit unbedingtem Vertrauen zu seiner Seherkunst empfangen; v. 300 „Du der in alles spähend dringt, Teiresias, in Klares, Dunkles, was in Erd' und Himmel ist.“

In der That das Benehmen des Königs erscheint auffallend, seine Verblendung und Verstocktheit gegen die Seherworte allzu stark aufgetragen. Das ist wohl der einzige Grund, wesshalb für jene Aufführung v. 354—361 gestrichen wurden. Dadurch werden die verhängnissvollen Worte wenigstens nur einmal ausgesprochen und von Ödipus nur einmal missverstanden. Allein wozu eine Abänderung? Sophokles wusste, wie seine Worte auf dem Theater wirkungsvoll sein werden und was er dem Schauspieler zutrauen konnte. Dieser hat dafür zu sorgen, dass er, was hier beim ruhigen Lesen des Dramas auffallend erscheint, durch seine Deklamation und Bewegung innerlich zu begründen und glaubhaft zu machen hat. Die erregbare Natur des Ödipus ist in dieser Scene aufs äusserste gereizt durch die Weigerung des Sehers, zumal Teiresias hiebei nicht dieselbe Ruhe bewahrt, wie z. B. in der Antigone. Und wenn nun dieser lebhafte Affekt des Königs uns sinnlich nahe gerückt

wird durch die lebhaften, stürmischen Bewegungen durch rasches, heftiges Sprechen, wenn Ödipus voll Ärger und Wuth unruhig auf der Bühne hin- und herschreitet und dem Teiresias den Rücken wendend jene kurzen Worte nur mit halbem Ohr mitanhört, — da wird es erklärlich, dass Ödipus die erste Verkündigung seines Unheils man kann sagen überhört oder wenigstens in blindem Zorn von sich weist als eine Lüge. Er beurtheilt eben in seiner Aufregung den Teiresias nach sich selbst und hält die Verkündigung des Sehers für einen Ausbruch der augenblicklichen Gereiztheit.

Und was ist dadurch erreicht für den Gang des Dramas? Die Katastrophe wird angedeutet und doch hinausgerückt, damit die Enthüllung allmählich, Schritt für Schritt vor sich gehe, indem Ödipus die Wahrheit zuerst zornig von sich stösst, dann von banger Ahnung ergriffen wird, allmählich zur peinlichen Wahrscheinlichkeit und endlich zur unleugbaren Gewissheit fortschreitet. Demnach ist die veränderte Haltung des Ödipus am Schluss des Gespräches mit Teiresias zu erklären, anders als z. B. Wolff in seinem Commentar angibt. Teiresias wiederholt zum drittenmal v. 431 die Anklage gegen Ödipus nachdrücklicher und ausführlicher als vorher. Damit schliesst der Akt und Ödipus verlässt die Bühne, wie Wolff (1870) angibt „offenbar mit stolzer Verachtung; denn er erwidert nichts“. Und doch war Ödipus vor kurzem nur allzu rasch und leicht bei der Hand mit Erwiderungen. Nein, es ist eine Veränderung eingetreten, Ödipus ist nachdenklich geworden dadurch, dass Teiresias v. 436 seine Eltern nennt: „So bin ich denn, wie Dich bedünkt, ein Narr. — Den Eltern, die Dich zeugten, schien ich weise.“ Darauf ruft Ödipus betroffen: „Wie? was für Eltern? Bleib! — Wer zeugte mich?“

Von jetzt an ist der König von einer dunklen Ahnung befangen, jetzt gehen ihm die gewichtigen Schlussworte des Sehers zu Herzen und — wie es der Schauspieler ausdrückt — er schreitet langsam in den Palast, nachdenklich, mit gesenktem Haupt und tief in seinen Mantel gehüllt. Die Bühnenaufführung zwingt zu einer Entscheidung darüber, welchen Eindruck jene Schlussworte auf Ödipus machen, und ich halte diese Auffassung für die richtige, auch wenn Ödipus im folgenden Akt noch einmal versucht, die peinliche Enthüllung von sich abzuwenden, indem er den Gedanken an böswillige Erfindung wieder aufnimmt.

In der eben besprochenen Scene hat der mündliche Vortrag des Schauspielers und die Aktion dazu beigetragen, des Königs innerliche Erregtheit, welche seine Worte motivirt, hervorzuheben. An einer weiteren Stelle v. 1182 ff., wo die Katastrophe bereits mit aller Wucht hereingebrochen ist und Ödipus sein ganzes Elend vor sich sieht, da wirkt der Schauspieler dadurch, dass er die ergreifende Wirkung der Worte durch künstlerische Deklamation steigert und das Mitleid an dem tragischen Schicksal des Ödipus erhöht. Mit einer Stimme, die durch Mark und Bein geht, spricht er die Worte: Nun liegt er da — entsetzlich klar — der Spruch! Licht lebe wohl! O dreifach grässlich Los! Und noch mehr gewinnt der folgende Auftritt durch die Aufführung. Ich meine das Erscheinen des Ödipus im 5. Akt, nachdem er in Verzweiflung über sein Schicksal mit eigener Hand seine Augen ausgestochen hat. Ich werde nicht der einzige sein, dem jene oft wiederkehrenden Klagen zu viel waren beim Lesen des Stückes. Mir ist erinnerlich, dass ich über diese Scene ganz absprechende Urtheile gelesen habe, als ob dieses Wehklagen geradezu abgeschmackt und unerträglich sei. Bei der Aufführung verstand es der Schauspieler, jene mehrfach wiederholten Klagelaute so vorzutragen, dass der seelische Schmerz in allen Abstufungen der Empfindung erschütternd zum Ausdruck kommt. Bald ein schwerer Seufzer des gepressten Herzens, bald ein jäher Aufschrei der Verzweiflung, bald ein dumpf verhallender Laut der Resignation und Erschöpfung. Interjektionen wie *ιὼ ιὼ*, *φῆῦ φῆῦ*, *αἰῖ* sind eben blosser Laute und keine Worte, um so mehr muss der Künstler durch die Art seines Vortrages zu einer befriedigenden Wirkung beitragen, hier wie an ähnlichen Stellen auch in andern Dramen, ich erinnere nur an Philoktet. Wenn ein Meister der Schauspielkunst solche Stellen durch seine geübten Stimmittel interpretirt, dann verschwindet der Vorwurf, der Dichter habe dieselben Worte, inhaltslose Klagelaute allzu oft wiederholt. Noch ein anderer Punkt wird durch die Aufführung ins rechte Licht gesetzt. Es schien mir früher beim Lesen etwas widernatürlich, dass König Ödipus unmittelbar, nachdem er sich schwere Verwundungen beigebracht hat, auf der Bühne erscheint und lange Reden vorträgt, wie v. 1369—1428. Dieses Bedenken wurde gelöst durch die Kunst des Schauspielers, durch die Art, wie er vortrat aus dem Königspalast, geisterhaft wie ein Gespenst, den weissen Mantel weit

vorhaltend, das furchtbar entstellte Gesicht lange verhüllend, durch die Art, wie er redete ähnlich einem Sterbenden mit schwacher, gepresster Stimme, welche aber die innere Erregtheit, den mächtigen Drang des Herzens durchfühlen lässt, der es begreiflich macht und gleichsam das Recht gibt, dass der Schmerz in lange Reden sich ergiesst.

Eine dritte Scene möchte ich noch berühren, welche ebenfalls durch die Darstellung auf der Bühne an Bedeutung gewinnt. Es ist das Auftreten der beiden Töchter des Ödipus nach v. 1470. Diese beiden scheinen mir, auch ohne ein Wort zu sprechen, ein für den Gedankengang der Tragödie sehr bedeutsames Moment zu vertreten, welches vielfach übersehen wird, da es erst durch die Handlung auf dem Theater jedem wahrnehmbar wird. Die unbefangene, kindliche Liebe, welche die zwei Schwestern schweigend damit ausdrücken, dass sie ihren Vater umarmen, bildet den beruhigenden wohlthuenden Abschluss, welcher nach der ganzen Anlage des Stückes von Wichtigkeit ist, wie ich glaube. Nicht ein Ende mit Schrecken kann dem Helden beschieden sein, Ödipus ist kein Bösewicht, der schlechte Thaten mit seinem Tod sühnen musste sondern vom Schicksal verfolgt ringt er wie ein Held und erliegt in keinem unrühmlichen Kampf gegen sein Verhängniss.

Das Bild, welches anfangs der Dichter von Ödipus entwirft, ist durchaus ein günstiges, da ist keine Spur von Mangel oder Schuld. Er ist ein Herrscher voll Würde und Tüchtigkeit, wohl verdient um sein Volk, das er einst durch seine überlegene Einsicht befreite aus der Noth, welche die Sphinx gebracht hatte. Zu ihm wendet sich jetzt alles Volk, Jung und Alt, mit unbedingtem Vertrauen und fest überzeugt, dass ihr König zu helfen im Stande sei. Huldvoll tritt der Fürst in eigener Person zu den Seinigen und gibt ihnen sein königliches Wort, er werde sorgen für die Stadt wie für sein eigen Haus. Und bereits hat er aus eigenem Antrieb ausgeführt, was Hilfe bringen kann, er hat einen Boten zum Orakel nach Delphi gesendet. Mit einem Wort, Ödipus ist ein vollendeter König, ein besorgter Vater seines Volkes, ausgezeichnet durch Verstand, Wohlwollen und Glück.

Seine Fehler sind nicht grösser als bei andern Sterblichen. Und wenn er auch den menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften unterworfen ist, — allzu sicher in der Meinung, er sei

berufen zur Rettung der Stadt, herrisch dem alten Teiresias gegenüber, aufbrausend und argwöhnisch, für die Weissagungen kurz-sichtig und ungläubig, zugänglich für die einschläfernden Worte des Leichtsinns — wenn Ödipus auch kein Muster von Tugendhaftigkeit ist, so ist es doch keineswegs seine Schuld, die ihn zu Fall bringt, sondern nach antiker Anschauung das Schicksal. Mit diesem nimmt er den gewaltigen Kampf auf, er sucht ihm zu entinnen mit Aufbietung aller menschlichen Klugheit, er sträubt sich und wehrt sich gegen die allmählich immer klarer werdenden Enthüllungen, er lehnt sich gewaltsam auf, sucht sich loszuwinden aus dem furchtbaren Netz der unheilvollen Nachrichten, aber vergebens. Den unerbittlichen That-sachen muss er weichen. Ödipus hält sich bis zuletzt und als schon die schlimmsten Ahnungen ihn erfüllen und er von allen Seiten gewarnt ist, steht er nicht ab, sondern entschlossen zum Äussersten dringt er auf Enthüllung der Wahrheit, die ihn ver-nichtet.

Ödipus erkennt, dass all sein Ringen umsonst war, weil der Fluch auf ihm lastete von Kindheit an, er ist jäh herabgestürzt von stolzer Höhe, seine Plane und Hoffnungen, seine Ehre und Macht, Thron und Heimat sind verloren, die Liebe der Gattin und das Licht der eigenen Augen ist dahin. — Das kann nicht das letzte sein, was wir erfahren von dem Schicksal eines Mannes, dessen schlimmster Fehler war, dass er sich nicht beugen konnte. Die Furcht des Zuschauers, welche ihn bei seinem titanischen Ringen mit dem Schicksal begleitet, hat sich zum Mitleid gewendet und unser Gefühl verlangt für den geschlagenen und verlassenen Mann einen Trost im Unglück, das auch den Unschuldigen treffen kann. Wer ist dazu besser geeignet als jene beiden Mädchen, welche bei den peinlichen Enthüllungen nicht zugegen waren. Sie sind dazu bestimmt, diesen Trost zu gewähren durch ihre unbefangene Liebe. Während die andern dem fluchbeladenen, gebrandmarkten Mann scheu aus dem Weg gehen, eilen die beiden Töchter unverzagt auf ihn zu und fallen ihm um den Hals. Ein ergreifendes Bild der unwandelbaren Liebe, die nicht irre gemacht wird durch die Schläge des Schicksals, die nicht aufhört mit dem irdischen Glück der Menschen.

Ich schliesse meine Mittheilungen mit dem Wunsch, dass dieselben in ihrer Weise etwas dazu beitragen möchten, zu bezeugen,

welchen unerschöpflichen Reichthum von Gedanken die griechischen Dramen enthalten und wie sie bei jeder Art der Betrachtung immer wieder neue Anziehungspunkte bieten. Ist nicht das allein schon ein grossartiges Zeugniß für den unvergänglichen Werth jener Dichtungen, dass eine Aufführung derselben heute noch auch auf das grosse Publikum eine fesselnde und zündende Wirkung ausübt? — An manchen Gymnasien von Norddeutschland werden bisweilen griech. Tragödien durch Schüler zur Aufführung gebracht und ich habe recht günstige Berichte gehört über den Eifer der Jugend und über den bleibenden Eindruck auf sie und die Zuhörer. Wenn auch derartige Versuche bei uns auf Bedenken und Schwierigkeiten stossen, jedenfalls ist die Lektüre und das Studium eines Sophokles eine der schönsten Zierden unserer humanistischen Lehranstalten. Möge ihnen dies als ein unveräusserliches Gut, ungeschmälert durch die Anforderungen der modernen realistischen Richtung, auch künftig in vollem Umfang erhalten bleiben!

Geislingen.

Geib.

LIV. Göthe's Faust-Dichtungen

von

O. Umfrid.

Zum zweiten Theil der Tragödie.

Erster Akt.

Szene 1.

Morgendämmerung.

Der zweite Theil der Tragödie behandelt die objektive Seite der deutsch-menschlichen Aufgabe, der Erziehung des deutschen Geistes zu dem sittlich-religiösen Bewusstsein, kraft dessen durch ihn die Versöhnung des Menschen mit sich selbst und seinem Dasein erreicht werden soll. Schon hieraus ergibt sich, dass das subjektive Schuldbewusstsein Fausts, dass die poetische Fabel des ersten Theils, an die sich dieses Schuldbewusstsein knüpft, hier im zweiten Theil, wo nicht wegfällt, so doch in ganz anderer Weise zur Verwendung kommen muss, wie uns diess der Schluss des

Ganzen klarstellen wird. Die Voraussetzung, von der dieser zweite Theil ausgeht, ist also nur im Allgemeinen die Unruhe, die Ermüdung unseres Geistes, zu Folge einer Verschuldung, die zwar „die glühend bitteren Pfeile des Vorwurfs“ uns in's Herz drückte, aber auf dem Standpunkt einer Anschauung, welche nunmehr nur noch das Gesamtbefinden des Volksgeistes im Auge hat, nicht das ein Einzelsubjekt vernichtende Entsetzen in sich tragen kann, wie es am Schluss des ersten Theils mit allen Schrecken der Hölle auf die Seele Fausts einstürmte. Dem auch von unserem Volke „erlebten Graus“ werden wir in der ersten Szene des fünften Akts wieder begegnen. Der Volksgeist aber, mit dessen objektiver Entwicklung wir es nun zu thun haben, stellt sich auch aus den schwersten Verirrungen, vermöge der ihm innewohnenden Lebenskraft, wieder her, und diese Herstellung also wird uns in der allegorischen Form, welche durchaus die des zweiten Theils ist, und zwar in dieser ersten Szene durch die Versinnlichung jener natürlichen Lebenskraft, als eines sich durch den Schlaf stärkenden, zu neuer Lebensfrische erwachenden Menschen, in dem Schlaf- und Weckgesange der Elfen kundgegeben. Das Getöse, mit dem der neue Tag anbricht, weist auf den Kriegslärm, auf den Trompeten- und Posaunen-Schall hin, unter dem uns die Friedenssonne aufgieng. Es gehört diess zur Zeitbestimmung der Tragödie und deutet zugleich den Mangel ruhiger, stiller Fassung jener Zeit an.

Übrigens bereitet uns der Dichter in dem Monologen Fausts auf den leitenden Gedanken der Allegorieendichtung vor. Den Zweck des Lebens zu erreichen, ist auch hier die ungestillte Sehnsucht unsres Wesens. Dem im Sonnenaufgange vorgestellten gegenwärtigen Wahrheitsstrahl gegenüber unserer Unmacht überführt, sehen wir uns auf den in dem Wassersturz und seinem Irisbogen versinnlichten Abglanz der Wahrheit in den wechselnden Erscheinungen des Lebens angewiesen. Die Ergänzung dieses Gedankens theilt uns der Dichter selber in den Betrachtungen und Aphorismen über Naturwissenschaft (IV, 72—74) mit, wo er, gleich Faust, sich wie ein Wanderer vorkommt, der in der Morgendämmerung gegen Osten gieng, die heranwachsende Helle mit Freuden aber ungeduldig anschaute und die Ankunft des entscheidenden Lichts mit Sehnsucht erwartete, aber doch bei dem Hervortreten desselben die Augen wegwenden musste, welche den so sehr gewünschten und

gehofften Glanz nicht ertragen konnten, dann aber beifügt, dass er sich doch des grossen Geheimnisses versichert habe, dass nichts entspringt, als was schon angekündigt ist, und dass die Ankündigung erst durch das Angekündigte klar wird, wie die Weissagung durch die Erfüllung, sowie dass er selbst, von der Nacht in die Dämmerung, von da in die Hellung unverwandt fortschreitend, es erlebe, dass das reinste Licht, jeder Erkenntniss und Einsicht förderlich, mit Macht hervortrete, ihn blendend belebe und, indem es seine folgerechten Wünsche erfülle, sein sehnstüchtiges Bestreben vollkommen rechtfertige. Die hierin zu findende Ergänzung des Gedankens, dass wir am farbigen Abglanz der Wahrheit das Leben haben, wird also so aufzufassen sein, dass sich unser Streben zwar in diesem Abglanz der Hoffnung einer künftigen Erkenntniss, einer künftigen Seligkeit zu versichern, nicht aber in ihm das Ziel anzuschauen habe, sondern, wie wir uns dessen aus dem ersten Theil der Tragödie überzeugten, den Glauben festhalten müsse, dass das Unerforschliche erforschlich und dass das Ewige uns Sterblichen erreichbar sei, dass die Weissagung ihrer Erfüllung entgegengehe.

Szene 2.

Thronsal.

Verkehrte Welt, die hier gespielt wird, von einem gescheidten Narren, in dessen Maske also Mephistopheles seine Rolle wieder aufnimmt, bedient, diess stellt uns die zweite Szene klar. Einer eingehenderen Behandlung bedarf das alles nicht, zumal Mephisto mit seinem Atout alles sagt. — Dass mit all der behaglichen Breite der Szene lediglich die Papiergeld-Fabrikation vorbereitet wird, ist ja jedem, der den zweiten Theil nur Einmal gelesen hat, bekannt.

Zur Verwendung für das Folgende bitten wir nur die Mahnung des Astrologen wohl zu beherzigen: „Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben.“

Szene 3.

Mummenschanz.

Die von Italien her uns zugewandte Kultur nach ihrer der Üppigkeit und Narrethei dienenden Seite, wie sie vom Herold als

die vom Kaiser aus seinen Römerzügen mit der Kaiserkrone zurückgebrachte Narrenkappe angekündigt wird, macht sich überbreit in dieser Szene. Die Pritschenschläge, die der Dichter zwischen-drein rechts und links dem seine Reize — „Knospen, Blätter, Blume, Frucht“, also alles was begehrt wird, feilbietenden weiblichen und dem die deutschen Nationallaster, Grobheit, Tagdieberei, Servilismus und Trunksucht zur Schau tragenden männlichen Geschlechte austheilt *), werden uns nicht aufhalten müssen, wir eilen zu der die Bedeutung der ganzen Szene in sich schliessenden Vorstellung des Knaben Lenkers und seines Gebieters Plutus, um sofort die Auflösung des Räthselns zu geben: sie bedeuten den Wunderglauben. Zum Beleg wird Folgendes dienen:

Einmal ist es nur der Wunderglaube, der nach Göthes und anderer nüchterner Menschen Ansicht von der planlosen Papiergeld-Fabrikation etwas anderes als Vermehrung des Elends hoffen kann, und eben um diesen Frevel an der gesunden Vernunft handelt es sich ja in dieser Szene.

Dann wird die Auslegung aller einzelnen Merkzeichen, die uns der Dichter gibt, unsre Auflösung bestätigen.

Dem Aufzug des Räthselgebildes voran geht der den Sieg der „Klugheit“ verherrlichende Triumphzug über die grössten „Menschenfeinde“, Furcht und Hoffnung, die doch da, wo sie am rechten Platze sind, vielmehr die grössten Wohlthäterinnen des Menschengeschlechts sind und nur in unsrer verkehrten Welt zu Karrikaturen entstellt, als welche sie sich geben, nicht von der Weisheit, die hier laut dem Schlusse der zweiten Szene nicht zu finden ist, in Dienst genommen, sondern von der Weltklugheit unter den Flügeln der Göttin Victoria an den Triumphwagen gekettet sind. Desto ungehinderter treibt die Schmähsucht und ihr Gezücht den offenen und, wenn sie vom Stabe des Gesetzes getroffen niedergeschlagen ist, den geheimen Unfug und wird so das „verworrene, schäckige, wilde und fratzenhafte Gebild“ einer Gesellschaft, die für den Glauben des Guten und Schönen verloren ist, fertig, um dem Wunderglauben die Bahn zu öffnen.

*) Unter ihnen heben wir nur den Hieb auf die Nacht- und Grabdichter hervor und bitten damit unter den Maximen und Reflexionen Nr. 58 des VII. Buchs zu vergleichen.

Angekündigt, wie wir oben zur zweiten Szene andeuteten, vom Astrologen:

„Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben!“

erscheint also auf vierspännigem Wagen mit allem Prunk und aller Pracht der Wunderglaube 1) als Plutus, der wunderthätige Gott des Reichthums, und 2) als Knabe Lenker, der dichtende, seine Gaben verschwenderisch austheilende, in der Verschwendung sich vollendende Glaube, erzeugt vom Wunder: denn immer muss doch erst das Wunder da sein, ehe man d'ran glaubt. Er gibt das beste zu jedem Wunderschmaus: das beste bleibt ja immer, dass man d'ran glaubt. Was wäre das Wunder ohne ihn? Er gibt ihm, was ihm fehlt. Und alle Schätze gehen durch seine Hand, köstlichstes Geschmeide, man darf's nur glauben, so hat man's, und Flämmchen . . . Ihm ist die Windsbräut des Viergespanns, der fabelhaften Drachenthier, anvertraut; getreueren Diener hat das Wunder nicht, er ist gehorsam jedem Wink und Willen des Gebieters, er erstreitet ihm den Sieg und alle Siegesehren, ist Geist von seinem Geiste, ist reicher als das Wunder selber. Die Glaubensflämmchen hüpfen vom einen zu dem andern, unset, flüchtig, dem einen enteilt das Phänomen, dem andern bleibt es angehängt, kürzer, schwächer — länger, stärker, oft freilich nur gar zu schnell erloschen und ausgebrannt.

Wenn er so nicht sonderlich solid erscheint, und der Herold den Verdacht, dass er, der halbwüchsige Knabe, den (des Glaubens an ihre Liebenswürdigkeit so sehr bedürftigen) Frauen gerade recht komme, sie ihn gerne ausgewachsen sähen, den künftigen Sponsor und geborenen Verführer, nicht unterdrücken kann, so macht dagegen das Wunder einen desto königlicheren Eindruck, erscheint so würdig, so ganz als der bereite Wohlthäter, so handgreiflich echt, wie der Vollmond so gesund und frisch und roth, ein Herrscher voll Anstand und Behagen, der vom Kaiser ersehnte Gott, der uns das Höchste — Reichthum verleiht.

Doch lassen beide auch getrennt, zu Zeiten, sich finden. Die Günstlinge des Wunders haben genug; den Gläubigen lässt ihr Glaube keine Ruhe; für sich allein schafft er sich Welten, am liebsten jene Welt des Schönen, Guten, für die hier, unter uns, kein Raum ist, die sich nur in der Einsamkeit aufbauen kann. Aber auch so noch bleiben Glaube und Wunder, selbst getrennt,

einander hold; der Wundersegen begleitet den Glauben und seine ihn offenbarenden Thaten.

Das Wunder, wie es der Herold schliesslich selbst nennt, enthüllt sich nun. Der Gesetzesstab selbst muss diessmal die Wünschelruth vorstellen, welche die Schlösser öffnet. Aber ein verzehrend Feuer erscheint es, das alle goldene Herrlichkeit zu verschlingen, sie wohlfeil, unwerth zu machen droht; die Menge drängt heran, theils das flüssig gewordene Gold aufzuraffen, theils sich statt der entwertheten soliden Ware in den Besitz des Mirakels zu setzen, und strenge Gesetzescautelen müssen eine Ordnung herstellen, deren Bestand, freilich in undefinirbarer Weise, garantirt wird. Gleichwohl ist der Erfolg vollständig, und der Geiz selber möchte sich in dem Überfluss etwas zu gut thun mit all dem Gold, das so zu sagen umsonst (um ein Blatt Papier) zu haben ist, das uns nichts kostet, das in den Händen des all unsern Verkehr beherrschenden Geizes und der schlechten Begierde, zu schlechtem Metall, zu einem unwerthen, aller edleren Gestaltung unfähigen Stoffe herabgewürdigt ist.

Dass aber nach wie vor die Noth, mächtiger als alles Gesetz, über den neuen Reichthum gebietet, hätten wir endlich aus dem Schlusse der Szene zu lernen, aus dem von Göthe der Protokollirung gewürdigten „Flammengaukelspiel“, so wenig es auch den Wahn, der in der Weise des (durch die Gestalten der Faunen, Gnomen u. s. w. versinnlichten) Aberglaubens „unwiderstehlich anschreitet“, den grossen „Pan“, dem dabei sein Mummenschanz-Bart verbrennt, die Welt, diesen „einzig grossen Thoren“, zur Vernunft bekehren kann.

Szene 4.

Im Lustgarten.

Statt einer Ernüchterung, welche das „Flammengaukelspiel“ und das Spritzbad, mit dem es gelöscht wurde, zu bewirken sich unmächtig erweisen, ist es der haarsträubende Dünkel, der sich der Phantasie unseres grossen Pans bemächtigt hat, und der ihn jeglicher Besinnung auf die von der „widerlichst missfallenden Tageswelt“ ihm aufgedrängte Tagesaufgabe beraubt, ihn dagegen „tief zu schauen, zum Grenzenlosen grenzenlos Vertrauen zu fassen

würdigt.“ Zu erklären ist sonst kein Wort in der ganzen Szene, die uns handgreiflich des „Narren Witz“ zum besten gibt.

Wenn nun also schon hier klar und überklar ist, dass eine solche Gesellschaft, wie die unsrige, unaufhaltsam dem Untergange, dem wir denn auch im vierten Akt begegnen, zutreibt, wenn klar ist, dass es dieser Gesellschaft an der religiös sittlichen, wie an der materiellen Grundlage fehlt, und sie lediglich darauf bedacht ist, sich der letzteren in einer rein vernunftwidrigen Weise zu bemächtigen, so wird nun, nachdem die Folgen hievon reif geworden sein werden, die That, zu der indessen der Geist durch das klassische Bildungselement sich vorbereitet hat, eben jene materielle Grundlage zu gewinnen haben, und diess wird die im Folgenden zu behandelnde Aufgabe sein, die uns ja auch in Wirklichkeit noch heute beschäftigt.

Und worin diese materielle Grundlage bestehen müsse, hat auch hier — und zwar der Narr bereits ausgeplaudert:

„Heut Abend wieg' ich mich im Grundbesitz.“

Szene 5.

Finstere Gallerie.

Hier nun erst erhebt sich die Satyre zu dem Boden, auf dem wir den ersten Theil der Aufgabe, wie wir sie zu Sz. 4 bezeichneten, vor uns sehen. Es handelt sich vor allem um die Einleitung jenes geistigen aber idealistisch verkehrten Ringens, durch die Ergänzung des deutschen Wesens mit der klassischen Kultur dem Ziele einer Versöhnung des Geistes mit sich und seiner Welt näher zu kommen.

Dazu bedürfen wir also der „Mütter“, der akademischen Mütter, unsrer Universitäten, almae matres, denen wir all unsre klassische Bildung und — Verkehrtheit verdanken, der Göttinnen, deren von Göthe so unbarmherzig durchgehechelte Unsterblichkeit in „Öd' und Einsamkeit“, in „ewig leerer Ferne“ vom Leben, vom Dasein, in der Gedanken „losgebundenen Räumen“, in des Vergangenen „wolkenartigem Getreibe“ thront, in der „Gestaltung, Umgestaltung, Unterhaltung des ewigen Sinnes“ ihr schemenhaftes Wesen hat und den „Weihrauchsnebel“ ihres pythischen „Dreifusses“ „in Götter wandelt“. Es ist ein und derselbe Grund, der so lange

das Verständniß dieser Allegorie, wie das der akademischen Bestie des ersten Theils verhinderte, der uns den „Schauer“, den „Schlag“ nicht fühlen liess, welcher uns beim Andenken an alle die akademische Unnatur und Zweckwidrigkeit treffen sollte, — den Schauer und den Schlag, wie ihn der Satyriker unter einer Erschütterung so ganz anderer Art, wie Faust sie äussert, meint und verstanden wissen will.

Und fragen wir noch, wie wir uns jene Versöhnung zu denken haben, so ergibt sich zunächst aus der so eben in unserer akademischen Bildung blossgelegten Abkehrung vom Leben der auf unserer Seite liegende Mangel an Erkenntniß dafür, dass eben die höhere religiös ideale Anschauung, statt in jener das eigene gesetzliche Wesen der menschlichen Bestimmung verkennenden Abkehrung zu beharren, vielmehr die Gegenwart unseres Lebens zu durchdringen und insofern an der klassischen Bildungsstufe allerdings ein Vorbild hat, dann aber, dass es sich nicht, wie in der letzteren, bloss um das sittlich, aber nur subjektiv schön und frei geformte Dasein handelt, sondern dass die sittlich religiöse, von diesem Dasein geschiedene Macht selbst der Zweck ist, welcher sich in der Einigung mit diesem Dasein verwirklichen muss. Während in der klassischen Bildung immer nur das natürliche Dasein der Zweck des geistig sittlichen Strebens blieb, die Schönheit und Würde der Erscheinung noch nicht der Ausdruck des von aller Natur und Erscheinung geschiedenen und unendlichen, sondern nur des subjektiv und national sittlichen Bewusstseins war, hat die Zukunft das Leben zu einem Tempel der Ewigkeit zu gestalten, es für einen objektiv gesetzlichen Zweck zu vollenden, der aller natürlichen Schönheit und Würde erst die Weihe seligen Friedens geben kann.

Was endlich Faust aus seiner Fahrt zur klassischen Walpurgisnacht nach Hause bringen wird, muss sich ja, wenn wir uns auch vorerst in der letzteren noch nicht ganz zu orientiren wissen, aus den Ergebnissen, welchen wir näher treten werden, klar stellen lassen.

Szene 6.

In den Vorsälen.

Hier bedarf wohl kein Wort der Erklärung. Es wird uns,

sobald wir uns bequem haben, den Fusstritten des Satyrikers den Theil hinzubieten, den er treffen will, den eigenen Leib, alles so trefflich applicirt, dass wir in der That „die Heilung mitnehmen“ könnten.

Szene 7.

Rittersal.

Einem Anstoss, den wir etwa darin finden wollten, dass Faust, der alte Universitätsbursche, dem die Ehrfurcht vor den „Müttern“ schon längst so ganz und gar abhanden gekommen ist, sie hier in aller Grossartigkeit apostrophirt, ist schon von Anfang an damit begegnet, dass wir es in diesem zweiten Theil nicht mehr mit dem Subjekt des ersten zu thun haben, und dass dieser zweite Theil sich in rein allegorischer Form bewegt, also Faust selbst eine allegorische Figur ist, die dem Dichter eben nur als dieses Sinnbild unserer geistigen Lebensentwicklung zum Ernste wie zum Scherze dient.

Die ätzende Lauge, die der Dichter auch hier wieder, in dieser Apostrophe, über die „Mütter“ ausgiesst, wird doch jetzt ohne weitere Beihilfe verständlich sein.

Die „Vision“ Helenas ist vorläufig nur Vision (selbstgemachte: „machst du's doch selbst, das Fratzengeisterspiel!“) und kann daher alles Folgende nicht überflüssig machen. Sie bedeutet nur die noch ganz ungestillte Sehnsucht eines mit seinem Dasein entzweiten, zum Abbruche mit ihm, wie solcher in der Explosion versinnbildlicht wird, gedrängten Geistes. Nichts weniger als identisch ist sie, wie ja der Dichter seinen Beschwörer selbst sagen lässt, mit jenem Zauberspiegelbild der Hexenküche. Dort sah Faust nur das nackte, nun aber sieht er das schöne Weib, die geistig veredelte Natur, die sittliche Schönheit, freilich auch hier nicht die von des Himmels Seligkeit durchstrahlte — erst in der Mater gloriosa zur Anschauung kommende — Schönheit, aber doch das Ideal des schon von der blossen Natur geschiedenen, also sittlichen, in der Schönheit das höchste Gut anschauenden Geistes.

Zweiter Akt.

Szene 1 und 2.

Fausts Zimmer und Wagners Laboratorium.

Der Baccalaureus wird keiner Erklärung bedürfen. Was den Homunkulus betrifft, so lesen wir, dass er eine mit des Teufels Hilfe fertig gewordene akademische Hirngeburt sei, die uns zur klassischen Walpurgisnacht vorleuchten werde, und freuen uns also dort seine nähere Bekanntschaft zu machen, da uns in gegenwärtiger Szene das hermaphroditische Räthsel nur eben angekündigt, noch nicht aber zur Lösung aufgegeben wird, bemerken aber sofort, dass

Szene 3

die klassische Walpurgisnacht

von Göthe mit aller Absicht den Herrn vom Fache, den Akademikern also, zugeeignet und mit so unendlicher Gelehrsamkeit ausgestattet ist, dass es für jeden andern eine vollendete Anmassung wäre, Berufenen vorzugreifen. Sie werden nun, nachdem wir ihnen den Leitfaden für das Labyrinth in die Hand gegeben haben, die Lösung des Räthsels uns nicht mehr länger vorenthalten, nicht nur das Wort der Lösung, das wir schon jetzt kennen, sondern den eingehenden Nachweis der Lösung liefern, wie wir ihn unsererseits oben zu Szene 3 des ersten Akts geliefert haben.

Dritter Akt.

Szene 1.

Vor dem Palast des Menelas.

Um nun in diesem ganzen Akt irgend eine Spur von sittlichem Gehalt zu entdecken, mussten wir bisher zu dem bekanntlich auf Byron deutenden Chorgesang vordringen. Alles andere vermeidet — unverkennbar schien es uns — über die leere Formschönheit auch nur mit einer Ahnung hinauszugreifen. Und damit würde ja der klassischen Schönheit überhaupt aller sittliche Werth abgesprochen sein. Dieser dem Dichter unmögliche Gedanke bedarf also der Widerlegung, zu deren Zweck wir uns jedoch auf einen einzigen Nachweis beschränken können. Denn schon mit der Ein-

führung Helenas nimmt der Dichter seinen sittlichen Standpunkt durch die Blossstellung des Unternehmens der famosen Schönheit, den Vorwurf der Untreue abzulehnen, er will uns damit die Inkongruenz des antiken Bewusstseins, welches das Natürliche, wo es nicht unmittelbar dem Sittlichen dient, nur eben zu beschönigen fähig ist, mit dem unbedingt sittlichen Gesetze aufweisen. Auch die Ahnung der strafenden Gerechtigkeit wird von der Würde beherrscht, die von der blossen natürlichen Furcht hinweg sich zu den Göttern wendet, in deren Hand die Entscheidung liegt, es wird so freilich nicht die Höhe des unbedingt sittlichen selbstlos freien Gehorsams erreicht, aber dem Zwecke eines schönen freien Daseins, Lebens und Sterbens genügt, die über die blossen Natur erhobene, subjektiv sittliche Eigenkraft, die *σωφροσύνη*, die auch dem Tod gegenüber gefasste Tugend bethätigt, — und ist somit unsere zu Szene 5 des ersten Akts mitgetheilte Auffassung bestätigt. Vergleichen wir Margaretens Ergebung in das Gericht Gottes mit der Fassung Helenas, so wird uns das volle Licht über den Unterschied der antiken und der christlichen Freiheit aufgehen; ganz ebenso sehen wir in Göthes Iphigenie den Sieg der höheren Menschlichkeit (freilich anachronistisch) durch die selbstlose Wahrheit gefeiert, lernen wir die Tendenz des Dichters ehren, das antike Bewusstsein, das für den subjektiv sittlichen, nationalen Zweck sich zu opfern fähig ist (cf. die Iphigenie des Euripides) zum unbedingten Gehorsam zu ergänzen. — Leicht wird nun die Übereinstimmung alles Übrigen in dieser Szene, insbesondere der Katechisation Helenas durch Phorkyas, erkannt werden und ein detaillirter Nachweis überflüssig sein.

Zur Erklärung der nächsten, schon hier vorbereiteten Szene genügt die Hinweisung auf den vom Dichter zum Übergang von der Heroen- unmittelbar in unsre Zeit benützten, noch heute nachzitternden Philhellenenschwindel, den er kurzweg mit der Eroberung der von dem seeräuberischen Menelas unbewachten Peloponnes durch unsere thatendurstige Jugend zum Abschlusse bringt.

Szene 2.

Im Burghof.

Nach dem Vorangeschickten verstehen wir nun leicht die weitere Darlegung des von der Anschauung der antiken Welt aus

in uns angeregten Thaten- und Lebensdrangs, in welchem wir „mit angehaltenem stillem Wüthen, das uns gewiss den Sieg verschafft, wir Nordens jugendliche Blüten sammt Ostens blumenreicher Kraft, in Stahl gehüllt, vom Strahl unwittert etc.“, alles natürlich in Gedanken, „Reich um Reich zerbrachen,“ „die Erde erschütterten,“ dass es nur so donnerte, und uns alsdann, abermals in Gedanken, in Arkadien zur Ruhe niederliessen, sinnliches Genüge in subjektiv freier und schöner Form erträumten.

Szene 3.

Arkadien.

Einer Erklärung bedarf hier der von Göthe seinem Freund und Verehrer Byron gewidmete, dem Chor unterlegte Trauergesang insofern, als hier allerdings der Satyriker aus der Rolle fällt und in aufrichtiger Wehmuth, übrigens bewusstermassen, um der durch die gerechte aber essigscharfe Satyre erregten Unmuthstimmung ein wohlthuendes Gegengewicht zu geben, dem grossen Geiste, der in seinem von der Krankheit seiner Zeit schon in der Blüte zerstörten Wachstum gehindert, männlich sich des Verderbens erwehrend, zugrund gieng, seine Thräne weicht.

Mit dem Namen Euphorion, Sohn des Achilleus, führt unser Leitfaden uns zu der Stelle der ersten Scene dieses dritten Akts zurück:

Phorkyas. Dann sagen sie: aus hohlem Schattenreich herauf
Gesellte sich inbrünstig noch Achill zu dir!

Helena. Ich als Idol, ihm als Idol verband ich mich.

Es war ein Traum, so sagen ja die Worte selbst.

Und so verstehen wir unsern Euphorion als die Frucht des deutschen aus der Unterwelt der „Mütter“ hervor inbrünstig genug dem griechischen Ideal zugesellten Achillesshatten, erkennen wir also unter dieser Frucht unserer klassisch akademischen Bildung den allen Boden unter sich verlierenden idealistischen, mit frevelnder gewaltsamer Hand nach dem Ideal greifenden Anlauf zu einem menschenwürdigen, leider aber „mit Gesetz und Sitte gewaltsam entzweiten“ Leben. — Um darüber uns näher aufzuklären, wird uns das Bild der zu erzwungener Lust geraubten Geliebten und ihres der Gewalt ein Ziel setzenden Todes in Verbindung mit den

Andeutungen Göthes in seiner Besprechung des Dramas „Manfred“ in der „Auswärtigen Literatur“ (III), die nöthige Grundlage geben.

Das aber soll nun für Faust, für uns der höhere Gewinn werden, den wir mit dem Verschwinden unseres Ideals uns retten: einerseits die nüchterne Gewissheit, dass das Ideal bleibend aus der Wirklichkeit geschieden ist, andererseits die nur der Gegenwart (dieser schlechten Kehrseite unserer idealistischen Vergangenheit) noch erst halb bewusste Wahrheit, dass die That uns retten wird, nicht die That des selbstischen Willens, zu der wir nun Faust mit seinem Führer (vgl. die Rede der Phorkyas nach Helenens Verschwinden) „über alles Gemeine rasch“ sich hinwegsetzend vorgehen sehen, sondern die vielmehr das Gemeine erst wahrhaft durchdringende That des unbedingt freien Gehorsams, der nicht dieses sei es auch subjektiv schön und frei gestaltete Dasein (von dem der selbstische Geist nur desto unfreier gebunden bleibt), sondern das mit ihm versöhnte, es durchdringende und heiligende, das unbedingt sittliche Gesetz sich zum menschlichen Selbstzweck setzt.

Den zur Ausgeburth der klassischen Walpurgisnacht umgewandelten Widerspruch werden wir nun in der Gestalt der Phorkyas ohne Schwierigkeit als das Sinnbild der jenem nur erst subjektiv sittlichen Streben entgegengesetzten „hässlichen“ ἀναρχία erkennen. Denn das Wesen der Wirklichkeit wahrhaft frei zu durchdringen, vermag der klassische Geist, eben weil er nur erst in subjektiv sittlicher Weise das blosse Dasein, noch nicht in selbstloser Weise die Heiligung dieses Daseins zum Fundament des höheren Zwecks erstreben kann, nicht.

Vierter Akt.

Szene 1.

Im Hochgebirg.

Hiemit kehren wir also zur realen Welt, auf einen bestrittenen Boden freilich, zurück, wie uns der Dichter durch die Hinweisung auf den in Unwissenheit und toller Strudelei verworrenen Dissens über die (ihm aus besonderen und guten Gründen so nah am Herzen liegende) geologische Frage allegorisch zu verstehen gibt, auf einen Boden also, auf dem indessen das, was uns der erste Akt klar

machte, sich vollzogen hat: *Es gieng, es hinkte, fiel, stand wieder auf, dann überschlug sich's, rollte plump zu Hauf. Und in der Anarchie soll nun — „denn um neuen Most zu bergen, leert man schnell den alten Schlauch,“ so schloss der vorige Akt — kraft unsrer That mit der Hilfe des in „Siebenmeilenstiefeln“ daher schreitenden Teufels ein neues Reich entstehen, eine „Herrschaft“, ein „Grundbesitz“ (cf. die Schlussbemerkung zu Szene 4 des ersten Akts), errungen werden, auf sehr altem, nämlich Feindesland — das haben wir unter dem erst dem Meere abzurینگenden Strande zu verstehen, — von dem wir, als unsrem „Eigenthum“, durch unsre grosse Kraft und Klugheit die fremden gegen das Reich anstürmenden Elemente abwehren werden. Neuer Wein in alten Schläuchen! Die Wahrheit in unsern selbstisch verdorbenen Herzen! — Nicht versäumen dürfen wir, anzumerken, dass der Dichter das selbstische Erwerbsstreben unserer aus der alten idealistischen Träumerei erwachten Gesellschaft ebensowohl im Grossen und Ganzen als im Leben und Verkehr der Einzelnen im Auge hat, dass wir nach seiner Anschauung sämmtlich einander, Feinde den Feinden, die „Herrschaft“, das „Eigenthum“ abzuringen uns gezwungen sehen. Wir vergleichen damit, um uns ganz mit ihm zu verständigen, im ersten Buch der Xenien N. 7:

„Sag mir, worauf die Bösen sinnen?“

Andern den Tag zu verderben,

Sich den Tag zu gewinnen,

Das, meinen sie, heisse erwerben.

Auch diese letzte Entwicklungsperiode unseres Gesamtlebens wird mit einer Vision eingeleitet. Aurorens Liebe tritt uns entgegen, die uns Unsterblichkeit, nicht aber auch ewige Jugend verleiht. Wir sind alt geworden, und Zeit wäre es denn, das unsterbliche Werk zu vollenden, zu dem uns die erste Jugendahnung des hoch zum Äther über uns erhobenen „höchsten Guts“ berufen hat.

Szene 2.

Auf dem Vorgebirg.

Der, wie ja längst bekannt, gegen die Romantik gerichteten und gleichwohl nicht so recht verstandenen Satyre dieser Szene haben wir das Verständniss durch eine Entschuldigung des Dichters

abzugewinnen. Es handelt sich um die höchst sonderbar befundene Idee, Faust, der sich schon gegen Menelas als so tüchtiger Feldherr bewährt hat, abermals in dieser Eigenschaft zu verwenden, und doch ihn sich gegen diese Zumuthung mit der Einrede, dass er ja davon gar nichts verstehe, verwahren zu lassen. Wir werden den Dichter entschuldigen, wenn wir uns erinnern wollen, dass Bescheidenheit immer den Mann zielt, auch uns nicht übel anstünde, also wohl auch Faust, nach der seit seiner pyliischen Heerfahrt ihm gewordenen Ernüchterung, allen Grund haben dürfte, von seiner Kriegskunst bescheiden zu denken. Von hier aus machen wir uns alsdann klar, dass es ein Allegorienstück ist, dieser zweite Theil der Tragödie, dass also das Oberkommando, das diessmal und noch dazu mit so ausdrücklicher Betonung Faust übertragen wird, etwas anderes bedeuten möchte, als die blossen Worte zu sagen scheinen. Wie nämlich — das will der Dichter sagen — der deutsche Geist sich schon lange an die Spitze von gedachten Heeresmassen, die ihm die Welt umgestalten sollten, geträumt hatte, so wird nun, da die Noth an den Mann geht, da das deutsche Vaterland ruft und, dem Untergange nahe, auf die Hilfe des sonst so gering geachteten Volksgeistes angewiesen ist, dieser Geist, also nicht das Subjekt, das im ersten Theil der Tragödie handelte und litt, „Obergeneral“ sein, d. h. das Beste zu dem wirklichen Siege beitragen, unser Staatswesen vom Untergange retten, aus Druck und Noth befreien müssen, wie er es ja auch in all den Kämpfen dieses Jahrhunderts von der jeweiligen Last „befreit“, freilich nicht ohne Hilfe der drei gewaltigen Gesellen befreit hat, genannt: Raufebold, Habebald, Haltefest. Es ist ganz gleichgiltig, ob wir Guelfen und Ghibellinen, oder Preussen und Grossdeutsche, oder Plutonisten und Neptunisten heissen: die Hauptsache ist, dass bei allen Teufelsfesten der Parteihaß das Beste thut bis in den allerletzten Graus. Es geht eben mit „Siebenmeilenstiefeln“ — dem Ende zu.

Dass übrigens der Dichter nicht nur in dieser Szene, sondern vom Anfang bis zum Schluss das Mittelalter, und zwar als noch heute fortdauerndes, fortschreitendes auf's Korn nimmt, wird klar genug gestellt sein.

Szene 3.

Im Zelt des Gegenkaisers.

Wie wir fast überall am Schlusse der Szenen ein oft nur wie zufällig hingeworfenes halbes Wort den Übergang zum Folgenden machen sahen, so dürfen wir nicht verfehlen; in der sonst vollkommen klaren, keiner Auslegung bedürftigen Satyre gegen das ganze Mittelalter, dessen behäbiger Fortdauer bis in die neueste Zeit wir unschwer zwischen den Zeilen lesend uns versichern, auf den diessmal so auffallend betonten Schluss auch dieser Szene aufmerksam zu machen, wornach uns der Schlüssel zu dem letzten Akt damit an die Hand gegeben wird, dass auch auf dem erst dem Meere (cf. die Anmerkung zu Szene 1 dieses vierten Akts) abzugewinnenden, uns zugesagten Zukunftsland „der hohen Kirchenstelle Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle verliehen“ werden.

Fünfter Akt.

Szene 1.

Offene Gegend.

Von jener zur letzten Szene des vorigen Akts mitgetheilten Bemerkung aus sind nun unter den Namen Philemon und Baucis leicht die sonst so feindlich und auch hier nur scheinbar friedlich und idyllisch mit einander verbundenen (kämpfend verflochtenen) Kirchen zu verstehen. Die unvereinbaren Gegensätze treten hervor. Philemon — das ist in dieser Szene vor allem zu beachten — findet sich, wie von Anfang seiner über 300 Jahre alten Existenz, nicht nur ganz leidlich in die neue Ordnung, sondern nimmt für das „paradiesische Bild“, für die neue Ära, wie uns von der folgenden Szene bestätigt wird, ganz entschieden Partei, ohne zu ahnen, dass sein Geschick unlöslich mit dem seiner Hälfte verkettet ist, dass die Lästerung, mit der er sein Parteiinteresse als „Gottvertrauen“ aufstutzt, ihm das Urtheil spricht.

Das „graue Abenteuer“, eben jener in der Erklärung zur ersten Szene des ersten Akts erwähnte, von unsrem Volke erlebte „Graus“, in dem sich das alte Par zum letzten Mal der „grimmig misshandelten“ (in dem „Wanderer“ personificirten) Gesellschaft

hilfreich erwies, zum letzten Mal insbesondere uns Deutsche einigte und unsern „Schatz“ der Sturmfluth entriss, kann nichts anderes als die erste französische Revolution sein, der endlich der neu erweckte Glaube unter protestantischer Führung ein Ziel setzte, — zu welchem Zwecke, darüber gibt uns das Gedicht No. 3 unter den Politica willkommenen Aufschluss, mit dem auch die Kaiserliche, so ganz wieder in's alte Teufelsgleise einlenkende Rede nach dem Siege im vierten Akt so ziemlich stimmt:

Die Engel stritten für uns Gerechte,
 Zogen den kürzern in jedem Gefechte,
 Da gieng denn alles drüber und drunter,
 Dem Teufel gehörte der ganze Plunder.
 Da gieng es an ein Beten und Flehen!
 Gott war bewegt, hereinzusehen.
 Sprach Logos, dem die Sache klar
 Von Ewigkeit her gewesen war:
 Sie sollten sich keineswegs geniren,
 Sich auch einmal als Teufel geriren,
 Den Feind auf jede Weise bezwingen,
 Und darauf das Tedeum singen.
 Das liessen sie sich nicht zweimal sagen,
 Und siehe, die Teufel waren geschlagen.
 Natürlich fand man hintendrein,
 Es sei recht hübsch, ein Teufel zu sein.

Szene 2.

Im Gärtchen.

Gar nicht also bringt's die ältere, erfahrenere Hälfte hinunter: 's gieng nicht mit rechten Dingen zu. Zwar schmetternder Heroldsruf sanktionirte das Wunder; aber unheimlich ward es gefördert, Menschenopfer kostete es, Jammersqual erscholl, Feuergluthen flossen Meer-ab. Und den Herrscher gelüstet es nach dem Heiligthum, nach der „Kapelle“, Gehorsam verlangt er auch von ihren Hütern. Das wird man nach unsern vorangeschickten Bemerkungen und nach einem Umblick in unsrer eigenen gegenwärtigen, den Kampf zwischen Papst- und Kaiserthum erneuernden Geschichte nun verstehen, man wird — was mehr heissen will — endlich sich überzeugen, dass ein Verständniss Göthes, des Propheten, wie der seine Weissagung erfüllenden Gegenwart, gar nicht anders möglich ist, als in voller

vorbehaltsloser Einigung mit seinem Fühlen und Wollen, Denken und Anschauen. Wir müssen — von unserer Seite soll es an diesem Zeugniß nicht fehlen — in ihn eingehen, mit seinen Augen sehen lernen, wie er diess selbst in der Schlusszene von uns verlangt.

Szene 3.

Im Ziergarten.

„Im höchsten Alter“! in dem man freilich Ruhe, Ruhe um jeden Preis braucht, geniessen will und nicht gestört sein darf in seinem tiefen „Nachdenken“. Und nun doch das „verdammte Läuten“!

Indessen kommt die Beute unsrer Siege heran, die uns der Teufel erringen half, in welcher Art, ist ja aus Mephistos Bericht ersichtlich, mit denselben drei gewaltigen Gesellen erringen half, die wir schon kennen, genannt Raufebold, Habebald, Haltefest.

Herrn unsres Landes sind wir, des Meeres und der Erde Preis ist unser 'geworden; aber — des Glöckchens Klang! Das Glöckchen läutet und wir wüthen! Das Widerstehn, der Eigensinn der beiden Alten verkümmern uns den „Weltbesitz“, „des Menschengeistes Meisterstück“, „der Völker breiten Wohngewinn“, „des Allgewalt'gen Willens-Kür“. Wir sind „müde, gerecht zu sein“. Weichen sollen sie, unser Wille geschehe, Naboths Weinberg soll unser, das Heiligthum unser werden — durch Raub!

Dass hiemit und warum denn unsere Hand sich nach dem Kirchengut frevelnd ausstreckt, ungeachtet der Milliarden, die wir uns schon mit „Krieg, Handel und Piraterie“, den dreieinigem Gewalten dieser Welt, erworben haben, wird zu Szene 8 klar gestellt werden.

Szene 4.

Tiefe Nacht.

So hat uns also Lynkeus, der Thürmer, den Abschluss der Jahrhunderte, des auf beiden Seiten gleich selbstischen Kampfes der kirchlichen und weltlichen Gewalt zu berichten, den wir in dem vom kirchlich gesinnten Theil der Gesellschaft, der für seine Partei

„fechten wollte“, nicht verhinderten Brande des Gotteshauses erleben, und hat uns unser Minister mit seinen drei gewaltigen Gesellen (des Kriegs, der Finanzen und der Justiz, so ungefähr werden wir hier schliesslich die Namen der Gewaltigen übersetzen können) zu rapportiren, und hat uns die tiefe Nacht und das Feuer, das Schauerwindchen und der Rauch und Dunst des Scheiterhaufens zu berichten, dass unser Wille geschehen sei.

Szene 5.

Mitternacht.

Was mangelt uns übrigens noch? Der letzte Wunsch ist uns erfüllt. Naboths Weinberg ist unser geworden, freilich durch Gewalt, die wir dem „Himmelreich“ angethan. Was hätte es für Noth? Wir wissen von keiner Noth. Was soll uns die Schuld? Wir leugnen die Schuld. Was will die Sorge? Wir werden uns ihrer zu erwehren wissen.

Das alles ist überaus klar. Einer speciellen Auslegung bedarf bloss die Rede Fausts.

Befriedigt ist er nicht; das gienge gegen den Kontrakt. Und die Rede schliesst auf's klarste in den mit all jenen ungläublichen Versuchen, eine männlich stolze Geistesfassung in der Rede zu finden, aufräumenden Worten ab: „Er! unbefriedigt jeden Augenblick!“ Und was diesen allerdings stolz, ja womöglich grossartig gemeinten, in Wahrheit aber elenden, verzweifelten Schluss des Widerspruchs begründet, das sieht doch wahrhaftig auch nicht wie Friede aus. Nach jedem Gelüst zu greifen, und nur fahren zu lassen, was nicht genügt und was uns entwischt, das heisst doch nicht Frieden halten. Begehren, vollbringen, was wir vollbrachten, und immer und immer wieder von Wunsch zu Wunsch das Leben durchstürmen, das heisst doch nicht Frieden erwerben. Nun freilich „geht es weise, geht's bedächtig“, aber wie? Der Gedanke der Ewigkeit — warum nur drängt er sich doch jetzt zum Schlusse uns auf? — ist uns eine Thorheit geworden; die Aussicht nach drüben ist uns verrannt. Ein Gott, unsres Gleichen über Wolken! Thorheit. Hier festzustehen, im Erdenkreis sich umzusehen, tüchtig zuzugreifen, den Erdentag hinzuleben, um Geisterspuck sich nichts zu kümmern, fort-

zuschreiten, alle Qual, alles Glück, wie's uns begegnet, hinzunehmen: das ist, das sei, das bleibe unser Leben!

Der Schluss ist vollends klar: wir gehen blind dem Ende dieses Lebens entgegen.

Allein allegorisch müssen wir das verstehen. Physisch pflegen wir vor dem „Anhauch“ der Sorge nicht zu erblinden. Wir werden geistig blind, und zwar nicht sowohl durch die Sorge, als vielmehr durch den Widerstand gegen ihre ohne ihn uns die Augen öffnende, uns rettende Macht. Ebenso ist, wie wir noch genauer nachzuweisen haben, das Ende, dem wir entgegengehen, das Ende unsres geistigen Lebens.

Szene 6.

Im Vorhof.

Unser Grab also wird gegraben. Wir meinen, unser Lebenswerk schreite sicher vorwärts, aber das Grab wird fertig; und jenes Lebenswerk wird eine Beute der feindlichen Elemente, — ganz dasselbe, was uns Schiller in seinem Soldatenlied zu Gemüth führt:

Er gräbt und schaufelt, so lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Wir wollen aber, der „Graben“ soll fertig werden; es bleibt jedoch beim Grab.

Und wieder bedarf die letzte Rede Fausts der Auslegung, so klar sie ist. Ein Sumpf, ein Pfuhl verpestet alles schon Errungene. Wir wissen doch endlich, dass die Dichtung eine Allegorien-dichtung ist. Der Sumpf, der Pfuhl, die Pest, die uns alles Gut verderbt, das ist der Fluch der bösen That; da wird freilich kein Machtwort helfen und werden die Knechte, die wir aufriefen, die Kräfte unserer Begierden, unserer Gelüste, unserer Wünsche, da wird all unser Gestürm, und wird unsre Weisheit und unser Bedacht nichts nützen. Da hilft auch Gott nicht; denn der Gedanke: unsres Gleichen über Wolken! ist doch zu absurd. Da hilft keine Ewigkeit; diese Thorheit sammt ihrem Geisterspuck liegt hinter uns. Thätigkeit! — die unsrige kennen wir:

Menschenopfer mussten bluten,
Nachts erscholl des Jammers Qual,

Meerab flossen Feuerfluthen,
Morgens war es — ein Kanal.

— Thätigkeit also! Freiheit! Keine Sicherheit, aber Behagen! Ein Paradies, an dem bis zum Rand auf die Fluth anstürmt! Lücken reißt! die wir im „Gemeindrang“, im Drange äusserster Noth zu verstopfen eilen! Eine Freiheit, ein Leben, ein Behagen, ein Paradies, um das wir täglich, von Noth gezwungen, von Kindesbeinen an bis in's Greisenalter zu kämpfen haben! Wir müssen blind, geistig blind sein (ein leiblich Blinder ist darum ja noch nicht verückt!), um solche Widersprüche zusammenzubringen, wir müssen geistig stockblind sein, um solchen Widerspruch für „der Weisheit letzten Schluss“ zu halten, um darauf die Unsterblichkeit unseres Werks zu bauen.

So ist denn kraft unserer vollendeten Illusion, der Lüge, mit der wir uns selbst belügen, die im ersten Theil der Tragödie eingegangene Wette zum Austrag gebracht.

So wir uns beikommen liessen, von dem obersten Glaubensartikel des Widerspruchs abzufallen, dass es kein bleibendes Glück, keine Befriedigung, keine Seligkeit für den Menschen gebe, so solle die Zeit für uns vorbei sein.

Mit der vollendeten Lüge selbst also, zu der uns der Teufel unserer Selbstsucht, der Widerspruch trieb, mit der Lüge, dass unser gottvergessenes Lebensziel das höchste Gut sei, unser Streben vollende, unsern Frieden für „Äonen“, für ewig sichere, ist unser Leben dem Tode verfallen.

Dem geistigen Tode. Denn es ist eine Allegoriendichtung, der zweite Theil der Fausttragödie; und es handelt sich (nur nicht „sogleich“, wie in der letzten Rede Fausts) um die Rettung aus dem Tode, in dem der Geist unseres Volkes gefangen liegt. Wäre er physisch vernichtet oder, wie der Teufel im Prologen meint, „maustodt“, so könnte er ja nimmer gerettet werden, sondern wäre aller Qual und alles Glückes ledig.

Szene 7.

„Vorbei.“

„Es ist vollbracht“: das ist im Munde des Teufels die letzte Lästörung des Wortes Christi am Kreuz. „Es ist vorbei“: das

wäre denn freilich ein „dummes Wort“, und weil die Bestimmung des Menschen, unseres Volks- und Menschengeistes, die Auferstehung aus dem geistigen Tode ist, so muss — diess ist ja der von uns nachgewiesene Sinn der Schlussrede des Herrn im Prologen — eben der Widerspruch des Teufels selbst, den keine Strafe, kein Elend, keine Macht der Gewissensschrecken und der Todesangst besiegen konnte, sich selbst vernichten und muss so die Hölle, der wir verfallen sind, uns retten.

Szene 8.

Grablegung.

Hiezu nur die Anmerkung, dass wir ausser der vollendeten Sinnlosigkeit, in welcher der Chorus unsres Halbmenthums, sammt den ihm vorspielenden Solisten, dem Leben, das uns bis hieher führte, das Grab zu graben helfen musste, diesem und dem ersten Auftritt, da sie zu dieser Arbeit angerufen wurden, nichts abzugewinnen wussten. Vielleicht dürfte aber durch unsere Gedankenlosigkeit der Gedanke des Dichters durchschimmern, den er oben in der Ziergarten-Szene (N. 3 dieses Akts) andeutete, da den drei gewaltigen Gesellen so gar kein Dank, kein Gruss, zutheil ward, das „Königsgut“ uns, unsrem Faust, so gar nicht gefallen wollte. Der Grund war der, dass sie selber schon ihren Theil sich davon obenweg genommen hatten, diess aber freilich doch „nur für die Langeweil“ war, so dass in der That viele der „Gläubiger“, die alle „gleichen Theil“ forderten, noch dieses ihres Antheils am Raube warteten. „Saal an Saal“ füllte sich mit den Kostbarkeiten, und zweifeln konnten wir, konnte Faust bei „genauerer Berechnung“ nicht, dass wir uns „nicht lumpen lassen“ durften, und in „Fest nach Fest“ etwas aufgehen lassen mussten, dass mit einem Wort „für die bunten Vögel zum besten gesorgt“ war; wie es sich somit bei der Grablegung ergibt, dass nach dem „flotten Fest“ in der That der „Saal“ leer erfunden wurde. „Der Gläubiger waren so viele.“

Szene 9.

Der Höllenrachen.

Mit dem Nachweise des von der Allegorie unter dem Bilde

des leiblichen Todes vorgestellten geistigen Todes, den sie meint, haben wir dem Widerspruche begegnet, dem wir von der gegen-theiligen Auffassung aus desshalb unvermeidlich verfallen würden, weil der Prolog, wie wir dargethan haben, irgend welche Entscheidung der Frage zwischen Hölle und Himmel nur bei unsern Lebzeiten in Aussicht nahm und eine Seligsprechung oder Verdammung nach dem (leibhaftigen) Tode ausdrücklich beseitigte, folglich der nun nach Fausts Ableben erst beginnende Entscheidungskampf um die „Seele“ Fausts wider die Abrede wäre. Da nun aber dieser Tod kein anderer als der geistige ist, so ist jede Schwierigkeit der Erklärung beseitigt. Zwar muss nun die Allegorie allerdings an dem Bilde des leiblichen Todes festhalten und — mit der Zugabe echt Göthe'scher Satyre — die Frage eines Wiedererwachens der Seele aus diesem leiblichen Tode behandeln, wir uns aber ebenso konsequent den „Zustand in und nach dem Tode“ als den bei Leibesleben eingetretenen Zustand geistiger Impotenz, geistiger Erschlaffung und unbedingter Ruhe vorstellen, wie er uns vom „Herrn“ im Prologen vorher verkündigt war.

So wird nun jedes Wort der hier zu behandelnden Rede Mephistos klar sein und wir insbesondere in seinen gesammten Helfershelfern, den Dick- und Dürnteufeln, nichts anderes als die fettgeschwollenen oder heiss hungerigen Repräsentanten unserer eigenen werthen Gesellschaft, und in dem „gräulichen Höllenrachen“ unser eigenes Daheim erkennen.

Szene 10.

Glorie von oben.

Zu erklären ist nun hier einerseits das Bild des verliebten Teufels, dieser Schändung des Heiligen, andererseits des in der Glorie von oben erscheinenden Rettungsgedankens. Das Bild des Widerspruchs gegen das höchste Gut, der in dem Gelüste nach dem Heiligen sich selbst vernichtet, da er ja so selbst nach dem höchsten Gut greift, das er leugnet, sich des „ewigen Entzückens“ versichern will, das er verflucht, (aus I Mos. 19, 4 ff. entnommen) deckt also die vollendete Absurdität dieses unsres Widerspruchs auf, führt ihn selbst zum Bekenntniss seiner Absurdität. Ebendamit ist der rettende Gedanke dahin klar gestellt, dass mit dieser

Selbstvernichtung des Widerspruchs unsre Seele wieder frei wird für eine Offenbarung, zu der nun jene auserwählten Geister, wie sie uns im Prologen, erst als kindlich gehorsame, dann zum männlichen Alter herangewachsene, zur Erkenntniss gereifte Gottesgesandte vor Augen geführt wurden, berufen sind. Der Gott, von seinem Weltenthron herniedergestiegen, hat in ihnen sich Wohnung geschaffen.

Schluss.

Vor allem die Bemerkung, dass es sich namentlich nicht darum handeln kann, „sogleich behaglich auf der neusten Erde“, „gleich angesiedelt an des Hügels Kraft“, Menschen und Herden im Paradiese unterzubringen, sondern zu diesem Zwecke erst die Voraussetzung zu erfüllen ist, wie sie uns in der Ecstase und ganzen Tiefe der Busse in den beiden Patres sowie in den büssenden, sowohl die deutsche als die ganze übrige Menschen- (und Juden-) Welt vertretenden Frauengestalten vor Augen geführt wird. Die Busse also ist es, welche allein die Vergebung der Sünden, die uns in der Fürbitte der Büssenden entgegenkommt, ermöglicht. Aus ihr erst kann der Anfang der Liebe (P. Seraphicus) sich entfalten, so erst kann die volle, rein menschliche, „Göttern ebenbürtige“ Seligkeit (Mater gloriosa) dem männlich gereiften Geiste (Dr. Marianus) sich offenbaren als das durch die Erkenntniss des Geheimnisses bedingte Ziel, als das „ewig Weibliche“, als die unbedingte Hingebung und ihre That (Chorus mysticus).

Einer besondern Verwahrung bedarf es gegen die Annahme, als ob der Dichter uns auch in dieser Schlusszene etwas anderes als Allegorie zu geben beabsichtige. Und dabei ist auch noch hier die Macht und das Recht der Satyre, wie in dem ganzen zweiten Theil, da sonst die Allegorie ein salzloses Gericht wäre, in vollem Masse gewahrt. Man muss also verstehen, dass es nicht nur kindisch wäre, das jene geistlose, vernunftwidrige Spielerei mit den „himmlischen Wohnungen“ persiflirende szenische Arrangement der Schlussallegorie dem Dichter als eigene Geschmacklosigkeit anzurechnen.

Als ganz besonders schlagendes Beispiel, als unbezahlbare Niesswurzgabe, mag der kindische Reim dienen:

Steigt herab in meiner Augen
 Welt- und erdgemäss Organ,
 Könnt sie als die euern brauchen,
 Schaut euch diese Gegend an.
 Das sind Bäume, das sind Felsen,
 Wasserstrom, der abestürzt
 Und mit ungeheurem Wälzen
 Sich den steilen Weg verkürzt.

Denn eben die unsrem Unverstand, unsrem kindischen Auge verschlossene Allegorie der Bäume und Felsen und des über sie „abestürzenden“ Stroms rückt uns, wenn wir allmählich halbwegs verstehen lernen, mit dem Anklang an das Lallen des unmündigen Kindes, unsern Unverstand vor, überführt uns, die wir so lange vergeblich an dem Räthsel herumtasteten, unserer Unfähigkeit, in der „Gegend“, die uns vor Augen gestellt wird, den in den Abgrund sich stürzenden, alles Lebendige, samt dem Grund, auf dem es wurzelt, zur Kurzweile mit sich reissenden Strome des Weltlebens zu erkennen und uns, wenn wir endlich gelernt haben, in den Dichter einzugehen und mit seinen Augen zu sehen, von dem „Schrecken und Grauen“ solch eines Anblicks „schütteln“ zu lassen.

Wir also sind diese Kinder, denen endlich Faust beigegeben, d. h. die den Dämonen und ihrer Kritik, ihrem Widerspruch entrissene Dichtung (nur erst dann, wenn die Zeit erfüllt und unser Verständniss erwacht ist) gewidmet wird. Für die reine Wahrheit freilich, der uns der Dichter mit seinem Werke, trotz des ihm noch „peinlich“ anhängenden unreinen „Erdenrests“, den ersten Schritt entgegenführen will, sind wir noch lange nicht reif; der ewigen Liebe aber, die sein Werk reinigen und uns mit seiner Hilfe zu sich ziehen will, empfiehlt er (mit dem Worte der „vollendeteren“ Engel) die Vollendung des Erziehungswerks, das uns der in dem Bilde Gretchens verklärten deutschen Bestimmung näher und näher bringen soll.

LV. Vergleichung der lateinischen Schulgrammatik von Middendorf mit der von Hermann.

Am Gymnasium in Ellwangen war seit Jahren die lateinische Schulgrammatik von Middendorf im Gebrauch. Auf den Wunsch einiger Lehrer des untern Gymnasiums wurde mit Beginn des abgelaufenen Schuljahrs an die Stelle derselben die lateinische Schulgrammatik von Hermann gesetzt, nachdem von Seite des Lehrerkollegiums auf Grund einer eingehenden Prüfung der genannten Schulbücher der Grammatik von Hermann der Vorzug zuerkannt und die Einführung des Buches von Seite der Oberstudienbehörde genehmigt worden war. Mit der Vergleichung der beiden Schulbücher war damals — nebst zwei andern Kollegen — der Unterzeichnete vom hiesigen Rektorate beauftragt worden, und wenn ich nun die Resultate meiner damaligen Untersuchungen im Korrespondenzblatt niederlege, so glaube ich damit der guten Sache einen Dienst zu erweisen und insbesondere den Dank jener Lehranstalten zu verdienen, an welchen die Middendorfsche Grammatik noch im Gebrauch ist.

Ist bei einer Vergleichung der in Rede stehenden Schulbücher die Rücksichtnahme auf deren praktische Brauchbarkeit in den Vordergrund zu stellen, so dürfte es unschwer sein, nachzuweisen, dass die Grammatik von Hermann entschieden den Vorzug verdient. Die Grammatik von M. ist zwar in ihrer I. Abtheilung — die Elementar-, Formen- und Wortbildungslehre enthaltend — reichhaltiger, als die von Hermann. Allein diese grössere Reichhaltigkeit ist von der Art, dass sie im Hinblick auf den ausgesprochenen Zweck des Buches, welches, wie das von Hermann, nur für untere Gymnasialklassen berechnet ist, keinen Werth hat. Eben in der wohlberechneten Beschränkung des Stoffes auf das, was sich den Schülern der untern Klassen als Lernmaterial aufbürden lässt, scheint mir ein Hauptvorzug der Hermann'schen Formenlehre zu liegen. So finde ich es ganz in der Ordnung, dass z. B. die Elementarlehre (Lautlehre), welcher M. 10 Seiten widmet, bei Hermann auf 2 Seiten zusammengedrängt ist, indem die Lehre über die Veränderung und Ausstossung der Buchstaben nicht zur Behandlung kommt, — oder dass von der Wortbildungslehre, welche bei M. pag. 221—248 eingehend behandelt ist, bei Hermann §. 45 nur das Nothwendigste (über die Ableitung

der verba) gegeben ist. Auch in der Formenlehre begegnen wir bei M. mitunter einer ausführlicheren Darstellung, als bei Hermann, z. B. in Betreff der Deklination der griechischen Wörter (cf. M. §. 25 und §. 54) oder der Zahlwörter, von welchen die Multiplicativa und Proportionalia bei Hermann nicht aufgeführt sind. Allein in allen Fällen, wo M. vollständiger ist, finden wir bei Hermann das Bedürfniss der Schule zur Genüge berücksichtigt. Wenn z. B. Hermann bei der Wörtersammlung der Adjectiva (cf. §. 23, 3) die wichtigsten Multiplicativa (simplex, duplex, triplex, multiplex) verzeichnet hat, so dürfte damit Anfängern genug geboten sein, und mit den Proportionalia, von denen nur 5 nachweisbar sind, darf man dieselben wohl verschonen. — Wäre indessen M. Grammatik (I. Abtheilung) so reichhaltig, dass sie für sämtliche Stufen des lateinischen Unterrichts ausreichen würde, so wäre das, zumal für solche Lehranstalten, an welchen M. ausführlichere Syntax im Gebrauch ist, insofern von Vortheil, als dadurch der Gebrauch einer andern Grammatik überflüssig würde. Allein eine solche Vollständigkeit ist weder vom Autor intendirt, noch ist sie in Wirklichkeit vorhanden. So können z. B. die Bemerkungen, welche M. über die Deklination der griechischen Wörter macht, keineswegs als erschöpfend bezeichnet werden (man vgl. die entsprechende Darstellung bei Ellendt-Seyffert und andern), so wenig als die Aufzählung der Subst. defectiva casibus (§. 60), (wo Wörter, wie fors, impetus, infitias, nemo, sordes, spes, spons, venum, nicht genannt werden) oder die Aufzählung der Adjectiva, welche keine Comparation zulassen, auf Vollständigkeit Anspruch machen kann.

Gereicht nun der Umstand, dass die Grammatik von Hermann bezüglich der Formenlehre an Reichhaltigkeit der I. Abtheilung des M.'schen Buches etwas nachsteht, der ersteren — als Schulbuch — nicht zum Nachtheil, so können wir auch in diesem Theile derselben auf einige Vorzüge hinweisen. Einmal weist die Hermannsche Grammatik in manchen Partien der Formenlehre eine dem Bedürfniss der Schüler mehr entgegenkommende Einrichtung nach; man vgl. z. B. bezüglich der Deklination der Adjectiva H. §. 17 mit M. §. 62, oder bezüglich der Bildung des Comparativ und Superlativ H. §. 18 mit M. §. 64 und 66, ferner H. §. 66, wo für das Passiv von jubeo und persuadeo die Conjugationsweise durchgeführt ist. Sodann finden sich bei Hermann da und dort Bemerkungen eingestreut, die sich für die Schule wohl verwerthen lassen; dahin rechne ich

z. B. die Anmerkungen zu §. 26 (über die pronomina pers.), zu §. 30 (über die Stellung von quisque) und zu §. 31 (über die pronomina poss.). Ferner drückt sich Hermann bestimmter und korrekter aus, als es an manchen Stellen bei M. der Fall ist; so wird M. §. 45 unter den Substantiven, welche «im Ablativ Sing. nicht e, sondern i haben», auch navis aufgezählt, während dieses neben navi auch nave bildet (über ignis ist daselbst gar nichts bemerkt), — §. 46 finden wir unter den Adjektiven, welche «im Ablativ Sing. ausnahmsweise e haben», auch über sowie die Composita auf color verzeichnet, während ersteres gewöhnlich i und letztere i und e haben, — §. 16 heisst es: «im Dativ und Ablativ Plur. haben abus: dea und filia« (cf. richtiger bei H. §. 6,4), — §. 56 lesen wir: «beide Endungen ibus und ubus haben: portus, sinus, tonitru und genu», als ob beide Endungen gleich gut wären, was nur bei portus zutrifft, wesshalb H. §. 11 auch nur dieses Wort anführt.

Ich gehe nun zur Hauptsache, zur Besprechung der Syntax über, welche bei M. die II. Abtheilung der Grammatik bildet. In dieser Beziehung tritt zwischen dem M.'schen Buche und der Grammatik von Hermann ein wesentlicher Unterschied zu Tage, welcher dem letztern Buch entschieden den Vorzug sichert. Bei Hermann findet man nämlich die syntaktischen Regeln vielfach nicht nur klarer und präziser formulirt, sondern auch weit eingehender behandelt, als es bei M. der Fall ist, in welchem nicht selten auch solche Regeln vermisst werden, welche man Schülern der drei untern Klassen sei es für das Componiren, sei es für das Exponiren beizubringen hat. Bezüglich der Lehre von der Congruenz z. B. enthält M. (cap. 11) kaum das Allernothwendigste. Von den 8 Nummern, unter welchen H. (§. 99) diese Lehre abhandelt, findet sich bei M. nur das sub 1, 2, 3 und 5 Gesagte (das sub 1 nicht einmal vollständig). Und doch dürfte auch das sub 4, 6, 7 und 8 Enthaltene für Schüler der 3 untern Klassen nicht überflüssig sein. Dazu kommen bei H. noch 4 Anmerkungen, die gleichfalls auch für Anfänger wichtig sind. Auch die Kasuslehre ist von H. weit eingehender behandelt, als von M., was nachstehende Vergleichung beweisen dürfte:

1) Bei der Lehre vom Nominativ fehlt das, was H. §. 100, 1—4 über den Gebrauch des Adjektivs statt eines deutschen Adverbiums oder eines Substantivs mit einer Präposition angibt, bei M. ganz. Ferner vermisse ich bei der Aufzählung der Verba, welche

den doppelten Nom. regieren, die Wörter manere, existere, praedicari und inscribi (cf. [H. §. 100](#) und [101](#) mit [M. §. 66](#)).

2) Bei der Lehre vom Accusativ werden unter den Verben, welche den doppelten Accusativ regieren, die häufig zur Anwendung kommenden Wörter sumere und dare nicht aufgeführt; desgleichen fehlen die Verba: fallit, fugit, praeterit und juvat, ferner obsequi (als Ausnahme), sowie die Bemerkungen, welche [H.](#) über reddere und facere; se praestare und se gerere; rogare und petere macht (cf. [H. §. 103—106](#) mit [M. §. 69—71](#)). Beim Accusativ der Zeit weist [H.](#) in 2 Anmerkungen auf den Gebrauch von per und in hin, was sich bei [M.](#) nicht findet (cf. [H. §. 108](#) mit [M. §. 72](#)).

3) Bei der Lehre vom Dativ werden bei [M.](#) die Verba irasci, succensere und consulere nicht genannt, während das selten vorkommende patrocinari aufgeführt ist (cf. [H. §. 115](#) mit [M. §. 77](#)); auch über die Redensart mihi nomen est verbreitet sich [H.](#) ausführlicher als [M.](#) (cf. [H. §. 114](#) mit [M. §. 78](#)).

4) Bei der Lehre vom Genetiv fehlt bei [M.](#), was [H. §. 119](#) über causa und gratia beibringt, desgleichen die in [§. 120](#) der Lehre vom Genetiv partitivus beigefügten Anmerkungen [1](#), [3](#), [4](#) und [5](#). Auch der Genetiv objectivus ist bei [H.](#) vollständiger behandelt (cf. [H. §. 123—125](#) mit [M. §. 82](#)); das gleiche gilt bezüglich der Regel über interest (cf. [H. §. 126](#) mit [M. §. 81](#), 3).

5) Bei der Lehre vom Ablativ weist [H.](#) im Zusatz zu [§. 127](#) auf die Umschreibung des Abl. causae durch ein passendes Part. Perf. Pass. hin, und in einer Anmerkung zu [§. 129](#) erläutert er die Konstruktion von fidere, assuescere und laborare, was sich bei [M.](#) nicht vorfindet. Beim Abl. instrumenti kommt das cum der Begleitung, dessen Auslassung bei militärischen Marschausdrücken, sowie der Gebrauch von per (wenn vom Raume die Rede ist) zur Besprechung, was man bei [M.](#) vermisst (cf. [H. §. 130—132](#) mit [M. §. 90](#)). Auch der Abl. modi ist bei [H.](#) genauer und vollständiger behandelt (cf. [H. §. 133](#) mit [M. §. 95](#)). Beim Abl. qualitatis finden wir bei [H.](#) einen kurzen Hinweis auf den Gebrauch dieses Abl. im Unterschied vom Genetiv qual. und eine nicht unwichtige Bemerkung über esse und inesse, was bei [M.](#) fehlt (cf. [H. §. 134](#) mit [M. §. 94](#)). Beim Abl. temporis vermisste ich bei [M.](#), was [H.](#) in einer Anmerkung zu [§. 136](#) (über in adolescentia u. s. w.) beifügt. Beim Abl. copiae und inopiae gibt [H.](#) die Regel über opus est vollständiger als [M.](#) (cf. [H. §. 138](#) mit [M. §. 99](#)).

3). Beim Abl. objectivus fügt H. §. 140 eine nicht unwichtige Bemerkung über *uti bei*, die sich bei M. nicht findet. Auch die Regel über den Abl. *pretii* wird von H. bestimmter und deutlicher gegeben, als von M. (cf. H. §. 141 mit M. §. 101). —

Des Weitern fehlt bei M. das von H. §. 144 über die Konstruktion der *Verba advenire, convenire* u. s. w. Gesagte ganz. Was die Regeln über die Städtenamen betrifft, so finden sich dieselben bei H. §. 145—152 weit vollständiger und genauer als bei M., wo diese Lehre in §. 73 nur den allgemeinsten Umrissen nach behandelt ist. Ferner lauten die Regeln über den Gebrauch der *Tempora* bei H. viel bestimmter und ausführlicher, als bei M. (cf. H. §. 153 mit M. §. 26). Ebenso wird die Lehre von der *Consecutio temporum* von H. weit eingehender und instruktiver behandelt, als von M. (cf. H. §. 154, a mit M. §. 39—40). Das Gleiche lässt sich von der Lehre über den *Conjunctiv* in Hauptsätzen, über die *Wunsch-* und *Heischesätze* sagen (cf. H. §. 154b mit M. §. 28).

Auch bei der Lehre von den *dass-Sätzen*, welche bei H. von den andern *Conjunctionalsätzen* unterschieden werden, — was besonders für Anfänger von Nutzen sein dürfte, — finden wir Manches, was wir bei M. vergebens suchen. So erwähnt z. B. M. bei der Lehre vom *ut consecutivum* (§. 44) die Konstruktion des *quam ut* oder *quam qui* nach einem *Comparativ*, sowie das unpersönliche *tantum abest*, *ut gar nicht*, ebensowenig die Ausdrücke *mos est, consuetudo est* (cf. H. §. 156). Bei der Lehre vom *ut finale* vermisste ich bei M. die *Verba suadere, persuadere, mandare* und besonders *optare*, während *studere*, das klassisch nicht mit *ut* konstruiert wird, aufgeführt ist; auch lautet die Regel über *statuere* etc. bei H. bestimmter und richtiger, als bei M. (cf. H. §. 157 mit M. §. 43 und 44 Zusatz). Einen nicht überflüssigen Zusatz scheint mir H. zu §. 159 zu machen, wodurch eine Anleitung zum Übersetzen der häufig vorkommenden Ausdrücke: „dass niemand“ etc. gegeben wird, was M. unterlässt. Sodann gibt H. die Regel über die *Verba des Fürchtens* richtiger, als es bei M. der Fall ist (cf. H. §. 160 mit M. §. 46). Ferner fehlt bei M., was H. §. 162 über *qui nach dignus* etc. anführt, sowie über die Konstruktion von *non dubitare* = kein Bedenken tragen und *dubitare* = zweifeln (H. §. 165). Für die Übersetzung des „dass“ durch *quod* — worauf auch Schüler der untern Klassen sowohl beim *Componiren* als beim *Exponiren* nicht selten stossen — finden sich bei M. keine Andeutung, während bei H.

§. 169 sowohl quod c. Ind. als quod c. Conj. eingehend besprochen ist. — Bei der Lehre vom Accus. c. Infinitiv vermisste ich bei M. die nicht unwichtigen Bemerkungen H.'s in Betreff des ut nach Verbis sentiendi und declarandi (cf. §. 171), sowie in Betreff des Infinitiv Fut. oder der Umschreibung durch fore ut nach sperare etc. (cf. §. 172), desgleichen die Erwähnung der Konstruktion von oportet und necesse est mit dem Konjunktiv (cf. §. 173). Vollständiger und genauer gibt H. auch die Regeln über die Konstruktion von jubere, vetare, sinere und pati (cf. H. §. 174 mit M. §. 24), und während M. die für Anfänger mit so vielen Schwierigkeiten verbundene Konstruktion des Accus. c. Infinitiv in Relativsätzen nur mit einer unter dem Text angebrachten Anmerkung (pag. 26) abmacht, finden wir dieselbe bei H. §. 175 eingehend besprochen und mit zahlreichen Übungsbeispielen versehen.

Die Lehre über die Konjunktionen behandelt H. ebenfalls weit vollständiger als M. Bei Letzterem werden die auch Schülern der untern Klassen häufig begegnenden Konjunktionen dum, modo, dummodo, ferner priusquam und antequam, sodann dum, donec und quoad, desgleichen quamquam, quamvis, etsi und etiamsi gar nicht besprochen, und bei postquam wird nur die Konstruktion mit dem Ind. Perf. angeführt (cf. H. §. 177 mit M. §. 41). —

Bei der Lehre vom Gerundium fehlt bei M. die Regel über den Subjektsinfinitiv (bestehend aus einem Adj. oder Subst. mit esse, fieri etc. (cf. H. §. 179), sodann das bei H. in der Anmerkung zu §. 180 Gesagte, und ausserdem die wichtige Regel über die Verba des Übernehmens u. s. w. (cf. H. §. 181), sowie die Bemerkung über die Verba utor, fruor etc. (cf. H. §. 183).

Während, wie oben nachgewiesen ist, Hermanns Syntax in sehr vielen und mitunter sehr wichtigen Punkten ausführlicher und korrekter ist, als die von M., habe ich in letzterer Grammatik nur an zwei Stellen etwas gefunden, das man bei H. vermissen könnte: 1) bei der Lehre vom ut consecut. fehlen bei H. §. 156 die Ausdrücke reliquum est, restat und sequitur (cf. M. §. 44); 2) beim Supinum auf u unterlässt es H., auf die Umschreibung durch andere Konstruktion hinzuweisen, was bei M. im Zusatz zu §. 113 geschieht. —

Wenn schon die bisherige Vergleichung der in Rede stehenden Schulbücher genügen dürfte, um der Grammatik von H. den Vorzug zu sichern, so kommt dazu noch der weitere, schwer ins Gewicht fal-

lende Umstand, dass H. bezüglich des Compositions- und Expositionsstoffes ungleich reichhaltiger ist, als Middendorf. Während z. B. bei Letzterem das Pensum der Sexta für Composition und Exposition auf 17 Seiten zusammengedrängt ist (wobei noch die beigegebenen Regeln einen grossen Theil des Raumes einnehmen), während ferner der Expositionsstoff für Quinta nur 15 Seiten und der für Quarta sogar nur 5 Seiten einnimmt, finden wir bei H. für Composition und Exposition gleich reichhaltigen, dem Lehrgang des grammatischen Unterrichts stufenweise entsprechenden Übungsstoff. An der Hand der M.'schen Grammatik mögen Anfänger das Componiren leidlich lernen, das Exponiren aber sicherlich nicht; hiefür enthält M. viel zu wenig Übungsbeispiele und gibt auch nirgends eine Anleitung, wie wir sie bei H. z. B. bezüglich der Partizipialsätze finden (cf. §. 188 f.). Zudem erscheint der Expositionsstoff bei M. in völliger Disharmonie mit dem Lehrgang der Grammatik. Während z. B. für Quinta §. 21—66 der Syntax als Pensum bestimmt ist, finden wir derselben Klasse als Expositionsstoff die zusammenhängenden Übungsstücke I—V zugewiesen, Übungsstücke, welche vielfach in das der Quarta reservirte Pensum der Syntax übergreifen, wesshalb z. B. gleich im ersten der genannten Übungsstücke 16mal auf Paragraphen verwiesen werden musste, welche in Quinta noch nicht zur Behandlung kommen sollen.

Zum Schluss darf noch darauf hingewiesen werden, dass auch das der Grammatik von H. beigelegte Wörterbuch geeignet ist, die Vorzüglichkeit dieses Schulbuches zu erhöhen. In dem deutsch-lat. Theil desselben finden sich zahlreiche Bemerkungen grammatischer oder stilistischer Art, die für Schüler der untern Klassen gewiss nicht ohne Werth sind, die sich aber bei M. nirgends finden. Beispielsweise erlaube ich mir zu verweisen auf die Wörter: ähnlich, als, bei, Begriff, Bild, Blitz, eigen, etwa, Fleiss, gegen, keiner, Kind, Land, lassen, Lebensweise, List, Ruhe, Thier, und, väterlich, Volk.

Vorstehendes mag genügen, um den Unterschied der Grammatiken von M. und H. ins Licht zu setzen. Wem M. bis jetzt als „gut“ erschien, der dürfte bei näherer Prüfung finden, dass H. „besser“ ist, und es dürfte sich dann das Bessere als der Feind des Guten erweisen.

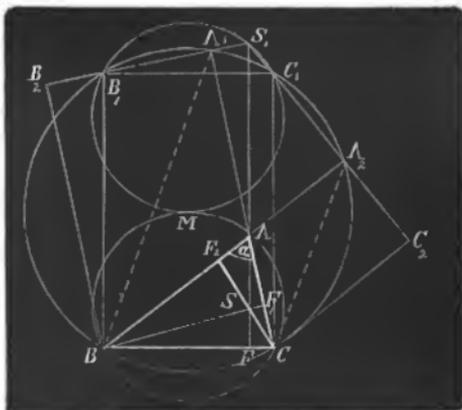
Ellwangen.

Prof. Dr. Ilg.

LVI. Zum Satz des Pythagoras.

Der Aufsatz des Herrn J. W. (C.-B. 1881, pag. 267) über die Verallgemeinerungen des Pyth. Satzes erinnerte mich an ein Gebilde, das mich schon vor Jahren beschäftigt hatte, mir dann aber wieder aus den Augen gekommen war. Eine erneute Vor- nahme zeigte, dass es unter anderen Eigenschaften auch eine Ver- allgemeinerung des Kathetensatzes ($b^2 = ap$) enthielt, die nicht ohne Interesse ist. Da es überdies seiner zahlreichen Zeichenproben wegen sich vielleicht auch fürs geometrische Zeichnen eignen dürfte, so ist vielleicht eine Veröffentlichung desselben gerechtfertigt; um so mehr, als es sich von den bisher bekannten Verallgemeinerungen dadurch unterscheidet, dass die Art seiner Einzelgebilde lediglich von α abhängt und es für $\alpha = 90^\circ$ in die Pyth. Figur übergeht.

Ist ABC ein Dreieck mit beliebigem α , so ist der um- beschriebene Kreis constant für alle Dreiecke mit α über BC. Es sei erlaubt, den Kreisbogen BAC mit K_α zu bezeichnen. Halbirt man Bogen BAC in M, beschreibt Kreis mit MB um M (K_{MB} um M) und errichtet auf BC Lothe in B und C, so schnei- den sie K_{MB} in B_1 und C_1 und BCC_1B_1 ist ein Rechteck; dieses sowohl als K_{MB} bleiben constant, wenn A auf K_α sich bewegt. In diesem Fall ändern sich AB und AC, während BC fest bleibt. Es sei erlaubt, diese als Grundlinie oder Basis und daher auch Rechteck BCC_1B_1 als Basisrechteck zu bezeichnen. Sein umschriebener Kreis (K_{MB}) fasst $\frac{\alpha}{2}$ über BC, sein Bogen könnte daher auch mit $K_{\frac{\alpha}{2}}$ be- zeichnet werden.

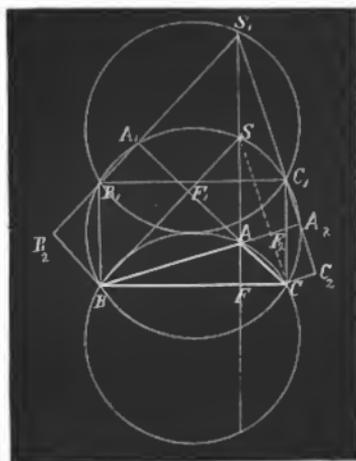


Verlängert man nun CA über A hinaus um AB nach A_1 , zieht durch B die Parallele zur CA_1 und errichtet auf dieser in A_1 das Loth, so schneidet dieses jene Parallele in B_2 und AA_1B_2B ist ein Trapez, dessen \angle bei A $= 2R - \alpha$ ist. In gleicher Weise ver-

längere BA über A um AC nach A_2 , mache $CC_2 \parallel BA_2$ und $A_2C_2 \perp BA_2$, so entsteht ein zweites Trapez mit \angle bei A = $2R - \alpha$. Diese beiden Trapeze, über den beweglichen Seiten des Dreiecks construirt, mögen Seitentrapeze ¹⁾ genannt werden. Sie hauptsächlich werden uns beschäftigen. Unter ihren 4 Seiten beansprucht diejenige, welche auf den 2 Parallelseiten senkrecht steht, ebenfalls einen besondern Namen: sie möge Lothseite heissen. In beiden Trapezen bleibt, wenn A auf K_x wandert, eine Ecke fest: die B oder C. Nun ergeben sich folgende

Eigenschaften:

1) $AA_1 = AB$, also $\angle BA_1A = \frac{\alpha}{2}$, also liegt A_1 auf K_2^α ; ebenso A_2 ; da auch $\angle ABA_1 = \frac{\alpha}{2} = \angle AA_2C$, so ist $A_2C \parallel A_1B$, also BCA_2A_1 ein gleichschenkliges Trapez. Da ferner $A_1A_2 = BC$,



($\triangle ABC \cong \triangle AA_1A_2$) so ist A_1A_2 Tangente an den Centralabstandskreis der BC (d. h. den um M mit dem Centralabstand der BC beschriebenen K).

Somit:

durchläuft A den K_x , so durchlaufen die Trapezecken A_1 und A_2 den entsprechenden Bogen K_2^α und A_1A_2 umhüllt den Centralabstandskreis der BC.

2) Da $\angle ABB_2 = \alpha$ (Wechselw.) und $\angle ABA_1 = \frac{\alpha}{2}$, so ist A_1B Mediane von $\angle ABB_2$; ebenso A_2C von $\angle ACC_2$. Somit $\triangle BB_2A_1 \sim \triangle CC_2A_2$ (weil $B_2BA_1 = C_2CA_2 = \frac{\alpha}{2}$) und da $\triangle BAA_1 \sim \triangle CAA_2$, so sind auch die Seitentrapeze ähnliche Figuren. Dieser Beweis ändert sich aber nicht, so lange α constant, so dass auch die für eine neue Lage von A auf K_x gezeichneten Trapeze diesen beiden ähnlich wären. Also:

1) Selbstverständlich machen solche der momentanen Bequemlichkeit dienende Namen keinen Anspruch auf dauernde Existenz.

durchläuft A seinen Bogen K_α , so entsteht eine Schar von unter sich ähnlichen Seitentrapezen, deren an der festen Ecke liegende Winkel von der zugehörigen Diagonale halbirt werden.

3) Da $\angle B_2BA_1 = \angle A_1BA_2 = \angle A_2CC_2 = \frac{\alpha}{2}$, so schneiden die Schenkel dieser 3 Winkel den K_2^α unter 3 gleichen Sehnen, und da $A_1A_2 = BC$, so ist auch jede der 2 anderen $= BC$. Die 4 Schnittpunkte bilden also ein gleichschenkliges Trapez, das für ein constantes α sich selbst congruent bleibt. Somit:

durchläuft A seinen Bogen K_α , so schneiden die Parallelseiten der Seitentrapeze den K_2^α nach congruenten gleichschenkligen Trapezen von je 3 gleichen Seiten, welche den Centralabstandskreis der BC umhüllen.

4) Da BC_1 Durchmesser und BA_2 Sehne in K_2^α , da ferner $C_2A_2 \perp BA_2$, so geht C_2A_2 durch C_1 ; ebenso geht B_2A_1 durch B_1 .

durchläuft A seinen Bogen K_α , so dreht sich jede Lothseite um eine Ecke des Basisrechtecks.

Zusatz: In diesem Fall durchläuft B_2 den K_{90} über BB_1 und C_2 den K_{90} über CC_1 .

5) C_2A_2 schneide FA in S_1 , dann $\triangle AS_1A_2 \sim \triangle ABF$, also

$$AS_1 : AA_2 = AB : AF; \text{ oder } AS_1 : AC = AA_1 : AF;$$

B_2A_1 schneide FA in Y, dann $\triangle AYA_1 \sim \triangle ACF$, also

$$AY : AC = AA_1 : AF.$$

Da diese Proportion in ihren letzten 3 Gliedern mit der vorigen übereinstimmt, so muss Y in S_1 fallen. Also:

durchläuft A seinen Bogen K_α , so bewegt sich der Schnittpunkt der 2 Lothseiten auf der Höhe der festen Seite BC.

6) Sind BF_1 und CF_2 die 2 andern Dreieckshöhen, S der Höhenschnitt, so ist $BF_1 \parallel B_2S_1 \perp CA_1$ und $CF_2 \parallel CS_1 \perp BA$ also $\angle BSC = \angle B_1S_1C_1 = 2R - \alpha$; und überdies $\triangle B_1S_1C_1 \cong \triangle BSC$. Man hat:

bewegt sich A auf seinem Bogen, so bewegt sich der Schnitt der 2 Lothseiten auf K durch M, C_1 und B_1 .

7) BF ist Projection der AB, die CF die der AC. Das Trapez BAS_1B_1 befindet sich oberhalb der Projection BF, Trapez CAS_1C_1 über CF. Diese 2 Trapeze mögen also Projectionstrapeze heissen. Ebenso möge der zwischen Ecke und Höhenschnitt liegende Abschnitt einer Dreieckshöhe der obere Abschnitt derselben genannt werden. Nun ist

$$\text{Parallelogramm } BSS_1B_1 : \triangle BSA = SS_1 : \frac{SA}{2}; \text{ also auch}$$

$$(\text{BSS}_1\text{B}_1 - \triangle BSA) : \triangle BSA = \left(SS_1 - \frac{SA}{2} \right) : \frac{SA}{2}; \text{ d. h.}$$

$$\text{Trapez } BAS_1B_1 : \triangle BSA = \left(SS_1 - \frac{SA}{2} \right) : \frac{SA}{2};$$

aus Rechteck $BF_1A_1B_2$ und $\triangle BF_1A$ findet sich durch dieselben Schlüsse

$$\text{Trapez } BAA_1B_2 : \triangle BF_1A = \left(F_1A_1 - \frac{F_1A}{2} \right) : \frac{F_1A}{2};$$

Nun aber ist $SF_1 \parallel S_1A_1 \perp F_1A_1$, daher auch

$$SS_1 : SA = F_1A_1 : FA, \text{ woraus } SS_1 : \frac{SA}{2} = F_1A_1 : \frac{FA}{2}, \text{ und}$$

$$\left(SS_1 - \frac{SA}{2} \right) : \frac{SA}{2} = \left(F_1A_1 - \frac{FA}{2} \right) : \frac{FA}{2}, \text{ woraus dann ferner}$$

$$\begin{aligned} \text{Trapez } BAA_1B_2 : \text{Trapez } BAS_1B_1 &= \triangle BF_1A : \triangle BSA \\ &= BF_1 : BS, \text{ d. h.} \end{aligned}$$

das Seitentrapez verhält sich zu seinem Projectionstrapez wie die von seiner festen Ecke ausgehende Höhe zu ihrem oberen Abschnitt.

Diese Relation, welche an Eleganz nichts zu wünschen übrig lässt, ist nun die Verallgemeinerung des Kathetensatzes. Denn für $\alpha = 90^\circ$ folgen:

- 1) Die von A und S_1 durchlaufenen Kreisbögen werden Halbkreise.
- 2) Das Basisrechteck wird Hypotenusenquadrat.
- 3) Die Seitentrapeze werden Quadrate über den Katheten.
- 4) Der obere Abschnitt wird gleich seiner Höhe.
- 5) Das Projectionstrapez wird ein Parallelogramm, das flächengleich ist dem aus BB_1 und BF construirten Rechteck.

Construirt man die Figur in der Einleitung für $\alpha = 90^\circ$, so lässt sich an ihr der Pythagoräer unmittelbar durch Flächenvergleichung ableiten.

Selbstverständlich gelten sämtliche Relationen auch für ein

stumpfwinkliges Dreieck, wofern nur α constant bleibt. Auch könnten die Seitentrapeze einwärts gelegt werden, wenn man AC auf AB gegen B und AB auf AC über C hinaus abtragen würde. Das Basisrechteck ist aber dann um den Halbirungspunkt desjenigen Bogens zu construiren, der den Bogen BAC supplementirt.

Calw, Dezember 1881.

Hertter.

LVII. Aus Tibull III, 3.

(Schulausgabe von Schulze Nro. IX, S. 13.)

Quid prodest caelum votis implesse, Neaera,
 Blandaue cum multa tura dedisse prece,
 Non ut marmorei prodirem e limine tecti,
 Insignis clara conspicuusque demo,
 Aut ut multa mei renovarent jugera tauri
 Et magnas messes terra benigna daret,
 Sed tecum ut longae sociarem gaudia vitae
 Inque tuo caderet nostra senecta sinu,
 Tum cum permense defunctus tempore lucis
 Nudus Lethaea cogerer ire rate?
 Nam grave quid prodest pondus mihi divitis auri,
 Arvaue si findant pinguis mille boves?
 Et quae praeterea populus miratur? in illis
 Invidia est: falso plurima volgas amat.
 Non opibus mentes hominum curaque levantur,
 Nam Fortuna sua tempora lege regit.
 Sit mihi paupertas tecum jocunda, Neaera!
 At sine te regum munera nulla volo.

A n Neära.

Wohl stürmt' den Himmel ich mit Flehen
 Und Weihrauchwolken ohne Zahl,
 Nicht um auf Marmor stolz zu gehen,
 Im hellbeglänzten Spiegelsaal;

Dass Eb'nen mir die Stiere pflügen?
 Die Erde reiche Ernten schenkt?
 Nein! — um an Deiner Brust zu liegen,
 Wann sich mein Haupt im Tode senkt;
 Wann ich die Lust des langen Lebens
 An Deiner Seite durchgenoss;
 Am Ende meines Erdenstrebens
 Nackt fahre hin in Charons Floss.
 Was soll des Goldes schwere Fülle,
 Was tausend Stier' auf fettem Land?
 Das alles ist des Neides Hülle,
 Es staunt das Volk mit Unverstand.
 Kein Gold entlastet Dir die Seele,
 Kein Glück macht Dich den Göttern gleich —
 Ob auch bei Dir mir alles fehle,
 An Deiner Seite bin ich reich.
 Wenn ich an Deiner Brust mich sehe
 Ist mir die Armut nimmer schwer;
 Doch geb' ich Deine holde Nähe
 Für keine Königskrone her.

Geislingen.

Professor Ludwig.

LVIII. Bemerkungen zur Bacmeister'schen Übersetzung der Germania.

Die genannte Übersetzung, welche neuestens in zweiter Auflage erschien (bei Paul Neff, Stuttgart 1881) ist bekanntlich nach ganz andern Grundsätzen gearbeitet, als verschiedene frühere Tacitus-Übersetzungen, bei welchen das Harte und Schwerfällige eines nachgeahmten Tacite'schen Stils den modernen deutschen Leser mehr abschreckt, als anzieht. Im Gegensatz gegen diese letzteren liest sie sich leicht und angenehm. Sie folgt im Allgemeinen den Spuren der Holzer'schen Sallust-Übersetzung, indem sie den alten Schriftsteller durchaus in das Gewand einer modernen deutschen Darstellung kleidet. Sie bewegt denselben, um mit Schleiermacher's

Abhandlung über die Methoden des Übersetzens zu reden, — ganz und gar dem heutigen deutschen Leser entgegen, und lässt kaum noch errathen, aus welchem lateinischen Schriftsteller die Gedanken in's Deutsche übertragen sind.

Insofern könnte jeder neue Versuch einer fließenden deutschen Übersetzung dieser Tacite'schen Schrift — wovon kürzlich diese Blätter eine Probe mitgetheilt haben — als etwas Überflüssiges erscheinen. Man könnte fragen: Was will der gebildete Leser weiter begehren, als dass ihm auf diese Art jeder Anstoss bei der Lectüre alter Classiker aus dem Wege geräumt, und dieselbe ihm so angenehm als möglich gemacht werde?

Nichtsdestoweniger will es mir scheinen, als ob man auf diesem Wege auch zu weit gehen, und zu einem Extrem des Modernen gelangen könnte, das ebensowenig innere Berechtigung hätte, als jene frühere Nachbildung des alten Originals. Vielmehr liegt wohl auch hier das Richtige in der Mitte. Wofern nur Verstösse gegen gut deutschen Ausdruck und Satzform ferne gehalten werden, so darf, meine ich, im Übrigen der deutsche Leser wohl das Gefühl haben, dass hier ein anderer rede, als ein moderner Schriftsteller. Ich halte es für einen Fehler, wenn das Moderne sich zu sehr in den Vordergrund drängt, — wenn man einen Tacitus eben so reden lässt, wie einen Journalisten oder Novellenschreiber von heute. Dabei lässt sich ohnediess die Gefahr einer Übertreibung oder auch nach Umständen einer Abschwächung der Gedanken des alten Schriftstellers kaum vermeiden. Endlich sind auch keineswegs alle Redensarten und Ausdrücke, denen man heutzutage in Büchern oder Zeitungen öfters begegnet, deshalb gut deutsch; vielmehr ist bei manchen derselben noch zweifelhaft, ob sie sich im deutschen Stil behaupten werden.

Schon aus diesem Grunde dürfte eine gewisse Enthaltbarkeit bezüglich des Gebrauchs moderner Ausdrücke und Wendungen sich empfehlen, und sollten dieselben jedenfalls nur nach sorgfältiger Prüfung angewendet werden. Insbesondere aber sollte die Genauigkeit in der Wiedergabe der Gedanken des alten Schriftstellers niemals hintan gesetzt, und etwa einer neueren Redeweise zum Opfer gebracht werden. Die Forderung dieser Genauigkeit bleibt ja doch immer die erste, auf deren Erfüllung der Schriftsteller selbst, wie der heutige Leser Anspruch hat. Dieselbe wird aber leicht ver-

nachlässigt, wenn man darauf ausgeht, den alten Schriftsteller möglichst modern, oder wohl auch pikant und geistreich reden zu lassen.

Überhaupt aber dürften gewisse eigenthümliche Vorzüge der Redeweise alter Classiker gar wohl auch unserem jetzigen Geschlecht immer wieder vor Augen gebracht, und allen denjenigen, welche nicht im Stande sind, jene Schriftsteller im Urtext zu lesen, wenigstens durch gute Übersetzungen fühlbar gemacht werden. Es könnte diess zum mindesten dazu beitragen, unsere moderne Redeweise vor mancherlei Abwegen und Verirrungen zu bewahren.

Die alten Classiker drücken sich vielfach concreter, anschaulicher, plastischer aus, was allerdings schon in ihrer Sprache als solcher begründet ist. Es ist nun einmal eine unläugbare Thatsache, dass alles menschliche Denken und Sprechen am Sinnlichen und Sichtbaren sich heranbildet und aufwächst, obschon der logische Geist es ist, der dieses Wachsthum regiert und lenkt. Diesem Ursprung stehen die Sprachen der alten Völker natürlicherweise näher, als die unsern; ihre Begriffswörter haben meistens nachweisbar zunächst eine sinnliche Bedeutung, die erst in zweiter Linie auf das Nichtsinnliche übertragen wird. Darin liegt allerdings für die Alten eine gewisse Schranke; aber es ist auch ein Vorzug damit verbunden. Ihre Redeweise ist, wie gesagt, vielfach concreter, anschaulicher, plastischer, und hat ebendadurch etwas Frischeres und Jugendlicheres, ja oftmals etwas Poetischeres an sich. — Dieser Vorzug sollte durch eine Übersetzung nicht verdeckt werden. Der gut deutsche Sprachgebrauch wird immerhin da und dort eine andere Wendung, eine andere Art des Ausdrucks, gebieterisch verlangen, und er soll nicht verletzt werden. Aber innerhalb der dadurch gezogenen Schranken liegt doch immer noch ein weiter Spielraum, und hier die Redeweise der Alten zu ihrem Rechte kommen zu lassen, halte ich für keinen Fehler, sondern im Gegentheil für etwas, das wir ebenso dem alten Schriftsteller, wie dem deutschen Leser schuldig sind.

Dazu kommt aber noch ein Zweites, was die Darstellungsweise der alten Classiker auszeichnet, und woran wir heutzutage wohl auch lernen dürften. Es ist das Einfache, Natürliche und Unge-suchte dieser Darstellung. Sie geht meistens ohne viel Umschweife, auf dem geradesten und kürzesten Weg, auf ihr Ziel los, und trifft dann nur desto gewisser den Nagel auf den Kopf. Woher käme es auch sonst, dass wir so gerne noch bis auf den heutigen Tag

ihres einfachen aber treffenden Ausdrucks für diesen oder jenen Gedanken uns bedienen, wenn wir denselben klar und prägnant aussprechen wollen? Auch in dieser Beziehung also dürften wir uns wohl noch die Alten zum Muster nehmen. Es wäre kein Schade, wenn der Sinn für eine einfache und natürliche, dabei aber gleichwohl kräftige und kernhafte Darstellung auf diesem Wege bei uns genährt und befördert, dagegen das Gesuchte und Phrasenhafte, das Echauffirte oder Geistreichthuende mancher neueren Darsteller zu recht gewiesen würde.

Es kann nun nicht meine Absicht sein, von diesen Gesichtspunkten aus die Bacmeister'sche Übersetzung vollständig zu recensiren. Dazu würde ohne diess auch eine Würdigung der mancherlei Vorzüge und Lichtseiten dieser Übersetzung gehören, welche ich keineswegs verkenne. Aber an ein par Beispielen gleich aus den ersten Capiteln möchte ich doch noch deutlicher zu machen suchen, welcher Art das sei, was ich bei ihr vermisste, beziehungsweise, worin sie mir zu weit zu gehen scheint.

Cap. 1 gleich zu Anfang übersetzt B. die Worte *mutuo metu* = durch das gegenseitige Bewusstsein gefährlicher Nachbarschaft; dem Sinne nach natürlich richtig; aber abgesehen davon, dass eine solche Übersetzung mehr einer Umschreibung gleicht, — enthalten die Worte eine Art Abschwächung oder Euphemismus, zu welchem kein genügender Grund vorliegt. Unser heutiges Gefühl mag sich dagegen auflehnen, dass auch Völkern „Furcht“ zugeschrieben werden soll; aber der alte Schriftsteller hat noch die Naivität, der Sache auf den Grund zu gehen und das Kind beim rechten Namen zu nennen. Denn wo man Gefahr sieht bei feindlichem Zusammenstoss, und desswegen auseinanderbleibt, da ist doch eben „Furcht“.

Umgekehrt erhält am Schlusse des zweiten Satzes das einfache: *quos bellum aperuit*, durch die Übersetzung: „zu welchen der Krieg uns die Bahn erschlossen hat“ eine Verstärkung, welche durch den Zusammenhang nicht begründet zu sein scheint. Denn es ist einfach davon die Rede, dass man von dem Dasein dieser Könige und Völkerschaften erst neuerdings Kenntniss erlangt habe (*cognitis nuper*), und nun setzt der Schriftsteller hinzu, aus welchem Anlass das geschehen sei. Man kann hier also füglich bei der nächsten Bedeutung von *aperire* = zum Vorschein bringen, offenbaren, stehen

bleiben, was dann freilich weniger pompös lautet, aber dem Sinn des Schriftstellers wohl mehr entspricht.

Ebenso liegt in der Übersetzung von *erumpat* am Schlusse des Capitels = „die Donau stürzt sich in das pontische Meer“, eine, wie mir scheint, unnöthige Verstärkung des lateinischen Ausdrucks. Das *erumpit* = bricht hervor, bezeichnet hinreichend den Gegensatz gegen das beim Rhein gebrauchte *miscetur oceano*, was einen sanfteren, fast unmerklichen Übergang in's Meer ausdrückt. —

Das 2. Capitel der Bacmeister'schen Übersetzung bietet sodann auch Beispiele davon, wie man beim Streben nach einem leichten Redefluss und modernen Ausdruck leicht auch in Ungenauigkeiten fallen kann, bei denen nicht alle Gedanken, welche der Text darbietet, zu ihrem Rechte kommen. Den ersten Hauptsatz dieses Capitels *ipsos Germanos mixtos* übersetzt B. so: „die Germanen möchte ich für die ureingebornen Bewohner dieses Landes halten, für ein Volk, das sich wohl kaum mit später zugezogenen fremden Rassen versippt hat.“ Mir scheint, dieser Satz könne viel einfacher und zugleich genauer übersetzt werden ohne alle Verletzung deutschen Ausdrucks und Redeflusses. Zunächst hätte schon das *que* in *minimeque* nicht unberücksichtigt bleiben sollen. Es verbindet zwei Gedanken mit einander, welche einander keineswegs decken, wovon nicht der eine eine blosser Erläuterung des andern ist, sondern der Schriftsteller fügt zu dem Gedanken, dass die Germanen Ureinwohner des Landes seien, den weiteren hinzu, dass sie auch später nicht mit andern Völkern sich vermischt haben. Auch ist das *minime* mit dem deutschen: „wohl kaum“ zu schwach ausgedrückt. — Noch mehr aber vermisse ich einen entsprechenden Ausdruck für die unterschiedenen Begriffe *adventibus et hospitibus*, welche der sonst so wortkarge Schriftsteller doch wohl nicht einer blossen Häufung zu lieb aneinandergereiht hat. Die *adventus aliarum gentium* können unwillkommene, ungefragte, mit Gewaltthat verbundene Einwanderungen sein, die *hospitia* bedeuten gastliche Aufnahmen, welche bedrängten Völkerschaften auf ihr Bitten gewährt werden konnten. — Endlich klingen mir aber auch die Ausdrücke: „mit fremden Rassen versippt“ zu modern und gesucht für den alten Schriftsteller.

Eine ähnliche Ungenauigkeit begegnet uns im zweiten Hauptsatz des ersten Capitels, bei der Beschreibung des germ. Landes. Die Worte *informem terris, asperam coelo, tristem cultu aspectuque*

übersetzt B.: „diese wüsten Landschaften, unter rauhem Himmel, culturlos, düster, unheimlich für jeden u. s. w.“ Die Verstärkung des unschön in „wüst“ mag noch hingehen, wenn auch verschiedenes sich dagegen einwenden liesse; aber die Aneinanderreihung der Worte „culturlos, düster, unheimlich“ ist mir kein Aequivalent für die Worte: *tristem cultu aspectuque*. Der Schriftsteller will mit denselben offenbar den zweifachen Eindruck bezeichnen, den 1) das Unschöne der Landschaften und 2) das raue Klima machen müsse. Das letztere ist traurig für den, der das Land bauen und sich davon nähren soll, weil es wenig Früchte verspricht; das erstere gewährt schon einen trübseligen Anblick im Gegensatz gegen die schöneren, mannigfaltigen Formen anderer Länder (Italiens, Griechenlands). So ist die Architectonik des Tacite'schen Satzes durchaus symmetrisch und beziehungsreich, was eine Übersetzung nicht verdecken sollte, und indem man sich näher an die lateinischen Worte hält, ergeben sich zugleich bestimmtere und deutlichere Vorstellungen, als durch die Häufung jener modernen Abstracta.

Kannstatt.

Krauss.

LIX. Verbesserungen zum „Regeln- und Wörterverzeichnis

für die deutsche Rechtschreibung.“

In der elften Auflage der Schrift „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den württ. Schulanstalten“ lautet jetzt § 2, 6 am Ende:

„. . . hervortreten lassen, und deren hauptwörtlicher Bestandtheil auch dann klein zu schreiben ist, wenn er hinter das Zeitwort tritt, z. B. findet statt.“

§ 4 beginnt: „das Zeichen ie steht etc.“

§ 20 lautet: „7. der \mathfrak{S} -Laut.

1. Der \mathfrak{S} -Laut wird bezeichnet entweder mit \mathfrak{S} (f) oder mit \mathfrak{s} oder mit $\mathfrak{ß}$ oder mit \mathfrak{ff} .

2. \mathfrak{f} steht

a) überall im Anlaut etc.“

[Der zweite Absatz in 1: „das Zeichen des weichen etc.“

fällt somit weg.]

Hienach sollten die älteren Auflagen abgeändert werden.

LX. Literarischer Bericht.

Lesemaschine von Baisch-Elsässer. Preis für eine Maschine mit 10 Buchstabenstreifen 45 M., für eine solche von 6 Streifen 30 M. Bestellungen erfolgen bei Schullehrer Baisch in Fellbach (Württemberg.)

Das Wesentliche derselben besteht kurz in folgendem. In einem Kasten laufen in vertikaler Richtung von einer Rolle zur andern 10, bez. 6 ca. 70 mm. breite Papierstreifen in der Weise, dass sie nach Öffnung eines Schiebers an der Vorderseite in einem wagrechten Felde genau neben einander sichtbar werden. Da diese Streifen in passenden Abständen die methodisch geordneten Buchstaben enthalten und jeder der Streifen sich mittelst einer Kurbel beliebig auf- und abrollen lässt, so wird sogleich klar, dass sich ebensowohl einzelne Laute, als Silben und Wörter bis zu 10, bez. 6 Buchstaben vorführen lassen. Diese Lesestreifen enthalten einen fast unbegrenzten Lesestoff, der in seiner Reichhaltigkeit alle Lesetabellen überflüssig macht. Dabei ist für die Kleinen wichtig, dass sich immer nur das augenblicklich zu Übende dem Kindesauge zeigt, und zwar sind die Buchstaben gegen 12 cm. hoch und 15 mm. breit, so dass sie in den grössten Schulen überall gut gesehen werden können. Der erste Streifen links zeigt die grossen Buchstaben, damit sich Hauptwörter vorführen lassen. Die Maschine ist dazu bestimmt, die Schwierigkeiten der ersten gemeinsamen Leseübungen überwinden zu helfen; das Satzlesen bleibt natürlich dem Lesebuche vorbehalten.

Die obengenannten Papierstreifen enthalten aber neben den Buchstaben auch die Ziffern, so dass sich die einfachsten Zähl- und Rechenoperationen vornehmen lassen, das Zahlenlesen bis zu 10 Stellen und mittelst eines verstellbaren Pflöckchens als Komma auch das Lesen der Dezimalbrüche geübt werden kann.

Durch Vereinigung des Schulmanns mit dem Mechaniker hat sich die Maschine und ihre Handhabung äusserst einfach gestaltet, und der eigentliche Mechanismus kann in keiner Weise den Dienst versagen, so dass nicht zu befürchten steht, dieselbe werde nach einigen Jahren unbrauchbar geworden in einer Ecke des Schulzimmers zur Ruhe gestellt werden.

Dass die Lesestreifen nur die deutsche Druckschrift enthalten, nicht auch die lateinische — was den Preis erhöht und die Einfachheit beeinträchtigt hätte — wird wohl kaum als Mangel empfunden werden; denn erfahrungsgemäss wird nach Einübung der deutschen Druckschrift derjenigen der lateinischen verhältnissmässig nur wenig Zeit gewidmet.

Übrigens sollte es bald möglich werden, den sich dafür interessirenden Lehrern wenigstens in der Hauptstadt ein Exemplar zu weiterer Besichtigung und Begutachtung aufstellen zu können.

Stuttgart.

Bross.

Im Selbstverlag des Verfassers ist erschienen:

Deutsches Rechtschreib- und Aufsatzbuch nebst sprachl. Übungen, in 4 stufenmässig geordneten Kursen, bearbeitet von Ludwig Vöhringer, Kollaborator an der Realanstalt in Göppingen.

Preis: Kurs I und II, 56 und 64 Seiten stark, einzeln je 35 Pfg., in Partien 30 Pfg.; Kurs III und IV, 77 und 80 Seiten stark, einzeln je 45 Pfg., in Partien 40 Pfg. Die Hefte sind in starkem Umschlag gut broschirt.

Besondere Verkaufsstellen: Göppingen: E. Herwig, Buchhandlung; Reutlingen: J. Kocher, Buchhandlung; Tübingen: L. Fr. Fues'sche Buchhandlung; Ulm: L. Frey, Buchhandlung; Ravensburg: Dorn'sche Buchhandlung; Stuttgart: J. B. Metzler, Sortimentsbuchhdlg.; Heilbronn: A. Scheurlen, Sortimentsbuchhandlung.

„Es muss durchs Aug' hinein!“ Diesem Grundsatz gemäss ist dieses Werkchen für die Hand der Schüler bearbeitet und durch billigen Preis auch den ärmeren derselben zugänglich gemacht worden. Es ist in erster Linie ein Rechtschreibbuch mit 1) Regeln und Wörtern, 2) Übungssätzen, 3) Diktaten. Letztere, c. 140 im Ganzen, fast durchgängig Originale, bilden zugleich Musterstücke für den Aufsatz und sind mit Dispositionen und Aufgaben versehen.

Es ist zu hoffen, dass dieses Buch das Rechtschreiben wesentlich fördern und dem Lehrer die Arbeit erleichtere. Gewiss wird es vielen der Herren Kollegen eine willkommene Gabe sein.

Dr. R. Kapff, Studienkalender. Nürtingen, Selbstverlag des Verfassers.

Wenn wir die verschiedenen, unter unsern Schülern cursirenden Kalender, Mentor u. s. w. betrachten, so finden wir da diverse geographische, geschichtliche, literarische Angaben, welche überall besser zu finden sind. Dem gegenüber ist es erfreulich, dass wir hiemit auf einen Kalender hinweisen können, der etwas eminent Praktisches bietet und damit Eleganz und Dauerhaftigkeit für mehrere Jahre und billigen Preis verbindet. Wir meinen: Dr. R. Kapff, Studienkalender. Derselbe ist im Selbstverlage des Verfassers in 4, bez. 8 Ausgaben erschienen. Er bietet in seiner vollständigsten Ausgabe folgendes: Übersichtstafel über Mass, Gewicht und Geld der Griechen und Römer mit Reduktion gedrängt und übersichtlich; röm. Kalendertafel vollständiger und übersichtlicher als die gewöhnliche, fasslichen Text dazu; Anweisung zur Umrechnung der Jahre Roms und der Olympiadenjahre. Auf Letztere machen wir besonders aufmerksam. Es erinnert

sich wohl mancher, wie schwer es wurde, die bezüglichen Anweisungen zu verwenden: hier haben wir eine neue sehr praktische Methode der Reduktion. Vollständig neu ist auch die Darstellung des Kalenders der französischen Republik. Darn folgen 5 christliche Kalender 1881—85, zwar sehr kurz (die Wochentage sind durch Buchstaben bezeichnet), doch dürfte sich ein halbwegs intelligenter Schüler rasch hineinlesen. Leider ist es hier passiert, dass ein Feiertag vergessen wurde, ein Übelstand, dem rasch abgeholfen werden kann. Indessen können wir die Besorgniss nicht unterdrücken, dass manchem Lehrer diese Kürzungen allzubedeutend erscheinen dürften; wir für unsere Person sehen im Hineinlesen in diesen verkürzten Kalender einen pädagogischen Gewinn. Solch pädagogisch verwendbare Vortheile lassen sich auch bei den Stundenplanformularen nachweisen. Den Schluss macht ein eingelegetes Heftchen ausgezeichneten linirten Papiers, welches stets erneuert werden kann. Gedruckt ist der Kalender auf doppelt und dreifach starkem farbigem Kartenpapier, gebunden in Leinwand mit Deckelpressung und schwarzem oder Goldtiteldruck. Bei den verschiedenen kleineren Ausgaben sind einzelne Abschnitte ausgelassen. Die Vortheile dieses Kalenders bestehen also darin, dass er auf 3, bez. 5 Jahre gültig ist, nur Praktisches bietet, und zwar Altes in neuer, besserer Form und Neues, dass er gefällig und dauerhaft und billig ausgestattet ist. Die Preise bewegen sich zwischen 45 Pfg. und 1 Mark 20 Pfg. Wir erlauben uns, den „Studienkalender“ nach bester Überzeugung warm zu empfehlen. Für eine neue Ausgabe rathen wir die Zahl der Ausgaben zu beschränken, insbesondere die kleinste ganz fallen zu lassen, den Kalender nur in wenigen Farben, die sich bewährt haben, herstellen zu lassen. Statt der Oesen wäre ein starkes Gummiband zu verwenden und starke Leinwandtasche beizugeben. Die grösste Ausgabe für Lehrer und Studirende dürfte Vermehrungen erfahren, als solche schlagen wir z. B. vor: Ostertafel, römischer Festkalender. Der griechische Kalender und Festkalender bietet freilich besondere Schwierigkeiten, doch wird es dem praktischen Verfasser, der alle Anerkennung verdient, wohl gelingen, auch diese zu überwinden.

H.

in St.

Hilfsbüchlein zu Holzers Übungsstücken. Erste Abtheilung. Stück 1—70, herausgegeben von Dr. O. Ruthardt, Oberpräzeptor in Ludwigsburg und Robert Böhm, Präzeptor in Hall, 2. verbesserte und vermehrte Auflage; Tübingen, Franz Fues 1881. 8°. 3 Bogen cart. 80 Pfg.

Obiges Hilfsbüchlein, für die Stufe der III. und IV. Klasse bestimmt, will dem Lehrer die zeitraubende Vorschreibearbeit ersparen, den Schülern eine fruchtbarere Vorbereitung auf die mündliche Behandlung ermöglichen. Diesem letzteren Zweck entspricht das Büchlein durch zahlreiche Verweisungen theils auf gelernte grammatische Regeln theils auf schon vorgekommene Beispiele, sowie durch zahlreiche glückliche Versuche, dem

Schüler die lateinische Ausdrucksweise durch Umformung der deutschen mundgerecht zu machen, und es kann dieses Büchlein namentlich um der in den Hausarbeiten unselbständigen und flüchtigeren Schüler willen, die doch schon ihrer Zahl wegen Berücksichtigung verdienen, mit Fug und Recht empfohlen werden.

Lehrbuch der Geschichte der alten Welt für höhere Schulen von E. Döring. Mit einem Vorwort von Dr. G. Kreyenberg, Direktor der höheren Töchterschule in Iserlohn. Frankfurt a. M. bei Moritz Diesterweg 1880.

Das Buch zerfällt in 2 Abtheilungen, deren erste die Geschichte der älteren orientalischen Völker (70 Seiten), sodann die Geschichte der Griechen enthält (71—235).

Die 2. Abtheilung behandelt auf 169 Seiten die Geschichte Roms bis zum Sturze des weströmischen Reichs durch Odoaker. Jedem Theile sind 2 Karten beigegeben, dem I. Theile eine Karte der alten Welt und eine solche von Griechenland und seinen asiatischen und thrakischen Kolonien, dem II. Theile eine Karte des römischen Weltreichs, sowie eine Karte von Italien. Der Preis ist sehr mässig. Für den I. Theil 2 Mark 20 Pfg.; für den II. Theil 1 Mark 80 Pfg.

Das Lehrbuch der Geschichte ist für höhere Schulen bearbeitet und — setze ich hinzu — für die Oberklassen dieser Schulen, etwa für die Klassen VIII—X von Gymnasien, Realschulen und höheren Mädchenschulen. Der Stoff ist sorgfältig ausgewählt, anziehend und übersichtlich gruppiert, die Sprache einfach, bestimmt und klar. Trotz der Reichhaltigkeit ist jede Überladung vermieden und zwar ist dies erreicht durch Verschiedenartigkeit des Drucks, der Wichtiges und Bedeutsames aus minder Wichtigem augenfällig hervorhebt. Die Präparation wird dadurch dem Schüler wesentlich erleichtert. Nur auf 3 Punkte sei mir gestattet, noch besonders hinzuweisen; sie werden dem Buch gewiss in weitem Kreise empfehlend zur Seite stehen:

1) Die Geschichte der älteren orientalischen Völker findet in demselben die ihr gebührende Berücksichtigung. Es ist dies nach den überraschenden Aufschlüssen, welche uns die assyrische und ägyptische Epigraphik lieferte, gewiss allseitig anzuerkennen.

2) Die Kultur- und Kunstgeschichte, das häusliche und öffentliche Leben, die Tracht, die Sitten und Gebräuche der Alten, ihre religiösen Anschauungen sind mit grosser Sorgfalt behandelt. In neuerer Zeit wird ja der Kultur- und Kunstgeschichte der Alten mit dem vollsten Rechte auf Mittel- wie auf Hochschulen die grösste Bedeutung beigemessen, Alterthumskunde sollen nicht nur die künftigen Philologen von Fach studiren, die gebildeten Frauen unseres Volks, die Schüler der oberen Klassen unserer Gymnasien und nicht minder die unserer Realschulen, die künftigen Baumeister und Künstler in noch höherem Masse als die künftigen Juristen,

Mediciner, Regiminalisten und Kameralisten sollen und müssen mit den unsterblichen Leistungen der alten Völker auf dem Gebiete des Geistes bekannt werden. Dies will E. Döring vermitteln. Darum hat er im ersten Theile der Geschichte der älteren orientalischen Völker, die ja im Wesentlichen doch nur Kulturgeschichte ist, derjenigen der Ägypter, der Inder, der Assyrier, Babylonier, Meder und Perser, der Phönizier und der Israeliten, ja sogar der Chinesen 70 Seiten eingeräumt. Darum hat er weitere 65 Seiten der Mythologie der Griechen und zum Schlusse noch einmal 30 Seiten den Leistungen der Griechen auf dem Gebiete der Architektur, der Plastik und Malerei, auf dem der Litteratur etc. eingeräumt. Es sind also im Ganzen mehr als $\frac{2}{3}$ des ganzen Inhalts der Alterthumskunde gewidmet. Annähernd in demselben Masse, wenn auch mit Recht nicht ganz so ausgiebig sind die verwandten Leistungen des römischen Volks gewerthet. Das Buch wird sich also zur Einführung in Oberklassen empfehlen, in denen der Alterthumskunde die ihr gebührende Stellung nicht länger mehr vorenthalten wird.

3) 138 gute Illustrationen aus dem Gebiete der Kunst und Mythologie, nach bekannten Meisterwerken gefertigt, kommen dem Unterricht zu Hilfe und werden neben dem von der Verlagsbuchhandlung niedrigst gestellten Preise nicht wenig dazu beitragen, die Einführung des Buchs zu fördern.

P.

Griechische Schulgrammatik nebst Lesebuch von Friedr. Beller-
mann. Leipzig, A. Felix 1880. 4 Mark 20 Pfg.

Es gewährt uns stets einen besonderen Genuss, in einer neuen oder uns wenigstens bis jetzt neuen Grammatik zu lesen, dort die Bestätigung von manchem Ausdrucke, der Fassung mancher Regel zu finden, auf welche wir selbst geführt wurden oder aber auch das Richtige für manche grammatische Erscheinung zu finden, für welche wir seither den adäquaten Ausdruck gesucht haben. Diesmal beschäftigt uns die „Griechische Schulgrammatik“ nebst Lesebuch von Friedrich Bellermann. Erster Theil, Grammatik, 4. Auflage. Leipzig, Verlag von Arthur Felix. Die Grammatik reicht in ihrer jetzigen Gestalt für alle Klassen eines Gymnasiums aus, indem auch §§. 544—642 über die Sprache der homerischen Gedichte hinzugekommen ist. Mit dem Register sind es 317 Seiten. Vor allem zieht uns der schöne, grosse und deutliche Druck des Griechischen an.

Für eine griechische Grammatik finden sich wenige Druckfehler und auch Unvollständigkeit mancher Buchstaben findet sich äusserst selten S. 3 Z. 14 v. u. Ἄιδης, am häufigsten noch ist υ unvollständig S. 44 Z. 6 v. u. S. 58. 61. 63. 93. 116.

S. 5 folgen zur Übung im Lesen eine Anzahl jambischer Verse, die nicht bezeichneten Ancipites sind kurz. Den Declinationsbeispielen sind weitere zahlreiche Substantive zum Memoriren in passender Weise beigegeben und die Bezeichnung der Quantität ist nicht vergessen. Die Angabe der Bedeutung wiederholt sich z. B. S. 11 von βασιλεία und βασιλεία. Ob es nöthig ist, neben den von Koch kurzweg ausgelassenen Worten: ἀφύη,

ἐτησίᾳ und χροΐστης, welche auch Bäumlein anführt, noch γλοΰνης anzugeben, bezweifeln wir. Übrigens findet es sich auch bei Kühner. S. 15. Abweichung einiger Pronominaladjective: hier wird sofort die Bedeutung von αὐτός, sowie seine Stellung vorgetragen. S. 16. §§. 39. 40 wird das Nöthigste über Stellung der Adjective und des Artikels gegeben, während diese Lehre nach andern Grammatiken erst erwähnt wird, nachdem sie längst in zahllosen Beispielen geübt ist. Von Wiederholungen ist das Buch nicht ganz freizusprechen. S. 18 wird ἡ μὲν auf 75 M berechnet, Dr. Kapff, Studienkalender S. 2 78,5875 M. Besonders ansprechend finden wir die Lehre vom Vocativ, Dativ Plur. und Accusativ Sing. Nicht selten werden grammatische Erscheinungen und Ausnahmen in passender Weise begründet. §§. 106—111 gibt die Genusregeln und es werden „der vollständigen Zusammenstellung wegen auch poetische Wörter mitaufgeführt“. S. 42 erscheint die Diastole ὄ'τ'.

Der Unterschied von ὄδε und οὗτος wird durch ein Beispiel klar gemacht. S. 46 §. 127 schreibe „9 Einer“ statt „6 Einer“. S. 51 Z. 4 v. o. schreibe ich „Consonanten“ statt „Buchstaben“. S. 51 §. 135 Anm. wiederholt sich auf S. 55 §. 151. „mir ist zu Hilfe gekommen worden“ S. 53 §. 142 ist mir ein unerträglicher Ausdruck. §. 137 wiederholt sich in §. 153. Dass S. 66 gesagt ist, πρὸ bleibe stets unverändert, behagt uns nicht. S. 67 2) fehlt ein Beispiel, wie συλλαμβάνω. §. 175 bezeichnet den durch Contraction entstandenen Laut als „Mischlaut“. §. 177 ist zu bedauern, dass αἶν in αἶν contrahirt wird und zwar wird dies ausdrücklich betont, sofern bemerkt wird, dass hier kein ε subscr. eintrete; den gleichen Tadel verdient §. 179 mit ὄειν in οὖν, was auch zweimal gebracht wird. S. 80 ist das η von ἔρα herabverschoben. S. 84 Z. 15 v. u. schreibe ā. S. 89 Z. 7 v. o. nach etc. kosten setze ein Komma. S. 115 ist α in ἀμολάουσαι unvollständig. Mit Freuden begrüßten wir im Anhang zur Flexionslehre §. 250 die Inclination mit ihren Beispielen und passender, ausführlicher Behandlung. Jedermann weiss, wie viele Fehler gegen die Inclinationsregeln den Corrector ärgern. S. 132 Z. 4 v. o. schreibe κερωρηκώς statt κερωρηκώς. Wir halten die Bellermannsche Grammatik für ein ganz passendes Buch, das seinem Zwecke entspricht. Auf die Syntax und das Lesebuch, fünfte Auflage (S. 1—116 Erklärung der in dem Lesebuch und im ersten Buche von Xenophons Anabasis vorkommenden Wörter. S. 117 bis 166) kommen wir wohl späterhin zu sprechen.

Stuttgart.

J. Hochstetter, Präzeptor a. D.

Grundzüge der Neuhochdeutschen Grammatik für höhere Bildungsanstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete von Fr. Bauer, 18. Aufl., bearbeitet von Dr. K. Duden. Nördlingen, Beck, 1881. Preis 2 Mark.

Ein Buch, das seine 18 Auflagen erlebt, bedarf wohl keiner anderweitigen Empfehlung mehr. Es muss in Wahrheit „einem gefühlten Bedürf-

nisse entgegenkommen“ und durch seinen inneren Werth, seine selbsteigene Erscheinung sich auszeichnen. Wir möchten auch nur einfach auf sein Wiedererscheinen aufmerksam machen und in bescheidener, wohlmeinender Weise einige Bemerkungen in Form besonderer Wünsche dabei aussprechen. Unter letzteren heben wir vorerst nur folgende hervor:

S. 37. Selbst ein durch Rückert gebrauchtes „ein thöricht Mann“ darf nicht empfohlen werden, denn die Abwerfung der Adjectivendungen ist nur vor sächlichen Hauptwörtern gestattet, als: „ein liebend Weib, ein blutig Schwert“.

S. 38 und 130. Mit voller Übereinstimmung begrüßten wir die Regel, die der Verfasser, mit J. Grimm, dahin feststellt, dass die starke Deklination des artikelfreien Adjectivs beibehalten werden möchte, also: gutes Muths, träges Herzens, süßes Weines, statt: guten Muths, trägen Herzens, süßen Weines. Da er dies namentlich in der gehobenen Sprache verlangt, bedauern wir, dass sich der Verfasser diese Regel selbst nicht zur Aufgabe machte.

Die Declinationstafel des persönlichen Fürworts liesse sich auch ohne die Spaltung in geschlechtige und ungeschlechtige in übersichtlicher Einfachheit darstellen und es könnte das reflexive „sich“ dem Dativ und Acc. der 3. Person in Parenthese beigeschlossen werden.

S. 45. An dem Genitiv des fragenden Fürworts wess? (statt wessen?) möchten wir Süddeutsche doch in richtigerer Weise festhalten; mit dem „wes“ könnten wir uns schwerlich befreunden.

S. 46. Die Zusammenziehung der Adverbialpronomina damit, dadurch, dabei u. s. w. ist unseres Erachtens doch immer nur dann giltig, wenn sich dieselben auf ein unbestimmtes Subject, auf ganze Sätze und vorzugsweise auf deren Prädikat beziehen, sonst aber findet die Trennung statt; also: er hat sich mit dem Schwerte vertheidigt und **damit** hat er sich das Leben gerettet; aber: er hat sich mit dem Schwerte vertheidigt, **mit dem** (welchem) er stets begleitet war.

S. 66. Wenn wir uns der (preussisch-bayrischen) Orthographie des Verfassers auch recht gerne anschliessen möchten, so müssten wir im einzelnen doch einige Vorbehalte machen und die aus den romanischen Sprachen aufgenommenen Verbalendungen **iren** nicht mit **ie**, sondern mit einfachem **i** schreiben, ausgenommen die bekannten vier: regieren, spazieren, barbieren, einquartieren; ja gerne würden wir auch hier auf das **e** verzichten.

S. 127. In dem Satze: das Verbum muss mit dem Subjekte in Person und Zahl **congruieren**, würden wir dem fremden congruiren das deutsche Wort „übereinstimmen“ vorziehen, schon auch darum, weil von einer eigentlichen Congruenz doch nicht die Rede sein kann.

S. 130, 2. Auch wenn durch „ihr“ gedeckt, bleibt das Adjectiv in „liebe Freunde“ schwach und das „lieben Freunde“ Schillers ist als Licenz anzusehen.

S. 131 wäre die Regel etwa so zu fassen: alle unbestimmten Fürwörter verlangen die starke Form des nachfolgenden Adjectivs, mit Ausnahme der-

jenigen, die den bestimmten Artikel ersetzen; also: alle bösen Menschen, aber: einige böse Menschen; im Genitiv der Mehrzahl kann jedoch des Wohlklangs wegen auch die schwache Form eintreten; also statt: einiger und mancher tapferer Soldaten, auch: einiger und mancher tapferen Soldaten. Ferner: Auch nach den persönlichen Fürwörtern steht das Adjectiv in der starken Form; also: ich armer Mann, wir arme Sünder; und nur wenn das Hauptwort auf e endigt, kann des Wohllauts wegen auch die schwache Form gebraucht werden; also: wir armen Leute. (Zeile 24 v. o. wird es zur Erhärtung der Regel Kinder statt Kindern heissen müssen.)

Aus Vorstehendem leuchtet schon hervor, dass der Verfasser seine Regeln nicht gar zu apodiktisch ausspricht, sondern auch dem Volksthümlichen und dem Herkommen sein Recht nicht verkümmert haben will. In dieser milden, zugleich überall ansprechenden und allgemein verständlichen Weise ist das ganze Werk angelegt, so dass es nicht nur an höheren Unterrichtsanstalten, sondern auch zum Privatstudium mit entschiedenem Vortheil zu verwenden ist. Auch ist das Studium derselben kein gar mühsames, denn auf nur 200 Seiten behandelt das Buch bei aller Gründlichkeit die ganze Laut- und Flexionslehre, dann die Lehre von der Wortbildung, bei welcher wir höchst schätzenswerthe Beiträge zur Geschichte und Entwicklung unserer heutigen deutschen Sprache gewinnen, und endlich die Lehre von der Syntax. Angefügt ist noch eine Rechtschreiblehre, die sich die preussisch-bayrische Orthographie aneignet und so die langgewünschte und unstrittene einfachere Schreibweise anbahnt, die, mit wenigen Ausnahmen, wohl zur allgemeinen Einführung im gesammten deutschen Reiche gelangen dürfte. Manchem Lehrer und Schulpfleger wird auch der einleitende Vorschlag zu einem Lehrplane des deutschen Sprachunterrichts willkommen sein, denn wir lernen dadurch die Absicht kennen, wie der Verfasser den ganzen Stoff für die verschiedenen Altersstufen vertheilt wissen möchte. Auch denen, die ausserhalb der Schule stehen, wird das Buch dazu dienen, Liebe und Verständniss für unsere Muttersprache zu gewinnen, und, wenn dieser Geist erst überall zum Durchbruche gelangt, wird er die sicherste Stütze werden für das geeinte ganze deutsche Vaterland.

Th. B.

The Vicar of Wakefield, by Oliver Goldsmith. Herausgegeben und erläutert von R. Wilke, Leipzig, Teubner 1878.

Eine ausführliche, aus Quellen geschöpfte Biographie Goldsmith's, welche man lesen muss, um den Vicar recht zu verstehen, die aber auch lesenswerth ist, geht der Erzählung voran. Diese selbst, nach Masson's Ausgabe bearbeitet, ist zu Anfang reichlich mit grammatischen Erläuterungen ausgestattet, in späteren Capiteln sind sie mehr antiquarischen, etymologischen und sachlichen Inhalts, und tragen viel zum Verständniss des Buches bei. Der Anhang, zwei Bogen umfassend, enthält einige Gedichte aus schwer zu erlangenden Werken, da keine Ausgabe sämmtlicher Werke Goldsmith's existirt. Am Schluss findet sich eine Vergleichung des Masson'schen Textes

mit andern Ausgaben des Vicars. Nach seiner sorgfältigen Bearbeitung eignet sich das Buch trefflich zum Schulgebrauch und zur Privatlectüre.

Die Bibel, ihr Inhalt und geschichtlicher Boden. Ein Leitfaden für höhere Lehranstalten von Dr. Paul Mehlhorn. Leipzig, R. Jenne. 1877. 75 Pfg.

63 Seiten Text und 2 Zeittafeln. — Der vorliegende Leitfaden ist aus der Schule hervorgegangen und will das zeitraubende und ermüdende Diktiren unnöthig machen. Möglichste Knappheit, Klarheit und Übersichtlichkeit sind in formeller, strenge Einhaltung eines geschichtlichen Entwicklungsganges und besonnene, aber unbefangene Benutzung der Ergebnisse der neueren Bibelforschung in sachlicher Beziehung die leitenden Grundsätze des Verfassers. Besonders hervorzuheben ist, dass er seine eigenen Resultate mit den betreffenden Beweisstellen der heiligen Schrift gibt. Zum Selbststudium ist das Buch nicht bestimmt, sondern es ist der ausführende Vortrag des Lehrers beim Gebrauche desselben erforderlich; es verlangt also einen Lehrer, der durch eigenes Studium des Stoffes Meister geworden und zu ähnlichen Resultaten, wie der Verfasser gekommen ist, und in der Hand eines solchen wird es ein ganz geeignetes Lehrmittel für den Religionsunterricht in obren Klassen sein.

Lehrbuch der Erdkunde, vornehmlich für Gymnasien. Von Dr. C. Volz, Direktor des Gymnasiums zu Potsdam. Mit 114 Holzschnitten. Leipzig, Teubner 1876.

Dieses interessante Werk ist in zwei Abschnitte getheilt. Jede Abtheilung (die erste für Sexta und Quinta, §. 1—314, die zweite für Quarta und Tertia, §. 315—922, oder S. 1—201 und 202—564) ist im Buchhandel besonders zu erhalten, die erste für 2 M. die zweite für 3 M.

Der Verfasser ist bei Abfassung des Werkes den Vorschriften von Konferenzen gefolgt, welche in den Jahren 1872—75 an den Gymnasien zu Wittstock und Potsdam abgehalten wurden. Nach diesen Beschlüssen soll der „propädeutische Kurs“ mit der Terminologie und den Grundbegriffen vertraut machen, den Gebrauch der Karten erläutern und durch diese eine Übersicht über die Erdoberfläche ermöglichen. Hieran knüpft sich die Anleitung zur Erkenntniss der „geographischen Thatsachen,“ der Übergang zur politischen Geographie und Geschichte in der Weise, dass dabei Rücksicht genommen wird auf den Unterricht in der Geschichte und die Lektüre der lateinischen Schriftsteller in den unteren Klassen. Den Schluss bildet für Quinta die Betrachtung der aussereuropäischen Erdtheile und eine Repetition der vorgenommenen Pensen. „Es soll durch die sich ergebende Vergleichung zur Erkenntniss des Zusammenhangs der Einzelheiten, sowie der Beziehungen der Erdoberfläche zum Menschenleben hingeleitet werden.“

In der 2. Abtheilung soll eine intensivere Behandlung der Geographie eintreten, mehr für den Verstand der Schüler und ihre gesteigerte Auffassungs-

fähigkeit, dem Verlangen nach geistiger Anregung gesorgt werden. Hier soll auch der Alten Geographie, besonders eingehend die der Griechen, am geeigneten Orte ihre Stelle finden.

Der Lehrer soll sich bei seinem freien Vortrage nicht unbedingt an das Lehrbuch halten, sondern es bloss als Anhaltspunkt benützen, das Gesamtbild eines Landes durch freie Zeichnung an der Wandtafel in Verbindung mit seinem Vortrage den Schülern vor Augen und zur Erkenntniss bringen, was beim Lehrbuche weniger möglich ist. Dieses soll nebst dem Schulatlas zur Repetition zu Hause dienen, oder auch dazu, dass einzelne Theile, für welche eine genauere Ausführung in der Schule keine Zeit übrig ist, nach Anleitung des Lehrers vom Schüler zu Hause durchgenommen werden.

Der Gang des Lehrbuchs ist in der besprochenen Weise angelegt. Der „propädeutische Theil“ (§. 1—100) giebt die nothwendigen Erklärungen kurz und deutlich, führt in kurzen Umrissen von dem Bilde der Heimat (Potsdam) durch den zugehörigen Kreis (Teltow) in die nächstgelegenen Kreise, von da zu den Regierungsbezirken und den Provinzen Preussens, endlich (ebenfalls in aller Kürze) zu einem Überblick über den ganzen Staat. Durch beigegebene Illustrationen (Formen der Berggipfel, Elementares über Kartenprojektionen, Höhenzeichnung, Profile, Grundrisse: des Klassenzimmers [das aber verkehrt zum Abdruck gekommen ist, da die Schüler das Licht von der rechten Seite erhalten], Plan einer Stadt nebst Massstab, Karte der Umgegend) wird das Verständniss erleichtert. Hierauf kommt die Aufzählung der übrigen deutschen Staaten und der Staaten Europas, zuletzt der übrigen Welttheile. Bei allem diesem sind nur in allgemeinen Umrissen die Bodengestaltung, die Gewässer und die bedeutendsten Städte erwähnt, ohne irgend welche Zahlen.

Der 2. „monographische“ Theil beginnt mit Afrika (bis §. 123), dann kommen Asien (bis §. 193), Australien nebst Inseln (bis §. 217), Amerika (bis §. 309), den Schluss bildet die Betrachtung der Polarregionen. Hier geht der Verf. mehr in das Einzelne ein und gibt auch die nöthigsten Zahlen, die horizontale und vertikale Gliederung, Lage und klimatischen Verhältnisse, speciell die bedeutendsten Gebirge, Beschaffenheit des Landes und dessen Thier- und Pflanzenwelt, ferner anschauliche Beschreibung der Gewässer, Geschichtliches über die Bildung der Staaten, Unterschied der ursprünglichen Bevölkerung und der Eingewanderten; Sitten und Sprache, Handel und Gewerbe; Staatsverfassung; anziehende Beschreibung der grösseren Städte und interessanteren Landschaften. Am Schlusse der Betrachtung jedes einzelnen Welttheils wird eine „politische Übersicht“ über die Staaten nach Grösse und Bevölkerungszahl gegeben, woran sich reiht die Angabe der „Dichtigkeit“ der Bevölkerung im Vergleich mit der durchschnittlichen Bevölkerung Europas.

Diess der Inhalt des für die unteren Klassen bestimmten Abschnittes. Der zweite Hauptabschnitt, für die oberen Klassen bestimmt, beschäftigt sich nur mit Europa. Die Europa umgebenden Meere und Meerbusen, die Ober-

flächenbildung, das Klima, die ganze Gestaltung des Festlandes, die Nähe vieler Inseln, seine Lage gegen Asien und Afrika, alles dieses sind die Ursachen des hohen Kultur-Zustandes der Bewohner dieses Welttheils. „Die Gunst der Gliederung Europas besteht zunächst in seiner Zugänglichkeit von aussen her und seiner Wegsamkeit im Innern. Daher ist das Christenthum von seiner asiatischen Pflanzstätte aus zunächst zu den südlichen Gliedern Europas von Ost nach West gebracht und dann über die westliche Gliederung verbreitet worden. Von hier aus erst hat es seinen Weg zum Stamm Europas genommen, von der reicher gegliederten Westhälfte zu der einförmigeren Osthälfte vorschreitend. Das ist von Asien her der Weg, welchen der Bau des Erdtheils vorschreibt. Ihn haben auch die hellsten Gedanken des Orients (Buchstabenschrift, bildende Kunst in Bau- und Bildwerk, die Astronomie und zuletzt die sinnreiche indische Zifferschrift, welche die Araber brachten) eingeschlagen. Aus dem Morgenlande stammt auch eine sehr grosse Menge der Europäischen Kulturpflanzen und Hausthiere. — Diese geistigen und materiellen Gaben des Orients nahm nach seiner Lage zuerst und nach seiner Gestaltung gewissermassen mit offener Hand Griechenland entgegen. Zu schöner Blüte, in eigenartigster Mannigfaltigkeit entwickelt, gab es die Civilisation an Rom, das in seiner Centralstellung am Mittelmeer sie auf dessen gesammte Gestadeländer übertragen hat. Rom wieder gab der Civilisation ein besonderes, staatsmännisches Gepräge, es lehrte ein Gemeinwesen gesetzlich ordnen, ein Heer zu schulen, scharfsinnig über Recht und Eigenthum zu urtheilen, während Griechenland wieder zurücksank. Vom Mittelmeer nahm die Civilisation ihren Weg zu den oceanischen Küstenländern und drang nun immer tiefer in den Stamm Europas von West n. Ost ein, und, indem sie endlich auch den atlantischen Ocean überschritt, in Nordamerika, dessen gegliedertste Seite Europa zugewendet ist, eine neue, verheissungsvolle Stätte gewann. So lehrt die Geschichte, dass geographische Vergünstigungen nicht einen ewigen Werth haben, sondern dass sie die Völker unterstützen, eine Zeit lang Träger höherer Gesittung zu werden, bis die Völker zur Thatkraft erstarkt, durch Leistungen der Geisteskraft gefördert, ihrer entrathen können, ohne deswegen in Unkultur zurückzusinken. So erweist sich die Kraft des menschlichen Willens und Geistes stärker als der geographische Vortheil für die Förderung des Menschengeschlechts, zu dessen Erziehung die geographische Gliederung der Erdtheile nur ein Mittel ist.“

Wir haben diesen Paragraphen wörtlich dem Buche entnommen ¹⁾, um ein Bild der Sprache zu geben und des Gedankengangs, der das Buch belebt, und um darauf hinzuweisen, wie der Verfasser die Geographie behandelt. Bei der Beschreibung Griechenlands und Italiens kommt auch die alte Geographie zur Sprache und wird (§. 339—399 und §. 420—444) durch andern Druck hervorgehoben.

1) Die Orthographie des Verfassers haben wir etwas nach der bei uns noch gebräuchlichen Schreibweise geändert.

Neben diesem verhältnissmässig grossen Raum einnehmenden Theil (im Ganzen 73 Seiten), bleiben für die übrigen Europäischen Länder (ausser Deutschland) nur c. 120 Seiten übrig, während Deutschland oder vielmehr „das germanische Mitteleuropa“ auf mehr als 100 Seiten sehr eingehend behandelt wird. Wir finden hier die anschauliche Beschreibung der Hochalpen und des Jura, der Mittelgebirge am Rhein, in Hessen und Thüringen, in Böhmen, Mähren und Sachsen, sodann der Tiefebene Norddeutschlands. Hierauf wird übergegangen an die umgebenden Meere, benachbarte Inseln, Kanäle, und endlich kommt der Verfasser kurz zu sprechen auf das Clima Deutschlands, sodann eingehender auf die Bevölkerung und Staatenbildung, die er in sinnvoller, gemüthsreicher Weise behandelt, ähnlich wie der oben gegebene Abschnitt.

Den Schluss der Buches (S. 407—563) bildet eine Übersicht über mathematische und physikalische Geographie.

F.

A n k ü n d i g u n g e n .

Verlag von **T. O. Weigel** in Leipzig.**G e s c h i c h t s t a b e l l e n .**

Uebersicht der politischen und Kultur-Geschichte mit Beigabe der wichtigsten Genealogien in synchronistischer Zusammenstellung für Schulen und zum Selbstunterrichte bearbeitet

von

Friedrich Kurts.

Dritte vermehrte, bis auf die Gegenwart ergänzte Auflage.
1881. In 4°.

In 2 Abteilungen (Alte und mittlere Geschichte. — Neuere Geschichte) à 1 Mk. 30 Pf. oder in einem Bande à 2 Mk. 60 Pf. gebunden.

Das Hohe Königl. Württembergische Kultministerium äußerte sich in seinem Urtheil über die „Tabellen“ dahin, daß „die St. Kultministerial-Abtheilung für Gelehrten- und Realschulen die vorgelegten, in dritter Auflage erschienenen **Geschichtstabellen** von **Friedrich Kurts** einer sorgfältigen Prüfung unterzogen und dieselben als durchaus tauglich für den Gebrauch von Schülern an höheren Klassen behufs einer übersichtlichen Repetition des geschichtlichen Stoffes, sowie zum Selbststudium der Geschichte befunden hat. Namentlich erscheinen die beigegebenen Genealogieen zum Zwecke der Orientierung und der Gewinnung eines historischen Ueberblicks ganz besonders geeignet“.

Cornelii Taciti Germania.

Besonders für Studirende erläutert

von

Dr. Anton Baumstark.**Neue wohlfeile Ausgabe.**

Preis 1 Mk. 20 Pf.

Diese **neue wohlfeile Ausgabe** des für die Benutzung an höheren Unterrichtsanstalten eingerichteten Werkes mit dem ausführlichen Kommentar des bekannten scharfsinnigen Tacitus-Erklärers sei zu allgemeinem Gebrauche, welchem der ehemalige höhere Preis im Wege stand, angelegentlich empfohlen.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Rempten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes:

Soeben erschienen:

Die Grundlehren der ebenen und sphärischen Trigonometrie

von

A. Stegmann,

vgl. Gymnasialprofessor in München.

8°. Preis broch. M. 1. 20, gebunden M. 1. 40.

Wie bei Ausarbeitung der Grundlehren der ebenen Geometrie und Grundlehren der Stereometrie, welsch beide Lehrbücher vom k. bayer. Cultus-Ministerium zur Einführung genehmigt wurden, hat sich der Herr Verfasser auch hier zum Geseze gemacht, alles möglichst einfach und klar darzustellen, um den Lernenden die Arbeit zu erleichtern. Die zahlreichen Uebungs-Aufgaben sind nach dem Lehrgange geordnet, und theils allbekannt, doch öfters umgestaltet, theils sind Absolutorial-Aufgaben benützt.

Verlag der Fr. Vink'schen Buchhandlung in Trier.

Die Elemente der Algebra

für

höhere Lehranstalten

von

J. P. Schmidt,

Regs.- und Schulrat in Metz.

IV. Auflage. Preis broch. M. 3.

Die Elementar-Arithmetik

und deren Anwendung.

Ein Lehr- u. Uebungsbuch f. d. Rechenunterricht

an höhern Lehranstalten

von

J. P. Schmidt,

Regs.- und Schulrat in Metz.

V. Auflage. Preis broch. M. 2,25.

Schulgesangbuch

zunächst für

höhere Unterrichtsanstalten.

Enthaltend

das Wichtigste aus der allgemeinen Musiklehre nebst Singübungen
und zwei-, drei- und vierstimmigen Liedern.

III. verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von

P. Bohn und C. Nettlich.

Preis gebd. M. 1,20.

Im Verlage der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hebräisches Vocabularium

in alphabetischer Ordnung

mit Zusammenstellung von Synonymen, gleich und ähnlich lautenden Wörtern und analogen Formen

nach dem Manuscript von Ephorus Dr. L. H. Kapff
bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. L. Ableiter,

Professor am Obergymnasium Ulm.

gr. 8. 1881. 2 M.

Verlag von Aug. Stein in Potsdam:

Alb. Benede,

Direktor der Sophienschule in Berlin:

Die französische Aussprache.

Zum Schul- und Privat-Gebrauche.

Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 1 M. 60 Pf.

Die Verlagsbuchhandlung erlaubt sich, auf dieses Buch des Herrn Verfassers, welcher seit vielen Jahren der französischen Aussprache unausgesetztes Studium gewidmet und für eine größere Würdigung derselben in seinen Vorlesungen an der Akademie für moderne Philologie in Berlin gewirkt hat, die Aufmerksamkeit aller zu lenken, welche sich für die richtige Aussprache des Französischen interessieren.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

in Freiburg i/B. und Tübingen.

Soeben erschienen — zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Geschichte der griechischen Philosophie

von Dr. A. SCHWEGLER, herausgegeben von Dr. Karl Köstlin,
Professor in Tübingen. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Gr. 8. (IV. 462 Seiten.) br. 6 M. —

Modell einer electrischen Eisenbahn.

Durch ein Flaschenelement in Betrieb zu setzen.
Mit Schienengleis auf Holzbrett, Pferdebahnwaggon—Bekleidung
und kleines Bunsen-Element. 40 Mk.

Ernst Heitmann,

Internationale Lehrmittelhandlung Leipzig.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geistbeck, Dr. A., Leitfaden der mathematisch-physikalischen Geographie für Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten. Dritte, durchgesehene Auflage, mit vielen Illustrationen. gr. 8°. (VIII u. 151 S.) M. 1. 50. Gebunden in Halbleder mit Goldtitel M. 1. 90. (In neuer Orthographie; Satzrichtung nach den Anforderungen des österr. Ministeriums für Cultus und Unterricht.)

Pütz, W., Lehrbuch d. vergleichenden Erdbeschreibung für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Zwölfte, verbesserte Auflage bearbeitet von F. Behr. gr. 8°. (VIII u. 376 S.) M. 2. 80. Geb. in Halbleder mit Goldtitel M. 3. 40. (In neuer Orthographie; Satzrichtung nach den Anforderungen des österr. Ministeriums für Cultus und Unterricht.)

In einem Schreiben der k. Kult-Ministerial-Abtheilung für Gelehrten- und Realschulen, d. d. Stuttgart, den 11. November 1881, heißt es u. A.:

„Das unterzeichnete Sekretariat ist beauftragt worden, Ihnen zu eröffnen, daß die k. Kult-Ministerial-Abtheilung die Einführung dieses Lehrbuches der Geographie, das als eine ganz brauchbare und empfehlenswerthe Erweiterung und Fortsetzung des geographischen ‚Leitfadens‘ desselben Verfassers erkannt worden ist, in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten in allen Fällen gerne genehmigen wird, wo die betreffenden Lehrerkonvente die Einführung desselben beantragen werden.“

Der Altmeister der Geographie, Herr Dr. G. A. von Klöden, schreibt an den Bearbeiter des Pütz'schen Lehrbuches:

„Eine so weit verbreitete und geschätzte Arbeit verdiente es, daß sich eine tüchtige Kraft des Faches daran machte, sie der Jetztzeit anzupassen; und ich habe mit vielem Interesse gesehen, wie Sie mit ganzer erwünschter Sorgfalt den schönen Zweck erreicht haben.“

Im Verlage der Hahn'schen Buchhandlung in Hannover ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiges Wörterbuch zur Philippischen Geschichte des **Justinus.**

Von
Dr. Otto Eichert.

gr. 8. 1881. 2 M. 10 Pf.

sowie in neuer Auflage:

Eichert, Dr. Otto, vollständiges Wörterbuch zu den Geschichtswerken des C. Sallustius Crispus von der Verschwörung des Catilina und dem Kriege gegen Jugurtha, so wie zu den Reden und Briefen aus den Historien. Dritte Auflage. gr. 8. 1881. 1 M. 20 Pf.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i/B. und Tübingen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

GERMANISCHER BÜCHERSCHATZ

herausgegeben von Alfred Holder.

Band V:

Jordanis

De origine actibusque Getarum.

Edidit

Alfred HOLDER.

klein 8. (84 Seiten) 1 M. 50 Pf.

Im Verlage der Hahn'schen Buchhandlung in Hannover ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Saalfeld, Dr. G. H., *Italograeca*. Kulturgeschichtliche Studien auf sprachwissenschaftlicher Grundlage gewonnen. Erstes Heft: Vom ältesten Verkehr zwischen Hellas und Rom bis zur Kaiserzeit. 8. geh. 1882. 1 M.

In den neuesten Auflagen bestens empfohlen:

Fr. Fr. Striich, Oberlehrer in Eßlingen

Saadbarte von Württemberg und Baden in siebenfacher Farbendrud (Flüsse blau, Thäler und Ebenen hell- und dunkelgrün, Gebirgszeichnung braun, Hochflächen lichtbraun, Grenzen roth und gelb. Preis 30 S.

Schulwandkarte von Württemberg und Baden in denselben Farben ausgeführt wie die Saadbarte. Preis: auf Leinwand mit Stäben und lackirt 8. M. 40. —

Geographie von Württemberg mit 4 Kärtchen in 6 Farben 30 S.

Geographie und Geschichte von Württemberg mit denselben Kärtchen. 40 S.

Text und Kärtchen auch einzeln, jedoch zu etwas erhöhten Preisen.

Commissionsverlag v. Aug. Weismann in Eßlingen, sowie direkt vom Herausgeber und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Heft 1 & 2 des XXIX. Jahrgangs sind unter der Presse.

Dem XI. und XII. Heft liegen bei Prospective der Verlagsbuchhandlungen: W. Buble in Mülhausen, M. Heinsius in Bremen, A. Stubenrauch in Berlin.

☛ Sämmtliche hier angezeigte Werke sind zu beziehen durch die L. Fr. Fues'sche Sortimentsbuchhandlung (Franz Fues) in Tübingen.

LXI. Dienstmeldungen.

Ernannt: (21. Sept.) zum Hauptlehrer an der VI. Classe der Realanstalt in Heilbronn Professor Necker und zum Hauptlehrer an der V. Classe derselben Anstalt Oberreallehrer Maysen in Heilbronn; zum Hauptlehrer für Mathematik an den mittleren Classen des Gymnasiums in Stuttgart der realistische Professoratscandidat Cranz unter Verleihung des Titels eines Professors auf der VIII. Rangstufe; zum Hauptlehrer an der II. Classe der Realanstalt Ludwigsburg Reallehrer Bessler in Bopfinger; zum Collaborator an der Realanstalt in Hall Collaborator Staiger in Eningen O.A. Reutlingen; (24. Sept.) zum Hauptlehrer an Classe VIIb des Gymnasiums in Heilbronn Professor Warth daselbst; zum Hauptlehrer an Classe IVb des Gymnasiums in Stuttgart Präceptor Winterlin daselbst unter Verleihung des Titels eines Professors auf der VIII. Rangstufe; zum Reallehrer in Herrenberg Reallehrer Kauter in Kirchheim; (6. Oktober) zum Verwaltungsbeamten der Kunstschule und der Kunstsammlungen der Verweser derselben Schmitt mit dem Titel eines Secretärs auf des VIII. Rangstufe; zum Professor an der oberen Abtheilung des Realgymnasiums in Stuttgart Professor Dr. Veil am Karlslyceum daselbst; zum Hauptlehrer an Classe II des Lyceums in Ludwigsburg Präceptor Rentschler daselbst; (12. Okt.) zum Hauptlehrer an der mittleren Abtheilung der Realanstalt in Stuttgart Oberreallehrer Fach daselbst; dem Reallehrer Schrägle an derselben Anstalt wurde der Titel eines Oberreallehrers verliehen; (27. Oktober) zum Collaborator an der Lateinschule in Leonberg Collaboraturcandidat Bossler daselbst; (28. Oktober) zum ersten philologischen Professor am oberen Gymnasium in Tübingen Prof. Dr. Treuber in Nürtingen; zum zweiten philologischen Professor an derselben Anstalt Repetent Dr. Knapp am evangel. theol. Seminar in Tübingen; zum Hauptlehrer an Classe V des Lyceums in Reutlingen unter Verleihung des Titels eines Oberpräceptors Präceptor Votteler an derselben Anstalt; zum Hauptlehrer an Classe III des Lyceums in Reutlingen Präceptor Leuze an derselben Anstalt; zum Hauptlehrer an Classe I des Lyceums in Ludwigsburg Hilfslehrer Belschner am Karlslyceum in Stuttgart; (2. Nov.) zum Hauptlehrer an Classe VI a des Gymnasiums in Heilbronn Präceptor Hartmann an derselben Anstalt unter Verleihung des Titels eines Professors auf der VIII. Rangstufe; zum Heiliggeist-Präceptorats-Kaplan in Biberach Professorats-Candidat Geiselhart in Stuttgart; (3. Nov.) Prof. Dr. Barth am Lyceum in Öhringen zum Rector dieser Anstalt; (23. Nov.) zum Hauptlehrer an Classe IV des Lyceums in Reutlingen Präceptor Hartmann in Pfullingen; zum Hauptlehrer an Classe II derselben Anstalt Collaborator Aickelin in Reutlingen; (30. Nov.) zum Hauptlehrer an der IV. Classe des Karlslyceums in Stuttgart Oberpräceptor Albrecht an derselben Anstalt mit dem Titel eines Professors auf der VIII. Rangstufe; zum Präceptor in Rosenfeld O.A. Sulz

Präceptoratscandidat Steudel; (6. Dez.) zum Hauptlehrer an Classe Vb der Realanstalt in Heilbronn Reallehrer Binder daselbst unter Verleihung des Titels eines Oberreallehrers; zum Hauptlehrer an Classe IVa derselben Anstalt Professoratsverw. Seybold am Gymnasium in Ulm; (15. Dez.) zum Collaborator an der Latein- und Realschule in Winnenden der Verweser Collaboraturcandidat Bonz; (22. Dez.) zum Collaborator an der Realschule in Eningen O|A. Reutlingen Amtsverweser Staiger an der Bürgerschule in Stuttgart; (28. Dez.) zum Präceptoratscaplan in Neckarsulm Präceptoratscaplaneiverweser Franz Dreher in Biberach.

LXII. Amtliche Bekanntmachungen.

Bekanntmachung des K. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens, betreffend das Ergebniss der Dienstprüfung für philologische Lehrämter im Jahre 1881.

In Folge der am 18. Oktober l. J. und den folgenden Tagen bei der Königlichen Kultministerial-Abtheilung für Gelehrten- und Realschulen abgehaltenen Dienstprüfung für philologische Lehrämter sind nachbenannte Candidaten für befähigt erklärt worden: A. Für Professorate: Drück, Theodor, Professoratsverweser am Gymnasium in Tübingen; Gaiser, Eugen, Präceptor am Gymnasium in Ellwangen; Geiselhart, Nikolaus, Hilfslehrer am Karls-Gymnasium in Stuttgart; Rief, Franz Xaver, Hilfslehrer am Lyceum in Ludwigsburg; Dr. Schermann, Johannes, Oberpräceptor am Gymnasium in Ellwangen; B. Für Präceptorate: Babel, Karl, Präceptoratsverweser in Herrenberg; Brost, Gustav, Präceptoratsverweser in Murrhardt; Egerer, Friedrich, Präceptor am Realgymnasium in Stuttgart; Föll, Rudolf, Lehramts-candidat aus Esslingen; Gfrörer, Franz, Lehramts-candidat aus Rottenburg; Grunsky, Ferdinand, Repetent am Seminar Maulbronn; Keck, Emil, Präceptoratsverweser in Gaildorf; Keller, Markus, Hilfslehrer am Lyceum in Reutlingen; Kirschmer, Christoph, Hilfslehrer am Karls-Gymnasium in Stuttgart; Kley, Max, Hilfslehrer am Gymnasium in Ravensburg; Schöttle, Hermann, Hilfslehrer am Karls-Gymnasium in Stuttgart; Steudel, Johannes, Präceptoratsverweser in Rosenfeld.

Stuttgart, den 31. Oktober 1881.

Gessler.

Bekanntmachung der K. Kult-Ministerialabtheilung für Gelehrten- und Realschulen, betreffend die nächste Prüfung für Candidaten des realistischen Lehramts.

Die nächste Prüfung von Candidaten des realistischen Lehramts und zwar sowohl die Reallehrerprüfung als die realistische Professoratsprüfung

in der sprachlich-historischen und in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung wird von Mitte April bis Mitte Mai 1882 nach Massgabe der Ministerialverfügung vom 20. Juli 1864 und der darauf bezüglichen späteren Bestimmungen abgehalten werden. Die Meldungen zu dieser Prüfung sind vor dem 1. Februar 1882 bei der K. Kult-Ministerialabtheilung für Gelehrten- und Realschulen den bestehenden Vorschriften gemäss einzureichen. Eine Zusammenstellung dieser Vorschriften, sowie der erwähnten Ergänzungen zu der Verfügung vom 20. Juli 1864 findet sich in den Anhängen zu Numer 1 des Correspondenzblattes für die Gelehrten- und Realschulen in Württemberg von 1879 (Seite 68—97). Separatabdrücke dieser Numer werden den Candidaten auf Verlangen von dem Sekretariat der Kult-Ministerialabtheilung gegen eine Gebühr von 50 Pf. verabfolgt.

Stuttgart, den 1. Dezember 1881.

Bockshammer.

Bekanntmachung des K. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens, betreffend das Ergebniss einer Prüfung von Candidaten des realistischen Lehramts.

Die nachgenannten Candidaten des realistischen Lehramts haben durch Ablegung der vorgeschriebenen Lehrprobe die realistische Professoratsprüfung, beziehungsweise die Reallehrerprüfung vollendet und die Befähigung zu definitiver Anstellung zuerkannt erhalten und zwar: I. Für Professorate: Dölker, Franz, Repetent am Pensionat in Heilbronn; Motz, Eugen, Amtsverweser an der Realanstalt in Ludwigsburg; Schöttle, Adolph, Lehrer an der höheren Mädchenschule in Cannstatt; II. für Hauptlehrstellen an niederen Realklassen: Blerch, Joseph, Reallehramtsverweser in Altshausen; Entress, Ernst, Reallehramtsandidat aus Rottenburg; Gehring, Christian, Vikar an der Realanstalt in Stuttgart; Goppelt, Georg, Hilfslehrer an dem Lyceum in Öhringen; Horsch, Eduard, Hilfslehrer an der Realanstalt in Göppingen; Keppler, Johann, Amtsverweser an der Realanstalt in Stuttgart; Stahl, Albert, Hilfslehrer an der Realanstalt in Stuttgart; Wilhelm, Otto, Amtsverweser an dem Reallyceum in Nürtingen.

Stuttgart, den 8. Dezember 1881.

Gessler.

Ordensverleihungen.

(8. Nov.) Aus Anlass der im Herbst 1881 in Stuttgart stattgefundenen (? Staatsanz.) Schulausstellung wurden verliehen: a. das Ritterkreuz I. Classe des Friedrichs ordens: dem mit der Einrichtung der Ausstellung der gewerblichen Fortbildungsschulen etc. beauftragten Professor Kolb an der Kunstgewerbeschule in Stuttgart, dem Prof. Fauser an dem Realgymnasium in Stuttgart, dem Professor Dr. Vogel an der Realanstalt und zumaligen Vorstand der städtischen Gewerbeschule in Stuttgart, dem Professor Hölder an dem Gymnasium, der Realanstalt und der gewerblichen Fortbildungsschule in

Rottweil; b. das Ritterkreuz II. Classe des Friedrichsordens: dem Professor Glückler an der Realanstalt und der gewerblichen Fortbildungsschule in Biberach; dem Professor Högg an der Realanstalt und der gewerblichen Fortbildungsschule in Heilbronn; dem Inspector Lachenmayer an der Frauenarbeitsschule in Reutlingen; c. die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft: dem Professor Schwarz an der gewerblichen Fortbildungsschule in Rottenburg; d. der Titel eines Professors mit dem Rang auf der 8. Stufe der Rangordnung: dem Zeichenlehrer Dieterlen an dem Gymnasium, dem Realgymnasium und der Realanstalt in Ulm.

Widener Library



3 2044 094 597 424

HD